BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gelehrte Anzeigen

München 1842

4 Bavar. 125 i-15
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10331570-6

10331570

10331570

Anzeigen

4° Bavar.
125 i/15

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36627619090012

<36627619090012

Bayer. Staatsbibliothek

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Fünfzehnter Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

10331570

10331570

Gelehrte Anzeigen.

July bis December.

1842.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

10331970

10331570

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 1.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. July.

Nro. 130. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. May. 1842.

1. Herr Conservator Steinheil trägt vor:

1) über sein Photometer zur Messung der Lichtmenge der Gestirne, welchem er eine für die Beobachtung viel bequemere Form gegeben hat als dieses Instrument früher besaß (s. Abh. d. math. phys. Classe 1837 Bd. XIII.). Die optische Axe der diametral getheilten Objective liegt in der Weltaxe; jede Objectivhälfte erhält Licht durch doppelte Spiegelung, wo die Spiegel mit der Stunden- und Declinationsaxe die constanten Winkel von 45° bilden und um diese Axen drehbar sind. Auf solche Weise können zwey Sterne, welches auch ihre Position seyn mag, auf doppelte Art neben einander in das Gesichtsfeld gebracht, und durch Drehung des Rohres um die optische Axe darin erhalten werden. — St. legt zugleich der Klasse ein solches unter seiner Leitung ausgeführter Photometer vor, welches für die Sternwarte in Wien bestimmt ist, woselbst v. Littrow eine ausgedehnte Arbeit über die Helligkeit der Sterne damit auszuführen beabsichtiget.

2) über Ruolz's Methode der Vergoldung mittels galv. Ströme, die er hier zuerst ausgeführt und vielen Gewerbtreibenden bereits gelehrt habe. Er führt an, daß es ihm gelungen sey diese Vergoldung auch direct auf Zinn und Zink zu fixiren was die berichterstattende Commission der Akademie zu Paris als nicht thunlich bezeichnet hat. Die Anwendung drr Vergoldung auf Daguerre'sche Bilder, welche dadurch an Deutlichkeit gewinnen, vor Beschädigung durch Berührung und Oxydation geschützt sind und einen angenehmen warmen Ton erhalten, habe ihn auf eine weitere in ihren Folgen wie er glaube, sehr wichtige Anwendung geleitet, nämlich die Spiegel der Spiegelteleskope auf solche Weise mit einer dünnen Goldplatte vor Oxydation zu schützen. Er habe bereits mehrere Telescopspiegel vergoldet, und sie zeigten nach der Vergoldung entschieden besser als vorher. Lichtmessungen ergeben, daß der Spiegel nach der Vergoldung $\frac{1}{5}$ mehr Luft reflectirt als vorher. Er ladet die Classe ein, nach der Sitzung bey ihm sich von der Wirkung solcher vergoldeter Spiegel in Teleskopen zu überzeugen. Da sonach jedes Metall vor Oxydation geschützt werden könne, habe er

3) Teleskopspiegel galvanoplastisch copirt und nachgebildet. Der Abdruck von Kupfer zeige vollkommen eben so hohe Politur als der Originalspiegel besitze. Nach dem Abnehmen wurde der kupferne Spiegel dann zum Schutz dieser Politur blaß vergoldet. Er habe bereits mehrere Spiegel auf solche Weise erhalten, die, obschon nicht ganz ohne Fehler, doch keinen Zweifel über das Gelingen und die Ausführbarkeit dieser Idee ließen. — Für die Vervielfältigung der Spiegelteleskope zu niedrigen Preisen sey dieser Gegenstand von großem Belang und verspreche der Kaptoptrik, die jetzt in Deutschland ganz aufgegeben sey wieder neuen Aufschwung. — Endlich berichtet er

4) über die Anwendung der Teleskopspiegel zu astronomischen Meßinstrumenten

a) bey dem Meridiankreis, der um seine optische Axe, horizontal von Ost nach West gerichtet,

dreht, und von einem durchbrochenen Planspiegel unter 45° befestigt das Licht aus Punkten der Meridianebene parallel zugewendet bekömmt, in der Ebene der Spiegelöffnung aber zum Bilde vereinigt, was mit dem Oculare im hohlen Drehungszapfen betrachtet werde. So habe der Meridiankreis nur 2 Flächen nöthig, während unsere Objective jetzt wenigstens 4 fordern.

b) bey der parallaktischen Aufstellung großer Teleskope in der Weltaxe, wo der Teleskopspiegel feststeht und nur die beyden Planspiegel wie bey dem oben erwähnten Photometer bewegt zu werden brauchten. Man benöthige bey dieser Construction zwar 3 Spiegelungen; allein der Lichtverlust sey reichlich compensirt durch den Vortheil, daß man nicht mehr Dimensionen von der Länge des Teleskopes nach den Sternen zu bewegen habe, sondern nur Dimensionen von der Oeffnung des Teleskopes. — Wäre das 40füßige Herschel'sche Teleskop auf solche Weise montirt, so könnten alle Sterne bloß durch Bewegung einer 4 Fuß großen Platte eingestellt und im Gesichtsfeld erhalten werden. — Diese Aufstellung gebe der Hoffnung Raum, zu einer neuen Potenz in den Dimensionen der Teleskope zu kommen.

---

2. Herr Professor Dr. A. Wagner giebt: Bemerkungen über die Artsrechte der antediluvianischen Höhlenbären.

Auf die Vorarbeiten von Esper, Rosenmüller, Hunter und Goldfuß gestützt, hatte Cuvier die Erklärung abgegeben, daß die in unsern Höhlen aufgehäuften fossilen Ueberreste von Bären mit dem Knochengerüste des gemeinen Bären (Ursus arctos) zwar in naher Uebereinstimmung stehen, gleichwohl aber entschiedene Eigenthümlichkeiten zeigen, aus welchen man mit Evidenz die specifische Verschiedenheit dieser urweltlichen Thiere von den noch jetzt in unsern Gegenden lebenden behaupten dürfe.

Dieses Resultat hat seitdem als eines der merkwürdigsten und verlässigsten in der Palaeontologie gegolten und ohne irgend eine Ausnahme die Anerkennung aller Naturforscher erhalten. Die seit Cuvier's Arbeiten in Belgien und Frankreich neu entdeckten Knochenhöhlen lieferten ihren Beschreibern kein Material, das jenes Resultat umgestoßen oder auch nur wankend gemacht hätte; lediglich wurde hierdurch die Zahl der antediluvianischen Arten vermehrt, während die schon früher unterschiedenen eine neue Bestätigung gewannen.

Um so überraschender mußte die Erklärung seyn, welche neuerdings Blainville im 8ten Hefte seiner Ostéographie über diesen Gegenstand in folgenden Worten ablegte: „Nach der Vergleichung, welche wir vermittelst zahlreicher Hülfsmittel machen konnten, wie sie in unsern Sammlungen sowohl an Knochen von lebenden Bären als von Höhlenbären aus allen Theilen Europa's vorkommen, glauben wir, daß diese von einer und derselben Art herrühren, der nämlichen, die noch heut zu Tage in Europa lebt, aber eine fast gigantische Größe erreichend im Vergleich mit der Rasse, die in den entferntesten Theilen der Alpen und Pyrenäen zu existiren aufhört, und sehr wenig von der des Bären aus dem nordwestlichen Amerika (Ursus ferox) verschieden. Das Männchen macht den U. giganteus, spelaeus major, Pitorrii und neschersensis, das Weibchen den U. arctoideus und leodiensis in der Varietät erster Größe aus; während in der der zweyten das Männchen durch den U. spelaeus minor und das Weibchen durch den U. priscus repräsentirt wird." Von dieser Art unterscheidet Blainville nur noch eine andere kleinere und sehr bezeichnete, die in Europa den südamerikanischen Ursus ornatus und den südasiatischen U. malayanus zu repräsentiren scheine, nämlich den U. avernensis, der wahrscheinlich mit U. etruscus identisch, früher im südlichen Europa existirte und seine Ueberreste in einem offenen Diluvium zurückließ, das vielleicht älter ist als das der Höhlen. Demgemäß würde, wie Blainville schließlich zusetzt, „der Stand der Dinge in Bezug auf diese Gattung keine allgemeine Fluth, keine Aenderung in den aktuellen Verhältnissen der Existenz der Erde erfor-

dern, sondern lediglich fortdauernde Fortschritte in der Ausbreitung der menschlichen Art in Europa," wodurch ihre frühern thierischen Bewohner verschwinden mußten.

Diese Behauptung Blainville's ist den bisherigen Erfahrungen und Annahmen so durchaus entgegengesetzt, daß ich, der ich mich seit zwanzig Jahren mit diesem Gegenstande viel befaßt habe, mich wohl aufgefordert und berufen fühle, seine Argumente einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Auch fehlt es mir hiezu glücklicher Weise nicht an Materiale zur selbstständigen Forschung. Schon im Jahre 1829 konnte ich mich rühmen zu meiner „Beschreibung *) der Ueberreste urweltlicher Säugthiere aus den muggendorfer Höhlen, welche in der Sammlung der k. Universität Erlangen aufbewahrt werden", das Knochengerüste des Höhlenbären fast vollständig vor mir gehabt zu haben; dabey nicht weniger als 13 Schädel von diesem Thiere. Diesen Reichthum an gedachten Ueberresten verdankt die Universität Erlangen, die früher nur einige Fragmente davon besaß, der Fürsorge unsers verehrten Collegen, des Herrn Hofraths von Schubert, dem es gelang die bedeutende Sammlung fossiler Knochen aus den muggendorfer Höhlen, die der Apotheker Frischmann, ein Zeitgenosse und Freund Esper's, zusammengebracht hatte, für das Universitätsmuseum zu acquiriren. Mit diesem Reichthum kann sich nun freylich die hiesige Sammlung nicht messen, doch besitzt sie 7 Schädel von Höhlenbären, und dieser Theil des Knochengerüstes macht für unsern gegenwärtigen Zweck die Hauptsache aus. Besser als mit den fossilen Knochen bin ich hier dagegen mit denen des lebenden Landbären (des U. arctos) bedacht, da die zoologisch-zootomische Sammlung des Staates 3 vollständige Skelete und außerdem noch 2 besondere Schädel besitzt, wozu ich noch einen Schädel vom hiesigen anatomischen Institute benützen konnte. Seine Durchlaucht, der Prinz Maximilian von Wied hatte überdieß die Gewogenheit mir einen Schädel des Ursus ferox zur Ansicht zukommen zu lassen, was meinen Untersuchungen sehr förderlich war.

*) Isis 1829 S. 966; ferner 1831 S. 555.

So habe ich denn wohl Mittel zur Vergleichung und Prüfung genug vor mir gehabt, um mir ein eben so bestimmtes Urtheil als Blainville erlauben zu dürfen.

1. Ursus arctos.

Bevor ich auf die kritische Musterung der auf den Höhlenbären bezüglichen Bestimmungen eingehe, ist es nöthig sich zuerst des Vergleichungs-Objectes zu versichern, d. h. die Frage zur Entscheidung zu bringen, ob die gemeinen Landbären, die einzigen, mit welchen die Höhlenbären in Zusammenstellung kommen können, einer oder mehreren Arten angehören. Cuvier hatte 2 Arten unterschieden, die er den braunen und den schwarzen Bären nannte. Die Differenzen, welche er im Schädelbau angiebt, und die ich früher auch für ausreichend zur Trennung hielt, sind jedoch so gering und die Uebergänge der einen Form in die andere habe ich seitdem so deutlich gesehen, daß ich sie jetzt nur als Abänderungen einer und derselben Art, des Ursus arctos *), erklären kann. Auch die beyden Species, die Eversmann **) neuerdings unter den russisch-sibirischen Bären als U. cadaverinus und formicarius unterschieden hat, kann ich nicht anerkennen, da Beschreibung und Abbildung ausweisen, daß ersterer auf ganz alte, letzterer auf jüngere Individuen begründet ist. Blainville ***) versichert, an den Skeleten des schwarzen Bären aus Europa, des Bären von Norwegen, Polen, der Alpen, Pyrenäen und aus Asturien, die er untersuchte, keine Differenzen wahrgenommen zu haben, die über solche hinausgiengen, welche Individuen nach Verschiedenheit des Alters oder Geschlechts zeigen können, oder nach den mehr oder minder günstigen Verhältnissen, in denen sie gelebt haben. In diesen Kreis zieht Blainville auch noch den Ursus ferox, indem er von ihm angiebt, daß er vom U. arctos nicht wirklich verschieden sey. Der Schädel, den ich von

*) Schreber's Säugthiere. Supplementband. 2. Abth. S. 135.

**) Bullet. de la Soc. imp. des naturalistes de Moscou. 1840. p. 8.

***) Ostéographie. 8. livrais. p. 19.

diesem Thiere gesehen habe, gehörte einem noch nicht vollständig erwachsenen Individuum an, ich konnte an ihm keine anderen Differenzen von unserem Bären auffinden, als daß bey U. ferox der Schädel nicht so gestreckt, im Verhältniß zur Breite kürzer und gedrängter, und die Nasenbeine in ihrem hintern Theile nicht deprimirt, sondern gleichmäßig der Quere nach etwas gewölbt sind. Ob diese Differenzen constant oder individuell sind, kann ich nicht bestimmen, um so weniger als Blainville zwar Abbildungen des Knochengerüstes vom U. ferox, aber weder Beschreibungen noch Ausmessungen mittheilte. *) Wie dem aber auch seyn möge, auf jeden Fall schließt sich dieser U. ferox enge an die typische Form unseres Landbären an.

Unter den Höhlenbären, zu deren Betrachtung wir jetzt übergehen wollen, **) hat bekanntlich Cuvier 3 Arten unterschieden: den Ursus spelaeus, arctoideus und priscus. Zu diesen fügte Marcel de Serres einen U. Pitorrii und metoposcainus, so wie Schmerling ***) einen U. giganteus und leodiensis, Croizet zuletzt noch einen U. neschersensis hinzu.

2. Ursus spelaeus.

Die Hauptmerkmale des Ursus spelaeus, um in der Kürze daran zu erinnern, sind: 1) die Stirne fällt nach vorn steil ab und ist dadurch von den Nasenbeinen stark und treppenartig abgesetzt; 2) die Stirnhügel sind, namentlich bey alten Thieren, außerordentlich aufgetrieben und zwischen ihnen und der Nasenwurzel entsteht eine breite und tiefe Grube; 3) die Stirnbeinkämme stoßen bey alten Individuen weit vorwärts zusammen und bilden dann eine hohe Scheitelleiste.

Dieser Art gehören in den deutschen, französischen und belgischen Knochenhöhlen weit die meisten Schädel an; in dieser Beziehung stimmen alle Beobachter überein. Mit Blainville bin ich einverstanden, daß Schmerling's U. fornicatus magnus und fornicatus minutus nur Alters-Differenzen bezeichnen; des Letzteren U. giganteus, auf einen Unterkiefer, Oberarm u. a. einzelne Knochen begründet, zeigt nur sehr große Individuen an. Vom U. Pitorrii weist Blainville nach, daß er ebenfalls weiter nichts ist als der U. spelaeus; den U. metoposcairnus scheint Marcel de Serres selbst wieder aufgegeben zu haben. Auch den, auf einen bloßen Unterkiefer begründeten U. neschersensis weist Blainville mit Recht dem U. spelaeus zu.

3. Ursus arctoideus.

Von den bisher erwähnten hochstirnigen Schädeln unterscheidet Cuvier eine andere Sorte, bey welcher die Stirne flacher, die Stirnhöcker wenig markirt, die Leisten schwächer und weiter rückwärts zusammentreffend, der Raum zwischen dem ersten Backenzahne und dem Eckzahne länger und diese letzteren auffallend kleiner sind. Ob diese zweyte Form von der ersten specifisch zu trennen oder nur als Varietät von ihr zu bezeichnen ist, darüber kam Cuvier zu keinem sicheren Resultate, bald mehr zu dieser, bald mehr zu jener Meynung sich hinneigend.

Diese zweyte Form, als U. arctoideus bezeichnet, ist ungleich seltener als die erste. Cuvier hat von ihr nur 2 Exemplare gesehen, die überdieß nicht sonderlich überein zu stimmen scheinen, so weit man nach seinen, in allzu kleinem Maßstabe entworfenen Zeichnungen urtheilen kann.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Der Prinz von Wied, der hinlänglich Gelegenheit hatte, den U. ferox zu beobachten, sieht ihn für eine selbstständige Art an.

**) Die wenigen, sehr fragmentarischen Ueberreste von U. arvernensis und etruscus lasse ich hiebey außer Spiel, was ich ausdrücklich bemerken will.

***) Recherch. sur les ossem. fossil. découverts dans les cavernes de la Province de Liége. 1833. Ein ausgezeichnetes Werk durch seine genauen Beschreibungen, vorzüglich aber durch seine in natürlicher Größe gefertigten Abbildungen.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 2.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. July.
Nro. 131. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. May 1842.

2. Herr Professor Dr. A. Wagner giebt: Bemerkungen über die Artsrechte der antediluvianischen Höhlenbären.

(Fortsetzung.)

Schmerling hat unter den vielen Schädeln aus den Höhlen im Lüttichischen nur einen gefunden, den er dem U. arctoideus zuschreiben konnte. Er findet ihn bey ziemlich gleicher Größe mit dem U. spelaeus durchgängig schmächtiger und gestreckter als diesen; seine Schläfenleisten vereinigen sich bald, während Cuvier das Gegentheil angiebt.

Unter den hiesigen Schädeln befindet sich gar keiner, der dem U. arctoideus zugewiesen werden könnte; unter den 13 in Erlangen nur ein einziger. Die Länge desselben beträgt 16 1/2″ (0,457 Meter); er gehört demnach einem großen Thiere an, obgleich dasselbe noch nicht bedeutend alt seyn konnte, da die Nähte sehr deutlich bezeichnet und die Zähne noch nicht abgenützt sind. Die Stirnleisten stoßen erst weit nach hinten zusammen, wie bey den jungen Individuen von U. spelaeus; was ihn aber von letzterem auffallend unterscheidet, ist der Umstand, daß die Stirne, statt treppenartig abzusetzen, sanft abwärts sich biegt, zwischen den flachen Stirnhügeln etwas ausgehöhlt ist und allmählig in die Nasenfläche übergeht. Beym hochstirnigen Höhlenbären liegt die Stirnfläche gerade noch einmal so hoch über der Nasenfläche als bey diesem flachstirnigen Exemplare. Von den durch Cuvier und Schmerling erwähntenn Schädel weicht dieser auch noch darin ab, daß die Eckzähne stark und der Raum zwischen ihnen und den Backenzähnen nicht größer als bey U. spelaeus ist.

Nach Blainville's Meynung bezeichnet dieser U. arctoideus das Weibchen von U. spelaeus, was, wie er hinzusetzt, „Hunter, ein ungleich gründlicherer Anatom als alle, die sich bisher mit dieser Frage befaßten, vollkommen erkannt hätte.“ Dieser Bescheid ist zwar kurz, gleichwohl aber keineswegs befriedigend, mit einer anderweitigen Angabe von Blainville sogar im Widerspruche.

Derselbe macht nämlich bey U. arctos und americanus bemerklich, daß er glaube bey diesen wahrgenommen zu haben, daß beym erwachsenen Männchen die Stirne flacher und deßhalb der Quere nach minder gewölbt sey als beym Weibchen und jungen Männchen. Ist dem so, so müßte ja umgekehrt der flachstirnige U. arctoideus eher das männliche, der hoch- und gewölbtstirnige U. spelaeus dagegen das weibliche Geschlecht bezeichnen.

Zu einer solchen Annahme wird sich aber wohl kein Naturforscher verstehen, da im U. spelaeus offenbar die Formen kräftiger ausgewirkt sind als im U. arctoideus. Gerade dieser Umstand ist es auch, der Hunter bestimmte in jenem das männliche, in diesem das weibliche Geschlecht zu suchen. Indeß so scheinbar dieser Grund ist, so bleibt er vor einer strengeren Prüfung doch nicht standhaltig. Zunächst ist es von den lebenden Bären nicht nachgewiesen, daß die seruelle Verschiedenheit in den Schädelformen so stark markirt ist, als die Differenz zwischen U. spelaeus und arctoideus sich darstellt.

Dann aber auch spricht gegen eine seruelle Verschiedenheit dieser beyden Formen der höchst gewichtige Umstand, daß während der U. spelaeus in Menge gefunden wird, der U. arctoideus dagegen zu den seltensten Vorkommnissen gehört. *) Nun aber leben die Bären in Monogamie, und von allen solchen Thieren weiß man, daß die Geschlechter an Individuenzahl sich ziemlich gleichkommen. Die wenigen Exemplare vom U. arctoideus, wenn dieser das Weibchen wäre, würden daher in gar keinem Verhältnisse zu den Männchen stehen, wenn der U. spelaeus lediglich solche bezeichnen sollte. Hieraus glaube ich mit bestem Rechte behaupten zu dürfen, daß der hoch- und flachstirnige Höhlenbär nicht seruelle Verschiedenheiten darstellen.

Weit eher scheint es mir glaublich, daß die beyden Schädelformen die äußersten Gränzpunkte bezeichnen, innerhalb welcher der Typus einer und derselben Art mannigfaltige Variationen gestattet, ohne daß seruelle und Alters-Differenzen in diesen Extremen ausschließlich repräsentirt sind. Denn ausdrücklich soll hier bemerkt werden, daß es nicht etwa junge Individuen sind, auf welche der U. arctoideus gegründet ist, da die von Cuvier, Schmerling und mir beschriebenen Schädel desselben sämmtlich zu den großen Exemplaren gehören, während umgekehrt es viel kleinere und jüngere Schädel giebt, die bereits die Merkmale des U. spelaeus in der markirtesten Weise an sich tragen. Wie es bey unseren lebenden gemeinen Bären, außer den Alters- und Geschlechts-Differenzen, auch noch höchst erhebliche individuelle giebt, so dürfen wir etwas Aehnliches auch bey den Höhlenbären erwarten.

Einem etwas kleineren Schädel eines flachstirnigen Höhlenbären hat Schmerling den Namen U. leodiensis beygelegt; auch von diesem hat er nicht

*) Mir selbst ist vom U. arctoideus in den verschiedenen Sammlungen, die ich gesehen habe, nur das eine Exemplar in Erlangen vorgekommen. Nicht selten mögen minder hochstirnige Schädel des U. spelaeus hiefür angesehen werden. Goldfuß giebt an, daß auf mehr als 870 Bärenschädel aus der gailenreuther Höhle 60 vom U. arctoideus gekommen seyn möchten, was jedenfalls nur eine ungefähre Schätzung seyn wird.

mehr als ein Exemplar gefunden. Da er bey ihm die Stirne erhöhter und breiter als bey U. arctoideus angiebt, so bietet er schon mehr Annäherungspunkte an die hochstirnige Form an.

4. Ursus priscus.

Noch seltener als der U. arctoideus ist in den Höhlen der U. priscus gefunden worden. Goldfuß und Cuvier reden von diesem nur nach dem Exemplare von Sömmerring; der erstere erwähnt noch eines zweyten. Weiter ist kein Exemplar bekannt als das, welches sich in der hiesigen Sammlung befindet und daher zu ihren größten Seltenheiten gehört *). Wie Cuvier von diesem U. priscus sagt, „gleicht sein Profil sehr dem des braunen Bären, zumal der Varietät aus den Alpen, und ist nur etwas mehr deprimirt. Seine größte Convexität ist fast in der Gegend der Stirnnaht. Die Stirne ist nach allen Richtungen flach und vereinigt sich ohne merkliche Concavität mit den Nasenbeinen, in welcher Beziehung dieser Schädel sich dem des schwarzen europäischen Bären weit mehr als dem des braunen annähert.“ In der Kürze des durch die Schläfeleisten gebildeten Dreyecks, und in ihrer auswärts concaven Krümmung findet Cuvier die meiste Annäherung an den amerikanischen Bären, von dem er jedoch durch geringere Kürze der Schnautze abweicht. Andererseits sieht Cuvier eine Differenz vom schwarzen europäischen Bären darin, daß bey U. priscus die Jochbögen minder abstehen, und am Unterkiefer der untere Rand gerader als beym braunen Bären ist. Von den kleinen Lückenzähnen zeigt sich in beyden Kiefern das Fach für den kleinen Zahn hinter dem Eckzahne, und im Oberkiefer das Fach für den kleinen Zahn vor den großen Backenzähnen.

*) Schmerling erwähnt zweyer Kieferfragmente, die er dem U. priscus zutheilen möchte; bey dem einen bleibt er jedoch selbst zweifelhaft. Im Verzeichnisse der Versteinerungen der Kreis-Naturaliensammlung zu Bayreuth ist vom U. priscus das Hintertheil eines Schädels angeführt; nach einem solchen Fragmente würde ich freylich keine Bestimmung wagen.

Obschon der von Goldfuß und Cuvier beschriebene Schädel dieses U. priscus von einem bejahrten Thiere herrührt, weil seine Zähne angegriffen und seine Leisten sehr markirt sind, so kommt er an Größe doch nur den jungen Schädeln der andern Höhlenbären gleich. Seine Länge beträgt nur 0,345 M. (12″ 9‴).

Der Schädel, der sich von diesem U. priscus in der hiesigen Sammlung befindet, kommt mit dem erwähnten in allen Hauptmerkmalen überein; nur ist er größer, da er 14″ in der Länge hält. Gleichwohl gehört er keinem durch hohes Alter ausgezeichneten Thiere an, da die Zähne noch wenig angegriffen, alle Nähte deutlich bezeichnet sind und die Scheitelleisten erst hinter der Kranznath zusammen stoßen. Die Stirne ist breit, flach, nur schwach nach den beyden Dimensionen der Länge und Breite gewölbt, und ohne allen Absatz in die Fläche der Nasenbeine übergehend. Die Eckzähne sind bedeutend stark; die Alveolen der kleinen Lückenzähne deutlich vorhanden, unten die gewöhnlichen drey, oben zwey.

Mit Blainville anzunehmen, daß dieser U. priscus mit U. spelaeus zu einer Art gehört, halte ich für ganz verfehlt. Schon in den jüngsten Exemplaren, die vom U. spelaeus und arctoideus bekannt sind und an Größe nicht über unsern U. priscus hinausgehen, erhebt sich die Stirnfläche bedeutend über die der Schnautze, die Stirnhügel sind bey ersteren sehr stark hervortretend, und von den kleinen Lückenzähnen fehlen selbst die Spuren. Diese Verschiedenheiten sind, meiner Meynung nach, zu bedeutend, als daß sie mit specifischer Identität bestehen könnten.

5. Uebriges Knochengerüste.

Unter den Knochen des Rumpfes und der Gliedmassen, welche von den antediluvianischen Bären in den Knochenhöhlen getroffen werden, sieht man im Ganzen keine Verschiedenheiten, die nicht auf Rechnung des Alters oder der Individualität zu bringen wären. Da man niemals Skelete in ganzem oder auch nur theilweisem Zusammenhange, sondern immer nur isolirte Knochen gefunden hat, so ist bey ihnen, da die Formen keinen Anhaltspunkt geben, eine Scheidung nach Arten mit gar keiner Sicherheit vorzunehmen. Schmerling hat zwar einen solchen Versuch gewagt; er beruht jedoch auf rein willkührlichen Voraussetzungen.

Mit mehr Grund glaubte Cuvier die fossilen Oberarmbeine an zwey verschiedene Arten vertheilen zu dürfen. Während er nämlich 6 Exemplare von der bey den Bären gewöhnlichen Beschaffenheit, d. h. mit undurchbohrtem innerem Condylus fand, zeigte sich ihm bey einem siebenten Stücke eine solche Durchbohrung, wie sie den Katzen eigen ist; eine Zeichnung von Hunter und eine andere von A. Camper gaben die nämliche Eigenthümlichkeit zu erkennen. Hieraus glaubte Cuvier folgern zu dürfen, daß diejenigen Schädel und Oberarmbeine, welche sich am meisten vom Typus des lebenden Bären entfernen, zusammen gehören dürften, wie es andererseits mit denen, die sich ihm mehr annähern, wiederum der Fall seyn möchte. Er stellte daher die durchbohrten Oberarmbeine mit den hochstirnigen Schädeln und die undurchbohrten mit der einen oder der andern Sorte von den flachstirnigen Schädeln zusammen.

Mit Cuvier verstand ich mich in meiner ersten Arbeit über die Höhlenbären (vom Jahre 1829) zur Annahme, die erwähnte Verschiedenheit in den Oberarmknochen auf Rechnung zweyer Arten zu bringen; nur machte ich die gegentheilige Zusammenstellung. Da ich nämlich in den Sammlungen zu Erlangen bloß undurchbohrte Oberarmbeine fand, diese also die ungleich häufigeren sind, so schien es mir weit wahrscheinlicher, selbige mit den hochstirnigen Bären, die durchbohrten dagegen mit den flachstirnigen in Beziehung zu bringen.

Diese Umdeutung der Cuvier'schen Meynung schien durch die späteren Entdeckungen von Knochenhöhlen in Belgien und Frankreich eine größere Bestätigung zu gewinnen. Schmerling fand in den Höhlen von Lüttich keine durchbohrten Oberarmbeine. Christol *) berichtet, daß unter den 400 Knochen, die er von dieser Sorte in der Höhle von Aldène im südlichen Frankreich fand, kein einziger durchbohrt war. Durch diese Entdeckungen hätte meine

*) Ostéographie. 8. fascic. p. 93.

Meynung an Evidenz gewinnen müssen, wenn ich mich nicht selbst bereits im Jahre 1831 von ihr losgesagt hätte. *) Bey einer Besichtigung der Bärenskelete nämlich, die ich, der ich damals noch in Erlangen angesiedelt war, bey Gelegenheit eines Besuches in der hiesigen Sammlung vornahm, fand ich an einem derselben, das von einem alten Thiere des U. arctos herrührte, den linken Oberarmknochen über dem innern Condylus auf gleiche Weise wie bey dem Löwen durchbohrt, während am rechten Oberarm desselben Individuums dieses Loch gänzlich fehlte. Hiemit war demnach der Nachweis geliefert, daß in höchst seltenen Fällen — außer diesem ist bisher kein zweyter bekannt geworden — auch bey denjenigen Bärenarten, welchen normalmäßig das Loch am Oberarmbeine abgeht, ein solches sich als Abnormität einstellen, das Vorkommen desselben also keine specifische Trennung rechtfertigen könne. Aus der Seltenheit dieses Falles bey unsern lebenden Bären erklärt sich nun auch die bey den Höhlenbären.

Am Knochengerüste des Rumpfes und der Gliedmassen lassen sich demnach zur specifischen Trennung der Höhlenbären von einander keine Merkmale erholen, und wir bleiben in gedachter Beziehung lediglich auf die Vergleichung der Schädel beschränkt.

6. Vergleichung des Ursus spelaeus und arctoideus mit dem U. arctos.

Nachdem wir uns über die Festsetzung der antediluvianischen Bärenarten aus den Knochenhöhlen verständigt haben, bleibt uns nur noch die Erörterung ihres Verhältnisses zu dem braunen Landbären (U. arctos) übrig, der einzigen Art, welche bekanntlich in dieser Beziehung in Betracht kommen kann. Und zwar vergleichen wir zunächst den U. spelaeus mit unserem lebenden Bären.

Es sind vorzüglich 3 Merkmale, welche Cuvier und andere Naturforscher bewogen haben, den U. spelaeus vom U. arctos zu sondern, nämlich 1) die überwiegende Größe des ersteren, die $\frac{1}{5}$ bis $\frac{1}{4}$ aus-

*) Isis 1831. S. 555.

macht; 2) der treppenartige Absatz, in welchem bey ihm die Stirne von der Nasenfläche sich scheidet, zugleich mit den ansehnlichen Stirnhöckern; 3) der Mangel der kleinen Lückenzähne.

All diesen Gründen spricht Blainville die Evidenz ab.

Gegen das erste Argument wendet er ein, daß man bey den Höhlenbären Gelegenheit gehabt hätte, den größten Schädel von einem Thiere auszuwählen, das im vollkommen freyen und unbehinderten Zustand leben und sonach zum Maximum seiner Entwicklung gelangen konnte, während der größte, von Cuvier gemessene Schädel eines europäischen Bären von einem Individuum herrührte, das in Gefangenschaft gehalten seine Kräfte nicht üben und erstarken konnte und demnach auch nicht seine volle Ausbildung erreichte. Auch finde man, wie er hinzusetzt, bey allen wildlebenden Thieren nach den Lokalitäten ähnliche Differenzen.

Es ist allerdings richtig, daß auch bey den wilden Thieren ansehnliche Differenzen bey gleichalterigen Individuen einer und derselben Art wahrgenommen werden; indeß giebt es in dieser Beziehung ein Maximum und Minimum, das nicht überschritten wird. Die Länge von 0,363 M., welche Cuvier als Maximum für die in der pariser Sammlung befindlichen Schädel von U. arctos angiebt, wird ziemlich genau die höchste Größe für diese Art bezeichnen, da der größte unter den hiesigen Schädeln dasselbe Maaß hat, ein weit älterer aber nicht einmal diese Länge erreicht. Nun kann ich zwar nur von dem einen unserer 3 Skelete die bestimmte Versicherung geben, daß es von einem im wilden Zustande erlegten Thiere herrühre; da aber im bayerischen Walde und in den großen Salinenwaldungen um Traunstein von Zeit zu Zeit braune Bären erlegt werden — wie denn unsere drey ausgestopften Exemplare daselbst geschossen wurden — so ist mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß auch die andern Skelete von solchen Thieren abstammen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 3.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. July.
Nro. 132. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. May. 1842.

2. Herr Professor Dr. A. Wagner giebt: Bemerkungen über die Artsrechte der antediluvianischen Höhlenbären.

(Schluß.)

Es ist mir überdieß keine Angabe bekannt, welche dem U. arctos eine größere Schädellänge als die von Cuvier und mir gemessene zuschriebe; auch Blainville weiß sich auf keine solche zu beziehen. Die meisten Schädel aber bleiben hinter diesem Maximum, zum Theil sehr erheblich, zurück.

Ganz anders ist es bey dem U. spelaeus. Die kleinsten Schädel von diesem erreichen bereits das Maximum von denen des braunen Bären, und solche kleine sind sehr selten. Während bey diesem die Länge der Schädel von 11 bis $13\frac{1}{2}$, höchstens 14″ wechselt, variirt sie bey dem hochstirnigen Höhlenbären zwischen 14 — 18″.

In dieser, an vielen Exemplaren ermittelten höchst ansehnlichen Größe und Verschiedenheit darf aber der Zoolog mit Recht eine specifische Differenz zwischen beyderley Thieren suchen.

Das 2te Argument, von der gewaltigen Entwicklung der Stirne u. s. w. hergenommen, sucht Blainville durch die Versicherung zu entkräften, daß es keinen Anatomen, der nur ein wenig Physiolog wäre, gebe, der nicht wüßte, wie groß die Differenzen in gedachten Beziehungen zwischen einem jungen und einem erwachsenen, zumal alten, Individuum seyen, zwischen einem Männchen und einem Weibchen, und in demselben Geschlechte zwischen einem kühnen und kräftigen und einem schwächeren, verzagteren Individuum, was Alles mächtig auf die Ausprägung der Schädelformen bey einer und derselben Art einwirke.

Hierauf ist zu erwiedern, daß wohl Niemand im Ernste die Meynung hegen wird, als ob etwa Cuvier mit solchen individuellen Differenzen und Einwirkungen nicht bekannt gewesen wäre, und trotz dem hat er mit größter Bestimmtheit sich für die specifische Trennung des Höhlenbären von unseren lebenden Bären erklärt. In gleichem Falle mit diesem großem Vorgänger befinde ich mich auch, und die von Blainville gemachte Erinnerung hat mich nicht im Mindesten zur Aenderung meiner Meynung bringen können, worüber ich mich indeß vollständig zu rechtfertigen hoffe.

Abgesehen von individuellen nnd sexuellen Differenzen sind weit die eingreifendsten Veränderungen, welche an einem Schädel vorgehen können, diejenigen, die durch das Alter hervorgebracht werden; der wichtigste Zeitpunct in dieser Beziehung ist der Zahnwechsel, von dem an die größten Umänderungen erfolgen. Aber auch hier sind nach den verschiedenen Gattungen und Arten diese von sehr verschiedenem Umfange und in engere oder weitere Gränzen eingeschlossen. Bey unserem gemeinen Landbären liegt in der Jugend Stirn und Nasenfläche in einer Flucht, indem jene allmählig in diese übergeht. Mit dem Alter erhebt sich die Stirnfläche etwas, so daß ihr Vordertheil nicht mehr einen Theil des Bogens ausmacht, der vom Hinterhaupt bis an das Schnautzenende sich erstreckt, sondern ein wenig unterhalb dieses Bogens abfällt; damit bleibt

jedoch die Stirnfläche platt, mit geringer oder kaum merklicher mittlerer Aushöhlung. Ganz anders ist es bey dem U. spelaeus. Hier setzt auch bey den jüngsten Exemplaren, die man kennt, die Stirne steil und treppenartig von der Nasenfläche ab, hoch über diese emporragend, und die gewölbten Stirnhügel sind bereits ansehnlich aufgetrieben. Mit dem Alter werden diese Buckel größer und der Zwischenraum zwischen ihnen dadurch vertiefter. Ein Uebergang von der platten Schädelform des gemeinen Bären zu den hoch- und gewölbtstirnigen des U. spelaeus ist gar nicht vorhanden; eine spezifische Differenz also — wenn man anders Arts-Verschiedenheiten nicht ganz negiren will — nothwendig anzunehmen.

Es könnte jedoch scheinen, als ob in dem U. arctoideus das Uebergangsglied gegeben wäre, durch welche die Vereinigung des U. spelaeus und arctos zu einer Art vermittelt werden dürfte; dieß ist jedoch keineswegs der Fall. Nicht bloß ist der U. arctoideus von einer Größe, welche der gemeine Bär niemals erreicht, sondern die Stirne ist bey ihm noch immer in einer Bestimmtheit von der Nasenfläche abgesetzt, wie solches bey dem letzteren niemals gefunden wird.

Das 3te zu Gunsten der specifischen Selbstständigkeit des U. spelaeus aufgestellte Argument vom Fehlen der kleinen Lückenzähne, erklärt Blainville ebenfalls ohne Wichtigkeit, weil dieses Ausfallen nur anzeige, daß es frühzeitig durch die Entwicklung der Eckzähne veranlaßt werde, überdieß ein Merkmal, das auf einer veränderlichen Eigenthümlichkeit beruhe, niemals ein specifisches werden dürfe.

Wir können uns jedoch auch in diesem Puncte nicht so kurz abweisen lassen. Es ist allerdings richtig, daß der Mangel der Lückenzähne beym U. spelaeus und arctoideus kein absoluter ist. Cuvier hat sie in etlichen Fällen gefunden, Schmerling *) ebenfalls, zweifelhaft habe ich ein Beyspiel angeführt. Dieß sind aber vereinzelte, höchst seltene Ausnahmen von der allgemeinen Regel, denn in der großen Menge von Kiefern, die ich zu untersuchen Gelegenheit hatte, ist mir nichts Aehnliches mehr

*) A. a. O. S. 120.

vorgekommen. Ein Gleiches bezeugen Cuvier, Schmerling, Goldfuß und andere Beobachter. Diese Kiefer gehören aber den verschiedensten Alters-Perioden an: ganz alten Individuen eben so gut als ganz jungen. — Völlig verschieden von diesem Verhalten der Höhlenbären ist das vom lebenden Bären. Hier ist das Vorkommen der Lückenzähne die Regel, ihr Fehlen die Ausnahme; Letzteres nur mitunter bey ganz alten Individuen; während sie bey jungen und mittelalten Thieren immer — wenigstens ihre Alveolen — vorhanden sind.

Hinsichtlich dieser kleinen Lückenzähne besteht demnach zwischen den lebenden und den Höhlenbären der bedeutende Unterschied, daß während bey jenen alle Individuen damit versehen sind und nur ganz alten der eine oder andere abgeht, bey diesen dagegen, den jungen Thieren so gut als den alten, die Lückenzähne oder ihre Alveolen gänzlich fehlen, und nur in außerordentlich seltenen Fällen Spuren davon wahrgenommen werden. Wenn demnach die Höhlenbären in ihrer frühesten Jugend ebenfalls sämmtlich mit diesen Lückenzähnen versehen gewesen seyn sollten, worüber uns freylich die nöthigen Thatsachen fehlen, so würde ihr Ausfallen, ja das gänzliche Verschwinden ihrer Alveolen, bereits in einer Lebensperiode eintreten, in welcher bey dem lebenden Bären an ein solches Verschwinden noch gar nicht zu denken ist. Aus diesem verschiedenartigen Verhalten bey beyden Thieren wird man nun wohl nicht ohne gute Berechtigung auf eine specifische Differenz derselben schließen dürfen, zumal wenn andere Merkmale von Belang, wie die eben angeführten, hinzukommen.

Was das Gerippe des Rumpfes und der Gliedmassen anbelangt, so besteht in dieser Beziehung zwischen den großen Höhlenbären und unserem braunen Bären im Allgemeinen eine solche Uebereinstimmung, daß die meisten Differenzen als individuelle sich deuten lassen. Eine Ausnahme hievon machen die Knochen der Mittelhand und des Mittelfußes, von welchen Cuvier, Schmerling und ich gleichmäßig angegeben haben, daß sie beym Höhlenbären sämmtlich dicker und doch dabey kürzer als beym braunen Bären sind. Auch Blainville kann dieses Verhalten nur bestätigen, und ich lege auf selbiges

für die specifische Sonderung ein um so größeres Gewicht, als gerade diese Knochen es sind, die am häufigsten gefunden werden, daher das von ihnen hergenommene Merkmal mit der größten Sicherheit constatirt werden konnte.

Am Becken des Höhlenbären, von dem die Universitäts-Sammlung in Erlangen als eine der größten Seltenheiten ein vollständiges Exemplar besitzt, habe ich die Bemerkung gemacht, daß der vordere oder Längsdurchmesser den der lebenden Bärenarten um ein Beträchtliches übertrifft; ein Merkmal, das in Verbindung mit den übrigen wohl Beachtung verdient.

Fassen wir alle die bisher erörterten Differenzen, die wir zwischen den großen Höhlenbären (dem U. spelaeus und arctoideus) und dem braunen Bären (U. arctos) gefunden haben, zusammen, so fällt ihre Summe für mich so sehr ins Gewicht, daß ich jetzt so wenig als früherhin anstehe, mit der bestimmtesten Ueberzeugung ihre specifische Verschiedenheit auszusprechen. Auch glaube ich in meiner Hoffnung nicht getäuscht zu werden, daß der größte Theil der Naturforscher diese Meynung mit mir theilen wird.

7. Vergleichung des Ursus priscus mit dem U. arctos.

Wenn es mir nicht schwer wurde die specifische Verschiedenheit des U. spelaeus von unserem lebenden Bären nachzuweisen, so ist dieß nicht mehr bey dem U. priscus der Fall. Die Uebereinstimmung in den Schädelformen dieser beyden letzteren ist so groß, daß die von Cuvier erwähnten Differenzen (minder abstehende Jochbögen bey U. priscus, breiterer Hirnkasten, längerer Zwischenraum zwischen Eck- und Backenzähnen ꝛc.) recht leicht noch in den Kreis individueller Abweichungen hineinfallen können. Das Exemplar des U. priscus in der hiesigen Sammlung kommt durch die gleichmäßig gewölbte Dachung, welche von den Stirn- und Nasenbeinen gebildet wird, ganz mit den jüngeren Schädeln des braunen Bären überein, nur daß es diese an Größe und namentlich an Breite des Stirnbeines ansehnlich übertrifft. Seine Größe ist der des größten alten Schädels vom U. arctos gleich, obwohl er keineswegs von einem besonders alten Thiere herrührt, wie dieß der gute Zustand der Zähne, die

scharf markirten Nähte und die nicht sonderlich entwickelten hinteren Orbitalstacheln des Stirnbeins ausweisen. Das von Cuvier und Goldfuß beschriebene Exemplar ist merklich kleiner, obwohl es von einem älteren Thiere als das unserige herrührte; solchen Differenzen ist nur ein individueller Werth beyzulegen. Was mir am hiesigen Schädel des U. priscus am meisten auffällt, ist die ansehnliche Breite des Stirnbeins vor den Orbitalstacheln; um so bemerkenswerther, als gedachtes Exemplar von keinem sonderlich alten Thiere herrührt und also wohl dieser Theil des Schädeldaches mit größerem Alter durch die vorschreitende Entwickelung der Stirnhöhlen an Ausdehnung noch gewonnen hätte. Ueber den Abstand der Jochbögen kann ich nichts sagen, da diese an unserem Schädel abgebrochen sind.

Obschon nun allerdings in den Schädelformen des U. priscus keine solchen markirten Differenzen hervortreten, wie bey dem U. spelaeus, so möchte ich doch mit Cuvier und Goldfuß eher auf seine specifische Differenz vom U. arctos als auf specifische Gleichstellung mit diesem schließen. Gerne gestehe ich indeß, daß ich mich in diesem Falle auf keine bündige Beweisführung einlassen, sondern meine Meynung nur als eine nicht unwahrscheinliche hinstellen kann.

Ein äußerlicher Umstand ist es, der mich in dieser Ansicht bestärkt. So viel mir bekannt, ist bisher bey allen Schädeln vom U. spelaeus und arctoideus noch niemals der dazu gehörige Unterkiefer anschließend gefunden worden. In den Sammlungen sieht man zwar häufig die Schädel mit Unterkiefern versehen; diese sind indeß nur unter vielen losen nach der entsprechenden Größe der Schädel ausgewählt worden. Bey dem von Cuvier und Goldfuß beschriebenen Exemplare, so wie nicht minder bey dem unserigen, ist aber der Unterkiefer durch Tropfsteinmasse, und zwar ganz in seiner natürlichen Stellung, an den Schädel befestigt. Dieser Umstand erscheint mir nicht ohne Bedeutung. Wie ich meyne, deutet er auf eine ruhigere Ablagerung dieser Ueberreste als auf die der großen Höhlenbären hin, so daß U. spelaeus und priscus wahrscheinlich nicht in gleichen Zeitperioden in den Höhlen die letzte Ruhestätte fanden. Schade, daß

man über die Verhältnisse der Auffindung dieser wenigen Ueberreste des U. priscus keine genaue Auskunft hat.

Blainville's Meynung, als ob der U. priscus das weibliche, wie der U. spelaeus minor das männliche Geschlecht der kleinern Varietät des U. spelaeus darstelle, entbehrt jeder Begründung, da solche enorme Differenzen zwischen den Geschlechtern an keiner unserer lebenden Bären-Arten vorkommen, also auch nicht bey den ausgestorbenen erwartet werden dürfen.

8. Schluß.

Aus dem Vorstehenden dürften sich demnach folgende Resultate ergeben:

1) Der eigentliche oder hochstirnige Höhlenbär (U. spelaeus), dessen Ueberreste in solcher Menge vorkommen, daß dagegen die des U. arctoideus und priscus kaum zählen, ist mit bestem Rechte für eine ganz besondere, von allen lebenden verschiedene Art zu erklären.

2) Der U. arctoideus ist mit größter Wahrscheinlichkeit nur als das äußerste Extrem, bis zu welchem die Reihe der Abänderungen von U. spelaeus verlaufen kann, anzusehen. Bey seiner außerordentlichen Seltenheit kann man ihn nicht für die weibliche Form des U. spelaeus gelten lassen, da eines Theils hiemit ein Mißverhältniß in der Zahl der Geschlechter vorausgesetzt werden müßte, wie es in der Natur nicht vorkommt, anderntheils aber die sexuellen Verschiedenheiten bey den wilden Thieren keine solchen schroffen Differenzen in den Schädelformen herbeyführen. Mit dem U. arctos wenigstens darf er in keiner Weise zusammen gestellt werden.

3) Der U. priscus ist diejenige Art, welche dem braunen Bären, sowohl durch Form als Größe des Schädels, am nächsten steht. Seine specifische Verschiedenheit vom letzteren kann nicht mit Sicherheit nachgewiesen werden, doch finden sich allerdings Merkmale, welche eine solche vermuthen lassen.

4) Der U. spelaeus und arctoideus gehören unter die ausgestorbenen Thierarten, deren Vernichtung nicht vom Menschen ausgegangen, sondern

durch eine gewaltige Katastrophe herbeygeführt worden ist. Von welcher Art diese gewesen dürfte, darüber giebt die gailenreuther Höhle bey Muggendorf die meisten Aufschlüsse, wie ich dieß schon an einem andern Orte*) nachgewiesen habe.

*) Vrgl. meine Abhandlung „über die fossilen Säugthier-Ueberreste der Muggendorfer Höhlen, mit besonderer Berücksichtigung der geognostischen Verhältnisse ihrer Lagerstätten“ (in den Münchner gel. Anzeig. Bd. IX. S. 938 u. f.) Ich erlaube mir aus diesem Aufsatze nur kurz hervorzuheben, was ich daselbst ausführlicher über die Ursache, durch welche die Knochen von Bären, Hyänen, Löwen u. a. Thieren in der gailenreuther Höhle abgelagert wurden, beygebracht habe.

Hunter, Rosenmüller, Cuvier und Buckland sind nämlich der Meynung, daß die Thiere, deren Ueberreste man in diesen und andern ähnlichen Höhlen findet, viele Generationen hindurch in ihnen gelebt haben und darin gestorben sind. Esper, Goldfuß und ich sind dagegen der Meynung, daß die Thiere eingeschwemmt wurden.

Wenn Buckland zu Gunsten seiner Ansicht sich auf die kirkdaler Höhle berufen kann, so bestehen dagegen in der gailenreuther ganz andere Verhältnisse. Hier ist 1) kein Knochen benagt oder zersplittert, 2) in die untern Abtheilungen, wo die meisten Knochen aufgehäuft sind, kann man nur durch Leitern oder gefährliche Kletterversuche gelangen; 3) die Knochen sind nicht bloß am Boden und in den Seitenwänden vorfindlich, sondern höchst merkwürdiger Weise auch in der Decke einer Grotte.

Unter solchen Verhältnissen scheint mir keine andere Annahme zulässig als die, welche sich dahin ausspricht, daß jene großen Thiere in einer gewaltigen Ueberschwemmung ersäuft und ihre Leichname in die gailenreuther und andere benachbarte Höhlen eingeschwemmt wurden; in ersterer in solcher Menge, daß ein ganzes Gewölbe damit erfüllt wurde.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. July.

Nro. 133. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Lehrbuch der Stöchiometrie. Ein Leitfaden zur Kenntniß und Anwendung der Lehre von den bestimmten Proportionen. Von Dr. Heinrich Buff, ordentl. Professor der Physik an der Universität Giessen. Zweyte Auflage. 8. 213 S. Nürnberg bey J. L. Schrag 1842.

Wenn ein Werk in kurzem Zeitraum eine zweyte Auflage nothwendig macht, obschon gleichzeitig andere sehr brauchbare Bücher, welche den nämlichen Gegenstand berühren, erschienen sind, so darf man wohl annehmen, daß die in der ersten Auflage gewählte Behandlungsweise einigen Beyfall gefunden habe. Diese günstige Aufnahme der ersten Auflage wird auch ohne Zweifel den Verf. bewogen haben, den früher befolgten Plan in der neuen vorliegenden Ausgabe im Allgemeinen beyzubehalten.

Die großen Fortschritte der Chemie in der neuesten Zeit waren indeß Veranlassung, daß bedeutende Veränderungen und zahlreiche Zusätze nicht vermieden werden durften. Vor Allem ist der Verf. bemüht gewesen, die sogenannte Theorie der Wasserstoffsäuren und namentlich die der elektropositiven und elektronegativen Radicale ganz ausführlich zu erörtern, weil durch die Grundlage dieser Theorie das Studium der chemischen Proportionslehre ungemein vereinfacht und die Anwendung derselben bey chemischen Berechnungen erleichtert wird.

Nachdem der Verf. den geschichtlichen Theil der stöchiometrischen Lehren von Wenzel, Richter und Proust an bis auf unsere Zeit flüchtig berührt, geht er zu den Grundgesetzen der Stöchiometrie über.

Die Stöchiometrie beschäftigt sich nicht mit chemischen Gemengen, wie z. B. Salpeter in Wasser aufgelöst, verdünnte Schwefelsäure, Glas ꝛc., indem die Bestandtheile dieser Gemenge in sehr mannichfaltigen Verhältnissen vorhanden seyn und aus dem Grunde keinen Gegenstand der Berechnung ausmachen können. Sie beschäftigt sich vielmehr nur mit den chemischen Verbindungen, denn in ihnen ist das Verhältniß der Bestandtheile von der Art festgesetzt, daß sie alle durch Zahlen ausgedrückt werden können, deren Verhältnisse zu einander unveränderlich sind. Jede dieser Zahlen drückt für den einfachen oder zusammengesetzten Körper, welchen sie repräsentirt, das relative Gewicht aus, unter dem er Verbindungen mit andern Körpern eingehen kann. Es vereinigen sich z. B. 100 Gewichtstheile Sauerstoff mit 12,5 Wasserstoff zu Wasser, mit 490 Kalium zu Kali, mit 339 Eisen zu Eisenoxydul, — mit 201 Schwefel zu unterschwefliger Säure. Diese Zahlen drücken nicht nur die Verhältnisse aus, in welchen sich diese Körper mit Sauerstoff, sondern auch, in welchen sie sich unter einander vereinigen, denn 201 Schwefel mit 12,5 Wasserstoff bildet das Schwefelwasserstoffgas; 201 Schwefel mit 339 Eisen das Schwefeleisen ꝛc. Diesen Verhältnißzahlen hat man mit Unrecht verschiedene Benennungen beygelegt, nämlich Massentheile, Atomgewichte, Aequivalente, Mischungsgewichte ꝛc., welche im Wesentlichen immer die nämliche Bedeutung haben.

Der neueren Theorie der Wasserstoffsäuren huldigend, betrachtet der Verf. alle wirklichen Säuren als Verbindungen eines einfachen oder zusammengesetzten elektronegativen Radikals mit einer gewissen Menge durch Metalle vertretbaren Wasserstoffs. Die Neutralsalze sind Verbindungen desselben Radikals mit einem basischen Metalle, oder in den Neutralsalzen ist der Wasserstoff durch eine chemisch proportionale Menge eines Metalls vertreten.

Bey zusammengesetztem Radikale der Säure kann das Mischungsgewicht des einfachen Stoffes mit einem oder mehreren Mischungsgewichten eines andern verbunden seyn; es können aber auch mehrere Stoffe darin aufgenommen oder der eine durch einen andern ausgeschieden werden. Wenn dabey die Menge des ersetzbaren Wasserstoffs ungeändert bleibt, so besitzen alle diese verschiedenen Säuren einerley Sättigungscapacität, wovon der Verf. eine große Zahl von Beyspielen anführt.

Einige Oxyde gehen mit dem Wasser mehr oder weniger innige Verbindungen ein und bilden Hydrate. Diese sind so zusammengesetzt, daß der Sauerstoff des Wassers dem der Base entweder gleich oder halb so groß ist. Einige dieser Hydrate verlieren ihren Wassergehalt schon bey der Temperatur des kochenden Wassers, wie die des Zinnoxyduls und Kupferoxyds, andere erst beym Glühen wie die des Kalkes und der Magnesia; hingegen sind Kali, Natron, Baryt und Strontian so innig mit dem Wasser verbunden, daß sie es selbst bey der strengsten Glühhitze nicht verlieren. Es ergiebt sich aus den angestellten Untersuchungen, daß das Verhalten des Wassers in den Hydraten mit dem der Wasserstoffsäuren einige Analogie hat, auch kann der Wasserstoff darin zuweilen durch andere Metalle vertreten werden.

Der Verf. läßt die Corpuscular- oder atomistische Theorie nicht unberührt und stellt dafür den Satz auf, „daß die Masse eines Körpers kein stetiges Ganzes bildet, sondern ein Aggregat ist von sehr kleinen abgesonderten Theilen, deren Ausdehnung zwar verschwindend gering und für unsere Sinne unwahrnehmbar, deren Form, Größe und innere Beschaffenheit aber eine bestimmt gegebene und unveränderliche ist.“

Durch den Einfluß äußerer Kräfte kann die Wirksamkeit der anziehenden und abstoßenden Kräfte der Massentheile oder Atome verstärkt, geschwächt oder auch ins Gleichgewicht gesetzt, aber niemals eigentlich aufgehoben werden. Wir enthalten uns, diesen etwas hypothetischen Gegenstand noch weiter zu verfolgen und gehen über zu dem Artikel, in welchem der Verf. das elektrolytische Gesetz entwickelt.

Faraday's wichtige Entdeckung der festen chemischen Zersetzung mittelst elektrischer Aktion (Elektrolysis) ist hiebey von besonderer Bedeutung und besteht wesentlich in Folgendem: Wenn man ein Gefäß durch eine eingesetzte poröse Masse, z. B. durch ein Stück Ochsenblase in 2 Kammern theilt, in die eine derselben verdünnte Schwefelsäure, in die andere eine Auflösung von Kupfervitriol bringt, sodann in die Säure eine Platte von Zink, in die Auflösung von Kupfervitriol eine Kupferplatte taucht und beyde Metalle in Berührung setzt, so entsteht ein elektrischer Strom. Dabey wird das Zink aufgelöst und an der Kupferplatte eine dem aufgelösten Zink chemisch proportionale Menge Kupfer abgesetzt.

Nach der elektrochemischen Theorie läßt sich von diesem Verhalten folgende Erklärung geben: das Zink durch die Berührung mit Kupfer positiv elektrisch geworden wirkt elektrisch vertheilend auf die in der Schwefelsäure verbundenen Elektricitäten ihres Salzbilders und des Wasserstoffs.

Der Verf. geht alsdann über zu den Beziehungen des Volums und des specifischen Gewichtes der Körper im Gas- oder Dampfzustande zu ihren Verbindungs-Verhältnissen; ferner zur Wärmecapacität und zum Volum der Atome.

Das Zusammensetzungs-Verhältniß chemischer Verbindungen wird von ihrer Krystallform abhängig dargestellt, weil es viele Gruppen krystallisirter Verbindungen giebt, in welchen irgend einer der Bestandtheile durch einen andern Stoff ersetzt werden kann, ohne daß die Krystallform geändert wird. So machen Thonerde, Schwefelsäure, Kali und Wasser die gewöhnlichen Bestandtheile des Alaun's aus. Die Thonerde kann indessen ganz oder theilweise durch Eisenoxyd, Manganoxyd oder Chromoxyd vertreten werden, ohne daß das Verhältniß der übrigen Bestandtheile, noch die Krystallform die allergeringste Aenderung erleidet. Es kann sogar derselbe Krystall von den 3 genannten Oxyden enthalten. Eben so kennen wir kein krystallisirtes Salz der Schwefelsäure, in welchem der Schwefel nicht vollständig durch Selen ersetzt werden könnte.

Mitscherlich, der diese merkwürdigen Beziehungen zuerst einer sorgfältigen Prüfung unterwarf

und dieselben auf zahlreiche Körpergruppen ausdehnte, wurde durch seine Arbeiten zu dem Schluße geleitet, daß diejenigen Quantitäten verschiedener Stoffe, welche mit einerley Mengen eines andern oder mehrerer anderer Stoffe Verbindungen von einerley Krystallform hervorbringen, ebenfalls einerley Form besitzen müssen. Dem zu Folge müssen die Aequivalente von Thonerde, Eisenoxyd, Manganoxyd und Chromoxyd gleichgeformt seyn. Diese Körper sind isomorph.

Im Allgemeinen behauptet die Isomorphie unter den Mitteln zur Bestimmung der chemischen Verhältnißzahlen denselben Rang, wie früher die Volum-Theorie, obgleich Kopp in neuerer Zeit gezeigt hat, daß die Atome einiger Körper, wenn auch gleiche Gestalt, jedenfalls nicht gleiche Größe besitzen, wovon Titansäure und Zinnoxyd, welche mit einander isomorph sind, als Beyspiel dienen, denn das Atomvolum des Titan's ist nur halb so groß als das des Zinns. Das nämliche kann gesagt werden von Schwefelsäure, Chromsäure und Mangansäure, welche isomorph sind. Es läßt sich hieraus auf eine ähnliche Zusammensetzung dieser Körper schließen und darauf, daß die Mengen von Schwefel, Chrom und Mangan, welche einander in den Neutralsalzen jener Säuren vertreten können, ebenfalls gleichgestaltet sind und einer gleichen Anzahl von Atomen entsprechen. Allein die Atomvolume dieser 3 einfachen Stoffe sind durchaus verschieden. Die Aehnlichkeit der Form kann also erst durch die Verbindung mit Sauerstoff hervorgebracht worden seyn. Diese und ähnliche Thatsachen führen zu der Ueberzeugung, daß die Atomgewichte nach den Grundsätzen der Isomorphie mit absoluter Sicherheit ebenso wenig ausgemittelt werden können, als dieß mit Beyziehung irgend eines andern bis jetzt bekannten physikalischen Gesetzes möglich ist.

Der Verf. verläßt hier das Verhältniß der chemischen Verbindungen, mehr oder weniger abhängig von ihrer Krystallform und geht über zu der Bestimmung der chemischen Verhältnißzahlen oder der Atomgewichte der Körper, so wie zu den chemischen Zeichen und Formeln.

Wird von den chemischen Mischungswerthen weiter nichts erwartet, als dadurch eine Erleichterung für die Rechnung zu finden, so bedarf man für die Bestimmung derselben nur eine Anzahl von genauen Analysen. Wenn die relativen Verhältnisse bekannt sind, in welchen diese Mischungswerthe in den verschiedenen Verbindungen zusammentreten, so können wir uns dadurch einen leichten und sichern Ueberblick der Verbindungsverhältnisse verschaffen. Da z. B. im Eisenoxyd 2 Proport. Eisen mit 3 Sauerstoff verbunden sind und da der Mischungswerth des Eisens 339, der des Sauerstoffs 100 ist, so finden wir durch eine einfache Addition, daß das Eisenoxyd aus 678 Gewichtstheilen Eisen auf 300 Sauerstoff zusammengesetzt ist. Auf diese Weise können viele Angaben der procentigen Zusammensetzung der Körper entbehrlich gemacht werden, die Rechnungen werden dadurch sehr abgekürzt und in vielen Fällen kann man sich mit dieser rein empirischen Bestimmung der chemischen Verhältnißzahlen begnügen.

Nach den Ergebnissen der neuesten Analysen ist das Aequivalent des Wasserstoffes zu 12,48 festgesetzt worden. Dieß ist die Menge Wasserstoff, welche den Radikalen der Säuren gegenüber die Stelle einer Basis von sehr starker Verwandtschaft und Sättigungskraft übernimmt, die Menge, welche durch 1 Atom Kalium oder Natrium ersetzt werden kann. Man ist also versucht 12,48 für das Atomgewicht des Wasserstoffs zu nehmen, was auch wirklich von vielen Chemikern geschieht. Allein die gasförmigen Bestandtheile des Wassers sind 2 Vol. Wasserstoff auf 1 Vol. Sauerstoff. Da man indessen früherhin die Volumtheorie als die sicherste Führerin bey Untersuchungen dieser Art betrachtete, so hat Berzelius das Aequivalent des Wasserstoffs = 2 gesetzt. 1 Atom Wasserstoff würde demnach 6,24 wiegen. Das Atom des Wassers aber ist, welcher Ansicht man auch beypflichten mag = 12,48 + 100 = 112,48.

Die Chlorwasserstoffsäure ist aus gleichen Volumtheilen oder Atomen Chlor und Wasserstoff zusammengesetzt; weil aber bey allen andern Säuren 1 Aequivalent für 1 Atom genommen wird, so betrachtet man 1 Atom Chlorwasserstoffsäure bestehend aus 2 Atom Chlor und 2 Atom Wasserstoff.

Bey dem Schwefel hat man indessen den Aus-

spruch der Volumtheorie ganz unbeachtet gelassen. Lange bevor das specifische Gewicht des Schwefelgases bekannt war, hatte man die Atomzahl des Schwefels zu 201,17 gesetzt, weil dieß das Aequivalent für 100 Sauerstoff ist und weil der Schwefel in den meisten seiner Verbindungen die größten Analogien mit dem Sauerstoff zeigt. Man mußte also zuletzt nothwendig zu der Vorstellung geleitet werden, daß überall, wo beyde Körper einander ersetzen, Atom für Atom eintritt.

Nachdem der Verf. die chemischen Zeichen und Formen mit der geeigneten Deutlichkeit beschrieben, wendet er sich zur Stöchiometrie rücksichtlich ihrer Anwendungen.

Wenn sie immerhin als der wichtigste Theil der Chemie in wissenschaftlicher Hinsicht zu betrachten ist, so hat auch ihr praktischer Werth ein nicht geringeres Interesse. Nachdem wir mit der merkwürdigen Gesetzmäßigkeit in den chemischen Erscheinungen bekannt geworden, sind wir im Stande auf das Eintreten derselben schon im Voraus zu schließen. Indem uns eben diese Gesetzmäßigkeit die bestimmtesten Regeln erkennen läßt, nach welchen der größere Theil der Naturkörper zusammengesetzt ist, besitzen wir Mittel, die Verbindungsweise vieler Substanzen durch bloße Rechnung aufzufinden und dadurch eine Controle für die Sicherheit analytischer Untersuchungen. Hier theilt der Verf. eine große Menge gut gewählter Beyspiele mit, bey welchen die stöchiometrischen Rechnungen in Anwendung zu bringen sind.

Der Verf. berührt auch die Anwendungen der Stöchiometrie bey organisch-analytischen Untersuchungen, indem er dabey auf Liebig's Anleitung zur Analyse organischer Körper hinweist und im Allgemeinen erinnert, daß die gewöhnliche Art organische Substanzen zu analysiren, darin besteht, dieselben mit Kupferoxyd oder für den Fall, daß sie sehr

reich an Kohlenstoff sind oder Chlor enthalten, mit chromsaurem Bley zu verbrennen.

Nachdem der Verf. die Anwendnng der bestimmten chemischen Verbindungsverhältnisse zur Berechnung des spec. Gew. der Gase, sowie die Anwendung des bekannten spec. Gew. einer gasförmigen Verbindung als Controle ihrer durch die chemische Analyse gefundenen Zusammensetzung mit vieler Umsicht abgehandelt, theilt er zum Beschluß 2 Tabellen mit.

1. Tabelle über die spec. Gew. der wichtigsten Gase und Dämpfe auf 0° Temperatur und 336 Pariser Linien Druck reducirt.

2. Tabelle der chemischen Verhältnißzahlen der einfachen und zusammengesetzten Körper.

Es ist unverkennbar, daß der Verf. es sich hat angelegen seyn lassen, — daß er alle Kräfte angewendet hat, dem schon etwas unterrichteten Chemiker ein sehr brauchbares und nützliches Werk an die Hand zu geben. Er hatte dabey keineswegs die Absicht, neue wissenschaftliche Systeme aufzustellen oder schon vorhandene zu vertheidigen, sondern sein Bestreben ging lediglich dahin, Thatsachen zu sammeln und sie in eine solche Verbindung zu bringen, daß es den Studierenden möglich gemacht wird, von den mathematisch-chemischen Gesetzen und von ihrer wichtigen Anwendung in der practischen Chemie eine deutliche und klare Ansicht zu gewinnen. Aus diesem Grunde nehmen wir auch keinen Anstand, das vorliegende mit vielem Fleiß bearbeitete und Herrn Gay-Lussac gewidmete Werk Allen denjenigen, welche sich mit der interessanten Sparte der Stöchiometrie recht vertraut machen wollen, bestens zu empfehlen.

Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig.

A. V.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. July.

Nro. 134. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit von Friedrich v. Raumer. Zweyte verbesserte und vermehrte Ausgabe. In sechs Bänden. Vierter Bd. Leipzig. F. A. Brockhaus 1841. 654 S.

Zweyter Artikel.

Es ist wohl keine Frage, daß jeder Historiker das Recht habe, Berichte der Quellenschriftsteller in allen den Fällen, wo es nicht auf den Wortlaut ankömmt, und die eigentliche Thatsache nicht eine Beeinträchtigung leidet, im Auszuge, und andeutend, selbst mit den der Verschiedenheit der Auffassungsweise angemessenen Veränderungen mitzutheilen. Keineswegs darf aber diese Freyheit so weit ausgedehnt werden, daß man willkührliche Zusätze macht oder Dinge von Wichtigkeit ausläßt. Nach diesen Grundsätzen haben wir in dem vorigen Artikel uns veranlaßt gefühlt, mehrere Ausstellungen an der Raumerischen Behandlungsweise der Quellen zu machen und sind auch in Betreff des vierten Bandes genöthigt, dasselbe zu thun. Einige wenige Beweise werden statt vieler dienen. So läßt Hr. v. Raumer den Papst (Gregor IX.) dem Kaiser das Anerbieten machen, (S. 63) „alle Könige, Fürsten und Prälaten an einen sichern Ort zu berufen," um nach deren Ausspruch Genugthuung zu geben und zu nehmen. Vergleicht man hiermit den lateinischen Text bey Raynald 1243 n. 15, so findet sich ganz einfach das Anerbieten eines Fürstengerichts (parati sumus, vocare Reges, praelatos et principes tam saeculares quam ecclesiasticos ad aliquem tutum locum). Alle Könige der Christenheit zu berufen konnte dem Papste unter den damaligen Verhältnissen nicht in den Sinn kommen. S. 97 wird erzählt, wie Walter von Okra, Friedrichs Gesandter viele Gemüther durch das Erbieten gewonnen habe, „die letzte Entscheidung des Streites zwischen Reich und Kirche in die Hände Englands zu legen"; vergleicht man aber mit diesem Berichte den Ausdruck des Quellenschriftstellers, Matth. Paris. S. 434. (Parisiis 1654), so findet man etwas ganz Anders: Timens igitur, ut ait, irretiri et papalibus laqueis alligari, supposuit se dispositioni et censurae Regum Francorum et Anglorum ac Barnagii Regnorum eorundem. !! Hierauf folgt dann die Klage: Nec sic, ut ait, a Domino Papa exaudiri nec appendi potuit ejusdem tam justa humilitas. Schon dieses hätte von Raumer darauf führen sollen, es sey dieß kein anderer Vorschlag gewesen, als welchen der Kaiser durch Thaddäus von Suessa bey dem Concil zu Lyon an den Papst richten ließ (IV. S. 103), die Könige von Frankreich und England als Bürgen für die Vollziehung des kaiserlichen Versprechens anzunehmen. Einen Vorschlag, den Hr. v. Raumer seltsamer Weise einen „friedlichen" nennt, dessen Hinterlist jedoch der Papst wohl durchschaute, indem er bemerkte, „es hätte die Kirche statt eines Feindes alsdann drey und obenein von solcher Macht, daß sich ihnen in der Christenheit Niemand gleichstellen könnte." Irrthümer wie der Art, daß das Concil in der Kirche des hl. Johannes *) eröffnet worden (S. 101), übergehen wir als unerheblich und bemerken auch zu S. 79, der Flucht des Papstes, „Innocenz IV. sey mit solcher Geschwindigkeit nach Civita vecchia geeilt, daß ihm keiner von seinen Begleitern folgen konnte" —

*) Siehe dagegen Pagi breviarium III. S. 298. u. die neue Note bey Raumer IV. S. 112.

daß dieses wohl der entfernte Matth. Paris. erzählt S. 431: ante primum XXXIV. milliaria pertransivit, nemine comitante vel ipsum sequi potente. Allein Nicolaus de Curbio, welcher den Papst auf der Flucht begleitete und dann dessen Leben schrieb, erzählt ausdrücklich, daß der Papst seine Vertrauten zu seiner Begleitung auswählte, und dann nicht sowohl in Civita vecchia ankam, als, was wohl auf die Begleitung hinweist, ad ipsam civitatem vetulam est deductus. Das dimissis omnibus, das übrigens auf keinen Fall ein Nichtnachkommen bezeichnet, bezieht sich offenbar nur auf die Entlassung der Cardinäle. Wie übrigens Raumer bey dieser Gelegenheit erklären kann, S. 81, daß „bey einer unpartheyischen Prüfung der unter einander abweichenden Zeugnisse sich ergiebt: daß der Kaiser keineswegs den Plan hegte, den Papst gefangen zu nehmen," ist schwer zu begreifen. Matth. Paris., der bekanntlich dem Papste nicht besonders hold war, berichtet ganz unverholen, significatum fuit — Papae (ut idem postea asserebat) quod CCC Militis Tusci erant in veniendo ipsa nocte, ut ipsum apprehenderent; Nicolaus von Curbio aber erzählt: Imperator — Pontifici et fratribus occultas tendens insidias ipsosque capere machinans etc. Uebrigens hat Raumer Recht, wenn er sagt, „nur waren (jene) Reiter gewiß nicht die Ursache, weßhalb Innocenz — den Plan zur Flucht fassen mußte."

Doch wollen wir dieses nur berühren und kehren zurück von wo wir ausgegangen, um noch einiges in Betreff der Benützung des Matthäus Paris für das Concil von Lyon zu bemerken. Hier hat Raumer, mit welchem Grunde ist schwer zu sagen, eines der entscheidendsten Momente geradezu verschwiegen und zwar in der ersten wie in der zweyten Auflage. Der Papst hatte nämlich um seine Behauptung von des Kaisers Meineide zu begründen, die Originale der Schreiben des Kaisers an den römischen Stuhl vorgewiesen, in welchen seine Versprechungen enthalten waren, und als ihnen entgegen Friedrichs Gesandter die päpstlichen Schreiben vorwies, zeigte sich, wie begründet des Papstes Behauptung sey. Doch lassen wir Matthäus Paris reden: diligenter inspecto utrarumque tenore, non sibi ad invicem contradictorie aversabantur, cum papales epistolae conditionales fuissent, imperatoriae vero absolutae: et apparuit laesio fidei manifeste ex parte Imperatoris, qui cum omnia absolute promiserat nec inde aliquid secundùm promissa compleverat (S. 449). Erst S. 111 wird dieser Sache erwähnt, als nach dem Concil geschehen, und als eines jener Mittel, deren sich Innocenz mit großer Gewandtheit bediente, um die Mehrzahl der Prälaten auf seine Seite zu bringen. Wo steht dieß und wer giebt Herrn von Raumer das Recht zu einer solchen Behauptung? — Es blieb jetzt dem Gesandten nichts anderes übrig, als die Behauptung aufzustellen, der Papst habe gleichfalls nicht alles Versprochene gehalten. Wären jedoch die von uns im ersten Artikel berührten handschriftlichen Briefe von Raumer so mitgetheilt worden, wie es ihr Inhalt verdiente, so würde auch diese Ausrede in ihrer Nichtigkeit sich dargestellt haben. Der Leser möge aber aus diesem entnehmen, welches Ansehen ein in dem wichtigsten Theile so flüchtig abgefaßtes Werk verdiene.

Die Vertheidigung des Kaisers durch Thaddäus ist uns auch in anderer Beziehung noch interessant. Was dem Papst zum Nachtheile gereichte, ist richtig hervorgehoben; in Bezug auf den Friedrich gemachten Vorwurf wegen des sträflichen Umgangs mit sarazenischen Mädchen heißt es daselbst, solche „sind allerdings am kaiserlichen Hofe gewesen, keineswegs aber (wie der Papst, man weiß nicht auf welche Weise, ausgespürt haben will) unkeuschen Umgangs, sondern ihrer weiblichen Geschicklichkeit halber." Im Texte: Mulierculorum — Saracenarum non utitur concubitu et quis hoc posset probare? sed joculatione et quibusdam artificiis muliebribus!?

Mit derselben Parteylichkeit, mit welcher der ganze Bericht gehalten ist, wird ferner S. 109 angeführt: „Innocenz wußte seinen Vortheil geschickter mit dem Scheine der Mäßigung zu vereinigen; er bewilligte nämlich eine Frist, aber nur auf 12 Tage, welche kaum hinreichten, den Kaiser zu benachrichtigen und Antwort zu holen." Der wahre Grund, weßwegen der Papst nicht mehr Zeit bewilligte, liegt offenbar in den Worten Matth. Paris: concessae sunt — Thaddaeo induciae fere duarum heb-

domadarum non sine multorum gravamine Lugdunï expectantium (p. 449). Ric. de Curbio aber erzählt c. 19: (Imperator) non intendebat venire, sed concilium potius perturbare — sed ad ejus malitiam convertendam a festo S. Joannis usque ad XV cal. Augusti a toto concilio fuit, non sine incommoditate maxima expectatus, cum tunc esset in Lombardia apud Veronam, qui bene potuisset infra dictum terminum comparere. Man sieht Hr. v. Raumer ist eben so wenig glücklich in seinen Behauptungen, als genau in seiner Quellenforschung.

In Bezug auf die Mittel, deren sich Innocenz bediente, „die Mehrheit der Prälaten auf seine Seite zu bringen," möchten wir den Verfasser auf das Schreiben des Papstes an den Cistercienserorden Matth. Paris. p. 460 und eine Stelle verweisen, welche unsers Wissens gleichfalls übersehen wurde: Non meminimus unquam causam cum tanta deliberatione et diligenti examinatione fuisse excussam et peritorum atque sanctorum mentibus libratam extitisse; adeo quod in secretis aliqui fratrum nostrorum (der Cardinäle) induerunt personam advocati pro ipso. Aliqui autem econtra personam adversantis, ut ex objectionibus et responsionibus inquirentium et disputantium ut solet in scolis causae veritas radicitus hinc indeque discuteretur. Man sehe das ganze höchst merkwürdige Schreiben, in welchem Innocenz in seiner wahren Persönlichkeit und nicht nach der beschränkten Auffassungsweise des Hrn. v. Raumer hervortritt. Der indirekte Vorwurf, den der Verf. gegen Innocenz S. 111 wegen Nichterneuung der Frist erhebt, fällt theils durch das vorher angeführte, theils dadurch hinweg, daß die verlangten 3 Tage verstrichen, ohne daß man erfuhr, es seyen die gekommen, welche Thaddäus erwartete und um dererwillen er anscheinend den Aufschub zu erwirken strebte. Die Gründe, welche den Papst zu dem Banne bewogen, und die der Verf. angeblich in die Initialrede des Papstes verflocht, finden sich weder hier S. 104 noch 114 in der nothwendigen Schärfe und Ausführlichkeit. Ungern nehmen wir auch diese Stelle in den Text auf; allein da es sich nun einmal darum handelt, die Glaubwürdigkeit der Geschichte der Hohenstaufen zu ermitteln, sind wir dazu genöthigt. P. Innocenz klagt S. 104 über den Kaiser: „Mit Gewalt nimmt er Kirchengüter und Kirchenschätze in Besitz, läßt aus Eigennutz und Gottlosigkeit die Bisthümer und Pfarreyen zum Verderben der Seelen unbesetzt." Im Original:

„Liquet namque undecim aut plures Archiepiscopales et multas episcopales sedes, Abbatiasquoque et alias ecclesias ad praesens in Regno vacare — easque procurante ipso, sicut aperte patet, fuisse diutius Prelatorum regimine destitutas: in grave ipsarum praejudicium et periculum animarum multarum. Et licet forte in aliquibus ejusdem Regni ecclesiis electiones sint a capitulis celebratae: quia tamen per illa eadem familiares clerici sunt electi, probabili potest argumento concludi quod facultatem non habent liberam eligendi. Ecclesiarum autem ipsius regni non solum facultates et bona fecit prout voluit occupari, sed et cruces, calices, thuribula, et alios sacros earum thesauros et pannos sericos, velut cultus divini contemptor, auferri, licet ut dicitur ipsis ecclesiis (exacto tamen prius pro eis certo pretio) in parte fuerint restituti. Matth. Par. S. 453.

Auch der Befangenste wird zugeben müssen, daß den Papst zu seinem Auftreten gegen Friedrich wichtigere Gründe veranlaßten, als Hr. v. Raumer aus unbegreiflicher Nachläßigkeit oder Parteylichkeit erscheinen lassen wollte. Wir machen jedoch unsere Leser aufmerksam, daß wir hier an einem der wichtigsten Theile der ganzen Geschichte des Mittelalters, an einem Angelpunkte stehen, von welchem eine richtige Auffassung des tragischen Sturzes der Hohenstaufen, des eigenthümlichen Schicksals der Kirche, der Verwirrung in Italien und Deutschland, der steigenden Suprematie Frankreichs, kurz einer der furchtbarsten Katastrophen abhängt. Die Frage, ob der Untergang der Hohenstaufen ein von ihnen verdientes Geschick, ein Gottesgericht oder nur die Folge der Intriguen und Bosheit neidischer Gegner sey, beruht hierauf und kann nur nach umfassender Würdigung aller einschlägigen Thatsachen gelöst wer-

den. Diese aber verschweigt der Verfasser einer Geschichte der Hohenstaufen. Doch fahren wir fort. Friedrich, heißt es ferner S. 104, „besteuert die Geistlichen und zwingt sie vor weltliche Gerichte, zwingt kirchliche Lehensmannen ihm zu huldigen und beeinträchtigt die für das Christenthum fechtenden Ritterorden.“ Im Original: Clerici collectis et talliis multipliciter affliguntur. Nec solum trahuntur ad judicium saeculare, sed ut asseritur, coguntur subire duella: incarcerantur, occiduntur et patibulis cruciantur, in confusionem et opprobrium ordinis clericalis. — Templariis, Hospitalariis non est de damnis illatis eisdem et injuriis satisfactum. Noch nie war von Seiten des römischen Stuhles eine solche Beeinträchtigung des Priesterstandes geduldet worden. Sah ihr aber der Papst bey dem Fürsten nach, der der Kirche seine Erhebung und seine Krone verdankte und die Aufrechthaltung ihrer Immunitäten so oft feyerlich beschworen, und welcher noch dazu für die übrigen Fürsten als Leuchte und Vorbild galt, welche Eingriffe mußte man dann nicht erwarten? Jedermann wird zugestehen, daß ein Papst, der beauftragte Wächter der kirchlichen Ordnung, dann das unnützeste Ding auf Gottes Erde geworden wäre. — Raumer fährt fort: „Prälaten, die sich der päpstlichen Ladung, mithin ihrer Pflicht gemäß, zu heiligen Berathungen versammeln wollten, hat er gefangen nehmen und in hartem Gefängnisse schmachten lassen; ja selbst die Päpste entgiengen nicht seiner Schmähung und Verfolgung.“ Der Text ist zu lange, als daß wir ihn ganz mittheilen könnten; und entnehmen daher nur das Hauptsächliche. Praelatos capi fecit, quibusdam praelatorum ipsorum et aliis in hujusmodi captione submersis, nonnullis etiam interemptis et aliquibus hostili insequutione fugatis, reliquis autem bonis spoliatis omnibus et de loco ad locum in regno Siciliae opprobriose deductis — ac ibidem diris carceribus mancipatis, quorum aliqui macerati squaloribus et inedia pressi miserabiliter defecerunt. Merito insuper contra eum de haeretica pravitate suspicio est orta. — Ferner: „dieser Götze ist aber auch ein Götzendiener (?!). In seinem Reiche

gründet er nicht fromme Klöster, sondern muhammedanische Städte.“ Latein: non curat oppressos injuriis relevare, manu ejus ut decet principem christianum ad elemosynas non extenta. — Catholicorum vero principum actus et mores respuens, neglecta salutis suae et famae integritate pietatis operibus non intendit. — Nec ecclesias nec ulla monasteria nec hospitalia seu aliqua pia loca cernitur uspiam construxisse aut Fundasse. Nachdem Raumer den Text S. 104, 105 auf das Willkührlichste behandelt, führt er S. 114 kurz an: „Hier, bey der Mittheilung der Verdammungsbulle, folgt nun eine Darstellung aller Verhandlungen, eine Herzählung aller Klagepunkte, so wie wir sie bereits mitgetheilt haben (kaum traut man seinen Augen!); nur verschmähte der Papst nicht, hier aufzunehmen, daß der Kaiser, wie man als gewiß versichert, seinen Verwandten, den Herzog von Bayern durch Meuchelmörder habe umbringen lassen.“ Auch diese Stelle ist aus dem Zusammenhange herausgerissen und ist eine Erklärungsweise des räthselvollen Todes Ludwig des Kellheimers, die auf das sicut pro certo asseritur gestützt, sich wenigstens jeder anderen Erklärungsweise an die Seite stellen darf. Bekanntermassen berichtet Staindel, der in seiner Chronik gute Quellen benützte dasselbe: Ludovicus dux Bavariae — a quodam ignoto cultro percussus obiit — insidiis Friderici Imperatoris. (Oefele I. p. 503).

Wenn nach diesem Raumer anführt, Innocenz habe „ohne vollständige Untersuchung, ohne Umfrage, ohne gemeinsamen Beschluß, ja ohne irgend eine sichtbare Theilnahme der Kirchenversammlung einen so harten Beschluß über den großen Kaiser“ ausgesprochen, so kann zwar der Leser schon aus dem vorhergehenden entnehmen, wie wenig Grund diese Behauptung habe, es lohnt jedoch der Mühe hier noch etwas tiefer einzugehen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. July.

Nro. 135. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit von Friedrich v. Raumer.

(Schluß.)

Wie das Stattfinden einer Untersuchung geläugnet werden kann, ist schwer zu begreifen, da der obwohl unvollständig auf uns gekommene Bericht selbst einer genauern Untersuchung der von beyden Seiten gewechselten Schriften erwähnt. Auf dem Resultate dieser Untersuchung beruht nämlich der Grund oder Ungrund der gegen Friedrich erhobenen Klage des Meineides und daß diese Untersuchung nicht zu Gunsten des Kaisers ausfiel, hat die oben mitgetheilte Stelle aus Matth. Par. zur Genüge bewiesen. Daß „keine sichtbare Theilnahme sich zeigte," ist nicht weniger unbegründet und es genügt, aus Raumers Hauptquelle, dem Matthäus Paris, einige Stellen hervorzuheben. Als es bekannt wurde, der Kaiser wolle nicht vor dem Concil erscheinen, (juri pariturus accedere) und lege dem ganzen Verfahren des Papstes libido et pruritus ulciscendi unter; ja er habe als Entschuldigung seines Nichterscheinens den Satz aufgestellt: Nec sacrum decet imperium, maxime adversanti judicio sisti synodali (M. Par p. 449), so verstummten viele, welche ihn bis dahin vertheidigt. „Haec cum ad notitiam D. Papae et totius universitatis pervenerunt, quod scilicet sic dicens noluit juri pariturus accedere, recesserunt a favore ejus multi, qui hactenus certatem cum eo steterunt." Also muß nicht nur eine Umfrage, sondern auch wohl eine lebhafte Debatte stattgefunden haben. Anglis pro eo maxime redargutis. Auf das Drängen der Engländer vorzüglich war aber dem Kaiser noch Frist bewilligt worden. Constanter igitur et acerrime in pleno et jam plenissimo concilio Imp. Fridericus, quasi toti ecclesiae contumax et rebellis a quatuor mundi partes inhabitantibus accusatur. Seine eigenen Ausflüchte waren es, die Friedrich nur noch tiefer in das Verderben stürzten. Erst hatte er sich unter Papst Gregor den Anschein gegeben, als kriege er nur gegen den Papst; dann gegen den römischen, Stuhl; jetzt perhorrescirte er das Concil, von welchem er, weil er den deutschen und italienischen Prälaten den Zugang nach Kräften sperrte, bisher gehofft hatte, es würde sich nicht als ein allgemeines ansehen können. Während er sich aber vor dem Concil zu erscheinen weigerte, war der Papst offen und muthig dem kaiserlichen Gesandten Rede und Antwort gestanden, so daß das Concil sich als Richter zwischen beyden benehmen konnte. Jetzt ward es daher, als der Kaiser ausblieb, auch sonnenklar, weßhalb er früher so eifrig das Concil zu hintertreiben gesucht hatte. Auch kam nun sogleich die Rede auf die gewaltsame Verhinderung jenes Gerichtes, das P. Gregor zur Entscheidung zwischen dem römischen Stuhle und dem Kaiser aufgerufen hatte. Und als hierauf Thaddäus gegen den nicht weiter genannten „Archiepiscopus" (Matth. Par. p. 449) das Wort ergriff, konnte man bemerken, wie die Vertheidiger des Kaisers bereits zusammengeschmolzen seyen. Respondit, sagt M. Paris, jam fere solus stans Thaddaeus pro domino suo imperatore. Die Sache nahm aber gerade, indem man immer mehr auf das Factum des Ueberfalles der Prälaten insistirte, eine solche Wendung, daß, als er bey der dritten Synode erschien, er sich gar kein Gehör mehr verschaffen konnte — als bey dem Papste, welcher die Nichtigkeit seiner Appellation an ein künftiges, allgemeines Concil darthat. Et cum coepisset eum (Fridericum) multiformiter excu-

sare nec exaudiretur, appellavit etc. Ich glaube unsere Leser werden einsehen, daß Herr v. Raumer seine guten Gründe hat, wenn er sich für seine Geschichte die Theilnahme solcher Leute wünschte, „welche sich den Gelehrten vom Fache nicht beyzählen.“*) Ob er aber denjenigen, welche überhaupt Geschichte und keine willkührlichen Zusammenstellungen wünschen, nach diesen Proben seiner Verfahrungsweise genügt, muß freylich die Zukunft lehren. Wir hoffen übrigens, daß trotz der geringen Rücksicht, welche man im Norden Deutschlands auf die literarischen Erzeugnisse des Südens zu nehmen pflegt **) die Stimme der Wahrheit stark genug seyn wird, sich geltend zu machen. Wie wenig Hr. v. Raumer in seinen Forschungen über neuere Geschichte Autorität ist, hat vor noch nicht zu langer Zeit in der Vorrede zu dem VI. Bande der history of Scotland der kenntnißreiche Fraser Tytler gezeigt. Wir bedauern, wenn wir berufen seyn sollten, in dem Leser den Gedanken rege zu machen, „die unglaubliche Flüchtigkeit in Benützung der Quellen“ sey auch seinen mittelalterlichen Forschungen, und nicht bloß dem ersten Bande der ersten Ausgabe eigenthümlich.

So leid es uns aber thut, dem Ruhme eines gefeyerten Mannes zu nahe zu treten, bleibt uns zur Steuer der Wahrheit doch nichts Anderes übrig, als in unseren Untersuchungen fortzufahren, sie mögen was immer für ein Resultat zum Vorschein bringen. Da aber der Aufsatz sich zum Buche verlängern würde, wollten wir mit gleicher Weitläufigkeit alle Abschnitte dieses Bandes besprechen, beschränken wir uns auf das zunächst Liegende und übergehen so, um den Leser nicht zu ermüden, selbst von dem Wichtigen vieles.

Auch das Benehmen K. Ludwigs IX. bey dem großen Streite dürfte manche Modificationen erleiden. Raumer hat einen hierauf bezüglichen, von Matth. Paris erzählten Dialog aufgenommen, der darstellen sollte, wie wenig der Papst für Billigkeit Sinn hatte. Er übergieng jedoch, was ihm näher liegen mußte, als die sonst nicht weiter beglaubigte Erzählung des Paris — das urkundliche Schreiben des Papstes an den französischen König (Raynaldus 1246 Nr. 26), in welchem K. Ludwig aufmerksam gemacht wird, wie der Papst seit seiner Erhebung bis zu dem Concil von Lyon unablässig, aber auch vergeblich am Frieden gearbeitet habe. Toto ingenio, schrieb Innocenz, totaque sollicitudine instantes oportune ac importune laboravimus, in vanum tamen ad pacem hujusmodi obtinendam. Unde amodo per ea, quae praecesserunt, non speramus, posse proficere in tractatu. Der Papst wolle jedoch dem Könige zu Liebe, Friedrich si forsitan inspiratus divinitus redire velit ad ecclesiasticam unitatem, aufnehmen; jedoch werde der König wohl nicht zugeben, daß die Kirche hiebey in irgend einer Beziehung hintergangen werde. — Der Kaiser hatte durch seine vielfältigen und großen, aber leeren Versprechungen und durch die vielen Ränke, welche seine Handlungen begleiteten, alles Vertrauen für immer verloren; ohne eine ganz sichere Bürgschaft zu erhalten, konnte der Papst kein neues, auch noch so vortheilhaftes Anerbieten annehmen, mußte er auch jedwede Vermittlung von sich weisen. Allein der Verf. ist nun einmal von dem Unrechte, das den unschuldigen Kaiser betraf, so lebhaft überzeugt, daß er auch nicht den leisesten Zweifel in die Lauterkeit von dessen Absichten setzt. Er erblickt, was seinem historischen Scharfblicke keine große Ehre macht, in den Erklärungen Friedrichs fortwährend nur Beweise seiner Aufrichtigkeit. So z. B. S. 165, wo Friedrich sagt, „er sey aller Fehden müde und wolle sich auf billige Bedingungen mit seinen Freunden aussöhnen.“ Er scheint dem Papste zu zürnen, als dieser über Friedrichs Vorhaben, nach Lyon zu kommen, in Sorge geräth. Er stellt diesem die Absicht unter, sich rechtfertigen zu wollen, dann aber nach Deutschland zu gehen. Allein Hr. v. Raumer übersah, daß selbst Paris sagt, die Absicht des abgesetzten Kaisers bey diesem seinem Zuge sey gewesen, ut Dominum Papam invaderet (p. 511) und übereinstimmend erzählt auch Nikolaus de Curbio, Friedrich sey nach Turin gekommen, ubi cum Comite Sabaudiae et aliis quibusdam baronibus sibi adhaerentibus nequiter machinans contra Summum Pontificem ip-

*) Vorrede zum ersten Bande der zweyten Ausgabe.

**) Der verstorbene Dr. Papencordt versicherte öfter dem Ref., wie es ihm in Berlin leichter gewesen, sich Bücher aus Paris als aus Süddeutschland zu verschaffen.

***) Worte Stenzel's.

sum Lugdunum circumvenire fraudulentissime procurabat (c. 23. p. 395). Nicht weniger charakteristisch für die Behandlungsweise des Verf. ist was hierauf folgt. Der Papst hatte den Cardinal-Legaten Octavian mit einem Heere nach der Lombardey entsandt, um eine Diversion zu machen; der Graf von Savoyen aber dasselbe schon am Fuße der Alpen zerstreut und hierauf König Ludwig von Frankreich nebst seiner Mutter und seinen Brüdern dem Papste erboten, selbst ein französisches Heer nach Italien zu führen. Der Papst wollte jedoch nicht, daß dieses anders als im äußersten Nothfalle geschehe — wie natürlich, damit im Falle einer neuen Niederlage ihm nicht die letzte Hoffnung beraubt werde. Wie erklärt sich nun dieses Hr. v. Raumer? „Wenn der Papst, schreibt er S. 166, seiner Danksagung sogleich die Forderung hinzufügt: der König möge, ohne päpstliche Weisung nicht vorrücken *), so müssen wir vermuthen, daß er das Gerücht von dessen Eifer vergrößerte, um den Kaiser zu schrecken; oder daß er dem höchst gerechten Ludwig so wenig überwiegende Gewalt gönnte, als dem feindlichen Kaiser. Auch trat (und dieß war vielleicht der entscheidende Grund jener Forderung) um dieselbe Zeit, wohl nicht ohne Mitwirkung des Papstes, ein Ereigniß ein (der Abfall von Parma), welches den Kaiser nach Italien zurückrief und seine Plane auf Lyon und Deutschland vereitelte."

Hätte Hr. v. Raumer den erwähnten Brief des Papstes, welchem er so wenig ehrende Motive unterlegt, aufmerksam gelesen, so würde ihn das Datum, Dat. Lugd. XV cal. Jul. anno IV, darauf geführt haben müssen, daß der am 15. Juny 1247 ganz plötzlich erfolgte Abfall von Parma nicht den Papst zu einem vor diesem unerwarteten Ereigniße geschriebenen Brief veranlassen konnte. Wir müßten übrigens eine förmliche Apologie des Papstes schreiben, wollten wir auf alle Stellen eingehen, in welchen sein Andenken verunglimpft ward. So wird S. 178 selbst die seit Jahrhunderten stehende

*) Die „Forderung" lautete ganz einfach: Volumus tamen ut te non accingas ad iter nec aliquem mittas exercitum quousque super hoc per nostrum nuntium vel speciales literas votum Apostolicae sedes agnoscas. Rayn. 1247 h. 19.

Phrase, womit die Vollmacht eines päpstlichen Legaten eingekleidet war und die wörtlich einem der größern Propheten entnommen ist, als ein Beweis angeführt, wie unwürdig sich der Papst seines Berufes gemacht habe.

Jetzt nur noch einen Blick auf einige Handschriften, welche Raumer zu dem 4 Bande benützte. Ich übergehe hiebey eine der Hauptquellen, den Salimbene gänzlich, weil seiner in einer besonderen Abhandlung bereits gedacht war, und wenn auch die Critik Raumers hiebey nur gelegentlich Statt fand, so möchte es doch unnöthig scheinen, die Leser noch einmal darauf zurück zu bringen. Da der 4. Band nur die letzten Zeiten P. Gregors IX. enthält, so bemerken wir in Betreff seiner nur das Eine, wie nothwendig eine Auseinandersetzung des finanziellen Zustandes des römischen Stuhles in dem Kampfe mit dem Kaiser gewesen wäre. Nicht nur läßt sich ohne diese Kenntnißnahme gar manches Ereigniß des Pontificates Innocenz IV., welcher fortwährend mit Geldsachen zu thun hatte, nicht recht erklären, sondern die entsetzlich mißliche Stellung gleichfalls nicht gehörig überblicken, in welche Friedrich II. den unerschrockenen Gregor IX. gebracht hatte. Es liegt ein Brief dieses Papstes aus seinem 9. Regierungsjahre an den Cardinalbischof von Palästina super pecunia mutuanda Ecclesiae Romanae a Praelatis subscriptis vor uns, welcher uns den Papst den Creditoren des römischen Stuhles gegenüber zeigt. Er ist zu neuen Anleihen bereit, um nur den Ausbruch von Unruhen in Rom selbst zu verhindern; so hart es ihm aber geht, will er nur das subsidium ecclesiae Anglicanae verwenden, die Beysteuer der französischen Kirche aber für noch dringendere Fälle (pro majori ecclesiae necessitate) unangegriffen lassen. Kaum war nach der kurzen Zwischenregierung Cölestins IV. Innocenz IV. Papst geworden, so erfolgte der Aufstand der Römer wirklich; sie drangen auf die Bezahlung von 40000 Mark Silber, die sie dem Papste Gregor geliehen und bestürmten Innocenz so sehr, daß er sich mehrere Tage lang versteckt hielt. Porro, erzählt aber sein Biograph, tam hoc quam alia debita plura et pluriora quibus Ecclesiam invenerant obligatam in brevi satis expediens tempore qui nunquam receperat ipsa solvit. Von allem die-

sen haben wir jedoch bey Raumer keine Erwähnung gefunden, obwohl der in den einzelnen Ländern erhobenen Geldbeyträge, Steuern ꝛc. mehr als hinreichend gedacht wurde. Unter den literae super apparatu navigii in der Regestensammlung Papst Gregors IX. kömmt übrigens eine Urkunde vor, transscriptum instrumentum super apparatu navigii inter A. S. L. Gregorium de R. nomine ecclesiae et P. Gregorii IX. et Henricum syndicum nomine communis Janensis. Ein Artikel derselben enthält unter andern die Bestimmung, wie es gehalten werden sollte, si naves non essent necessariae pro invasione regni. Es wäre wirklich ein eigenes Verhängniß gewesen, wenn die Schiffe, welche von Enzio angegriffen wurden, weil sie die Prälaten trugen, bestimmt gewesen wären, Neapel anzugreifen. Für Friedrichs Stellung der Kirche gegenüber würde zwar dadurch keine Veränderung entstehen, so lange nicht erwiesen worden, daß er um diesen Plan gewußt und der Angriff also nicht sowohl den Prälaten als den Genuesen gegolten habe. Doch hierüber wird uns erst ein späterer Geschichtschreiber die nöthigen Aufschlüsse geben können.

Da wir jedoch in den nächsten Monaten über den Untergang Friedrichs eine eigene Abhandlung in den Druck zu geben gedenken, können wir uns der weiteren Ausführung von Einzelnheiten entheben. Bekanntlich geht Raumer über die letzten Jahre der Regierung Friedrichs sehr schnell hinweg, obwohl gerade diese von besonderem Interesse für den Geschichtsfreund sind, da der Kaiser von jener Höhe herabgeschleudert wurde, auf welche er sich mit unsäglicher Mühe und nicht ohne manches Verbrechen emporgeschwungen hatte. Auch Raynald hat hier in seinen Annalen eine Lücke, welche ihren Grund darin hat, daß in dem päpstlichen Archive der Regestenband des VI. und VII. Jahres der Regierung Innocenz IV. fehlen. Da wir so glücklich waren, den ersten auf einer wissenschaftlichen Reise nach Paris an der dortigen königlichen Bibliothek zu finden und für unsern Zwecke auszubeuten, gedenken wir den wissenschaftlichen Gewinn an einem andern Orte mitzutheilen. Hr. von Raumer kannte diesen Regestenband nicht und scheint auch von seiner Existenz keine Ahndung gehabt zu haben; da er diesen Irrthum mit allen übrigen theilte, die über dieselbe Periode geschrieben, wäre es unbillig ihn deßhalb allein verantwortlich zu machen, und auf das Abweichende seiner Darstellung einzugehen. Der Leser aber wird nach der kurzen Auseinandersetzung, die uns der Raum dieser Blätter gestattete, bereits in den Stand gesetzt seyn zu beurtheilen, ob Hr. v. Raumer's Geschichte der Hohenstaufen auf den Namen eines Quellenwerkes im eigentlichen Sinne des Wortes Anspruch machen kann und ob nicht ein künftiger Forscher in sehr vielen und wichtigen Theilen der Geschichte der Hohenstaufen eben so sehr zu den Quellen seine Zuflucht wird nehmen müssen, wie damals, als Hr. v. Raumer noch nicht Hand an sein Werk gelegt hatte.

Freylich ist damit die falsche Auffassung so bedeutender historischer Persönlichkeiten als Friedrich II., Gregor IX., Innocenz IV., welche aus Raumers Hohenstaufen in Prosa und Dichtung, in Literatur und Leben übergieng, nicht beseitiget; allein wir hoffen, derselben doch etwas gesteuert zu haben und es wird in Bezug auf das Mittelalter sich noch später mancher Anlaß dazu ergeben. *) Wir glauben aber schließlich diese Auseinandersetzung auch als einen Beweis für die Nothwendigkeit einer gründlichen und quellenmäßigen Restauration der geschichtlichen Wissenschaften anführen zu dürfen, die, irren wir uns nicht, eine der Hauptaufgaben der gegenwärtigen Generation ist.

Höfler.

*) Wir gedenken den 5. und 6. Band noch besonders zu besprechen. Vielleicht ergiebt sich hiebey auch noch eine Gelegenheit, nachträglich über Raumers Darstellung der Gegenkönige ꝛc. die nöthigen Berichtigungen hinzuzufügen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. July.

Nro. 136. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Versuch einer Physiologie der Sprache, von Dr. K. M. Rapp. Vierter Band. Stuttgart 1841. 275 und XII S. 8.

Wir freuen uns, daß der Verf. die Besorgniß, die sein Vorwort zum dritten Bande hatte veranlassen können, so bald durch die That niedergeschlagen hat. Sein Werk ist kein unabgeschlossenes geblieben. Dieser vierte Theil liefert die noch ausständige Behandlung der heutzutagigen hochdeutschen Sprache und der oberdeutschen Dialekte, als das letzte Kapitel dieser seit 1836 im Erscheinen begriffenen Arbeit.

Wir geben wieder, was wir als das Wesentlichste einer derley Anzeige betrachten, das Inhalts-Verzeichniß. Hochdeutsch. A. Schrift. B. Lautsystem. 1. Vocale. 2. Consonanten. C. Tonsystem. D. Verskunst. 1. Rhythmik. 2. Reim. 3. Elision und Contraction. 4. Versformen. E. Interpunction. Probestücke, durch welche der Verf. mittels seiner Bezeichnungsweise die vier Systeme, die er für so viele provincielle Schattirungen (Mundarten, nicht Dialekte) aufstellt, in denen die Schriftsprache als solche in der Aussprache erscheint, nämlich ein orthographisches, ein historisches, ein praktisches und ein combinirtes, anschaulich zu machen sucht.

Folgen sodann die oberdeutschen eigentlichen Dialekte:

I. alemannisch: 1) schweizerisch. 2) elsäßisch. 3) schwäbisch.

II. fränkisch: 1) west- oder rheinfränkisch. 2) ostfränkisch oder oberpfälzisch.

III. bayerisch: 1) altbayerisch. 2) österreichisch.

So weit was der Verf. als zur Aufgabe dieser vier Bände der Physiologie der Sprache gehörig angesehen. Hierauf unter dem Titel: „Resultat der Physiologie und Vorbereitung der Teleologie“ eine Zugabe, in welcher der Verf. die Besorgniß ausspricht, es könne aus dem ersten Theile seiner Arbeit der Schein auf ihn fallen, als wäre er aller begriffsmäßigen, wissenschaftlichen Anordnung feind, und wo er deßhalb nicht bloß für die Physiologie eine etwas logischere Theilung schematisirt, sondern auch eine systematische Uebersicht dessen gibt, was er den teleologischen Theil der grammatischen Disciplin nennt, welcher Etymologie (Morphologie) und Syntax begreift.

Was jene Besorgniß betrifft, so ist sie, wenigstens uns gegenüber, sehr ungegründet gewesen. Wir haben des Systematisirens so wie des Parallelisirens besonders mit Ergebnissen der eigentlichen Naturwissenschaft und den wohl auch noch mancher Variation unterworfenen höhern Erklärungen derselben, auf welche der Verf. zum Theil seine Terminologie gegründet hat, fast eher zu viel als zu wenig gefunden. Und so stehen wir auch nicht an zu bekennen, daß wir weniger gerade auf diese Systematisirung als auf die scharfsinnige Darlegung und Zusammenstellung thatsächlicher Einzelheiten den Hauptwerth dieser ausgezeichneten Arbeit zu legen vermögen. Der Lesende und Lernende findet seine größte Freude und Befriedigung oft nicht eben in dem, was sie dem Verfasser und Lehrer zu Theil werden läßt. Je selbstthätiger jener ist, um so mehr fühlt er sich gedrungen, sich das Thatsächliche nach eigener Weise zurecht zu legen, und so schwerer fällt ihm, dasselbe in den ob auch noch so zierlich oder großartig gezimmerten Schränken und Fächern, in welche dieser es gebracht hat, liegen zu

lassen, und zu eigenem Gebrauche sammt jenen hinzunehmen. So werden sie früher oder später als unbequem oder doch als entbehrlich bey Seite gestellt, und um so mehr Schade, je müh- und kunstreicher das Gezimmer gewesen. Was aber, wie hier in reichem Maße, an eigentlichem Material vorliegt, dem bleibt immer sein Goldwerth, wenn auch die Fassung aus der Mode kommen sollte.

Als weitere Beylage grammatischen Inhalts gibt der Verf. seine „bescheidenen Bedenken über die (1840) neueste Fassung des Grimmischen Vocalismus.“ Es kann nicht anders als belehrend seyn, die Ansichten zweyer Männer, deren einem vielleicht der Vorzug eines an den mannichfaltigsten wirklichen Lauten geübten Ohres, dem andern der eines mehr die Zeichen historisch überblickenden Auges zukommt, bey der Untersuchung über an sich so unwesenhafte Dinge, als Laute und Buchstaben sind, mit einander zu vergleichen.

Wir aber muthen unsern Lesern hier so wenig als früher zu, sich durch irgend Einzelnes dieser Art behelligen zu lassen; denn das Häuflein derjenigen, denen dadurch etwas zu Danke geschähe, ist, wie wir aus Erfahrung wissen, gar zu klein; und diese werden ohne Zweifel nach dem Buche selbst langen, das auch Solchen, die sich bloß um die gute jetzige deutsche Sprache bekümmern, manches bisher sonst weniger besprochene Neue bietet. Wenig tröstlich wird zwar erscheinen, was der Verf. einmal (S. 143) derselben zu prophezeyen wagt, nämlich: „Bald sind es fünf Jahrhunderte, daß die heutige Redaction unserer Schriftsprache einen festen Boden sich behauptet hat. Lassen wir noch so viel Zeit vergehen, so wird sie nicht mehr dieselbe seyn können. Freylich wird alsdann von den Dialekten, die in ihrer Entwicklung über sie hinausgeschritten sind, den oberdeutschen, weder unser Schwäbisch, Fränkisch noch Bayerisch Schriftsprache seyn, aber gewiß ist, daß die nächstkünftige Redaction unserer Sprache unsern Dialekten ähnlicher sehen wird als der jetzigen Schrift.“

Inzwischen hat der Verf. auch solche Leser, die sich mit dem grammatischen Stoff wenig befassen werden, nicht völlig leer ausgehen lassen wollen. Es enthält nämlich dieser vierte Band auch eine Zugabe, betitelt: „Die Dichtungsformen des Mittelalters rhythmisch und phonetisch nachgebildet.“ In dieser sind alle dichterischen Probestücke, welche der Verf. seinem zweyten Bande beygefügt hat, in entsprechenden metrischen Formen verdeutscht. So das Hildebrandlied, das Gedicht vom jüngsten Tag, ein Stück aus der altsachsischen Evangelienharmonie, sämmtlich als Muster der deutschen Alliterationspoesie. Dann aus der beginnenden deutschen Reimpoesie ein Stück aus Otfrieds Krist. Hierauf Stücke aus der altfranzösischen Assonanzpoesie, der reimlosen Poesie der byzantinischen Griechen, endlich der französischen und der deutschen älteren Reimpoesie.

Man wird finden, daß der Verf. die Sprache als vielgegliedertes Werkzeug zu handhaben eben so gut als sie in ihre feinsten Elemente zu zerlegen verstehe.

Ueber die Lais, Sequenzen und Leiche. Ein Beytrag zur Geschichte der rhythmischen Formen und Singweisen der Volkslieder und der volksmäßigen Kirchen- und Kunstlieder im Mittelalter, von Ferdinand Wolf. XVI. u. 514 Seiten 8. mit VIII Facsimiles und IX. Musikbeylagen. Heidelberg 1841.

Es ist dieses Werk veranlaßt durch eine Anzeige, die der Verf. seinerseits von Francisque Michel's Lais inédits des XII. et XIII. siècle in die Berliner Jahrbücher f. w. Kr. 1837 geliefert hat. Er hatte sich dabey angeregt gefühlt, die innere und äußere Geschichte jener allbekannten, und doch so vielfach mißkannten, oft besprochenen und doch noch immer räthselhaften Gattung von Gedichten, die unter dem Namen Lais und unter den heterogensten Formen in der ältern französischen und englischen Poesie erscheinen und eine so wichtige Rolle spielen, einem gründlichen Studium zu unterwerfen, um die Lösung der entscheidenden Hauptfragen zu

versuchen, welche trotz allem bisher dafür Geschehenen nur noch problematischer geworden war. Was ein Anhang zu jener Anzeige zu werden bestimmt war, ist unter der Hand des unverdrossenen, eine Fülle von Material überschauenden Verf. zu dem vorliegenden Buche geworden, in welchem nicht allein die Resultate, sondern auch v. S. 152 bis 223 in einer eigenen enger gedruckten Reihe von Anmerkungen und Ercursen auszugsweise ein Theil der Studien gegeben wird, die auf jene geführt haben und sie bekräftigen. Einsender gegenwärtiger Anzeige hat sich nicht in dem Falle befunden, an eine ähnliche Erweiterung seiner Arbeit auch nur denken zu dürfen, schon aus dem einfachen Grunde, weil der Verfasser dieses sein specielles Feld auf eine Weise abgeärntet hat, daß selbst Einem, der zu gleicher Vorliebe sich gleichen Fleißes und Umblicks rühmen könnte, schwerlich große Nachlese übrig bleiben möchte. Was daher Eins. hier giebt, will bloß das sehr kleine Verdienst eines Auszuges aus der dem Werke *selbst* voranstehenden Uebersicht des Inhaltes haben.

Es werden in diesem vier Hauptfragen gestellt und so zerfällt es in folgende vier Hauptabtheilungen:

I. Von den ursprünglichen und den abgeleiteten Bedeutungen des Namens Lai.

II. Von der Form der ursprünglichen Lais oder Volkslieder und ihrem Verhältnisse zu jener der spätern epischen Lais oder Bearbeitungen der Kunstdichter.

III. Von der Vortragsweise der ursprünglichen Lais (Volkslieder) und der spätern gleichnamigen französischen und englischen Ueberarbeitungen (Lais historiques).

IV. Von der ebenfalls Lais genannten rein lyrischen Dichtungsgattung der französischen höfischen und meisterlichen Kunstdichter; der genetisch historischen Begründung dieses Namens und dem innern Zusammenhang dieser lyrischen Lais mit jenen ältern (den ursprünglichen der Volkslieder und den gleichnamigen halb volks- halb kunstmäßigen Bearbeitungen

der Volksballaden) und mit den deutschen Leichen.

Es ist in diesen Ausführungen und in den Anmerkungen, die ihnen als Belege angehängt sind, ein Schatz von Belesenheit niedergelegt, wie sie freylich an dem ausgezeichneten und dazu bey einer reichfließenden Quelle, der k.k. Hofbibliothek zu Wien, sitzenden Kenner der dermaligen und ältern Literaturen des gesammten romanischen und halbromanischen Europa's nicht Wunder nimmt.

Man braucht nur das von Th. v. Karajan dazu gefertigte sehr dankenswerthe Register zu überblicken, um zu erkennen, wie reichliche Aufschlüsse über die mannigfaltigen Punkte, welche die ältere weltliche sowohl als kirchliche Liederpoesie und Musik betrifft, daraus zu erholen sind. Nur ungerne sehen wir dieses Register auf die Sachen beschränkt, da uns, und gewiß manchem Andern, Nachweisungen der mancherley besprochenen Autoren und ihrer Werke in literarischer Rücksicht nicht minder willkommen gewesen seyn würden.

Die Seiten 327 — 492 sind einem Anhang von 16 französischen, englischen, deutschen und lateinischen Poesiestücken des Mittelalters gewidmet, von welchen die umfangreichern, nämlich le Lai du Corn und le fabliau du mantel mautaillé S. 327 — 377 v. Francisque Michel in Bordeaux, die Sage vom Zauberbecher aus Heinrichs vom Türlein Krone, S. 378 — 432, von Dr. K. A. Hahn in Heidelberg hier das erste Mal zum Abdruck gegeben sind.

Die Beylagen bieten in treuen Facsimiles Proben von der ältern Art und Weise die Gesangtöne zu bezeichnen nebst Versuchen, einige derselben nach dem neuern Notensysteme darzustellen, von A. C. Schmid, einem Collegen des Verf., welchem sich dieser für viele Beyträge aus dem Schatze seiner ausgebreiteten musikalischen Kenntnisse höchlich verbunden erklärt.

Rectitudines singularum personarum; nebst einer einleitenden abhandlung über landansidlung, landbau, gutsherliche und bäuerliche verhältnisse der Angelsachsen. Herausgegeben von H. Leo Dr. jur. utr. et phil. Halle 1842. 252 S. 8.

Auffallen wird dem Leser dieses Titels die nicht gewöhnliche Orthographie und der Ausdruck Rectitudines. Dazu bemerken wir noch, daß diese Rectitudines (wie Recta, eine sehr buchstäbliche alte Uebersetzung des angelsächsischen gerihta, riht, Rechte), die dem Buche seinen Namen geben, den Inhalt nur der letzten 27 Seiten desselben ausmachen, und ohne einen verbesserten Text, eine alte lateinische und eine deutsche Uebersetzung, welche beygefügt sind, auf 2 Blättern würde Platz gehabt haben, wie denn dieses Gesetz über Pflichten und Rechte der verschiedenen Insassen eines Landgutes bey den Angelsachsen im rheinischen Museum für Jurisprudenz VI. Nr. V., wo es Lappenberg im J. 1834 unter dem Titel „de dignitate hominum anglosaxonum“ zuerst hat abdrucken lassen, von S. 145 an, in Thorpe's übrigens nicht in den Buchhandel gekommener Ausgabe der angelsächsischen Gesetze (1840) unter obigem, von L. beybehaltenen Titel von S. 185 an nur wenige Seiten einnimmt.

Was die seltsame Orthographie betrifft, so haben wir bereits bey Anzeige eines andern Werkes des Verf. in diesen Blättern (1839 Sp. 416) unsere bescheidene Meynung ausgesprochen. Nun denn —; nach dem urdeutschen Ausdruck für schreiben ist dieß ja ein malen. Ist ein schlechter Maler auf irgend ein Verfahren von eigner Erfindung versessen, so kehren wir ihm sammt seiner Arbeit den Rücken, bey einem guten aber, dessen Werke wir hoch halten, sehen wir leicht über das Besondere der Manier hinweg. Und so werden wir so gut- und jetzt so einmüthigen Deutschen, was auch Ausländer dazu sagen mögen, bald mit dem Gedanken vertraut seyn, uns auch auf etwa so viele verschiedene Orthographien als Hauptstädte einiges zu gute zu thun. Die Rectitudines aber, obgleich sie bloß den kurzen Hintertheil des Buches bilden, durften dennoch der umfangreichen Abhandlung, die auf dieselben gebaut ist, und die sich auch bloß für eine Einleitung ausgibt, als kurzer auszeichnender Titel an die Stirne gesetzt werden.

Diese sogenannte Einleitung enthält IV. Abtheilungen.

I. bespricht die angelsächsischen Ortsnamen, II. die angelsächsischen Landmaße und die Art des Anbaues, III. die angelsächsische Dorfverfassung, IV. die Nahrungs- und Lebensweise der Angelsachsen auf dem Lande.

Durch I. sehen wie mit Vergnügen einen Theil des Wunsches erfüllt, den auch wir bey Anzeige von Kemble's Codex diplomaticus aevi saxonici im Jahrgang 1840 dieser Blätter Sp. 15 — 18 zu äußern nicht umhin gekonnt. Dem Verf. ist, wie er im Vorworte sagt, die gewöhnliche Meynung, der germanischen Völker Leben in ihrem Alterthum sey in einem wilden Jagd- und Kriegerleben, in einigen guten moralischen Auffassungen und Gewohnheiten aufgegangen, zu aller Zeit höchst absurd erschienen. Daß wenigstens ein weit ausgebildetes landwirthschaftliches Recht vorhanden gewesen seyn müsse, auch in den ältesten Zeiten, war ihm aus den Erscheinungen des ganzen Zeitraums der Völkerwanderung klar entgegengetreten. Wie er früher diesen landwirthschaftlichen Verhältnissen bey den Longobarden, später bey den Nordländern nachgegangen, so hat er nun auch für eine Geschichte der Landwirthschaft und ihrer Güterverhältnisse bey den Angelsachsen gesammelt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. July.

Nro. 137. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Atlante linguistico d'Europa di B. Biondelli. Milano 1841. Volume primo. 261 S. 8. Tavole I. II. fol. reg.

Kein Zweifel, daß ein Eingeborner Italiens, Spaniens, Frankreichs oder irgend eines andern Landes der romanischen Zunge, der durch Studium sich irgend einer oder mehrerer der germanischen Sprachen zu bemächtigen gewußt, bedeutend Größeres unternommen und geleistet hat, als der Nordländer, der durch Vermittlung der lateinischen Sprache, die ohnehin einen wesentlichen Theil seiner allgemeinen ersten Schulbildung ausmacht, auch in den aus jenen abgeleiteten romanischen Idiomen heimisch geworden ist.

Auf einer andern Seite ist wohl eben so wenig Zweifel darüber, daß schöne sonnige Tage, die unter südlichem Himmel die Mehrzahl ausmachen, anhaltendem strengen Fleiße der Studierstube weit minder günstig sind, als die kalten und unfreundlichen, die den Nordländer öfter als ihm lieb ist auf Arbeit und Zeitvertreib in wohlgeschlossenem Raume verweisen.

Dennoch sind die gesegneten Südlande Europa's nichts weniger als unfruchtbar an Geisteswerken auch von jener Gattung, zu der man nur nordische Unverdrossenheit für befähigt halten sollte. Und so sehen wir, nachdem der Venetianer Adrian Balbi in seinem ethnographischen Atlas die einschlägigen Forschungen des Nordens mit den seinigen zu einem großen übersichtlichen Ganzen vereinigt hat, einen Lombarden auftreten, dem ein gründliches Studium nicht bloß der romanischen, sondern auch der germanischen, und was noch mehr ist, der slawischen und der übrigen Sprachen der großen indoeuropäischen Verwandtschaft den Gedanken eingegeben hat, die sämmtlichen Idiome Europas mit ihren Unterabtheilungen und den Abgränzungen derselben in einer Anzahl geographischer Karten anschaulich zu machen.

Nicht neu zwar ist der Gedanke, historische, naturgeschichtliche u. dgl. und so denn auch linguistische Verhältnisse in Form von Landkarten darzustellen; allein in der Ausdehnung und mit solchem Eingehen ins Einzelne, wie es die gegenwärtige Unternehmung verspricht, ist er noch nie ausgeführt worden. Es ist nämlich dieser Atlas auf ungefähr 30 Tafeln in Folio, von welchen zwanzig in Kupfer gestochene und colorirte die geographische Uebersicht der Sprachen, zehn andere aber synoptische Zusammenstellungen enthalten werden, sodann auf 4 Bände in 8. erklärenden Textes berechnet. Was hievon bereits vorliegt, besteht aus dem ersten Bande des Textes und aus den colorirten Sprachlandkarten I. (die Verbreitung indoeuropäischer Sprachen über Theile der gesammten Erdfläche) und II. (Vertheilung der Sprachen über Europa), nebst einem Blatte der entsprechenden gedruckten Synopsis. Weitere einzelne Karten werden darstellen die Sprachen und Mundarten Italiens, Frankreichs, der spanischen Halbinsel, der Schweiz, Ungarns und Siebenbürgens, Böhmens und Mährens, des südlichen und nördlichen Deutschlands, der Niederlande, Großbritanniens, der nordischen Reiche, des europäischen Rußlands, Polens, Galiziens und Schlesiens, der europäischen Türkey und Griechenlands.

Dieser erste Band des Textes enthält die Classification der indoeuropäischen Sprachen, wobey im allgemeinen die Rede ist von der Geschichte, der Literatur und dem geographischen Bereich der verschiedenen Sprachfamilien, welche sich in folgender Ordnung folgen: 1) indisch, 2) persisch, 3) gaelisch, 4) cambrisch, 5) albanesisch, 6) griechisch, 7) lateinisch, 8) germanisch, 9) skandinavisch, 10) slawisch, 11) lettisch.

Der Verf. hatte bereits früher durch eine Reihe von Abhandlungen zunächst seine italienischen Landsleute auf den Standpunkt zu stellen gesucht, von welchem aus diese und ähnliche Studien, wie sie nun vorzugsweise im Norden gepflogen werden, gehörig zu überschauen und zu würdigen sind. So war im Jahre1839 eine kleine Schrift: „über das vergleichende Studium der Sprachen," eine andere „über die Gothen und ihre Sprache," 1840 eine dergleichen „über Jakob Grimms Grammatik der sämmtlichen germanischen Sprachen," dergleichen „über den Einfluß der germanischen, slawischen und finnischen Nationen auf die Gelehrsamkeit seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften," ferner „über Ursprung und Entwickelung der italienischen Sprache," sodann „über die Sprache und Literatur der Portugiesen," 1841 endlich „über Wuk Stephanowitsch' Sammlung serbischer Volkslieder" zum Theil im Politecnico di Milano von ihm ausgegangen. Lauter Elaborate, die zugleich Zeugniß ablegen von einem Ueberblick der linguistischen Literatur, wie er auch im Norden unter die nicht gewöhnlichen Erscheinungen gerechnet werden müßte. Dieser sichere Ueberblick zeigt sich denn auch in dem vorliegenden ersten Bande des Textes zum Atlas.

Wir glauben nicht sehr zu irren, wenn wir von der Behandlung dessen, was wir selber zufällig genauer kennen auf die des Ganzen den vortheilhaftesten Schluß ziehen. So findet sich unter den Monumenten der älteren deutschen Sprache, die bis 1840 bekannt waren, kaum eines, das dem Verf. entgangen wäre. Hat er sich S. 133 durch die angeblichen altsächsischen für und wider Wodan lautenden Formeln täuschen lassen, so kann er sich damit trösten, daß dieß auch diesseitigen Gelehrten neuester Zeit begegnet ist.

Bey Ansicht der IIten unter den vorliegenden, nämlich der europäischen Sprachkarte, die nur sehr allgemeine nach Farben unterschiedene Abtheilungen darbietet, finden wir nichts zu erinnern; wohl aber müssen wir besorgen, daß der Verf. für manches der weitern Blätter, wo es auf bestimmtere Abgränzungen ankommen wird, über Mangel an Vorarbeiten, die den factischen Bestand im Einzelnen darstellen, zu klagen haben dürfte.

(Schluß folgt.)

Rectitudines singulàrum personarnm etc.

(Schluß.)

Bey der vorliegenden Abhandlung zwar hauptsächlich auf die Darstellung dessen bedacht, was ihm in der genannten Beziehung klar geworden, hat der Verf. bey einer wenigstens viermaligen Durchlesung von Kemble's Urkunden, die einen wahren Schatz und eine Fülle von Nachrichten gewährten, auch auf das, was mancher andere leicht übersehen hätte, auf die darin in so großer Zahl (circa 1200) und in genuiner Form enthaltenen Namen von Orten sein Augenmerk gerichtet. Ortsnamen gehören ja größtentheils unter die ältesten, ursprünglichsten Sprachzeugnisse und sind für die Geschichte der Sprachen und Völker von höchster Wichtigkeit.

In diesem I. Abschnitt nun werden die angelsächsischen Ortsnamen, die, wie die deutschen überhaupt, in der Regel aus zwey Bestandtheilen zusammengesetzt sind, deren zweyter als ein allgemeineres Appellativ durch den ersten, der von Personen, Thieren oder sonstigen Gegenständen und Eigenschaften genommen ist, näher bestimmt wird, in diesen beyden Beziehungen der Reihe nach vorgeführt und zu erklären gesucht. Die Musterung nach dem ersten Bestandtheil ergibt, außer einigen aus sonstigen angelsächsischen Texten nicht nachweisbaren

Wörtern und Formen (wella, fyxe, cylfe, äned) als Resultat, daß sich auf Jäger, Hirten- und Ackerbauer-Leben eine Menge Namen beziehen, daß auch Salzbereitung häufig und in Ehren, von Bergbau aber keine Spur zu finden ist. Als charakteristisch für den Anbau wird auch das Nichtvorkommen einer Beziehung auf Nadelholz (mit einziger Ausnahme des Eibenbaumes), deßgleichen auf Obstbäume betrachtet. Aus einigen Namen (wie Wodnesbeorh jetzt Wansborough in Wiltshire, Berhtan-wella, Aelfestün) wird auf die alte National-Mythologie zurückgeschlossen.

In Hinsicht auf den zweyten Bestandtheil werden erörtert die Benennungen tün, hâm, ham, burh, by, bôld, thorp, hearh, ealh, heal, kirke, sele, cote, inne, seta, wurd, stede, wic, haga, geat, weg, toft, telga, falod, fyrhde, snâdas, maed, mearc.

Die meisten dieser Ausdrücke enthalten den Begriff eines durch Umzäunung, Umgränzung gesonderten und gesicherten, also von großer Vollkommenheit zeugenden Anbaues. Andere, wie hyl, dun beorh, hlâw, dîc, hryeg, clif, stân, stige, denu, hole, deuten die Natur des Terrains und sonstige Verhältnisse an. Keinen läßt der Verf. vorüber gehen, ohne ihm irgend eine etymologische Ursprungsbescheinigung mitzugeben, wobey in einigen Fällen freylich auf nur wahrscheinliche Sprachwurzeln zurückgewiesen wird.

In ham als zweytem Bestandtheil von angelsächsischen Ortsnamen sieht der Verf. zwey ganz verschiedene Formen, nämlich hâm (unser heim, haim) und ham (plur. hammas), zusammen geworfen. Jene führt er, in Gesellschaft mit higo, hîwisc, sin-hiwun, hî-leich, hîw, heit auf ein Grundverb hîwan, welches „gliedlich verbunden seyn, ein Ganzes bilden“ bedeutet haben müsse, diese mit Hemd, Himmel auf ein anderes, himan, welches einschließen, involvere bedeutet habe, zurück.

Es ist zu untersuchen, ob das ham, welches nach jetziger Volksaussprache vielen Ortsbenennungen in Bayern eigen ist, in ältern Urkunden wirklich immer als heim, haim erscheine. Wenigstens scheint bey gewissen, auch außer Bayern vorkommenden Geschlechtsnamen wie Forchhammer, Schmidhammer, viel eher an derley Orte auf -ham als an Hammer zu denken. Ob die außer Deutschland erscheinenden örtlichen Propria und Appellativa Ham, hamel, hameau, hamlet, das niederdeutsche hameide, hameine, mittelhochd. hamît dazu gehören, oder ganz fremden Ursprungs seyen, mag dahingestellt bleiben. So entscheidet der Verf. einen, (Sp. 157. vom Jahrgang 1840 dieser Blätter) auch von uns angeregten Zweifel über den Ausdruck den durch Recurs auf eine ganz fremde Quelle, nämlich auf das gaelische dion. Dagegen scheint sein spic (S. 98) der zweifellos deutschen Ortsbenennung Speck (b. Wörterb. III. 556) zu entsprechen, und seta stimmt wenigstens dem Sinne nach besser zum oberdeutschen Säß (b. Wörterbuch III. 285) als zu Setz, womit es (S. 49) verglichen wird. Daß telga (Zelge) unter dem Begriff Zweig auf die Feldwirthschaft, und wie S. 57 geschlossen wird, schon gerade auf die Dreyfelderwirthschaft angewendet worden, scheint uns nicht ganz glaublich. Wir würden jenes Wort lieber auf das umfassendere tilian (das Feld bestellen) zurückführen, wohin auch die gewöhnliche alte Uebersetzung des Wortes, nämlich aratura, zu deuten scheint. Von der Annahme, daß fyrhde (S. 59) ein Föhrengehölz (Forchet) bedeutet habe, würde uns der Umstand, daß bisher ein entsprechender Ausdruck für Föhre in angelsächsischen Ueberbleibseln nicht gefunden worden, wenig abhalten. Woher denn wäre das heutige Englische zu seinem fir gekommen? Schwerlich erst durch das welsche fyrr, da jener Ausdruck doch in den übrigen germanischen Mundarten zu Hause ist, und als bora, borowice, sogar in die nächsten slawischen Dialekte gekommen scheint.

Aber auch andere Schlüsse als die, welche die landwirthschaftlichen u. dgl. Verhältnisse der Angelsachsen selbst betreffen, weiß der Verf. aus dieser Betrachtung der Ortsnamen zu ziehen. Er findet §. 7., vielleicht eben durch die seltsame Uebereinstimmung des angels. Andscohesham bey Kemble I. 102 mit dem Handschuhsheim am Ausgang des Odenwaldes darauf geführt, eine so auffallende

Aehnlichkeit der Ortsbenennungen zwischen der untern Neckargegend und dem Osbach mit angelsächsischen in den Gegenden der südlichen Hälfte von England, daß man fast Namen durch Namen decken könne. Er erklärt sich diesen Umstand daraus, daß die alemannische Colonisation im Süden Deutschlands und die angelsächsische in Britannien sich zum Theil aus derselben Gegend, den alten Suevenländern jenseits der Niederelbe, nur die eine früher die andere später, bewegt habe.

Nach Jahrhunderten, meynt der Verf. S. 103, wenn alle kleinen Nachrichten über die Colonisation in unserer Zeit verloren sind, wird man noch an den schwäbischen Ortsnamen, welche die Filderleute und die von der schwäbischen Alp nach der Waschtenau in Michigan und den andern von ihnen angesiedelten Gauen dieses Landes getragen haben, erkennen, daß die Bewohner dieser Ortschaften stammverwandt sind mit den Bewohnern ganzer Gegenden des südlichen Rußlands, die zum Theil in gleichnamigen schwäbischen Dörfern hausen, und von ihnen aus vielleicht wieder einmal Colonien längs der chinesischen Grenze hinsenden, bis sie sich endlich mit ihren von Michigan aus weiter westlich gewanderten Vettern an den Mündungen des Columbia- oder des gelben Flußes begegnen.

Durch die zweyte Abtheilung wird uns eine Reihe von angelsächsischen Benennungen vorgeführt, welche der Verf. als solche, die sich auf Landmaße, Ackerbau, Viehzucht, Bienenzucht und Waldpflege bey diesem Volke beziehen, aus und meist auch mit den die ganze Sache erklärenden alten Stellen zusammengebracht hat. Wort und Sache werden auf solche Weise zugleich ins Licht gestellt und da sie sich es einander zuwerfen, in ein helleres, als dieß, wenn beyde getrennt gehalten würden, je möglich wäre.

So hebt auch die dritte Abtheilung mit etymologischen Erörterungen über die Ausdrücke an, durch welche bey den Deutschen überhaupt, von den Gothen angefangen, politische Corporationen und deren Vorstände sich bezeichnet finden. Alle weisen auf den patriarchalischen Character der ältesten deutschen Verhältnisse. Dieß denn auch der Fall mit den drey Ständen, in welche sich die Masse jedes

deutschen Stammes zersetzt darstelle, und die bey den Angelsachsen als Eorlas (Edle), Ceorlas (Freye) und Theowas (Unfreye oder Knechte) erscheinen. Was dieser Vertheilung an ursprünglicher Naturgemäßheit abgehen mag, wird durch Zurückführung auf mythisch-religiöse Vorstellungen des Nordens hereingebracht.

Die vierte Abtheilung enthält unter andern einen Abschnitt über die Monatsrechnung der Angelsachsen und die das Jahr hindurch eintretenden ländlichen Verrichtungen, welche nach den alten durch Strutt und Anton bekannt gemachten Abbildungen besprochen werden.

Hat der Verf., wie oben bemerkt, in der Aehnlichkeit oder Gleichheit von Ortsbenennungen eine Brücke gefunden, über welche er besonders die Alemannen an Rhein und Neckar in Verbindung mit jenen angelsächsischen Inselbewohnern bringt, so weiß er zum Schlusse sogar auf den Zusammenhang aller Deutschen in ihren Urvätern mit denen des Volkes am Indus und Ganges hinzudeuten.

Dergleichen jedenfalls sinnreiche Zusammenstellungen verleihen der ganzen Untersuchung eine gewisse Heiterkeit, mit welcher das gehörige Maß von Gründlichkeit sehr wohl vereinbar ist. So leitet diese Einleitung zwar nicht auf dem geradesten Weg in die alten Rectitudines, aber wer wollte dem Verfasser nicht dankbar seyn für Umwege, auf welchen er freundlich übersehen läßt, was er aus eben diesen Rectitudines und mancher andern noch wenig zugänglichen Quelle über die ältesten Cultur- und Rechtsverhältnisse eines der merkwürdigsten deutschen Stämme mehr oder minder ins Klare gebracht hat? Wohl nicht am geringsten scheint anzuschlagen, was dabey mit Vorliebe für die Feststellung, Erklärung und meist auch möglichst weit zurückgeführte Etymologie der vielen hier einschlägigen angelsächsischen Ausdrücke versucht und geleistet ist. Durch ein hinten angehängtes Register über dieselben ist dem Büchlein gewissermaßen die Eigenschaft und Brauchbarkeit eines angelsächsischen Glossariums gewonnen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. July.

Nro. 138. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Die Deutschen Colonien in Piemont, ihr Land, ihre Mundart und Herkunft. Ein Beytrag zur Geschichte der Alpen. Von Albert Schott. Stuttgart 1842. XVI und 348 Seiten 8.

Deutschland, so wird in unsern Tagen Klage geführt, hat bisher seine Kinder, denen es zu enge oder sonst unbequem geworden, zu Hunderten und Tausenden ausziehen lassen nach allen vier Winden, ohne sich darum, wie es ihnen unter den Fremden ergehen mag, und ob die Kinder derselben ebenfalls Deutsche, oder ob sie Yankees, Brasileiros, Magyaren, Polaken oder Kosaken seyn werden, im geringsten zu bekümmern. Die Sache ist eine uralte, denn in längst vergangener Zeit sind ganze, sogar erobernde deutsche Wanderstämme wie die Franken und Burgunden zu Franzosen, die Longobarden zu Italienern, die Gothen zu Italienern und Spaniern und die Wandalen vielleicht gar zu Kabylen geworden. Aber die Klage ist neu, und als solche sogar eine erfreuliche Erscheinung, da sie nicht bloß auf den Gedanken, sondern sogar schon auf einen Versuch der Abhülfe geführt hat.

Als eine Wirkung desselben Nationalgefühles, das endlich in diese Klage hat ausbrechen gelernt, dürfen auch die Bemühungen Einzelner angesehen werden, die in neuester Zeit darauf ausgehen, auch die kleinsten Zweiglein des großen Stammes, die durch irgend ein Unwetter über dessen eigentlichen Boden hinaus verschlagen sind, aufzusuchen. Einige dieser vorgeschobenen Posten liegen so nahe, daß man sich nur wundern muß, wie sie so lange vergessen und wahrhaft verloren seyn konnten. Dieß ist von den im vorliegenden Werke besprochenen deutschen Colonien in Piemont vielleicht aus dem Umstand zu erklären, daß man ihr Verhältniß zum deutschen Hauptkörper nicht auffallender gefunden hat, als das des obern Wallis, welches von der übrigen deutschen Schweiz auf dieselbe Weise getrennt ist, auf die es jene Colonien ihrerseits von ihm selbst sind, nämlich durch Gletschergebirge, die hier nur noch schwieriger zu übersteigen sind. Ist es doch noch nicht lange her, daß selbst das schweizerische Wallis, was die Deutschheit, zunächst also die Mundart seiner Bewohner betrifft, näherer Untersuchung werth gefunden worden.

Im gemeinen Leben zwar hat man hie und da, selbst mitten in Deutschland, wohin Eingeborne jener piemontesischen Gebirgsthäler als Arbeiter oder Handeltreibende gekommen sind, längst gewußt, was der litteraten Welt, welcher entgangen war, was Conrad Geßner in der Vorrede zu des Pictorius Dictionarium schon 1561 hatte drucken lassen: („ultra Alpes etiam nostras in Mediolanensi ditione sunt qui in una aut altera valle germanice loquuntur: sicut et superior Vallesiorum tractus supra Sedunum"), durch Sauſſure, Frhr. von Welden u. A. mitgetheilt, noch in jüngerer Zeit als neue Entdeckung gelten konnte. Es war freylich nicht eben viel; aber es gab Anregung und Lust mehr zu erfahren. Deutsche Dörfer in dem französischen und italienischen Piemont konnten allerdings schon die einfachste Neugierde ansprechen.

Vor 6 — 8 Jahren widmete ein bekannter schlesischer Literator, Jul. Max Schottky, von Mailand aus, diesen Hochthälern einen eigenen mehrmonat-

lichen Aufenthalt, über dessen Ergebnisse, was die eigenthümliche Sprache ihrer Bewohner, namentlich einer Gemeinde, der von Rimella, betrifft, er in der Zeitschrift „das Ausland“ von 1836 S. 365 — 371 einiges mitgetheilt hat. Ausführlicheres ist, wie von Paris aus verlautet, nach der Hand mit vielen andern Papieren zu Verlust gegangen. Jene Mittheilungen lassen zwar in der Weise, wie die Spracherscheinungen aufgefaßt und dargestellt sind, manches zu wünschen übrig; aber sie konnten nicht verfehlen das Interesse für die Sache noch mehr anzuregen.

Und so entschloß sich im Jahre 1839 der Verf. des gegenwärtigen Buches, von Zürich aus, dessen Lehrstande er damals angehörte, seine Sommerferien einer Untersuchungsreise zu widmen, nebenbey nicht ohne Hinblick auf diejenige, die im Herbste 1833 von München aus zu einer andern deutschen Sprach-Insel in Italien, den sogenannten Cimbern der VII. und XIII. Communen, ein Anderer vorgenommen und in den philologischen Abhandlungen der Münchner Akademie von 1838 besprochen hatte.

In diesem Buche nun wird über jene Reise und ihre Ergebnisse ausführlicherer Bericht erstattet.

Wie es hauptsächlich Menschen und wieder zunächst Deutschsprechende gewesen, nach welchen der Wanderer ausgegangen war, so hat er dennoch keineswegs die Natur übersehen, die großartige, welche vor ihm mehr als einen Forscher anderer Art denselben Weg geführt hatte, den zweithöchsten Bergkoloß unsers Welttheils, den Monte Rosa, in dessen mittäglichen Thalschluchten jene Menschen ihre von den Bewohnern der Tiefe wenig beneideten, und doch mitunter sehr wirthlichen Hütten aufgerichtet haben.

Gerne folgt man dem Verf. von da, wo er die eigentliche Erzählung anhebt, von St. Martin im Aostathale aus, durch die Val-Laise, ein Seitenthal der Dora, hinauf nach den vier deutschen Gemeinden Issime, Gabi, St. Jean de Gressoney, Trinité de Gressoney, von da über den Col d'Ollen nach der fünften und sechsten Alagna und Rima in den Thälern der Sesia und Sermenta, über den Bergpaß der kleinen Turloz nach der siebenten Macugnaga an der Anza, endlich wieder südwärts über den Rochettapaß nach der achten Rimella, und genießt mit ihm die An- und Aussichten, die er in lebhafter Beschreibung vorüberführt. Auch was über Wege, die der Verf. nicht selbst gegangen, nach den Berichten Anderer gesagt wird, die gefährlichen von der Nordseite aus dem Wallis herauf, nämlich die Gletscherpässe des Monterosa, liest man mit Theilnahme, weil davon die Lösung der Frage abhängt, ob und wie und wann etwa auf denselben die Bewohner jener Gemeinden ursprünglich mögen herüber gekommen seyn.

Nach diesen erzählenden und naturbeschreibenden Capiteln folgt ein ethnographisches, worin zur Sprache kommen Volkszahl (ohngefähr 7000 Seelen), Religion (katholisch, theils in der französischen Diöcese von Aosta, theils in der italienischen von Novara), politische Eintheilung (wornach früherhin bis 1703 Alagna, Rima und Rimella, bis 1743 Macugnaga, nicht wie die vier ersten Gemeinden zum piemontesischen Fürstenthum Aosta, sondern zum Herzogthum Mailand und so zur Lombardey gehörten), Lebensweise (die Männer suchen in der bessern Jahreszeit auswärts Arbeit und Erwerb, Haus- und Alpenwirthschaft wird von den Weibern besorgt), Menschenschlag (in den verschiedenen Gemeinden verschieden und ohne daß sich zwischen den deutschen und den bloß italienischsprechenden in dieser Hinsicht ein merklicher Abstand zeigte), Tracht (von welcher dieselbe Wahrnehmung gilt) und Bauart. In dieser findet, nächst der Sprache, unser Verfasser die auffallendste Verschiedenheit der Deutschen von den Welschen, was theils die Zerstreutheit, theils das Material der Wohngebäude (bey den Deutschen am liebsten Holz) theils ihre Eintheilung betrifft.

Ein folgendes Capitel ist dem, was diese siebentausend Piemontesen am unwidersprechlichsten als Deutsche bezeichnet, ihrer Mundart, gewidmet. Ein weiteres enthält eine Zusammenstellung von Namen, nämlich Tauf- und Geschlechtsnamen, Namen der Flüsse, Berge und Ortschaften, die in diesen Gemeinden vorkommen, nebst Schlüssen, die daran geknüpft worden. Endlich werden die frühern, so wie des Verf. eigene Vermuthungen über die Her-

kunft dieser Deutschen *) und die Wahrscheinlichkeiten besprochen, die für die Zukunft weit weniger die Forterhaltung dieser Nationalität als ihr Aufgehen in der welschen (französischen und italienischen) erwarten lassen. Den Schluß bildet ein kleines Wörterbuch, worin eine Reihe von Ausdrücken, die der Verf. theils selber gesammelt, theils dem oben erwähnten Berichte M. Schottky's entnommen, etymologisch erörtert wird.

Halten wir uns an das Hauptergebniß des Ganzen, so sind diese Deutschen im Süden des Monte-Rosa, die der Verf. nach einer bey Simler (Vallesiae descriptio 1574) vorkommenden Benennung dieses Berges (Silvius) unter dem jedenfalls bequemen Namen Silvier zusammenfaßt, mit den Wallisern im Norden des Berges ein und dasselbe Volk, ein Satz, dem einzelne Abweichungen in Mundart und Sitten, die theils die Absonderung, theils die neue Nachbarschaft nothwendig herbeyführen mußte, keinen wesentlichen Eintrag thun können. Ob aber diese Silvier und mit ihnen die Walliser, die Bewohner des bernischen und freyburgischen Uechtlandes, ja die der ganzen westlichen Schweiz von der Reuß ab als Nachkommen der nicht romanisirten Burgunden den übrigen Schweizern als Abkömmlingen der Alemannen gegenübergestellt werden dürfen, wie es der Verf. sowohl in diesem Werke, als in einer früher (1840) erschienenen kleinern Schrift (die Deutschen am Monte-Rosa mit ihren Stammgenossen in Wallis und Uechtland) aus Gesichtsbildung, Tracht, Bauart und Dialect plausibel zu machen bestrebt ist, müssen wir, bis noch schlagendere Merkmale aufgezeigt seyn werden (Prof. Rheinwald in Bern soll, nach Vorr. S. XIII. durch Forschungen in Bezug auf Rechtsverhältnisse auf dieselbe burgundisch-alemannische Scheidelinie geführt worden seyn), vor der Hand dahingestellt seyn lassen. Jedenfalls hat das Aufwerfen solch einer Frage das Verdienst verschiedene Beobachtungen anderer Art, denen sonst weniger Interesse abzugewinnen seyn würde, anzuregen und ihnen bestimmte vielleicht in der Folge lohnende Richtung zu geben.

Sind wir dem Gewinne, den der Verf. in den wenigen Tagen, welche er unter seinen Silviern verlebt hat, zu machen gewußt, die vollste Anerkennung schuldig, so müssen wir gleichwohl bedauern, daß ihm zu diesem Zwecke nicht eine erklecklichere Frist vergönnt war. Aber so geht es schon im Leben. Was insgemein als brodlose Kunst und Wissenschaft gilt, muß sich vor der, die Brod und Würden giebt, in das kleinste Winkelchen schmiegen, ob sie auch hie und da ein Körnlein findet, das diese sich anzueignen geringen Anstand nimmt.

Ein zweyter Besuch (es kann, da die Sache nun einmal auf so glänzende Weise allgemeiner angeregt und die Wege gewiesen sind, und obschon die eigentliche Aufgabe wenig unter die Liebhabereyen gewöhnlicher Touristen fällt, auch an einem dritten, vierten u. s. w. kaum fehlen) wird mit geringerer Mühe noch weiter führen. Die wenigste würde ein Forscher haben, der mit der Mundart des Berner Oberlandes und des deutschen Wallis specieller vertraut, gleich von diesem letztern aus, den alten Auswanderern auf ihren eigenen gefährlichen Wegen folgend, in jenen Gemeinden längern Aufenthalt nehmen könnte und vor allem sich die Unterstützung der dortigen Seelsorger gesichert hätte. Da ja, wie der Verf. berichtet, in einigen jener Gemeinden sogar noch deutsch theils gepredigt, theils Christenlehre und Schule gehalten wird, so möchte es auch an schriftlichen Aufzeichnungen in der von den weltläufigern Silviern sogenannten Altweibersprache, wie der Verf. selber vermuthet, nicht gänzlich gebrechen.

In dem Capitel über die Berg-, Fluß- und Ortsnamen kommt der Verf. natürlich auch auf alte celtische Sprachüberbleibsel. Ein schlüpfriger Boden, auf welchem hisher nicht bloß von Franzosen, die endlich auch ihre Volksdialecte, in denen sich der meiste celtische Niederschlag finden kann, zum Gegenstande ernstlicher Forschung machen, viel geirrlichtert worden ist. Aus dem was von Zweigen des alten Sprachstammes in Theilen der Bretagne, und der drey brittischen Königreiche noch kümmerlich fortlebt, wird auf das, was Bergen, Flüssen und

*) Piemontesische Gelehrte lassen dieselben von Hülfsvölkern abstammen, die von König Berengar gegen die eingefallenen Saracenen ins Land gerufen worden seyen.

Orten im Alpengebirge Namen gegeben hat, höchstens oder kaum mit so viel Sicherheit als vom jetzigen Deutsch auf das Gothische zurückzuschließen seyn.

Bekannt ist, daß sich an diesen Kernstock des europäischen Festlandes auch schwedische Beziehungen knüpfen. Der Verf. führt (Vorr. X) eine im J. 1827 in Upsala erschienene Abhandlung des Baron Axel Emil Wirsén „de colonia Suecorum in Helvetiam deducta“ auf, welcher ein Auszug aus einer Oberhasler Handschrift von 1534 angehängt ist. Wir kennen eine handschriftliche Chronica Suitensium v. 1497, vermuthlich mit der obigen dieselbe, da sie erzählt, wie unter dem „Kunig Gisbertus uß Sweden und Graf Christoffel von Ostfriessen“ wegen Hungersnoth je der zehnte Mann, mit Weib und Kind von dort ausgetrieben, in die Schweiz namentlich ins Hasli gekommen. Gerne glauben wir mit unserm Verf., daß sie unter die Erzeugnisse mißverstandener Sage gehöre. Aber wir können, obschon das Ding noch viel seltsamer scheinen mag, nicht umhin, hier eines ganz ähnlichen Interesses zu gedenken, welches man sogar im östlichsten unter den europäischen Sprachstämmen, dem slawischen gerade an einem der Thäler, die sich vom Monte-Rosa herabziehen, seit kurzem zu nehmen, wahrscheinlich zunächst durch die in Malten's Bibliothek der neuesten Weltkunde von 1834. I. p. 28 — 50, II. p. 190 — 216 abgedruckte Nachricht eines Reisenden „Ueber hunnische Ueberreste in den Alpen,“ sich veranlaßt findet. Dieser erzählt, wie eine „kalmückisch aussehende“ junge Bauernfrau aus dem Thal Anniviers, die er auf dem Jahrmarkt zu Sitten im dortigen Patois gefragt, was sie verlange für einige Kobaltstücke, die sie nebst anderm feilbot, geantwortet habe: stirri Batz.

(Schluß folgt.)

Atlante linguistico d'Europa di B. Biondelli.

(Schluß.)

Von wenig Ländern finden sich zur Zeit Karten, wie sie Csaplowics seinem Gemälde von Ungarn beygefügt

hat. Was z. B. sogar unser Deutschland betrifft, so ist trotz der Bemühungen Mone's, Bernhardi's und Anderer nicht einmal vollständig und genau die Gränzlinie ermittelt, welche deutsche Sprache gegen Frankreich und Italien von romanischer, gegen die Slawenländer von slawischer scheidet. Eben so wenig ist noch in Bezug auf die Gebiete der innern Dialekte selbst gethan. Aber Biondellis Arbeit wird unter andern Verdiensten auch das nicht kleine haben, auf diese linguistisch-geographischen Verhältnisse und die Wichtigkeit ihrer Erkennung und Darstellung, als auf ein zwar früher weniger gefühltes, fortan aber immer näher tretendes Bedürfniß recht augenfällig hinzuweisen. Es ist doch betrübt genug, daß es in unserm XIX. Jahrhundert für Mitglieder der aufgeklärtesten Nationen mitunter noch immer eine langue prussienne geben, und daß man nicht gar weit von den Thoren Luxemburgs nicht wissen soll, ob die guten Bürger dieser Stadt auf deutsch oder französisch anzureden seyen. De tael is gansch het volk (die Sprache ist ganz das Volk) hat sich eine neu aufblühende niederländische wissenschaftliche Verbrüderung mit Recht als Sinnspruch gewählt, und dennoch ist die Kunst geographischer Darstellung von der der Staaten, der Zollvereine, der Eisenbahnen u. dgl. noch immer nicht auch zu der desjenigen, was natürlicher, tiefer liegend und bleibender ist, der Sprachen und Mundarten vorangeschritten.

Muß eine wirksame Mahnung an dieses Gebrechen und zugleich ein erster großartiger Versuch es zu decken, aus einem Lande kommen, wo man sich, stolz auf die schöne eigene vaterländische Sprache bisher wenig um die anderer Erdenkinder bekümmert hat, so betrachten und begrüßen wir diese Erscheinung gerne als eine derjenigen, welche zu versprechen scheinen, daß das, was jedenfalls einem wenigstens europäischen ewigen Frieden vorangehen muß, das Bedürfniß wechselseitiger Erkennung und Anerkennung, in der Gesinnung aller Völker dieses Kernes der Civilisation sich allmählich geltend machen wird.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. July.

Nro. 139. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Die deutschen Colonieen in Piemont. ꝛc.

(Schluß.)

Wie er bey derselben Gelegenheit Bekanntschaft gemacht mit dem Pfarrer von Hérémence im nämlichen Bergthale, das, an der Gränzscheide des welschen und deutschen Wallis liegend, in letzterm Einfischthal genannt wird, und wie ihm dieser berichtet habe, daß die Bewohner eines Theiles desselben von einigen Duzenden hunnischer Krieger stammten, die, in der Ebene von Piemont von Attila's Heere abgeschnitten, sich auf diese Höhen geflüchtet, wie denn eine Höhle bey Hérémence noch heute die Hunnengrotte heiße. Ob der Pfarrer, wie es wohl passend gewesen wäre, um die Sprache dieser Leute gefragt worden, sagt der Reisende nicht, aber später findet er an den Ufern des dem Prazgletscher entströmenden Gremenzibaches einen jungen Ziegenhirten, den er „als ächten Hunnenabkömmling“ über seine Sprache, die weder französisch noch italienisch obschon diesen beyden Idiomen ähnlich geklungen habe, examinirt. In der That ist unter den Wörtern für die neun Dinge, die er sich nennen ließ, eines, über dem man an Slawisches denken könnte, nämlich wodas für Bach (slaw. woda Wasser). Da indessen die übrigen, wenn sie romanischen Stoffes seyn sollen, auch starke Entstellung erlitten haben, so dürfte man bey ſtarr für Berge an *slav.* skála (Fels), und selbst bey rhabi für Bäume an eine slawische Versetzung v. arbre denken. Schade, daß der Reisende, worauf es hier besonders ankam, sich nicht versicherte, ob etwa zu jenem ſtirri (vier) der Stufenverkäuferin aus dem Munde des jungen „Hunnen“ noch andre eben so deutlich slawische Zahlwörter zu gewinnen waren. Julius Fröbel, von Zürich aus, unsers Verfassers Reisegefährte bis Sitten, wo sie sich trennten, um jeder sein eignes Ziel zu verfolgen, der gerade dieses Einfischthal zum Gegenstand näherer Untersuchung gemacht, gibt in seinem Buche „Reise in die weniger bekannten Thäler auf der Nordseite der Peninischen Alpen,“ S. 161, nach Bridel's helv. Almanach v. 1820, ebenfalls die Sage von hunnischem oder tatarischem auch wohl ungarischem und gar saracenischem Ursprung der Bewohner des genannten Thales zum Besten, ohne jedoch viel Gewicht darauf zu legen, und mehr als etwa acht Wörter zur Probe mitzutheilen, wie es scheint eben solche, bey denen er zu einer (ziemlich widerspenstigen) Ableitung aus dem Germanischen versucht seyn konnte, während er bey der Mehrzahl von dergleichen Wörtern, die weder lateinisch noch französisch, wie deren Bridel an die tausend gesammelt, auf das Celtische vertröstet. Die Alpenrose, die jenem andern Reisenden schussie genannt wurde, heißt bey diesem „recheleng.“ Von den übrigen sieben Ausdrücken läßt sich bautze (Schlafhütte) wenigstens eben so gut als mit „Baute, Bude,“ mit dem slawischen budka, baudka, (Hütte) vergleichen, das in der Declination auch als baudce erscheint.

Auf Maltens Nachricht bezüglich lesen wir in Schafarik's slavischen Alterthümern 1837, 1. Th. S. 918 folgendes: „Daß slawische Ansiedler im 10. Jahrhundert bis nach der Schweiz gekommen, ist sicher, ob auch von mehrern neuern Schriftstellern und von Johannes Müller selbst in Zweifel gezogen. In Urkunden und alten Chroniken dieses Lan-

Landes werden als eine besondere Art Ansiedler homines qui vocantur Winde angeführt, welches Wort die neuern Ausleger sich vergeblich bemühen als ein Appellativum darzustellen, welches im Allgemeinen einen Colonisten und Pflanzer neuer Feldmarken bezeichne und keinen Bezug habe auf slawische Abkunft. Allein vergleichen wir die Namen der Ansiedlungen dieser Pflanzer z. B. Chunitz, Bümplitz, Czernetz, Gradetz, Crimenza, Luc, Visoye, Grona u. dgl. mit ähnlichen, die in andern Slavenländern vorkommen, und bedenken wir, daß Abkömmlinge eines Volkes, das die Schweizer Hunen nennen, im Einfischthal sechs Stunden von Sitten, der Hauptstadt des Cantons Wallis, noch heutzutage ein verdorbenes Slawisch reden, so überzeugen wir uns leicht, daß der Name Winden hier wie anderwärts Slawen bedeute.“ An einem andern Orte, S. 270 — 271, weist Schafarjk nach, wie sich die Slawen auch früher nicht bloß von byzantinischen Schriftstellern, sondern auch von abendländischen, wie z. B. von Beda, zuweilen mit ihren Nachbarn den Hunen verwechselt und mit deren Namen beehrt finden, so daß man sich über diesen in der Wallisischen Sage oder Ueberlieferung keineswegs zu wundern hätte.

Nun wären Slawen, so weit von ihren Brüdern wohnend, so frühe von denselben getrennt, und doch noch immer einen Rest ihrer Sprache festhaltend gewiß noch weit merkwürdiger, als es die Deutschen jener piemontesischen Gemeinden seyn mögen, die eigentlich denn doch nur ein freylich über Gletschereis vorgeschobener Posten der Walliser sind. Sey es auch, daß Schafarjk auf Aehnlichkeit besonders von Ortsnamen mitunter ein zu großes Gewicht legt, so dürfte schon die Autorität, die dieser ausgezeichnete Forscher im Allgemeinen verdient und genießt, einem künftigen sprachenkundigen Wanderer durch diese Alpenregion als Aufforderung gelten, der angedeuteten Erscheinung näher auf den Grund zu kommen. Möglich, daß dann zu unsers Verfassers celtischen Etymen für seine Berge gar noch slawische aufgeboten werden, wie man denn in der That über dem Namen Gorner-horn, den man in Macugnaga der Spitze des Monte-Rosa beylegt, an das slavische gora (Berg), über dessen französischer Benennung Mont-Cervin, woraus man nach S. 233 Silvius entstellt glaubt, wenn man sie zusammenhält mit Montagna rossa, wie er in Alagna heißt, ja gerade mit Monte-Rosa selbst, an das slaw. cerweny, czerwony (roth) zu denken versucht seyn könnte. Vielleicht aber wird bey vorurtheilloser gründlicher Untersuchung die ganze Erscheinung wie Gebirgsnebel zerfließen.

Wir lassen darum die zweifelhaften Slawen, um auf die um so unzweifelhaftern piemontesischen Deutschen und ihr Idiom noch einen Blick zu werfen. Als Proben desselben hat sich unser Verfasser Uebersetzungen der Parabel vom verlornen Sohne (Luc. XV. 11 — 32) in den Dialecten von sieben Gemeinden (der v. Gabi fehlt) zu verschaffen gewußt. Dieses Textstück ist, wie aus Stalder's Dialektologie bekannt, schon im Jahr 1808 von einem napoleonischen Minister des Innern (Cretet) zum Eckstein für Sprachvergleichungen ausersehen worden, und noch i. J. 1810 sind französische Generäle, wie auf Contributionen anderer Art, mitunter auch auf solche harmlose bedacht gewesen. Schon dieser Vorgang rechtfertigt hinreichend die Wahl unsers Verfassers. Daß einige seiner Uebertragungen nach der Vulgata, einige nach dem Französischen, andere nach dem Italienischen und theils von literaten theils von illiteraten Personen gemacht sind, ist ein Umstand, welchen zu vermeiden nicht in seiner Macht gestanden hat. Auch hatte er sie, mit Ausnahme der im Dialekt von Alagna, die der dortige Pfarrer Gnifetti nebst ein paar andern kleinen Stücken schriftlich mittheilte, aus mündlichem Vorsprechen selbst zu Papiere zu bringen. Es braucht nicht bemerkt zu werden, daß das richtige Auffassen einer Sprache jedem, dem sie nicht durch längere Uebung ganz durchsichtig geworden, nicht weniger schwierig ist, als das Wiedergeben derselben durch die Schrift. Zu diesem letztern Behuf hat sich der Verf. eine eigne „silvische Rechtschreibung“ gebildet, die im Wesentlichen mit der von M. Rapp in der „Physiologie der Sprache“ eingehaltenen übereinstimmt, nur daß z. B. für das umgestürzte e (ə) als Bezeichnung des unbestimmten Vocals eine Figur (°) gewählt ist, welche schwerlich jeder Buchsetzer vorräthig findet und die der Leser leicht

mit einer andern (:) verwechselt, die er sonst als Stellvertreter von ae oder aber als Zeichen der Näselung zu nehmen gewohnt seyn kann. Leicht auch vergißt er, daß er sich, wo er hier ſ sieht einen ganz andern Laut denken müsse als wo s steht. Doch das ist seine Sache, er merke auf. Was unser Verf. S. 177 für die schwäbisch-rheinische Aussprache des ſ vor p und t am Ende, und für die allgemeinere vor diesen sowohl als vor andern Consonanten am Anfang einer Sylbe, nämlich wie sein ſ, nicht wie sein s, mit Beziehung auf Rapp (Physiologie der Spr. I. 29. 68. 289. 341, 388. II. 207. 249.) beybringt, um sie als die ursprünglichere darzustellen, will uns noch immer nicht recht einleuchten. Wir möchten sie nicht so fast für eine durch den folgenden Consonanten geschützte frühere, als für eine durch den folgenden oder auch den vorhergehenden Consonanten veranlaßte spätere halten. Auch scheint die Neigung zu dieser Art Rhadiophonie, wie z. B. der Rhinismus, mit einer gewissen mehr localen oder climatischen Disposition des Sprechorganismus zusammenzuhangen. Wie könnte sie sonst einer weit größern und gerade die Consonantverhältnisse reiner festhaltenden Region des deutschen Sprachgebietes fremd geblieben seyn, während sie auch im Bereich andrer Idiome, aber auch da nur als örtliche Erscheinung vorkommt. An den Alpen sowohl süd- als nordwärts tritt sie am entschiedensten auf, so daß das schi schinjor (si-signor) des Oberitalieners, dem er hetsch gscheit (er hats gesagt) des Vorarlbergischen Walserthalers, dem schi hont geschung (sie haben gesungen) des krainischen Gotscheers entgegen kommt. Wir wissen wohl, daß auch der Ungar das s mit dieser Aussprache überkommen haben muß und daß sie dem heutigen Griechen gleichfalls mundgerecht ist. Allein sie für das s der alten Griechen und Römer selbst, ja sogar der Gothen vorauszusetzen, scheint uns sehr gewagt, wenn man auch nur den in der Etymologie unbestrittenen organischen Uebergang ihres s in r bedenkt, der aus dem reinen einfachen s besser zu begreifen ist, als aus dieser sich lieber mit den Gutturalen einlassenden Färbung.

Das auffallende o, das als Endvocal gewisser weiblichen Substantive (z. B. in galso, sunno, zungo) aufgeführt wird, unbetont wie es an seiner Stelle seyn muß, wird doch wohl im Grunde nur jener oben erwähnte unbestimmte Vocal seyn, der im spätern Deutschen wie Französischen, obschon aus verschiedenen vollern Vocalen entsprungen, durch e dargestellt wird. Auch der gasconische Dialect des letztern setzt für dieses aus a stammende e sein als Feminin-Endung eben so auffallendes o.

Doch wir wollen unsre Leser mit solcher Micrologie, obschon sie dem speciellen Forscher wichtig seyn kann und muß und unser Verf. ihr alles Recht hat widerfahren lassen, nicht weiter aufhalten. Von gründlichen Studien zeugt auch sein silvisches Vocabular. Daß aber dieselben die Unzulänglichkeit des bisher gesammelten Stoffes nicht decken und fast Schritt vor Schritt nur das Bedürfniß näherer mehrseitiger Prüfung und Bewährung anschaulich machen konnten, hat gewiß niemand besser als Er selbst gefühlt. Dadurch wird dem Verdienste dieser vorläufig möglichen Leistung nichts benommen.

Unter die Ausdrücke, die der Verf. dem romanischen Gebiete zuweist, würden wir auch setzen pag. 265 aerbo (Morgendämmerung, an der aerbo bini fort, mit der M. brach ich auf), das aus alba entstellt scheint, so wie pag. 340. s wedar dr fenstro (die Fensterscheibe) aus vedro, vetro, vitrum. Zu denjenigen die nicht ohne Grund für celtische Ueberbleibsel gehalten werden, wie albo (Bergweide), balmo (Felsenhöhle), gamussi (Gemse), und in der ganzen Ausdehnung des Alpenzuges üblich sind, würden wir auch das pag. 71. 74. als Eigennamen einer nackten Felswand angegebene Märi (ital. morga) rechnen, wenn das in den bayerischen Alpen als Appellativum vorkommende gleichlautende Wort im Grunde denselben Begriff bezeichnen sollte. Daß der trauliche Haimgart (Hengord p. 308) durch die Schweiz bis über den Monte-Rosa reicht, darf nicht Wunder nehmen; er ist ja ein gutes altes deutsches Wort. Waekht (Flügel pag. 341) ist ohne Zweifel das allgemeinere schweitzerische Fèckte Fittig. So werden sich wohl auch andere, den Deutschen jenseits des Monte-Rosa eigenthümlich scheinende Ausdrücke als solche, die dießseits desselben nicht unbekannt sind, nachweisen lassen z. B. das schöne (von att, atto Vater, wie Vetter, fetiro von fater gebildete) attro Va-

tersbruder, Vetter, schweiz. ättre, etter, — das bequeme beyen (nahe kommen 270), vrgl. Stalder Dialektol. p. 282. V. 25., — jehen (sagen 312), vrgl. Stalder ebendas. V. 27. 31. Das Wörtchen nes (d. h. nesch), das nach S. 323 „allora, alsdann" bedeuten soll, ist gar zu ähnlich dem bey Stalder ebd. S. 340. V. 23. in dem Wallisischen Satze „lät nesch älle und lustig sy" vorkommenden, welches aber nur uns (insch) zu bedeuten scheint. Bey charr S. 279 geht die dort mit erwähnte Ableitung auf Kar nicht gerade als Getreidmaß, sondern als Gefäß, hohles Behältniß überhaupt zurück.

Bey machen, S. 318 kommt zu bemerken, daß die Moccheni der Valsugana von den in engerm Sinne sogenannten Cimbri zwischen der Brenta und dem Astego, von welchen sie nicht für ebenbürtig angesehen werden, verschieden sind.

Einige Ausdrücke wie z.B. ljik (klein 317), micch (viel 318), gêchen (nehmen 299) scheinen uns noch bestimmterer Nachweisung und Bewährung gar sehr bedürftig. Fad (291) möchten wir nicht mit Pfad für einerley halten. Betrachten wir den Ausdruck Eefaden (Zaun der die Zelgen scheidet) bey Pictorius, Efad (freylich auch „Epfad", Gränze eines Dorfs und seiner Felder), Fad (Rasenstreif, der an einem schmalen Absatz eines steilen Felsens fortläuft) bey Stalder, so kommt es uns nicht abenteuerlich vor, darüber an das uraltdeutsche d. h. gothische fatha zu denken, durch welches Ulfila bey Marc. 12, 1. Luc. 14, 23, Paul. ad Ephes. 2, 14 das griechische *Φραγμός* übersetzt. Sollte wirklich die Macugnaga-Fäde, die unser Verf. S. 243, auf Engelhardts Autorität, als Benennung des alten Saumwegs im Saasthale angiebt, nicht das dem gothischen Worte entsprechende Feminin, sondern ein Plural seyn, so liegen sich doch die Begriffe Zaun, Rain, Weg, und die Formen Fad und Pfad nahe genug, um eine allmählige Vermengung und Verwechslung derselben wenigstens für möglich halten zu dürfen. Gehören doch dergleichen Vertauschungen nicht eben zu den ungewöhnlichen Fehltritten im Gange jeder lebenden Sprache. Wie manches kerngesunde alte Wort, das man nicht mehr in seiner wahren Geltung verstand, ist durch ein mehr oder minder ähnlich klingendes ganz anderes, selten richtigeres verdrängt worden. Und nicht bloß Modisten in der Sprache, sondern mitunter auch hochgelehrte Herren haben an solchen Wechselbälgen Pathenstelle vertreten. Mit Recht stellt unser Verf. S. 310 die beliebte feinere Benennung Kartoffel als solchen zur Schau. Noch sieht man zwar in unsern Gegenden einen Eingebornen darum an, wenn er etwa nicht ein gescheider sondern ein gescheuter Kopf seyn will, von einer Ecke, von einer Trümmer und drgl. spricht. Aber mancher will schon nicht mehr Kegel scheiben, sondern schieben, und seit die gelehrten Grillen von Eichen deutscher (!) Druiden an der Donau und von einem gewissen kirchlichen Indultum bis in die Volksschulen ihren Weg gefunden, ist das altbewährte Altach unwiderbringlich zur wenigstens schriftlichen Form Altaich verdammt, und die uns allein gebliebene Tuld, ein Wort so schön und alt und durchaus deutsch als irgend eines, ist wie wenn es erst als welscher Gast zu uns gelangt wäre, zur zweydeutigen Dult gestempelt worden. —

Doch man verzeihe, wenn wir so, am Faden der Sprache, vom Fuße jenes prächtigen Monte-Rosa aus, zuletzt unvermerkt wieder im Angesichte unsrer eigenen vaterländischen Alpen angekommen sind.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. July.

Nro. 140. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

I. Bibliotheca Patrum ecclesiasticorum Latinorum selecta. Curante E. G. Gersdorf. Vol. I — IX. Lipsiae sumtibus Bernhardi Tauchnitz jun. 1838 — 1840. 8.

II. Bibliotheca Patrum Ecclesiae catholicae, qui ante orientis et occidentis schisma floruerunt. Delectu presbyterorum quorundam Oxoniensium. Tomus I. Oxon. I. H. Parker; J. G. et F. Rivington, Londini MDCCCXXXIII. 8. maj.

Laut der Vorrede zu dem ersten Bändchen von Nr. I. unternahm Herr Gersdorf diese Sammlung auserlesener Werke lateinischer Kirchenväter nur auf wiederholtes Verlangen des Verlegers, welcher eine sorgfältig verbesserte und wohlfeile Ausgabe des Besten der lateinischen Väter zu veranstalten wünschte. Obgleich er, sagt er, das Schwierige eines solchen Unternehmens wohl einsah, so habe er doch den inständigen Bitten nachgegeben und sich zu diesem Zwecke mit wissenschaftlichen und in dem christlichen Alterthume wohl bewanderten Männern vereinigt, überzeugt, daß eine solche auserlesene Bibliothek der alten Kirchenväter Vielen sehr erwünscht und für junge Theologen von nicht geringem Nutzen seyn dürfte.

In dem ersten Bändchen lieferte der Unternehmer dieser Sammlung selbst die Recognitiones des Clemens von Rom nach der lateinischen Uebersetzung des Rufinus von Aquileia.

Das zweyte und dritte enthält die ächten Schriften des Th. C. Cyprianus, und zwar das erste die Briefe, das andere die Abhandlungen desselben, von Herrn Dr. Goldhorn, Privatdocenten an der Universität zu Leipzig und Custos an der Pauliner Bibliothek daselbst, bearbeitet.

Das vierte, fünfte, sechste und siebente umfaßt die Werke des Tertullianus, deren Bearbeitung Herr Leopold, ordentlicher Lehrer am Gymnasium zu Annaberg, sich untergezogen hatte.

In dem achten und neunten gab Herr Gilbert, Privatdocent an der Universität zu Leipzig und Prediger an der Pauliner Kirche daselbst, die drey Bücher des hl. Ambrosius de Officiis Clericorum, welchen das von Paulinus verfaßte Leben des Ambrosius vorausgeschickt ist, und die sechs Bücher des Heraëmeron.

Daß Herr Gersdorf seine Sammlung mit einem unterschobenen und nicht einmal in der Urschrift auf uns gekommenen Werke, das außerdem von Unrichtigkeiten und Fälschungen wimmelt, eröffnen mochte, wunderte den Ref. sehr. Nach seinem Dafürhalten wäre der Anfang passender mit dem feurigen Tertullianus gemacht worden, und an ihn hätte sich, zur Beobachtung der Zeitfolge, Cyprianns, sein Schüler, anschließen sollen.

Der Herausgeber benutzte zwey Leipziger Handschriften, von welchen die eine dem XI., die andere dem XIII. Jahrhundert angehört. Auch theilte ihm Herr Professor Rettig in Bern, auf Verwendung des Herrn Professors und Bibliothekars Sauppe in Zürich, eine genaue Notiz über zwey Berner Handschriften mit, deren der Sinnersche Catalog

B. I. S. 51 erwähnt. Die Anmerkungen zu dem ersten Bändchen sind jedoch, im Verhältnisse zu den übrigen, ungemein spärlich ausgefallen.

Der Bearbeiter der Werke des Cyprianus entbehrte durchaus aller handschriftlichen Hülfsmittel, und war sonach größten Theils auf die Oxforder und auf die Baluzesche Ausgabe beschränkt, mit Zuziehung der zwey ersten Ausgaben, der von Schweynheym und Pannartz i. J. 1471 zu Rom, und der von Vindelin von Speier in dem nämlichen Jahre zu Venedig gedruckten; ferner der Reinhartschen (Altdorf 1681. 4.), welche XXCIII Briefe enthält, der Erasmischen, der Pamelischen und Rigaltischen und der Observatt. des J. Fr. Gronov nach Frotschers Ausgabe, Leipz. 1831.

In dem ersten Bändchen findet man nur wenige Anmerkungen. Etwas mehr wurde in dem zweyten, welches die Abhandlungen des Cyprianus enthält, geleistet. Voran steht, wie in der Oxforder Ausgabe, die Schrift an Donatus, welche Andere an die Spitze der Briefe gesetzt haben. Der Zusatz de Gratia Dei hätte hier mit Recht wegbleiben können, da er von den Handschriften, welche Ref. eingesehen, nicht anerkannt wird.

Gleich zu Anfang, wo es heißt: Nam et promiscue me memini, et reddendi tempestivum prorsus hoc tempus est, quum indulgente vindemia solutus animus in quietem solennes ac statas anni fatigantis inducias sortitur, wird die Lesart quum — sortitur weder von irgend einer der fünf Münchner Handschriften, noch von irgend einer der ältesten Ausgaben bewährt. Alle lesen quo — sortiatur, — welches Pamelius in quo sortitur umänderte. Rigaltius schrieb zuerst, ohne einen Grund anzugeben, quum — sortitur, und ihm folgten sodann Fell, Baluze und der neueste Herausgeber. Statt solennes hätte richtiger und kräftiger sollemnes gegeben werden sollen. Beyfallswerth ist die Zurückführung der Lesart fatigantis für die von Baluze aufgenommene fatiscentis. Jene wird nach Chr. Gottfr. Müllers Observatt. ad 5 loca epist. Cypr. Gerae. 1776 p. 2. seqq. durch iocantis, ludentis erklärt.

Gegen das Ende des ersten Kapitels wird die von den Oxforder Herausgebern aufgenommene Verbesserung des Rigaltius: in me oculos tuos fixus es als codicum commendatione prorsus carens verworfen; aber mit Unrecht. Denn so liest die älteste Münchner Handschrift, nämlich die Benedictbeurer, welche von Petz in das achte Jahrhundert hinaufgerückt wurde, richtiger aber dem neunten zugeschrieben wird; so auch die Tegernseer Papierhandschrift und am Rande die Tegernseer Pergamenthandschrift, beyde aus dem 15. Jahrhundert. Diese Lesart entspricht der in dieser Schrift ohnehin sich sehr zum Dichterischen und Gekünstelten hinneigenden Diction des Verfassers ganz vortrefflich.

Im Folgenden hätte statt der Baluze'schen Conjectur: tam aure, quam mente totus auditor es, nach Gronovs Vermuthung (Observatt. III. 12. p. 262. ed. Frotsch.) qua ore, qua mente, welches durch die Benedictbeuerer Handschrift bestätigt wird (quo ore, qua mente, bieten die zwey Tegernseer), unbedenklich in den Text gesetzt werden dürfen.

Kap. VIII. S. 5. ist zu den Worten: Cothurnus est tragicus prisca facinora carmine (drey Münchner Handschriften setzen prisca carmine facinora) recensere, die von Gronov S. 569 vorgeschlagene und von den Oxfordern aus Handschriften aufgenommene Lesart prisca carminum facinora rec., welche auch von der zweyten Münchner, der Schedelschen, anerkannt wird, verlassen worden.

Kap. XII. S. 8. — nec intelligit miser speciosa sibi esse supplicia, auro se alligatum teneri et possideri magis, quam possidere divitias, atque o detestabilis caecitas mentium et cupiditatis insanae profunda caligo! cum exonerare se possit] Nach divitias wurde der matte Zusatz: atque opes, welchen die Münchner Codd. weglassen, mit Recht gestrichen. Besser interpungirt übrigens Gronov S. 264. so: atque (o detestabilis caecitas mentium et cupid. ins. prof. caligo!) cum etc., mit Zustimmung der Tegernseer Pergamenthandschrift.

Am Ende dieſes Kap., wo possident ad hoc tantum, ne possidere alteri liceat, et o nominum quanta diversitas! bona appellant, ex quibus nullus illis nisi ad res malas usus est, geſchrieben wird, ſchlug Gronov, welchem auch die erwähnte Tegernſeer Handſchrift beyſtimmt, ſo zu leſen und zu interpungiren vor: et (nominum quanta diversitas!) bona appellant. O laſſen auch die Benedictb. und die Tegernſ. Papierhandſchrift weg; in der andern Tegernſ. wurde es von der zweyten Hand übergeſchrieben.

Kap. XIV. z. A.: Una igitur placida et fida tranquillitas, una solida et firma et perpetua securitas] Die Worte: et perpetua, welche Baluze in zwölf der beſten Handſchriften nicht fand und für ein Gloſſem erklärte, hätten getilgt werden ſollen. Wenn auch Cyprianus in der Schrift de mortalitate Kap. III. a. E. ſagt; Illa est enim nostra (vielmehr vera, wie wir unten zeigen werden) pax, illa fida tranquillitas, illa stabilis et firma et perpetua securitas, ſo ſpricht in der obigen Stelle ſchon die Symmetrie, und das Anſehen ſämmtlicher Münchner Codd., welche jenen Zuſatz nicht anerkennen, für die Weglaſſung der in Frage ſtehenden Worte.

Wir gehen nun zur Schrift de unitate ecclesiae über.

Kap. I. S. 117 unten, wo es heißt: Sic ab initio statim mundi fefellit et verbis mendacibus blandiens (näml. inimicus) rudes animas incauta credulitate decepit; sic dominum ipsum tentare conatus, quasi obreperet rursus et falleret, latenter accessit, wurde vor dominum richtig sic, welches bey Baluze fehlt, eingefügt und zu Anfang des nächſten Kap. vestigiis vincentis (ſt. des Baluzeſchen viventis) insistere mit Zuſtimmung der Münchner Codd. geſchrieben.

Kap. IV. S. 119: Et iterum eidem post resurrectionem suam dicit: Pasce oves meas] Dieſe Worte fehlen in der Benedictbeuerer Handſchrift, und in der Tegernſeer Pergamenthandſchrift; doch hat Letztere ſie von ſpäterer Hand am Rande. Die folgenden: Super illum unum aedificat ecclesiam suam et illi pascendas mandat oves suas, welche der Herausgeber, ſie für unächt haltend, in Klammern einſchloß, läßt die Benedictb. Handſchr. ebenfalls weg; die Schedelſche aber, welche dem zehnten Jahrhundert angehört, und die Ulmer aus dem fünfzehnten Jahrhundert erkennen ſie an. Die Tegernſeer Pergamenthdſchr. hat bloß: Super unum aedificat ecclesiam, wozu die Oxforder noch suam fügten, das Uebrige ebenfalls weglaſſend. Schedels Handſchrift giebt ſodann: et illi pascendas oves mandat, anſtatt: et illi pascendas mandat oves suas. Das letzte Wort mangelt auch in der Ulmer. Daraus geht nun deutlich hervor, daß an der Aechtheit dieſer Stelle ſehr zu zweifeln iſt.

Unten, wo es heißt: Hoc erant utique et caeteri (richtiger ceteri) apostoli, quod fuit Petrus, pari consortio praediti et honoris et potestatis, sed exordium ab unitate proficiscitur, [et primatus Petro datur, ut una Christi ecclesia et cathedra una monstretur. Et pastores sunt omnes et grex unus ostenditur, qui ab apostolis omnibus unanimi consensione pascatur] ut ecclesia Christi una monstretur, hat keine Münchner Handſchrift die von dem Herausgeber eingeklammerten Worte.

Ebendaſ. S. 120. leſen alle Münchner Codd: Qui ecclesiae renititur et resistit, in ecclesia se esse confidit —? ohne die von dem Herausgeber eingeklammerten Zwiſchenſätze: qui cathedram Petri, super quem fundata est ecclesia, deserit.

Kap. V. S. 120.: A fonte praecide rivum, praecisus arescit] Baluze hat a fronte. Woher, darüber ſchweigen ſeine Anmerkungen. A fronte aber lieſt auch die Benedictb. Handſchrift. Statt arescit möchte Ref. wegen des Vorhergehenden: Ab arbore frange ramum, fractus germinare non poterit, mit den älteſten Ausgaben, deren ſich auch Latinus Latinius, Pamelius, Rigaltius und die Oxforder anſchloſſen, lieber areseet ſchreiben.

Kap. X. S. 123: dum corda nostra et mentes nostras veritatis discrimen examinat] Hier hätte nostra mit den Ausgaben vor Baluze, welchen auch die Münchner Handſchriften beyſtimmen, geſtrichen und S. 124 in der Pauliniſchen

Stelle (1 Cor. 11, 19.): Oportet et haereses esse, die Partikel et nicht weggelaſſen werden ſollen.

Kap. XIV. S. 126: Caritas — non aemulatur, non agit perperam, non inflatur, non irritatur, non cogitat malum] So gab ſtillſchweigend zuerſt Pamelius, und ihm folgten die ſpäteren Herausgeber; dem griechiſchen Texte angemeſſener aber und folgerichtiger ſetzen die Handſchriften und die früheren Ausgaben die Worte non agit perperam vor non cogitat malum.

Kap. XVI. Z. A.: — sed nunc crevit ejusdem mali infesta clades, et exsurgere ac pullulare plus coepit haereticae perversitatis et schismatum venenata pernicies] Weit kräftiger und wohllautender leſen die Münchner Codd. und die Ausgaben vor Pamelius surgere. Daß Cyprianus den Gebrauch der verba simplicia beſonders liebe, hat Gronov Observatt. in Scriptoribus eccles. Monobibl. p. 32. seqq. vortrefflich nachgewieſen.

Kap. XVII. S. 129: Coecus autem coecum ducens simul in foveam cadunt] Die Münchner Handſchriften und alle Ausgaben vor Baluze leſen richtig cadent, dem griechiſchen Texte, welcher πεσοῦνται hat, entſprechend. Cadunt ſtammt aus der lateiniſchen Vulgata.

Kap. XXVI. S. 133: In nobis vero sic unanimitas diminuta est] Richtig der Benedictb. Cod. und die Tegernſeer Papierhandſchr. deminuta.

In der Abhandlung de Oratione Dominica Kap. I. iſt in den Worten: Multa et per prophetas servos suos dici Deus voluit et audiri; sed quanto maiora, quae Filius loquitur, bey Baluze, welchem Hr. Goldhorn folgte, nach maiora das Hülfszeitwort sunt ausgefallen.

Kap. IV. S. 157 würde Ref., auf die Münchner Handſchriften geſtützt, lieber qui cogitationes videt leſen, den unnöthigen Zuſatz hominum nach cogitationes weglaſſend.

K. XXII. S. 167: Quam necessario autem, quam providenter et salutariter admonemur, quod peccatores sumus] Rigaltius Ausgabe hat durch ein Druckverſehen salutabriter, welches die Oxforder Herausgeber in salutariter verwandelten. So gab auch Baluze. Die früheren Ausgaben hingegen bieten salubriter, was neun engliſche Codd. bey Fell und ſämmtliche Münchner beſtätigen.

Kap. XXXV. S. 175: Lapis, inquit, quem reprobaverunt aedificantes, hic factus est in caput anguli] Beyfallswerth iſt die Lesart der Schedelſchen Handſchrift, welche lapidem hat, was ganz vortrefflich dem griechiſchen Texte (Pſalm. 177, 22): *Λίθον, ὃν ἀπεδοκίμασασαν οἱ οἰκοδομοῦντες, οὗτος ἐγενήθη εἰς κεφαλὴν γωνίας*, entſpricht. Vrgl. Gronovs Observatt. in Scriptt. eccl. Monobibl. p. 151.

In der Schrift de mortalitate Kap. III. a. E. gab Hr. Goldhorn: Illa est enim nostra pax, illa fida tranquillitas, illa stabilis et firma et perpetua securitas. So zwar die Münchner Handſchriften und die Ausgaben vor Baluze. Dieſer ſchrieb vera ſtatt nostra, und ihm folgte Routh mit Recht; denn nostra iſt zu matt. Uebrigens konnte ura leicht in nra übergehen.

Kap. XII. S. 181 a. E.: Nisi praecesserit pugna, non potest esse victoria; cum fuerit in pugnae congressione victoria, tunc datur vincentibus et corona. Nam gubernator in tempestate dignoscitur, in acie miles probatur] Nam ſtatt des von Baluze aus zwey Handſchriften aufgenommenen navis findet man zwar in den älteſten Ausgaben; allein die Münchner Handſchriften erkennen weder das eine, noch das andere an; und ſo leſen auch Latinus Latinius, Pamelius und Rigaltius. Durch die Weglaſſung der Bindepartikel gewinnt die Rede allerdings an Nachdruck und Feyerlichkeit, und navis kann hier füglich entbehrt werden.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. July.

Nro. 141. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

I. Bibliotheca Patrum ecclesiasticorum Latinorum selecta etc.

II. Bibliotheca Patrum Ecclesiae catholicae, etc.

(Fortsetzung.)

Kap. XIV. S. 182 unten: — quanta sublimitas, inter ruinas generis humani stare rectum nec cum eis, quibus spes in Deum nulla est, iacere prostratum, gratulari magis et temporis munus amplecti u. s. w.] Hier nahm der Herausgeber das von Gronov empfohlene rectum, welches auch sämmtliche Münchner Handschriften bestätigen, st. erectum stillschweigend auf. Nach prostratum ist anstatt des Comma richtiger ein Semikolon zusetzen. Daß Hr. Goldhorn das von den ältesten und besten Ausgaben nach gratulari magis gesetzte oportet, welches Routh, auf wenige Handschriften gestützt, mit est vertauscht hatte, strich und vor gratulari die größere Interpunction änderte, möchte Ref. nicht billigen, wenn auch die Münchner Codd. oportet weglassen, weil so der Satz, was Baluze wohl einsah, aller Kraft ermangelt. Im Folgenden ist das von dem Letztern st. firmiter stillschweigend aufgenommene fortiter, welches zwar der Cod. Benevent. bescheinigt, in Rouths und Goldhorns Ausgaben übergegangen.

Kap. XVII. S. 184: Ut illic (bey Kains Brudermord) cogitatio mala et perniciosa conceptio Deo providente perspecta est, ita et in Dei servis — — animus ad bonum deditus Deo judice coronatur] Statt prospecta wurde von unserm Herausgeber nach einer Voßischen Handschrift perspecta aufgenommen. Ref. aber möchte lieber mit drey Münchner Codd. Deo praevidente lesen. Etwas unterhalb, wo Baluze: Nec enim Deus sanguinem nostrum desiderat, sed fidem quaerit; Routh hingegen: Nec enim sanguinem nostrum quaerit, sed fidem, hat, gab Herr Goldhorn: Nec enim Deus sanguinem nostrum quaerit, sed fidem. Kräftiger Schedels Handschrift: Nec enim sanguinem nostrum Deus quaerit, sed fidem. Die übrigen Münchner: Nec enim sanguinem Deus nostrum, sed fidem quaerit.

K. XIX. g. d. E. Audivit frater noster et collega moriturus, quod ceteris diceret. Nam qui moriturus audivit, ad hoc audivit, ut diceret; audivit non sibi ille, sed nobis. Nam quid sibi disceret jam recessurus? Didicit imo remanentibus, ut, dum sacerdotem, qui commeatum petebat, increpitum esse comperimus, quid cunctis expediat, agnosceremus]. Hier hätte nobis vor remanentibus, obgleich es zwölf Codd. bey Fell und der neueste englische Herausgeber weglassen, beybehalten werden sollen, da es der Gegensatz offenbar fordert.

In der apologetischen Abhandlung an den Heiden Demetrianus hätte man Kap. III. a. E. deminuta st. dim., Kap. XVII. deminutione s. dim. und ebenso Kap. XIX. S. 222. deminutionis erwarten sollen.

Kap. XI. zu E. ist in der Stelle aus Jesaias nach Baluze propter delicta vestra aver-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

tit faciem suam a nobis (ſt. a vobis), ne misereatur geſchrieben worden.

Kap. XIV. S. 218. z. A., wo von der Ohnmacht der heidniſchen Götter die Rede iſt, heißt es: At quid praestare se colentibus possunt, qui se de non colentibus vindicare non possunt? At ſt. des gewöhnlichen aut, welches auch die Münchner Codd. haben, iſt eine Conjectur des Ant. de Roov. Das erſte se möchte Ref., auf ſämmtliche Münchner Handſchriften geſtützt, ſtreichen. Unterhalb in den Worten: si autem iis, quos colis, maior es, non tu illos colere, sed ab ipsis potius coli debes et timeri ut dominus, iſt das von Pamelius angefügte et timeri ut dominus offenbar ein Gloſſem, welches die Münchner Handſchriften mit Recht nicht anerkennen. Die nämlichen laſſen in dem Vorhergehenden auch potius weg.

Kap. XVI. S. 218: et incurvatus est homo, et humiliatus est vir] Die Münchner Handſchriften et curvatus est h. (καὶ ἔκυψεν ἄνθρωπος bey Jeſ. 2, 9), was unſtreitig dem ſchleppenden et incurvatus est h. vorzuziehen iſt.

Kap. XIX. a. E. quem tecum videas aequaliter non dolere] Die nämlichen Codd. geben, wie Manutius und Fell, quem videas tecum non dolere, ohne aequaliter, welches leicht entbehrt werden kann.

Kap. XX. z. A.: Viget apud nos spei robur et firmitas fidei, inter ipsas saeculi labentis ruinas erecta mens est u. ſ. w.] Hier hätte vor inter ipsas aus den Ausgaben vor Baluze et ergänzt werden ſollen.

— S. 221. geg. d. M., wo es von den Chriſten heißt: Exsultant semper in Domino et laetantur et gaudent in Deo suo, et mala atque adversa mundi fortiter tolerant, dum dona et prospera futura prospectant, muß bona ſt. dona geleſen werden. Letzteres iſt ein Druckverſehen, welches aus der Baluze'ſchen Ausgabe in die vorliegende übergieng.

Kap. XXVI. z. A. hätte trophaeo in tropaeo verwandelt werden ſollen.

Um jedoch dieſe Anmerkungen nicht zu weit auszudehnen, will Ref. nur noch Weniges über die herrliche Schrift de opere et eleemosynis, welche unſtreitig als eines der köſtlichſten Ueberbleibſel aus dem chriſtlichen Alterthume zu betrachten iſt, beyfügen.

Kap. II. a. E.: Misericors docet et monet misericordiam fieri, et qui servare quaerit, quos magno pretio redemit, post baptismi gratiam sordidatos docet denuo posse purgari] Wenn auch ſonſt docere et monere, docere et ostendere, monere et ostendere von Cyprianus verbunden werden, ſo möchte doch hier nach dem Vorgange des Latinus Latinius, des Pamelius und Rigaltius und mit Zuſtimmung der Münchner Handſchriften docet et zu ſtreichen ſeyn, um ſo mehr, als docet bald darauf wieder vorkommt und einen widrigen Zuſammenſtoß verurſacht. Pretio, welches in dem Schedelſchen Cod. von neuerer Hand übergeſchrieben iſt, und von dem Benedictbeuerer, ſo wie von der Tegernſeer Papierhandſchrift weggelaſſen wird, kann füglich entbehrt werden. Daß es einem Gloſſeme ähnelt, welches von dem Rande in den Text gefloſſen, erſieht man ſchon daraus, daß es im Tegernſeer Pergamentcoder von neuerer Hand nach redemit ergänzt wurde, in dem Ulmer hingegen vor magno ſteht.

Kap. III. geg. d. E.: Si autem nemo esse sine peccato potest, et quisquis inculpatum se esse dixerit, aut superbus aut stultus est] Kürzer und nachdrucksvoller die Münchner Handſchriften und Auguſtin, welcher contra duas epistolas Pelagianorum L. IV. c. 27 T. X. p. 485. F. dieſe Stelle anführt: — et quisquis se inculpatum dixerit. So auch die Ausgabe des Manutius.

Kap. IV. geg. d. E.: Si videris nudum, vesti eum, et domesticos seminis tui non despicias] Eum iſt ein bloſſes Gloſſem, welches unſere Handſchriften nicht anerkennen; und ſt. despicias ſchreibe man despicies, was alle unſere Codd. beſtätigen. Sonach entſpricht dieſe Stelle ganz dem griechiſchen Texte bey Jeſ. 58, 7. Im Folgenden füge man nach den Worten praeibit ante te justitia aus der Schedelſchen Handſchrift tua hinzu.

Kap. IX. z. A.: Si vereris et metuis, ne,

si operari plurimum coeperis, patrimonio tua larga operatione finito ad penuriam forte redigaris: esto in hac parte intrepidus] Ref. hätte gewünscht, daß die Lesart der Oxforder Herausgeber: Sed vereris, welche auch Routh in den von ihm eingesehenen Handschriften fand und trefflich vertheidigte, und zugleich die Münchner Handschriften bestätigen, beybehalten worden wäre. Man ergänze nämlich nach sed in Gedanken si, welches in Vordersätzen häufig weggelassen wird. S. Heindorf zu Horat. Sat. I. 45.

Kap. XI. et tu metuis, ne operanti tibi et Dominum promerenti desit alimentum] Das von den Routhschen und Münchner Handschriften nicht anerkannte tibi ist entbehrlich.

Kap. XII. geg. d. E.: Quales nunc quosdam in ecclesia videmus u. s. w.] Kräftiger die Münchner Codd. in ecclesia quosdam.

Kap. XIX.: et non vidi iustum derelictum, neque *semen ejus* egens pane] Dem griechischen *Ζητοῦν ἄρτους* entsprechend geben die Münchner Handschriften, wie in der Orat. Dom. Kap. XI. quaerens panem, was offenbar den Vorzug verdient.

Durch diese Bemerkungen glauben wir hinlänglich gezeigt zu haben, daß der Text der Cyprianischen Werke, ungeachtet der Bemühungen so vieler Gelehrten, welche sich mit der Kritik dieses Kirchenvaters befaßten, noch sehr im Argen liege. Wie eigenmächtig Manutius zu Werke gegangen, darüber klagte schon Latinus Latinius. Daß der übrigens sehr fleißige Pamelius den Text des Cyprian oft mehr verdorben, als verbessert habe, rügten Gronov und Baluze; und das kühne und nicht genug begründete Verfahren des Rigaltius ist bekannt. Treffliches leisteten die Oxforder; Baluze aber, so große Verdienste er sich auch übrigens um Cyprian erworben, ist nicht selten mit der seinen Landsleuten eigenen Leichtfertigkeit zu Werke gegangen. Sollte jedoch für diesen Schriftsteller etwas Durchgreifendes gethan werden, so müßten vor allem die ältesten und besten Handschriften, die Veroneser und die Beneventer, mit der größten Genauigkeit verglichen werden; denn so lange man die Kirchenväter nicht mit der möglichst kritischen Sorgfalt, wie die klassischen Schriftsteller des Alterthums, bearbeitet, läßt sich in diesem Fache nichts Ersprießliches erwarten.

Doch genug! Wir gehen nun zu Tertullianus über.

Auch der Bearbeiter dieses für die christliche Vorzeit höchst wichtigen Schriftstellers mußte sich bloß mit der Benützung der bisherigen Ausgaben begnügen, welche er alle von der Rhenanschen an bis auf die Semlersche und Rittersche herab zu Rathe zog. Schade, daß ihm Jos. Rouths Scriptorum ecclesiasticorum Opuscula praecipua quaedam. Oxon. 1832. 8., in welchen die Bücher de Oratione et de Praescriptione Haereticorum vortrefflich bearbeitet sind, entgiengen.

Bey dem in unsern deutschen Bibliotheken herrschenden Mangel an handschriftlichen Hülfsmitteln zu Tertullianus (denn das Beste hiezu findet sich in der königlichen Bibliothek zu Paris, in der Mediceisch-Laurentianischen zu Florenz und in der Vaticanischen zu Rom) möge es uns erlaubt seyn, deutsche Gelehrte, welche sich mit der Kritik der Tertullianischen Schriften zu befassen gedenken, auf eine von Etienne Baluze sehr sorgfältig veranstaltete Vergleichung des in der k. Bibliothek zu Paris aufbewahrten sehr alten und vortrefflichen Puteanschen Cod. zum Apologetikus und des berühmten Agobardschen zu den Büchern ad nationes, de testimonio animae, de spectaculis, de idololatria, de corona, de oratione, de cultu feminarum, ad uxorem, de praescriptione haereticorum, de anima, de carne Christi, de scorpiace und de exhortatione castitatis aufmerksam zu machen. Sie befindet sich in einem einst in der Büchersammlung des Et. Baluze gewesenen und jetzt in der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München aufbewahrten Exemplare der zweyten Rigaltschen Ausgabe der Werke des Tertullianus.

Auf der Rückseite der series operum Tertull. bemerkte der Vergleicher: Cum codex Agobardi sit valde mutilus, ac paginae complures, in primis vero in libris duobus ad nationes, vetustatis iniuria seu potius, ut ait Rigaltius, barbarorum incuria foede corrosae corruptaeque sint, primum ea, quae non exstant in codice Ago-

bardi, obelo transfiximus; quae vero computruerunt, ea expunximus ubique summa fide. Variantes item lectiones adnotavimus etiam summa fide.

Die Vergleichung geſchah, nach einer Bemerkung auf der Stirnſeite des Apologeticus, im Jahre 1686 gegen Ende Mays und zu Anfang des Juny. Am Ende des Apologeticus fügte Beluze folgende Bemerkung bey:

Hunc Tertulliani librum contuli cum vetustissimo et optimo codice MS. Bibliothecae regiae, qui fuit v. c. Claudii Puteani Senatoris Parisiensis.

Incepi conferre XII. Kal. Jul. MDCLXXXVI. Absolvi VIII. Kal. Jul.

Steph. Baluzius.

Mit welcher Genauigkeit Baluze beyde Handſchriften verglichen habe, davon zeugt die ſorgfältige Angabe aller, ſelbſt der geringfügigſten, Abweichungen derſelben von dem Rigaltſchen Texte. Damit jedoch unſere Leſer den Werth der Puteanſchen Handſchrift zum Apologeticus ermeſſen können, wollen wir aus den zwey erſten Kapiteln desſelben einige Proben geben.

Kap. I. S. 53. zu Anf. lieſt der Cod. Put., wie Herr Leopold, in aperto et edito ipso fere vertice civitatis praesidentibus, während die zweyte Rigaltſche und die Ritterſche in aperto et edito, in ipso f. v. u. ſ. w. haben.

S. 54, 4: wo nimis operata sectae huius infestatio ſteht, verſetzt der C. P. die Worte ſo: nimis operata infestatio sectae hujus.

— Z. 10 — 9. v. u. giebt er cum — oderunt homines f. cum — oderint h.

— Z. 3. v. u. [quale esset, quod oderant] Der C. P. quale sit quod oderant.

S. 55, 4., wo die zweyte Rigalt. und die Ritt. Ausgabe et jam dignitatem transgredi haben, beſtätigt der C. P. die von Hrn. Leopold gebilligte Lesart etiam d. tr.

— Z. 11. ſchreibt der C. P. adeo quod nesciant, ſt. adeo quod nesciunt.

— Z. 11. v. u. ſtimmt er für das von Hrn. L. aufgenommene devitant apparere.

— Z. 7 v. u. bietet er quia (f. quod) malum agnoscunt, nnd Z. 3 — 2 v. u. in der Stelle: Quid hoc mali est, quod naturam mali non habet —? giebt er natura alia ſt. naturam.

S. 56, 1 hat er: Quid hoc malum (f. mali) est —? Im Folgenden beſtätigt er die Lesart: qui revinceris ignorare.

Kap. II. Z. 6. beſcheinigt er noxae, Z. 17. ſchreibt er eulogiis f. elogiis und Z. 19 numerum, locum, tempus ohne modum.

S. 57, 10 — 11 giebt er damnatis itaque oblatum ſ. d. ergo obl. und Z. 15. umgekehrt tormenta adhibetis.

S. 58, 7. lieſt er: Apud tyrannos enim tormenta etiam pro poena adhibebantur (ſt. adhibentur).

Z. 8 — 9. ſchreibt er: Vestram illis servate legem usque ad confessionem necessariam etiam: si confessione praeveniantur, vacabunt. — Z. 24. ad unum contendendo; dann si faciamus, und Z. 5. v. u. quae malunt credidisse.

S. 59, 4. ff. giebt er: Christianus si nullius criminis nomen reus est, valde incestum u. ſ. w.

Vergleicht man nun dieſe Abweichungen mit den von Ritter aus den bisher bekannten kritiſchen Hülfsmitteln zuſammengeſtellten, ſo wird man finden, daß ſie mit denen der zweyten Agobardſchen und der erſten Leydener, und mit der Gangnaeſchen Ausgabe (Paris, 1545 Fol.), ſo wie mit der ebendaſelbſt i. J. 1566 erſchienenen Gelenſchen meiſtens übereinſtimmen.

Die kritiſchen Anmerkungen zum Apologeticus ſind bey dem neueſten Herausgeber im Verhältniß zu denen der übrigen Schriften am ſtärkſten ausgefallen; am ſpärlichſten z. B. die zu den zwey Büchern ad nationes. In vielen findet man faſt nichts, als Citate der Bibelſtellen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. July.

Nro. 142. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Bibliothèque de l'école des Chartes.
Tome I. Paris 1839 — 1840. pp. 1 — 590.
Tome II. Paris 1840 — 1841. pp. 1 — 603.
2 Bände in 8.

Es macht uns stets ein besonderes Vergnügen, den Geschichtsfreunden Deutschlands neue Fortschritte der historischen Studien in Frankreich anzeigen zu können. Dieß zu thun sind wir wieder im Stande, und lassen die Anzeigen verschiedener Publikationen, die uns bekannt geworden sind auf einander folgen.

Wir beginnen mit der Anzeige der für die französische Geschichtsforschung so wichtigen oben bezeichneten Zeitschrift. Dieselbe verdankt ihren Ursprung einem literärischen Vereine, welchen die Directoren und gewesenen Schüler des in Paris unter dem Namen Ecole des Chartes von der französischen Regierung gegründeten paläographischen und diplomatischen Institutes zum Behufe der geschichtlichen Quellenstudien gebildet haben. An der Spitze des Vereines stehen hochberühmte Gelehrte, wie Pardessus, Raoul-Rochette, Naudet, Champollion-Figeac, Hase, Beugnot, Guérard. Als Mitarbeiter werden 45 in demselben gebildete Gelehrte aufgeführt, unter welchen viele schon längst einen europäischen Namen tragen, wie die Herren Capefigue, Eugène Burnouf, Barbié du Jocage, Petigny, während andere jüngere ihre Laufbahn mit Auszeichnung begonnen haben.

Die Zeitschrift zerfällt in drey Hauptabtheilungen, die erste enthält Mittheilungen ungedruckter Geschichtsquellen mit den nöthigen Einleitungen und Erklärungen so wie eigene historische Aufsätze aller Art. Die zweyte Abtheilung enthält kurze kritische Anzeigen neuer auf Geschichte und Alterthum sich beziehender Werke. Die letzte Abtheilung unter dem Titel Chronique giebt höchst lesenswerthe Nachrichten über die Ecole des Chartes, und über Alles was besonders für französische Geschichtsforscher Interesse haben kann.

Der erste Band beginnt mit einer kurzen Geschichte der Ecole des Chartes selbst: Notice historique sur l'Ecole royale des Chartes par Martial Delpit, welcher alle sie betreffenden officiellen Actenstücke beygefügt sind. Der erste Gedanke der Gründung eines paläologisch-diplomatischen Institutes gieng von de Gerando aus, der schon im Jahre 1806 dem Kaiser dazu den Vorschlag machte, damit die alte durch die Congregation von Saint Maure Frankreich gewordene, seit 1789 unterbrochene historische Bildung nicht untergienge; wirklich begründet wurde sie jedoch erst von Ludwig XVIII, 1821, reorganisirt im Jahre 1829 und namentlich als die Aufgabe derselben bezeichnet: die Herausgabe von zwey Werken, einer Bibliothèque de l'école des Chartes, welche den Abdruck und die Uebersetzung der von den Zöglingen entzifferten noch unedirten Handschriften enthielte; dann einer Bibliothèque de l'histoire de France, worin ungedruckte Urkunden über die Geschichte Frankreichs in chronologischer Ordnung sollten heraus gegeben werden.

Wir enthalten uns einer näheren Angabe der Einrichtung der Ecole des Chartes, können aber den Wunsch nicht unterdrücken, es möge in Deutsch-

land wenigstens ein Institut dieser Art gegründet werden. Es könnte am besten in einer der deutschen Hauptstädte errichtet werden, wo ein Reichsarchiv, eine an Handschriften reiche Bibliothek und eine Universität sich vereinigt fänden, wie Berlin, München, oder Wien.

Eine kritische Beleuchtung aller in den vorliegenden Bänden enthaltenen Artikel kann von einem Referenten nicht gegeben werden, indem dieselben den verschiedensten Fächern der Geschichte angehören. Wir können nur auf die genauer eingehen, welche unsern eigenen Studien näher liegende Gegenstände betreffen.

Aus dem Inhalt des ersten Bandes heben wir folgende Stücke hervor:

Nr. 5. S. 125 — 203. Grammaires Romanes inédites du treizième siècle. Es sind deren zwey:

a) der Donatus Provincialis, abgedruckt Seite 166 — 188.

b) la Dreita manièra de Trobar. S. 189. Da die provencalische Sprache und die Troubadours auch in Deutschland viele Freunde zählen, so werden diese mit einer gelehrten Einleitung versehenen alten Werke ihnen willkommen seyn.

Nr. 6. S. 205—206. Deux Chartes inédites de Charles le Chauve, mitgetheilt und erläutert von Géraud. Beyde stammen aus der Kirche von Antun, die eine ist aus dem 8. Jahre der Regierung Karls des Kahlen, und enthält eine Bestätigung aller Besitzungen der Kirche. Da sie im Datum eine Indictio III. hat und andere damit unverträgliche Angaben, so läßt sich mit Gewißheit nicht sagen ob sie in das Jahr 848 fällt oder später. Sie ist einem Cartular des X. Jahrhunderts entnommen. Die zweyte vom 24. Februar 852 ist eine Abschrift des freylich etwas verdorbenen Originals. Wir machen Herrn D. Böhmer auf beyde Urkunden aufmerksam.

Nr. 7. S. 224—237. Documens historiques inédits tirés des Archives de Poitiers per de Xivrey. Sie enthalten Notizen über Sitten und Gebräuche der Stadt und einige politische Ereignisse im 13. 14. und 16. Jahrhundert, ferner Auszüge aus den städtischen Rechnungen aus dem letztern Jahrhundert.

Nr. 9. S. 263. 283. Notices historique et biographique de Jaques Brunier chancellier d'Humbert II. Dauphin de Viennois von Hrn. de Petigny. Der Held dieser Notizen ist der als Staatsmann ausgezeichnete Minister des letzten nicht unter Hoheit der Könige von Frankreich stehenden Souverains der Grafschaft Vienne, nach dessen Tod dieselbe an Frankreich kam. Humbert hatte sich durch Expedition eines Kriegszuges gegen die Türken zu Grunde gerichtet. Die Grafschaft hatte zum deutschen Reiche gehört; als Humbert II. sie dem ältesten Sohne des Grafen der Normandie vermachte, sicherte er die Rechte ihrer Bewohner in einer ausführlichen Charte von 1349, die gedruckt ist bey Denis de Salvaing de l'usage des Fiefs. Grenoble 1731. V. I fol. 15. 46. als Statutum Solemne Humberti Delphini quo continentur Franchesiae et Privilegia Delphinatus tam antiqua quam de novo concessa.

Nr. 12. S. 321. 335. Restitution d'un poëme barbare relatif à des événements du regne de Childebert I. par Lenorment. Dem lückenhaften Text steht, 329, die Restitution in Prosa gegenüber. Die Einleitung ertheilt Nachweisungen über das Gedicht, welches als Gegenstück zu dem bekannten auf Chlotar II. gelten kann, welches mit den Versen beginnt:

De rege Chlotario est canere Francorum.

Nr. 13. S. 336-342. Des Impositions publiques dans la Gaule depuis l'origine de la monarchie des Francs jusqu' à la mort de Louis le Debonnaire durch Herrn Guérard. Rapport über die drey über diesen Gegenstand an die Academie des Inscriptions gesandten Preisschriften.

(Fortsetzung folgt.)

I. Bibliotheca Patrum ecclesiasticorum Latinorum selecta.

II. Bibliotheca Patrum Ecclesiae catholicae, etc.

(Schluß.)

In den zwey Büchern de cultu feminarum gieng er von dem Semlerschen Texte, an den er sich sonst meistens hielt, ab, sich sorgfältig an Rigaltius anschließend, dessen Text durch die genauere Befolgung der Lesarten der Agobardschen Handschrift ein wahrhaft verbesserter genannt werden kann, während Semler den Spuren früherer Herausgeber zu folgen bemüht war.

Im vierten Theile oder in dem siebenten Bändchen der Sammlung gab er am Ende S. 330 — 341 eine gedrängte notitia literaria de editionibus et interpretationibus des Tertullian.

Glücklicher, als die Herausgeber des Cyprian und Tertullian, war der Bearbeiter des Ambrosius. Diesem standen zur Schrift von den Pflichten eine Dresdener Pergament-, und eine Gothaer Papierhandschrift, beyde ziemlich jung, zu Gebote. Ferner vier Mailänder Ausgaben von den Jahren 1474 und 1488, die des Maffellus Venia o. O. und J. und die Cribellsche von dem Jahre 1490, welche ihm aus der Dresdener Bibliothek mitgetheilt wurden. Zum Heraëmeron benutzte er fünf Handschriften der Leipziger Universitäts-Bibliothek, von denen vier auf Pergament und eine auf Papier, und eine alte Augsburger Ausgabe von dem Jahre 1472, welche er aus der herzoglichen Bibliothek zu Gotha erhielt.

In dem ersten Bändchen steht vor den drey Büchern von den Pflichten das Leben des Ambrosius, von Paulinus verfaßt. Der Herausgeber verglich dazu die oben erwähnten zwey Mailänder Ausgaben von den Jahren 1474 und 1488 und einige andere ältere Editionen. In den Anmerkungen zu Ambrosius Werken zeigte er nur die vorzüglichere lectio varians an. Da Ambrosius in den Büchern von den Pflichten, wie bekannt, den Cicero nachahmte, so verglich er beyde genau mit einander, und wies alle Stellen, welche der Kirchenvater vor Augen hatte, fleißig nach Orelli's Ausgabe nach.

Das nämliche Verfahren hätte der Consequenz wegen auch im Heraëmeron, worin Ambrosius sich den großen Basilius zum Muster nahm, beobachtet werden sollen.

Sehr zu wünschen wäre, daß Hr. Gilbert in einem dritten Bändchen noch die Briefe des Ambrosius liefern möchte.

Wie weit sich überhaupt diese Sammlung erstrecken soll, darüber finden wir nirgendwo etwas bemerkt.

In der Vorrede zu dem ersten Bändchen S. X. werden uns von Herrn Gersdorf auch die Werke des Lactantius versprochen; doch kam uns davon noch nichts zu Gesicht. Die letzte Ostermesse brachte gar keine Fortsetzung dieser Bibliotheca, welche sich für den Handgebrauch sehr empfiehlt, um so mehr, als jedes Bändchen auch einzeln verkauft wird, das Aeussere gefällig, und der Preis billig gestellt ist.

Nr. II. hat den besondern Titel: S. Aurelii Augustini Confessiones post editionem Parisiensem novissimam ad fidem Codicum Oxoniensium recognitae, et post editionem M. Dubois ex ipso Augustino illustratae etc. Der Herausgeber ist Hr. Pusey, Professor der Hebräischen Sprache zu Oxford, welcher mit mehreren seiner Collegen den Entschluß faßte, zur Verbreitung des Studiums der Kirchenväter unter der englischen Geistlichkeit eine Reihe griechischer und lateinischer Väter nicht bloß in der Ursprache nach den ältesten und besten Handschriften zu bearbeiten, sondern auch englische Uebersetzungen derselben zu veranstalten.

Schon Mart. Jos. Routh hatte vor zwölf Jahren durch seine oben erwähnte Ausgabe der Scriptorum ecclesiasticorum Opuscula praecipua quaedam etc. einen vortrefflichen Anfang zur Begründung der patristischen Studien in England gemacht.

Im Jahre 1837 giengen aus der akademischen Druckerey zu Oxford Flavii Josephi de bello Judaico libri VII., von Herrn Eduard Cardwell bearbeitet, hervor, welche offenbar

vom theologischen Standpunkte aus gewürdigt werden müssen.

In dem darauf folgenden Jahre erschienen zwey andere sehr interessante Werke, nämlich die apostolischen Väter von Herrn Wilh. Jacobson, und Eusebius Kirchengeschichte von dem zu frühe vollendeten Burton, deren wir schon im Jahre 1839 in diesen Anzeigen Bd. IX. S. 1049 f. ehrenvoll gedachten.

Damit hängt auch die aus der akademischen Druckerey zu Oxford im Jahre 1839 von Herrn Thom. Gaisford zu Tage geförderte Ausgabe von Theodoretus *Ἑλληνικῶν παθημάτων θεραπευτικὴ* zusammen.

Diesen Vorarbeiten werden dem Vernehmen nach die Katechesen des Cyrillus von Hierusalem und die Homilien des Johannes Chrysostomus über die Bildsäulen und zu dem Römerbriefe folgen.

Mit den lateinischen Vätern machte Hr. Pusey in den vorliegenden Bekenntnissen Augustins einen würdigen Anfang; denn dieses Werk gehört unstreitig zu den gelesensten des christlichen Alterthums, und ist um so wichtiger, als es den Charakter, den Geist und das Leben des großen Mannes vortrefflich darstellt und zur Entwickelung und Bildung eines ächt christlichen Sinnes ganz vorzüglich geeignet ist.

Gern hätte sich der Herausgeber, wie er in dem Monitum S. VII bemerkt, mit der Benedictiner Ausgabe begnügt, wäre ihm nicht darum zu thun gewesen, eorum scrupulis occurrere, quibus suspectum est quicquid Ecclesiae Romanae elaboraverint asseclae, quosque a Patrum studio absterret corruptelarum nescio quarundam suspicio. Demnach durchgieng er den Text der Benedictiner, welchen er bey seiner Ausgabe zur Grundlage genommen, mit fünf Oxforder Handschriften, deren vier schon ehedem für die Benedictiner, aber nicht genau verglichen worden, auf das Sorgfältigste, und zog überdieß auch die Remarques critiques des Dom Martin, welche dieser seiner Traduction françoise des Confessions de S. Augustin avec le latin à côté etc. A Paris 1741. 8. beyfügte, zu Rathe; denn Jacq. Martin hatte bekanntlich in England und in Flandern einige Handschriften vergleichen lassen, welche die Bearbeiter der letzten (älteren) Mauriner Ausgabe nicht hatten benutzen können.

Nach einer genaueren Charakterisirung seiner Handschriften bemerkt der englische Kritiker S. IX: „Lectiones vero varr. minoris saepe, vel nullius fere momenti notavi, quo codd. nostrorum indoles melius innotesceret; verborum autem ordinem, quem Augustinus subtilem et limatum imprimis adhibet, utpote qui rhetor olim fuerit et „acutis auribus“ praeditus, tacite, ne taedio foret crebra harum minutiarum adnotatio, ad eorumdem fidem immutavi. Immutavi autem, cum, etsi minutum sit, suum tamen habeat leporem.“

Daß die Benedictiner auf die feinere Wortstellung bey den von ihnen besorgten Ausgaben allerdings zu wenig geachtet haben, und, ungeachtet ihnen die Handschriften oft Besseres boten, bey dem Gewöhnlichen stehen geblieben sind, hat Ref. schon bey einer andern Gelegenheit in diesen gelehrten Anzeigen Jahrgang 1841. S. 518. ff. erinnert.

Die unter dem Texte stehenden, meistens aus andern Schriften des Augustin ausgezogenen erläuternden Parallelstellen sind größtentheils aus der Ausgabe des Dubois (Paris 1776) entnommen; manche, vorzüglich die auf die Häresie der Manichäer sich Beziehenden, wurden von dem Herausgeber selbst hinzugefügt.

S. 281. folgen Augustiniani Annales oder eine kurze Zusammenstellung der Hauptmomente aus Augustins Leben in chronologischer Ordnung; S. 282. die Aufzählung der Handschriften und Ausgaben, welche bey der neuesten Pariser Ausgabe (welcher, ist nicht klar) eingesehen wurden; dann S. 283 — 300. die Lectiones variantes der Benedictiner, der späteren Herausgeber, so wie die des neuesten, der Index capitum (ex edit. Bened.), und zuletzt ein verbessertes Materienverzeichniß.

So wie von Seite des Innern, eben so verdient diese Ausgabe auch von Seite des geschmackvollen Aeusseren alle Empfehlung.

J. G. Krabinger.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. July.

Nro. 143. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Bibliothèque de l'école des Chartes.

(Fortsetzung.)

S. 343 — 358. Fragments d'un memoire sur les invasions des Northmans sur les bords et au midi de la Loire, couronné en 1839 par l'académie des Inscriptions et belles lettres von Paillard de St. Aiglan. Das die Jahre 873 — 876 umfassende Fragment zeugt von gründlicher Gelehrsamkeit und einem tüchtigen kritischen Sinne.

S. 491 — 499. Diplome inédit de Charles roi de Provence von 862. mitgetheilt und erläutert von Mas Latrie. Urkunden König Carls von der Provence, des kinderlos verstorbenen Sohnes Kaiser Lothars I. sind so selten, daß Böhmer in seinen regestis Carolorum gar keine von ihnen aufführt, während im Recueil von Bouquet B. VIII. neun abgedruckt sind, Die hier gegebene ist ausgestellt in Usez VIII. Cal. Sept. anni VII. regis, Indict VIII. und enthält die Bestätigung der Schenkungen, welche zwey Grafen, die er seine Ministeriales nennt, an eine Kirche der Stadt Orange gemacht hatten.

Die Artikel, auf welche näher einzugehen wir uns veranlaßt finden, sind im ersten Bande folgende:

1) S. 216. 224. Formule inédite mitgetheilt und erläutert von Pardessus (Mitglied der Académie des Inscriptions). Die hier zum ersten Male gedruckte Formula findet sich am Ende einer Handschrift aus dem 9. Jahrhundert und ist eine noch in die Merowingischen Zeiten fallende Formel, enthaltend ein Gesuch an den Grafen oder König, verlorene Acte zu bestätigen oder ihre Vornahme zu bezeugen. Wie der Herausgeber bemerkt, beweist diese Formel, daß in Bourges die römische Municipalverfassung unter den Merowingern bestand, und zwar sowohl der Defensor als die Curie (Beweise für deren Fortbestehen unter den Karolingern hat Jules Rynouard in seiner histoire du droit Municipal I. II. p. 182 beygegeben); daß der Defensor eine Art von Substituten hatte, der Profensor (oder Prodefensor) hieß, ein Wort, das man auch sonst fand, aber für eine Corruptel des Wortes Professor hielt,*) und deßhalb dieses setzte, wie z. B. im Appendix zu Marculf Nr. 53. 54. Man sieht endlich, daß eine ausgefertigte Appennis drey Tage lang öffentlich ausgehangen wurde.

2) S. 409. 429. Fragment d'un commentaire inédit de la loi Salique, publié et expliqué par M. Pardessus. Pardessus ist mit einer Ausgabe der wichtigsten Redactionen der lex Salica beschäftigt, welche sich in Pariser Handschriften befinden, und theilt hier ein Fragment aus diesem mit, nämlich die Erklärung des ersten Capitels des Lex, welche Ref. im Ganzen für genügend gefunden hat.

3) S. 430. 459. Essai sur l'histoire municipale de la ville de Strasbourg. p. Bernhard. Die hier gegebene Skizze der Verfassungsgeschichte der Stadt Strasburg verdient in Deutschland, dem ja bis 1681 diese freye Reichsstadt angehörte, ganz besonders bekannt zu werden, indem

*) Z. B. v. Savigny, in seiner Geschichte des R. R. im Mittelalter. 1. Ausg. B. I. S. 213.

sie vollständiger ist, als was bisher darüber geschrieben wurde. Der Verfasser, ein geborner Elsässer, ist Mitglied der vom Minister Guizot im J. 1838 niedergesetzten Commission für die Herausgabe der Urkunden und anderer historischer Denkmale über die Geschichte des dritten Standes. Ausgehend von der Annahme, daß Argentoratum ein römisches municipium war, erklärt er dessen uralte Freyheiten aus der Erhaltung dieser Municipalverfassung. Nach ihm giengen die Rechte und Functionen des Defensors civitatis auf den Bischof über (?) und aus der curia ward die Familie der bischöflichen Kirche. (?) Die bekannte Verfassungsurkunde von 982 (gedr. bey Walter III. 1789) über die jura et leges civitatis Argentinae zeigt die Gestaltung, welche jene am Ende des 10. Jahrhunderts erhalten hatte. Der Verfasser giebt Auszüge daraus S. 433 — 437. Von da bis 1314 folgt eine freylich lange Uebergangsperiode zu einer andern unabhängigen Stellung der Stadt, welche jetzt erst (?) ihren Magistrat (die Consules) erhielt und bald sich der Landesherrlichkeit des Bischofs ganz entzog, 1262. Im Jahre 1320 bekam die Stadt ihr erstes ausführliches, bis jetzt noch ungedrucktes Stadtrecht, und 1332 gelingt es den Zünften die Verwaltung den Händen des städtischen Adels zu entreissen und an sich zu bringen. Die früher bischöflichen Beamtenstellen werden nach und nach auch von der Stadt erworben, und von der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts war Strasburg eine freye Reichsstadt, deren Selbständigkeit seit der Reformation so groß war, daß sie seit 1681 als eine nur unter der Hoheit des Reiches stehende Republik angesehen werden konnte.

So richtig im Ganzen diese Darstellung der Verfassungsgeschichte der Stadt Strasburg ist, so wenig möchten wir alle einzelnen vom Verf. aufgestellten Behauptungen unterschreiben. Auch möchten wir verschiedene Einrichtungen derselben ganz anders erklären. Der Verf. hat verschiedene Hauptpunkte ununtersucht gelassen. Bekanntlich fließt fast alle Territorialhoheit der Bischöfe im fränkischen Reiche aus der ihnen schon sehr früh oft selbst unter den Merowingern ertheilten Immunität her. Auch in Strasburg war dieß der Fall. Der Verf. erwähnt sie zwar einmal, legt aber weiter kein Gewicht darauf. Für die Behauptung, die Landesherrlichkeit sey aus dem auf den Bischof übergegangenen Defensoramt entstanden, sind keine Beweise angeführt. Daß die Curia sich in die familia episcopi verwandelt habe, ist gleichfalls unerwiesen, und mehr als unwahrscheinlich. Der Verf. übersieht, daß alle Städte in der ersten Hälfte des Mittelalters zweyerley Bevölkerung hatten, eine altfreye und eine unfreye. Die meisten Befreyungsacte beziehen sich auf diese, Andere betreffen nur die Exemption der städtischen Bürger vom Gaugerichte. Die Urkunde, durch welche Strasburg diese letzte erhielt, ist vom Jahre 1129 und in der Chronik von Königshofen abgedruckt S. 731.

Nach Art. 3. im Cap. 2. des Stadtrechts von 987 gehörte die familia episcopi nicht zur Stadt. Der Schultheiß konnte über sie eben so wenig richten wie über die bischöflichen Ministerialen. *) Auch Cap. 18. Art. 1. beweist, daß die familia ecclesiae nicht aus Bürgern der Stadt bestand, sie steht den Burgenses gegenüber, und bildet die Hörigen der bischöflichen Kirche. Daß zwischen 987, wo noch die Ueberbleibsel des alten ordo decurionum existirt haben sollen, und 1212, wo die Consules zum ersten Male in einem Diplom Friedrichs II. (S. 442. 443.) genannt werden, die Burgerschaft kein sie vertretendes Collegium gehabt haben soll, ist nicht wahrscheinlich. Was bestand also? Sollten keine Schöffen dagewesen seyn, zu welchen, wie in allen Städten mit altem fränkischen Rechte, im dreyzehnten Jahrhundert die Consules, gewöhnlich consiliarii genannt, **) als eine zweyte Administrativbehörde hinzukommen? Da S. 451 ein Schöffenmeister erwähnt wird, so muß doch wohl ein Schöffen-Collegium bestanden haben. Es werden diese bey

*) Der Schultheiß richtete mit den judices schon nach (598?) dem Stadtrechte; sie waren die Schöffen.

**) In der Urkunde von 1129 werden sie judices ipsius civitatis genannt. In Urkunden bey Königshofen schreiben die Kölner Magistro, Scabinis et consulibus civitatis Argentinensis s. ferner über die Schöffen S. 841. Werden doch in der Liste der Magistrate von 1220, Vorrede S. VIII., auch der Schöffenmeister und der Schöffen erwähnt.

Königshofen S. 305 genannt, und können nicht wie Hr. Bernhard glaubt, die Vorsteher der Zünfte gewesen seyn. Doch wir enthalten uns der Entscheidung dieser Frage; da die Herausgabe eines Urkundenbuches von Strasburg in Aussicht steht, so wird die Einsicht aller Acten es bald leicht machen, hierüber ein sicheres Urtheil zu fällen.

Die Verordnung Friedrichs 1232 bey Königshofen S. 619 hatte wie viele andere der Hohenstaufen nicht den Zweck, die bürgerliche Freyheit Strasburgs aufzuheben, sie verbot bloß, die Landesherrlichkeit des Bischofs anerkennend, die Einführung neuer Einrichtungen *) ohne die Einwilligung des Letzteren, und den Versuch einer Communal-Verschwörung wie sie so viele Städte in Frankreich schon im 12. Jahrhundert gesehen hatten.

Aehnliches hatte derselbe Kaiser schon 1214 verordnet. S. 444.

4) S. 552. 564. Duel judiciaire entre deux Communautés religieuses im Jahre 1098. Ein interessanter Beytrag zur Geschichte der gerichtlichen Zweykämpfe im Mittelalter, bestehend in einer officiell ausgestellten Urkunde über einen Hergang dieser Art im Jahre 1098 in der Vendée, wo die Abtey Marmoutier oder Fontaines einen Rechtsstreit mit den Mönchen von Talamont über Bruchfelder hatte, der dann durch ihre beyderseits gewählten Kämpfer entschieden wurde. Sie ist nach dem Original abgedruckt, und mit einer Einleitung, worin der Gegenstand des Streites genau angegeben ist, begleitet durch J. P. Marchegay, der dieselbe mittheilt. —

Wir gehen zu den Artikeln des zweyten Bandes der Bibliothèque de l'école des Chartes über. Sie sind 30 an der Zahl, wovon wir 3 näher beleuchten.

S. 57. 74. Recherches sur les auteurs des grandes chroniques dites de St. Denis von Herrn Lacabane.

*) Es ist wahrscheinlich daß nach der Einrichtung des großen Rathes der Consules im Jahre 1112 die Schöffen, deren Collegium mit ihnen vereint war, nur die richterliche Behörde bildeten, und in der Regel nicht mehr besonders genannt wurden.

Zu den bekanntesten Quellen der französischen Geschichte gehören bekanntlich die sogenannten grandes chroniques de France oder de Saint-Denis, aus welchen schon D. Bouquet und seine Nachfolger bedeutende Auszüge im Recueil des historiens des Gaules et des France gegeben haben und wovon jetzt Herr P. Paris eine Prachtausgabe auf Kosten der französischen Regierung veranstaltet. Im vorigen Jahrhunderte schrieb der Akademiker de Saint-Pelaie de la Curne (Mémoires de l'Académie des Inscriptions T. XV. XVI.) Abhandlungen über die Verfasser dieser berühmten Chroniken. Seine Meynungen werden nun in dem vorliegenden Aufsatze des Herrn Lacabane berichtigt und wie die des Herrn P. Paris vervollständigt. Es wird gezeigt, daß diese Chroniques erst 1270 begonnen wurden, und für die ältere Zeit bis 1340 nichts sind, als Uebersetzungen ausgewählter Stellen aus ältern bekannten lateinischen Chroniken, verfaßt durch Primas, Mönch von St. Denis, unter der Leitung des berühmten Abtes Matthieu de Vendôme. Vom Jahre 1340 — 1380 sind sie das Originalwerk eines Zeitgenossen. Mit großem Scharfsinn zeigt Herr Lacabane, sich auf viele aus Handschriften gezogene Handschriften stützend, daß dieser niemand anders seyn kann, als Carls II. Kanzler d'Orgemont † 1389, dessen Biographie S. 66 — 67 in der Note 2 gegeben wird.

S. 75 — 82. Chartes des huitième et neuvième siècles, provenant de l'ancienne abbaye de Noailles près Poitiers, mitgetheilt und erläutert durch Herrn Redé. Im Archive des Departementes der Vienne findet sich ein reiches Cartular der 1791 aufgehobenen Abtey Noiallé bey Poitiers, das zwar schon früher benutzt ist, aber noch bedeutende Inédites enthält. Aus diesen werden hier drey wichtige Urkunden mitgetheilt: a) die über einen Tauschvertrag vom Jahr 780, ausgestellt vom Abt; sie ist nichts anderes als eine ausgefüllte Formula dieser oder gar einer frühern Zeit. b) ein Diplom Ludwig des Frommen, noch König von Aquitanien, aus dem Jahre 808. c) Ein Schenkungsact von 848 zu Gunsten der Abtey von einem Grundherrn und seinem Sohne. Die Schenker und die 24

Zeugen haben alle, drey ausgenommen, germanische Namen.

S. 169 — 176. Document statistique inédit, veröffentlicht durch Herrn Dureau de la Malle. Es ist eine zum Behufe des Kriegszuges Philipp VI. gegen die Flamänder im Jahr 1328 verfertigte Subsidienrolle; die Repartition ist nach den Districten der Baillies und Senéchaussés d. h. der Aemter gemacht und in jeder Hinsicht lehrreich. Die Summe von 229,120 Livres, 18 Sols, 11 Deniers ist unter 26 Aemter vertheilt. Auf diese Repartition folgt eine statistische Tabelle der Städte, Dörfer und Häuser (des paroisses et feux) der einzelnen Baillies und Senéchaussés von Frankreich. Gesammtzahl jener 13,670, Häuser 2,469,987. Die Addition der Handschrift ist nicht ganz richtig. Der Herausgeber bemerkt in einer Note S. 176, Paris mit der Hauptvorstadt S. Marcel, das nach der Tabelle 69,098 Häuser hatte, müßte nach der gewöhnlichen Berechnung ihrer Bewohner eine Bevölkerung von 303,490 Individuen gehabt haben.

S. 201 — 243. Opuscule relatif à la Peste de 1348 composé par un contemporain, mitgetheilt durch Herrn Littré. Wir erhalten hier eine 1350 in Versen geschriebene Darstellung der unter dem Namen des schwarzen Todes bekannten Pest des Jahres 1348, welche einen Lütticher, den Magister Symon de Couvin (de Covino *) zum Verf. hat. Dieser war Astrolog und berühmt als Wahrsager. Er erklärt das furchtbare Ereigniß aus dem Zusammentreffen des Jupiter und des Saturn im Zeichen des Wassermann und heißt es Indicium Solis in convivio Saturni. Dieß ist die Ueberschrift des Werkchens von etwa 1,100 Versen. Wir empfehlen es besonders der Aufmerksamkeit der Aerzte und insbesondere Herrn Dr. Hecker in Berlin, welcher die Geschichte dieser Pest im Jahre 1823 in seinem Buche der schwarze Tod im vierzehnten Jahrhundert beschrieben hat. Das Gedicht ist entnommen aus den Handschriften Nr. 8369. 8370 der königlichen Bibliothek und dessen Verstehen durch des Herausgebers Einleitung S. 201. 207. und durch kurze Noten erläutert. Es scheint uns einen philologisch-historischen-medicalischen Commentar zu verdienen.

S. 271 — 280. Calendrier portatif dressé l'an 1381 mitgetheilt von Herrn Géraud.

S. 286 — 288. Notice sur l'édit de Paris 1563 von A. Lenoble. Berichtigung der Unterschrift der berühmten Ordonnance de Charles IX. pour le fait de la justice et de la police du royaume. Man nennt es gewöhnlich das Edict von Roussillon. Herr Lenoble beweist, daß es zu Paris erlassen wurde.

S. 313 — 349. Traité de l'office de Podestà dans les republiques municipales de l'Italie, extrait du troisième livre du trésor de Brunetto Latini mitgetheilt von Herrn Ch. Lenormant. Dieses Werk, welches den Lehrer des großen Dante, Brunetto Latini zum Verfasser hat, ist aus dessen trésor entnommen, und wie es scheint 1284 geschrieben und zwar in altfranzösischer Sprache. Schon der Titel beweist dessen Wichtigkeit. Wir lernen aus demselben die Verfassung der italienischen Republiken genauer als aus andern Quellen kennen.

S. 350. 387. Acte d'accusation contre Robert le Coq évèque de Laon, mitgetheilt und erläutert durch Herrn Douët d'Arcq. Wir haben hier ein nicht unwichtiges Actenstück über eine Periode der französischen Geschichte, in welcher die Stände zur entschiedensten Opposition gesteigert, unter der Anführung des oben schon einmal genannten Jean Marcel Prévot des Marchands von Paris und Robert Le Coq, Bischofs von Laon, im königlichen Staatsrath gegen den Dauphin Carl von Valois, Sohn des in der Schlacht von Poitiers 1356 gefangenen Königs Johann sich der ganzen Reichsregierung zu bemächtigen wußten.

(Schluß folgt.)

*) Am Ende steht explicit libellus de Indicio Solis in conviviis Saturni compositus Parisiis per Magistrum Symonem de Covino Leodiensis dioeceseos. Anno Domini millesimo trecentesimo quinquagesimo. Der Herausgeber scheint den Namen des französischen Ortes Couvin nicht zu kennen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. July.

Nro. 144. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Bibliothèque de l'école des chartes.

(Schluß.)

Zwey und zwanzig Räthe waren 1357 abgesetzt worden, allein 1358 — 1359 stieg des Prinzen Ansehen wieder. Herr der Gewalt setzte er seine Räthe wieder ein, welche nun eine Untersuchung gegen Robert Lecoq einleiteten, in Folge welcher er Frankreich verlassen *mußte*; der Accusationsact von 91 Artikel *ist es*, der hier mitgetheilt und so viel es geschehen konnte erläutert wird p. 365 — 380. Die ihm vorangehende Einleitung giebt eine überaus klare Uebersicht der Zeitereignisse, die auch recht gut erzählt sind von Michelet im Bd. III. S. 351 und ff. seiner Histoire de France.

S. 398. 401. Dialogue entre Philippe Auguste et Pierre le Chantre, mitgetheilt und bevorwortet von einem Ungenannten. Dieses kurze Aktenstück in lateinischer Sprache, das gegen 1250 geschrieben zu seyn scheint, und in einem Cartular des ehemaligen Capitels St. Stephan zu Bourges sich findet, enthält Anecdoten aus dem Privatleben des Königs Philipp August — der zu dem Professor Pierre le Chantre, der den 11. September 1197 als gewählter Erzbischof von Paris starb — in freundschaftlicher Verbindung stand. Einige Gespräche zwischen beyden finden sich hier aufgezeichnet. Wir führen daraus an, daß, als Peter ihm das Bild eines vollkommenen Königs entworfen hatte, Philipp August zu ihm sagte: Domine cantor: quum regem aliquo tempore facietis, talem facite, qualem mihi describitis, et nunc tali utimini qualem habetis!

S. 437 — 460. Analyse du roman de Godefroi de Bouillon gegeben von Hrn. Le Roux de Lincy. Eine übersichtliche Darstellung der auf die Geburt und die Abentheuer des Herzogs Gottfried von Bouillon im Mittelalter verbreiteten Legenden und Mährchen, worüber in Deutschland Grimm, in Frankreich Roquefort Francisque Michel, der Abbé de la Rue u. a. geschrieben haben.

S. 461 — 477. Recherches sur le chroniqueur Jean Castel von Quicherat. Genaue Notizen über die Person und den Tod des Biographen Ludwigs XI., der als Abt von Saint Maur im Febr. 1472 starb.

S. 571. 578. Travaux des Bollandistes de la continuation des acta Sanctorum von Herrn Delpit. Der Inhalt dieses Artikels ist größtentheils aus dem Memoire des Herrn Generalarchivisten Gachard zu Brüssel im Messager des sciences et arts de la Belgique von 1834, welche Referent in der Darstellung seiner Geschichte der belgischen Historiographie in Bd. XII. der gelehrten Anzeigen S. 172 — 176 benutzt hat, und folglich gleichen Inhalts. Dazu kommen Nachrichten über die seit 1838 ernannte Commission der belgischen Jesuiten für die Fortsetzung des Werkes, worüber der Erzbischof von Paris vom 1. December einen Hirtenbrief an die Geistlichkeit seiner Diöcese erlassen hat.

Zur nähern Besprechung haben wir bloß drey Artikel dieses Bandes vorbehalten. Der erste ist die Notice sur la vie et les écrits de Philippe de Navarre, vom Grafen Beugnot. Diese Abhandlung, vereint mit desselben im verflossenen

Jahre vollendeten Ausgabe des ersten Bandes der Assisen von Jerusalem, setzt uns in den Stand, die in unsrer im Jahre 1840 gemachten Anzeige der von Kausler veranstalteten Ausgabe der Assisen entwickelten schwierigen Frage über den oder vielmehr über die Verfasser dieser berühmten Rechtsbücher zu lösen. Nach dem damaligen Stande unserer Kenntnisse hatten wir zwey Verfasser der eigentlichen Livres des Assises angenommen, Jean v. Ibelin und Philipp von Navarra. *) Unsere Annahme ist zugleich richtig und unrichtig, richtig weil beyde Ritter Verfasser sind und unrichtig darin, daß wir sie für die muthmaßlichen Verfertiger eines Werkes hielten, während Jeder ein anderes machte, der Erstere die eigentlichen Livres des Assises de la Haute Court, Letzterer ein anderes Werk, das livre de forme de Plait. Beyde sind im angeführten ersten Bande von Beugnot gedruckt. Jenes S. 1 bis 432, dieses S. 475 — 571. Ueber die Verfasser erhalten wir nun ziemlich ausführliche Nachrichten. Das Rechtsbuch Philipps von Navarra wird von seinem Herausgeber (Préface p. XXXVII) als das erste Werk dieser Art angeführt, worauf die eigentlichen Assises (wenigstens die der Haute Cour) folgten, welche Johann von Ibelin den Jüngern, gest. 1266, Neffen des Herrn von Barut zum Verfasser haben. Es wird zwar von den venetianischen Commissarien vor Ph. v. Navarra noch ein Gerald von Montreal genannt, allein man findet keine Spur eines von ihnen verfertigten Rechtsbuches. Nur Aufzeichnungen der wichtigsten Entscheidungen der Gerichtshöfe müssen schon existirt haben, weil auf dieselben sehr oft verwiesen wird in den beyden Werken. Das Buch Philipps ist rein praktisch und hat einen processualischen Character, so daß man es einen Richtsteig nennen möchte. Sein Titel lautet: Jci ouès: le livre de forme de Plait que Sire Felippe de Novaire fist pour un sien ami apprendre et enseigner comment on doit plaidoier en la haute court. Aehnlich ist der Titel des Werkes von Pierre des Fontaines, das ja auch ein Conseil ist qu'il donne à son ami Philippe roi de France et à tous les autres.

Die eigentlichen Assisen von J. v. Ibelin sind dann ein ausführliches Gewohnheitsrecht, in dem das lehensrechtliche Element durchaus vorherrschend ist. Es hat 283 Capitel, während das Buch Philipps von Navarra nur 94 zählt. Es sind dieß übrigens nicht die einzigen Werke über das Recht der Haute Court. Graf Beugnot theilt uns noch andere kürzere mit. Diese verschiedenen Werke erinnern unwillkührlich an den Sachsenspiegel und die mit ihm verwandten Rechtsbücher.

Von den Abhandlungen von Pardessus behandelt die erste die Privat- oder Patrimonialgerichtsbarkeit, einen auch in Deutschland besonders seit des Abts Montag Werke über die bürgerliche Freyheit, vielbesprochenen Gegenstand. Für Frankreich trägt Pardessus mit umfassender Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Feinheit viel Neues vor, indem hier noch vor kurzem eine falsche Ansicht über den Ursprung der grundherrlichen Gerichtsbarkeit allgemein verbreitet war, nämlich daß jede Gerichtsbarkeit dieser Art durch Usurpation entstanden sey, weil nur der König im Reiche Recht spräche oder Recht sprechen lassen könnte. Der Verf. leitet nun die grundherrliche Gerichtsbarkeit her 1.) aus der Immunität, welche auch zu Gunsten von Laien vorgekommen seyn müsse, ob uns gleich solche Concessionsacte fehlten *). 2.) Aus dem Beneficium. Beydes setzt das Cap. 12. eines Edictes von Childebert von 595 voraus, obgleich Mably, Bignon und Naudet es läugnen, ferner das Cap. 12. eines Edictes von Clotar von 613. Seit Pipin und Carl dem Großen sprachen mehrere Capitularien von solchen Privatjurisdictionen von 755. 779. 802. 807. 819. 844. 864. (s. S. 100 — 101). Pardessus zeigt also die irrige Meynung der dieselbe in Abrede stellenden Gelehrten, berichtigt aber auch Montesquieu, der dieselbe für identisch hielt mit der seit dem 16. Jahrhundert in Frankreich vorkom-

*) Siehe die gelehrten Anzeigen Bd. X. S. 935 — 958.

*) Daß sie nicht ganz fehlen, beweisen Urkunden bey Baluzius II. p. 1467 und 1469, auch 1405 und 1419.

menden Patrimonialgerichtsbarkeit der justice Seigneuriale. Diese ist nämlich eine Erweiterung oder Umgestaltung jener, S. 101 — 104, die sich nun auf die Hintersassen der Immunitätsherren erstreckt hatte. Er erklärt nun sehr scharfsinnig das cap. 11 im Capitulare de villis S. 103 — 105. Die hier erwähnten Hintersassen sind 1. Leibeigene, 2. freygeborne Hörige. 3. Vasallen, die Franci qui in villis commanent. Die Bischöfen, Klöstern oder auch weltlichen Großen zugestandene Immunität sey nichts anderes gewesen, als die früher den Königen selbst in seinen Domainen zuständige, die er als besonderes Privilegium auf jene übertragen habe. Die Ausbildung des Lehenwesens habe die grundherrliche Gerichtsbarkeit nun so sehr ausgedehnt, daß was Ausnahme war, Regel geworden, weßhalb die Carolingischen Landgerichte entweder ganz verschwanden oder sehr eingeschränkt wurden. Dieß alles wird sehr gut ausgeführt S. 106 — 110. — Hierauf geht der Verf. zur Untersuchung der Frage über: *Welchen Umfang die alte Privatgerichtsbarkeit gehabt habe?* S. 111 — 114. Wir vermissen aber eine genügende Lösung dieser freylich sehr schwierigen Frage. Mit großer Mühe weist er nach, daß die Criminaljustiz darin auch begriffen war, daß aber einige wenige Fälle als Cas royaux ausgenommen waren nach einem Diplom von 775 bey D. Bouquet V. 728, das er generalisirt. Die geistlichen Corporationen übten die Immunitätsgerichtsbarkeit aus durch ihre Vicedomini oder ihre Advocati.

Wie lobenswerth nnn auch die ganze Untersuchung Pardessus' ist, so können wir sie doch nicht für genügend erklären, erlauben uns daher das, was wir vermissen hier anzudeuten. Wir glauben, daß die Basis, worauf der Verfasser alle Patrimonialgerichtsbarkeit stützt, zu eng ist. Nicht erst die ertheilte Immunität verlieh sie, sondern schon das germanische Grundeigenthum, welches als Grundherrlichkeit ein Recht über Land und Leute giebt, verlieh einen Theil derselben. Der Herr eines Allodiums hatte stets in demselben die Jurisdiction, namentlich die polizeyliche und die Civilgerichtsbarkeit, wozu sogar die peinliche kam, wenn die Hintersassen Leibeigene waren. Nur die gräfliche Gerichtsbarkeit, die in mallo publico geübt wurde,

fehlte ihm. Der König allein hatte diese auf seinen Domainen, und übertrug sie durch Gestattung der Immunität auf andere. Diese enthielt also immer die höhere Gerichtsbarkeit, welche in der Regel unbeschränkt war. Dieß alles hat schon Bouquet in seinem eben angeführten Werke gezeigt. Das Lehen einer Grundherrschaft enthielt nach Umständen nur die gewöhnliche grundherrliche oder auch, und zwar später sehr häufig, die gräfliche Gerichtsbarkeit, wenn nämlich der Lehenbrief enger oder weiter gefaßt war.

Die Frage von dem Umfange der Privatjurisdiction ist demnach schon zum Theil gelöst, wird es aber ganz durch die Resultate der Urkunden über die Jurisdiction der Dingvögte, der Bischöfe und Klöster, die ebenfalls beweisen, daß die Immunität nur die höhere Gerichtsbarkeit begriff. Ref. hat hierüber ausführlich schon gehandelt in Bd. IX. der gelehrten Anzeigen S. 831 — 833, und in dem kürzlich erschienenen Band III. seiner flandrischen Staats- und Rechtsgeschichte. S. 391 u. ff.

Die zweyte Abhandlung des Herrn Pardessus über die in vielen Traditionsurkunden vorkommende Formel: cum stipulatione subnexa *) ist eine sehr glückliche Durchführung und Berichtigung der schon von Ducange, (s. v. Stipulatio) gegebenen Erklärung derselben. Sie ins Gedächtniß der Gelehrten zurückzurufen und fest zu begründen, ist um so dankenswerther, als in den ältern Werken über das germanische Recht, z. B. in Eichhorns deutscher Staats- und Rechtsgeschichte keine Erwähnung derselben geschieht. Der Verf. erklärt zuerst S. 425 — 430 das Wesen der Werpitio, Adrhamitio, exfestucatio u. s. w., sich überall stützend auf Stellen, deren schwierigere er befriedigend interpretirt. Dann zeigt er, daß die Beyfügung der Worte cum stipulatione subnexa nicht verwechselt werden dürfen mit der in manchen Diplomen vorkommenden Bemerkung: es sey eine Stipula dem Diplom beygelegt, wie die Verfasser des Nouveau traité de

*) Sehr häufig sind dieselben in dem so eben von Herrn Prof. Zeuß in Speyer herausgegebenen Urkundenbuch von Weissenburg.

Diplomatique *) versichern, und die Traditiones Fuldenses II. auch sagen. Jener Zusatz (cum stipulatione subnexa) ist eine Verweisung auf römisches Recht, die in überaus vielen merowingischen Urkunden vorkommt, ogleich dieselben sonst nach germanischem Rechte abgefaßt waren. Die Hinweisung ist (wie schon Ducange zeigte) nur die Abkürzung eines andern größeren Zusatzes, nämlich der nicht seltenen Hinweisung auf eine lex Arcadiana und lex oder vielmehr stipulatio Aquiliana. Siehe die Formulae Sirmondicae, N. XVII., die Notae Tironianae p. 110 und mehrere Urkunden der Traditiones Sancti Galli. Dieser Zusatz erklärt sich aus der in der Westgothischen Lex Romana enthaltenen Stelle des Paulus I. 1. §. 3 u. der c. un. C. Th. II. 9. In der ersten heißt es Pacto convento Aquiliana stipulatio subjici solet, sed consuetius est, huic poenam quoque subjungere quia rescisso quoquo modo pacto poena ex stipulatione peti potest. In dieser erklärt Arcadius: wer ein eidlich bestätigtes Versprechen nicht halte, unterliege der Infamie und der gelobten Conventionalstrafe.

Es wurde demnach Sitte, wenn bey Veräußerungen Verbindlichkeiten übernommen wurden, eine Clausel beyzufügen, wodurch der Versprechende sich auf den Fall des Wortbruchs den dort angeführten Nachtheilen im Voraus unterwarf. Es geschah durch die genannte Clausel, z. B. wie in der Formula Sirmond. XVII: et hae epistolae contulitionis cum stipulatione Aquiliana roboratae firmae permaneant, oder wie in einigen Traditiones Sancti Galli: cum stipulatione arcadiana oder lege arcadiana quae omnium chartarum accommodat firmitatem p. 432. Oft wurden beyde Formeln in eine verbunden, wie Beyspiele bey Ducange und an andern Orten zeigen. Da die Abschreiber dieselben manchmal nicht verstanden, so mußte mancher Text currumpirt werden, wie z. B. der einen Urkunde bey Marini Papiri Diplomatici Nr. CXIX. vom J. 551., wo steht Arcadiana et nerviana stipulatione. Hier muß für nerviana gelesen werden aquiliana, und in einem Diplom des Bischofs von Mans aus dem Jahre 572 bey Baluzius, Miscellanea III. 20., wo steht ansjuliani lege inditamentionem, was Herr Pardessus S. 433 434 gewiß sehr richtig so emendirt: Aquitianae legis indita mentione! Der Kürze wegen begnügte man sich statt der Berufung auf die Wirkungen der stipulatio aquiliana und die lex Arcadiana mit dem Beysatze cum stipulatione subnixa oder subnexa, und zu erklären, daß man einen vollkommen bindenden Vertrag abschließe und sich den bekannten Folgen des Wortbruches nach dem spätern römischen Rechte unterwerfen wolle; dieß wird angedeutet am Ende der Formula Sirmondica cap. XXXVI. *) Bemerkenswerth ist, daß diese Clausel cum stipulatione subnixa sich nicht selten in Effestucations-Urkunden nach fränkischem Rechte findet **), was ein neuer Beweis ist, daß viel römisches in das fränkische Recht übergieng (S. Eichhorn in der Zeitschrift für Geschichte und Rechtswissenschaft. Bd. VIII. S. 313).

*) Sie nennen die stipula auch culmus in I. 5. II. 16. 21. 28. 42. 43.

*) Es gehört auch die von Pardessus nicht angeführte Formul Sirmond. 25 a. E. hierher, worin auf c. un. C. Th. 2. 9. so angespielt wird: et insuper contra cui litem intulerit, solidos tantos componat et prorsus pactio vel definitio cum stipulatione subnexa firma permaneat.

**) S. d. neue Ausgabe von Brequignys Merow. Urkunden und das Weissenburger Cartular.

L. A. Warnkönig.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. July.

Nro. 145. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Der zweyte punische Krieg und der Kriegsplan der Karthager. Eine historisch-politische Vorarbeit zu einer Geschichte des zweyten punischen Krieges von Ludwig Freyherrn von Vincke, Dr. der Philos. und k. preuß. Reg.-Assessor. Berlin, 1841. IV. u. 364 S. 8.

Der Verfasser behandelt seinen Gegenstand nach vorangestellter Einleitung (S. 1—19) in zwey Abschnitten. Der erste giebt eine Zusammenstellung und Kritik der bisherigen Ansichten über den karthagischen Kriegsplan im zweyten punischen Kriege, der zweyte ist der Darstellung der eigenen Ansicht des Verf. gewidmet.

Im ersten Abschnitte kommen hauptsächlich drey Ansichten zur Würdigung. Zunächst diejenige, welche man als die gewöhnliche und verbreitetste ansehen darf. Nach ihr war der Zweck der Karthager bey dem erneuten Kampf der Besitz Spaniens und seiner Silbergruben, als Ersatz für das verlorne Sicilien und Sardinien; Hamilcar Barcas dagegen und sein Geschlecht bezweckten mehr, nämlich neuen Krieg und Vernichtung Roms; die Umtriebe einer dem Hamilcar feindseligen Partey, der des Hanno, wußten aber die Gewährung rechtzeitiger Hilfe zu hintertreiben und führten so den für Karthago übeln Ausgang des Krieges herbey. — Der Verf. weist überzeugend nach, wie diese ganze Auffassung nicht nur aller inneren Wahrscheinlichkeit entbehrt, sondern auch die bestimmtesten Quellenzeugnisse gegen sich hat, indem alle alten Geschichtschreiber darüber einig sind, daß Karthago, nicht bloß eine karthagische Partey, den Krieg geführt, daß die Karthager zur nachdrücklichen Unterstützung Hannibals allezeit bereit war, und daß überdieß die barcinische Partey bis zum Ende des Krieges das Uebergewicht im Staate behauptet hat. — Als eine Uebertreibung und weitere Ausbildung der vorigen Ansicht kann man diejenige betrachten, welche U. Becker (in Dahlmanns Forschungen, Thl. II.) aufgestellt hat; auch sie findet eine sehr gründliche Prüfung und Widerlegung; hier mag die Notiz darüber genügen, daß Becker seine Darstellung in Hauptpuncten nur dadurch aufrecht halten kann, daß er die bestimmten und wiederholten Versicherungen und Angaben der alten Geschichtschreiber für bare Erfindungen ausgiebt.

Ganz anders hat Heeren (Ideen, II. Bd.) Motiv und Plan jenes Krieges aufgefaßt; die Hauptpunkte seiner Ansicht gehen dahin, daß die barcinische Partey die Eroberung Spaniens durchsetzte, um mit den Hülfsquellen dieses Landes einen Vernichtungskrieg gegen Rom zu beginnen; daß unmittelbare Hülfe und Verstärkung aus Afrika gar nicht zunächst in Hannibals Plan lag, er vielmehr vom Anfang bis zuletzt die nöthige Unterstützung aus Spanien ziehen wollte, daß dieser Feldherr namentlich nach der Schlacht bey Cannä sich deßhalb vertheidigungsweise verhalten, weil er ein neues, ihm von seinem Bruder aus Spanien zuzuführendes Heer erwartete, und endlich, daß dieser Plan Hannibals vom Karthagischen Senat gebilligt und auch bis i. J. 207 beharrlich verfolgt worden.

Man kann die eigene Entwicklung des Verf., welcher der 2te Abschnitt (S. 76 — 365) gewidmet ist, im Allgemeinen als eine genauere Begrün-

dung und in vielen einzelnen Punkten verbesserte Durchführung dieser heerenschen Ansicht charakterisiren, welche aber ihr volles eigenes und selbständiges Verdienst in Anspruch nimmt, da Heeren sich bloß auf einen allgemeinen Umriß ohne tiefere Begründung der Sache beschränkt und manche gewagte und unhaltbare Annahme mit eingeflochten hat.

Unser Verf. sucht vor allen Dingen aus dem Stande der Verhältnisse nach dem ersten punischen Kriege eine richtige Grundlage für die Erkenntniß des karthagischen Operationsplans zu gewinnen. Er geht zu dem Ende zuvörderst aus von der Lage Karthago's nach dem Ausgange jenes Kriegs. Karthago's ganze Existenz als Handelsstaat war aufs äußerste gefährdet: das ganze Leben des karthagischen Staats beruhte auf der Beherrschung des Mittelmeeres und seiner Inseln; die Achse des ganzen karthagischen Handels war namentlich Sardinien, der Verlust dieser Insel brach die ganze Macht, die Handelsverbindungen, ja das Fortbestehen Karthago's. So wird zuvörderst deutlich, daß der zweyte punische Krieg nicht allein vom karthagischen Nationalhaß, sondern noch viel mehr vom karthagischen Handelsinteresse gefordert, daß er ein für die Existenz von Karthago als Handelsstaat geführter Kampf war, und daß in ihm karthagischer Seits nicht um Spanien, selbst nicht einmal mehr um Sicilien und Sardinien, sondern vielmehr um Italien selbst gekämpft wurde. Daran schließt sich der weitere Satz, daß der Krieg überhaupt und sein Gang in der Absicht der in Karthogo herrschenden Partey, welche S. 146 f. ausführlich geschildert wird, gelegen haben müsse, sowie, daß der Krieg nach einem festen und bestimmten Kriegsplan unternommen und dieser letztere wenn auch mit wesentlichen Modificationen, doch in der Hauptsache bis zum Ende müsse festgehalten worden seyn. — Dieser Kriegsplan muß aber ohne Zweifel so gedacht werden, daß er gleich Anfangs und als er entworfen ward, wenigstens eine hohe Wahrscheinlichkeit des glücklichen Erfolges wird gewährt haben: wir werden ohne Zweifel annehmen dürfen, daß Hannibal denjenigen Weg der Bekämpfung seiner Gegner gesucht und gefunden haben wird, welcher am leichtesten und sichersten zum Siege führte. Als dieser Weg aber mußte bey einer genauen Prüfung der militärischen und politischen Verhältnisse Roms der Angriff Roms in Italien selbst erscheinen. Es war voraus zu berechnen, daß die in die Defensive geworfenen Römer außer Italien weder in Afrika noch in Spanien bedeutende Kräfte entwickeln könnten, während der Feind von ihren eigenen Streitkräften und Hülfsquellen Jahrelang zehren und die gefährlichen Zusendungen über Meer gar nicht mehr bedürfen würde: gelänge es vollends, ein zweytes Heer in den Norden Italiens zu führen, auch dort die Bundesgenossen aufzuwiegeln, dann mit beyden Heeren vereint gegen Rom zu operiren — so war Rom voraussichtlich unrettbar verloren.

Demnach ergeben sich von selbst die Glieder des Operationsplans.

Der neue Kampf wider Rom sollte von der Landmacht begonnen und durch sie auch der Hauptsache nach geführt und entschieden werden. Ein karthagisch-spanisches Herr sollte von Spanien aus, wo es gebildet wurde, und zwar zu Lande durch Gallien und über die Alpen in das cisalpinische Gallien, Roms verwundbarste Stelle, einfallen. Vom cisalpinischen Gallien sollte es durch wiederholte den Römern beyzubringende Niederlagen, den Weg sich nach Unteritalien bahnen. Hannibals Object war damals Rom nicht, konnte und durfte es nicht seyn. Seine fast stürmisch zu nennende Strategie und Taktik eilte nach Unteritalien, indem er es, ähnlich dem größten Meister der Kriegskunst in unseren Tagen, auf merkwürdige Weise verstand, seine Operationslinien zu verkürzen, sich neue Basen zu verschaffen und die Operationsobjecte schnell in Operationssubjecte (so Gallien, so Unteritalien) umzuwandeln. So, von Spanien als seiner ersten Basis ausgegangen, stand er mit seinem Heere bald auf der breiten Basis der festen Seeplätze Apuliens, Calabriens, Bruttiums. Hier in Unteritalien nun sollte das karthagische Heer durch die gegen die römischen Bundesgenossen zu befolgende Politik, dieselben theils zum offenen Abfall von Rom, theils wenigstens zu feindseligen Gesinnungen wider dasselbe verleiten; das Herr sollte sich in Unteritalien militärisch festsetzen, denn hier war die Subsistenz desselben am leichtesten, hier saßen die kriegerischesten, Rom immer am wenigsten ergebenen Völkerstämme, hier gaben die festen Seeplätze seiner stra-

tegischen Stellung treffliche Stützpunkte, die Häfen boten bequeme Verbindung mit Karthago, endlich war Hannibal da am nächsten an Sicilien und Macedonien, auf die er weitere Hoffnungen baute. Durch die Siege dieses Heeres sollte Macedonien und Syrakus zum Kriege wider Rom; Sicilien und Sardinien zum Abfall bewogen werden. Und wäre dann auf diese Weise Rom ringsum von Feinden umgeben und materiell und moralisch aufs tiefste erschüttert, dann sollte — der letzte entscheidende Wurf — ein zweytes spanisch-karthagisches Heer in Vereinigung mit dem bereits in Süditalien stehenden, Roms Macht gänzlich vernichten. Daß ein solches Heer in den Jahren zwischen 216 bis 207 fortwährend von den Karthagern nach Italien aufgeboten, von Hannibal erwartet worden, ist die verbürgteste historische Thatsache und unser Verf. hat S. 218 und 219 dafür alle Belegstellen zusammengetragen. Dieses zweyte Heer sollte auf demselben Wege wie das erste nach Italien vordringen; so wurde *nicht allein* die Gefahr des Seewegs vermieden, es bot auch die Gelegenheit, das den Römern zweydeutige Etrurien und Umbrien für sich zu gewinnen. — Somit erklärt sich zugleich die räthselhafte Rolle, welche Spanien in diesem Kriege zugetheilt war. Dieses Land blieb fort und fort des ganzen Krieges große militärische und finanzielle Rüstkammer, und bis die Aufgebung Italiens oder Spaniens dringend nöthig wurde (i. J. 206), die letzte breite Operationsbasis aller Unternehmungen gegen Italien. — Der karthagischen Flotte war im ganzen Kriege lediglich die Aufgabe zugetheilt, die Operationen der Landmacht zu unterstützen und die nothwendigen Communicationen mit derselben zu unterhalten.

Nach diesen Prämissen giebt uns der Verf. eine strategische Schilderung, die militärische Geschichte des Krieges selbst. Er zerfällt in 5 Operationsepochen, deren erste i. J. 218 mit Hannibals Aufbruch von Neukarthago beginnt und mit dessen Festsetzung in Unteritalien und gewonnener Offensive (i. J. 216) endet; die zweyte geht von der Schlacht bey Cannä, bis zu Hasdrubal's Ankunft bey den Alpen, also von der Erreichung des ersten Theils des karthagischen Kriegsplans bis zur Realisirung des zweyten (216 bis 208); die dritte

reicht von Hasdrubal's Ankunft bis zur Schlacht bey Sena, d. h. bis zum Verluste der strategischen Offensive auf Seite Karthago's (208—207); die vierte geht von da bis zur Räumung Italiens (a. 203), zum Aufgeben aller Offensivplane, und die fünfte endet mit dem gänzlichen Unterliegen Karthagos in der Schlacht bey Zama (202).

Wir heben aus dieser sehr sorgfältigen und ausführlichen Darstellung insbesondere die befriedigende Darlegung des innern Gangs des Kriegs nach der Schlacht bey Cannä hervor. Faßt man nämlich die Folgen dieser letztern ins Auge, die tiefe Erschütterung von Roms Macht, den Abfall eines Theils der mittelitalischen Bundesgenossen und aller cisalpinischen Gallier, die Festsetzung Hannibal's in Unteritalien, die Erhebung Philipps von Macedonien und bald darauf von Sardinien, Syrakus und Sicilien für Karthago —

„dann muß der spätere Gang dieses Krieges sowohl in Spanien, als in Italien vollkommen klar werden. Man hat dann nicht nöthig, zu den bisherigen gänzlich oder doch so gut als gänzlich (wie zum Beyspiel die berühmten Winterquartiere von Capua), aus der Luft gegriffenen, Hannibals und Karthago's gleich unwürdigen Gründen seine Zuflucht zu nehmen, um es sich zu erklären, weßhalb einerseits die Karthager seit dieser Zeit gerade in Spanien die äußersten Anstrengungen machen, und weßhalb andererseits in Italien derselbe Feldherr, welchen wir zwey Jahre hindurch mit einer fast stürmischen taktischen Offensive haben auftreten sehen, seit der Schlacht von Cannä bis zur Ankunft seines Bruders in Italien jede entscheidende Schlacht sorgfältig vermeidet, und sich überhaupt nur dann noch schlägt, wenn entweder die Erhaltung und Schützung von Bundesgenossen, oder die gewisse Aussicht auf Sieg, oder seine Feldherrnehre ihm dieses gebietet. Daraus erklärt sich auch einfach die sonst räthselhafte Antwort, welche Hannibal im Jahre 215 den Hülfebittenden samnitischen Gesandten ertheilte: Er werde das Andenken von Cannä durch einen noch größeren und berühmteren Sieg verdunkeln. —

Durch die Schlacht von Cannä und ihre Folgen wurden die Römer vollständig aus der Offensive in die Defensive geworfen. Alle mit der Offensive verbundenen militärischen Vortheile, wurden dadurch für das Letztere gewonnen; und dieses strategische Verhältniß der beyden streitenden Theile, konnte nicht früher eine Veränderung erleiden, als bis Hasdrubals und Hannibals Vereinigung in Italien zu einer Unmöglichkeit ward.“

In Spanien blieb das Land jenseits des Ebro und die Ostpyrenäenpässe im ganzen Laufe des Krieges das Hauptoperationsobject der Karthager, und diese waren ungeachtet aller Anstrengungen, von der Schlacht bey Scissum an, nicht mehr zu gewinnen gewesen. Die Operationslinie, welche von Neukarthago längst der Ostküste zum Objecte sich hinzog, war frühzeitig durch der Römer Festsetzung in Tarraco unterbrochen, und das taktische Mittel sie frey zu machen, nämlich eine Schlacht (bey Ibera) mißglückte. Seitdem hatten (von 215—211) innere Verwicklungen von jedem Gedanken an das Hauptproject abgehalten. Im Jahre 211 war sogar das Operationssubject, Neukarthago, für Hasdrubal verloren gegangen. Es war also der anfangs entworfene strategische Plan zur Unmöglichkeit geworden.

Da stand zu Anfang des Jahres 209 der Barcinische Hasdrubal neu gerüstet da, entschlossen, allein den Marsch nach Italien durchzusetzen. Bey Bäcula traf er auf Scipios Herr, der vom Senate zur Schlacht beauftragt, angriff und siegte. Hasdrubal brach das Treffen, ehe sein Heer noch geschlagen war, ab, und zog seinen Elephanten und seinem Gepäcke nach, dem Tajo zu, in der Richtung der Pyrenäen.

Indem nun aber die Römer den Marsch des spanischen Heeres für immer vereitelt und Alles abgethan glaubten, begieng der junge Scipio einen strategischen Fehler, ähnlich dem vor neun Jahren von seinem Vater an der Rhone begangenen, und Hasdrubal wußte diesen Fehler zu benützen, wie damals sein Bruder Hannibal. Während er nämlich den Hasdrubal Gisgo auf Gades sich zurückziehen und durch Masinissa seinen Marsch maskiren ließ, entzog sich Hasdrubal durch einen excentrischen Rückzug den Blicken seines Gegners, bildete in dessen Flanke, im Lande der Celtiberier, sich ein neues Heer und ein neues Operationssubject, nahm die weit kürzere Operationslinie über die Westpyrenäenpässe, und erreichte (im Jahre 208) sein neues Operationssubject in der Nähe des heutigen, Bayonne. Dieser Zug Hasdrubals würde allein hinreichen seinen Namen als Feldherrn unsterblich zu machen; denn während Scipio in Tarraco in Unthätigkeit

verweilte, völlig ohne Kenntniß des großen Projektes seines Gegners, erschien Hasdrubal in Gallien, und bald war in Italien ein zweyter Hannibal zu bekämpfen. Nach Hasdrubals Abzug aus Spanien blieb den Feldherrn in diesem Lande nichts Anderes übrig als die reinste Defensive und ein Verlorengeben dessen, was nicht mehr zu halten war.

Sehr gelungen ist auch die Ausführung, daß die Unterlassung des Marsches vom Cannäischen Schlachtfeld nach Rom unbedingt als Fehler anerkannt werden müsse. Dieser Zug hätte im Falle des Gelingens mit einem Streiche die völlige Entscheidung des ganzen Kampfes, im Falle des Mißlingens gar keine Gefahr, sondern ebenfalls ungemessene Vortheile zur Folge gehabt. Der Verfasser erklärt diesen Fehler aus der Unfähigkeit Hannibals, die Größe dieser Erfolge zu fassen, von seinem Lieblingsplane sich zu trennen; wir möchten lieber an eine Umwölkung jenes sonst so klaren und großen Geistes denken, wie sie die Geschichte aller großen Heerführer aufzeigt. — Sehr wahr ist die Bemerkung (S. 364), daß der Karthager die Römer in allen Beziehungen in seiner Berechnung zu gering angeschlagen, und wie nur der Römer Geist, die innere sittliche und bürgerliche Kraft Roms, den Sieg am Ende errungen hat.

Doch wir brechen ab, indem wir unseren Zweck, Philologen und Historiker auf diese tüchtige Arbeit aufmerksam zu machen, durch das Vorstehende hinlänglich erreicht glauben. Gründliche Quellenkenntniß, Klarheit und Lebendigkeit der Combination und Darstellung, ein glücklicher historischer und militärischer Blick zeichnen dieselbe aus und machen den Wunsch rege, daß der Verf. noch andere Partieen der ältern Geschichte auf diese fruchtbare Weise bearbeiten möge.

F. W. W.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. July.

Nro. 146. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Fragmenta Comicorum Graecorum collegit Augustus Meineke. Volumen I. historiam criticam comicorum Graecorum continens. Berolini typis et impensis G. Reimeri, MDCCCXXXIX. Vol. II. Fragmenta poetarum comoediae antiquae continentis pars I. ib. MDCCCXXXIX. pars II. ib. MDCCCXL. Vol. III. Fragmenta poetarum comoediae mediae continens ib. MDCCCXL. Vol. IV. Fragmenta poetarum comoediae novae continens ibid. MDCCCXLI.

Erster Theil.

Treffend und gut vergleicht man die griechische und römische Vorzeit mit einem weiten großen Länderstrich, der einst prangend mit manchfaltigen Gewächsen und reichen Saaten jetzt vom Sand und Schutt der Zeit überdeckt ist, so daß nur einzelne Reste oder wohlverwahrte Früchte uns das Daseyn eines frühern Lebens verrathen, die Stämme aber und Blüthen großentheils dem Auge entrückt sind. Nicht unpassend hat man dieß Land in bestimmte Felder geschieden und mit festen Marken begränzt, um es sicherern Schritts durchwandeln und mit klarerem Blicke überschauen zu können; diesen Boden nun kennen zu lernen, dieses Brachfeld wieder zu bebauen und zu beleben, ist Aufgabe der Freunde des Alterthums. Wie aber der Boden ein verschiedener ist, so auch die Arbeit und der Ertrag; unter allen Gebieten aber, die hier dem forschenden Geiste offen stehen, ist wohl keines schwieriger und zugleich ergiebiger, als das der Litteraturgeschichte. Mit Recht heißt es daher am Anfange des obengenannten Werks:

„Cum multa habeat graecae antiquitatis pervestigatio egregia ad liberalem ingenii cultum et eruditionem adiumenta, tum haud scio an nihil sit, in quo quis maiore et utilitatis et voluptatis cum fructu studium operamque collocare possit, quam in idonea litterariae quam vocant historiae explanatione. Nam si ea est animi bene a natura informati indoles et ratio, ut earum maxime rerum contemplatione capiatur, quas non temere et casu, sed naturae legibus convenienter fieri videat, nihil profecto reperias, quod vel ad ingenuam animi oblectationem iucundius vel ad antiquitatis rationem accurate perspiciendam fructuosius esse possit, quam si ad earum artium doctrinarumque historiam penitus cognoscendam te dederis, quae non fortuita quadam velut atomorum concursione conflatae vel umbratico acumine inventae, sed ex suis progenitae radicibus quasi per gradus quosdam ex necessaria et immutabili lege naturae ab ingeniosissimis hominibus ad illud fastigium adductae sunt, ut posteris omnem prope consequendi sui spem ademisse videantur.“

Denn hier genügt nicht ein bloßer Ueberblick, ein Suchen auf der Oberfläche, vielmehr ist es nothwendig, tief zu graben, um den Stamm zu befreyen und die Wurzeln zu finden, aus deren Keim jene herrlichen Früchte hervorgegangen, die uns jetzt noch erquicken. — Aber eben diese Schwierigkeiten sind es, welche viele abschrecken und auf leichtere und doch liebliche Felder hinweisen; wenige nur finden sich, die in sich die Kraft fühlen, solches Werk zu vollenden. So kam es denn auch, daß die Geschichte der griechischen Komödie lange Zeit brach gelegen und erst in unsern Tagen treffliche Bebauer erlangt hat; welche Schätze aber hier vergraben lie-

gen, das zeigt obiges Werk, die Frucht eines vieljährigen Studiums; wie uns Herr Theodor Bergk in seinen Commentationes de reliquiis comoediae Atticae antiquae einen sehr schätzbaren Beytrag zur Geschichte und Erklärung der griechischen Komödie geliefert hat, so liegt uns in dem Werke des Herrn Meineke das ganze Feld dieser Dichtungsart geordnet und geregelt vor, insoweit es nach den vorhandenen Hülfsmitteln möglich und so vollendet, wie es von einem solchen Mann zu erwarten war. Wenn wir es daher versuchen, einige Bemerkungen über dasselbe niederzuschreiben, so geschieht das nicht, als ob Referent sich mit dem Verf. an Talent, Scharfsinn und Gelehrsamkeit vergleichen könne oder wolle, sondern nur um zur Enthüllung des Wahren oder Wahrscheinlichen, was in solchen Arbeiten so vieles ist, nach Kräften beyzutragen; denn daß bey Sammlung und Ordnung von einzelnen und zerrissenen Theilen nicht auf einmal ein geregelter und in allen Stücken abgerundeter Körper hervorgeht, das fühlt Jeder, der in solchen Leistungen arbeitet, und auch ein kleiner Beytrag, der an sich nichts ist, erhält Bedeutung, indem er an das Große sich anhält:

μετὰ γὰρ μεγάλων βαιὸς ἄριστ' ἂν
καὶ μέγας ὀρθοῖθ' ὑπὸ μικροτέρων.

Sehr zweckmäßig hat der Verf. die kritische Geschichte der gesammten komischen Dichter in ein Ganzes verbunden und hierauf die Fragmente derselben in zeitgemäßer Ordnung folgen lassen, so daß gewissermaßen ein jedes ein für sich bestehendes Werk bildet. Bey diesen Bemerkungen jedoch hielt ich es für gut, nicht die historia critica von den Fragmenten selbst zu trennen, sondern an den Namen des Dichters sogleich das anzuknüpfen, was mir etwa über dessen Schöpfungen zu sagen schien.

Nach einer gedrängten und genauen Geschichte der Interpreten, welche im Alterthum selbst über die griechische Komödie oder einzelne Komödiendichter commentirt haben — von Aristoteles bis auf die Zeiten Alexanders Severus und Caracallas — geht der V. auf die Geschichte der Komödie bey den Griechen selbst über und zwar zuerst auf die sogenannte megarische Komödie, mit Ausschluß jedoch der sikelischen und italischen; denn zweifelsohne müssen wir nach unbestreitbaren Angaben der Alten selbst (besonders des Aristoteles Art. Poet. III. 5. und Aspasius zu Aristoteles Eth. Nicom. IV. 2) den Anfang dieser Dichtart außerhalb Athen suchen, und zwar bey den Megarern, was so viel heißt: die megarische Komik wirkte vermittelnd auf die Gestaltung der ältesten attischen. Hieher gehören Susarion, Euetes, Eurenides, Myllus, Chionides, Magnes, Ekphantides, Tolynus.

In Beziehung auf Susarion und die Anfänge der attischen Komödie findet sich beym Anonymus de Comoedia p. XXXII. (p. 540 Mein.) folgende Angabe: *καὶ γὰρ οἱ ἐν Ἀττικῇ πρῶτον συνησάμενοι τὸ ἐπιτήδευμα τῆς κωμῳδίας (ἦσαν δὲ οἱ περὶ Σουσαρίωνα) καὶ τὰ πρόσωπα εἰσῆγον ἀτάκτως καὶ μόνος ἦν γέλως τὸ κατασκευαζόμενον.* Dieß deutet Hr. M. so (I. p. 25), daß Susarion bey seinen komischen Vorstellungen nicht blos einen, sondern mehrere actores aufgeführt habe, im Gegensatz zu Kratinus, von dem es ebendaselbst heißt: *ἐπιγενόμενος δὲ ὁ Κρατῖνος κατέσησε μὲν πρῶτον τὰ ἐν τῇ κωμῳδίᾳ πρόσωπα μέχρι τριῶν.* Mir aber scheint jenes *ἀτάκτως* nicht bloß eine Unbestimmtheit der Personenzahl anzudeuten, sondern überhaupt eine regellose Anordnung der Rollen ohne einen andern Zweck, als den Gelächter zu erregen; Susarion kannte nur die Heiterkeit des Komischen, er nahm Umgang von allem Persönlichen, Kratinus hingegen bediente sich der Komödie als einer Geißel des Volks. Daher heißt es beym Anonymus weiter: *συνήσας τὴν ἀταξίαν καὶ τῷ χαρίεντι τῆς κωμῳδίας τὸ ὠφέλιμον προσέθηκε, τοὺς κακῶς πράττοντας διαβάλλων καὶ ὥσπερ δημοσίᾳ μάσιγι τῇ κωμῳδίᾳ κολάζων.* Noch mehr aber wird unsere Erklärung durch den folgenden Zusatz gestützt: *ἀλλ' ἔτι μὲν καὶ οὗτος τῆς ἀρχαιότητος μετεῖχε καὶ ἡρέμα πως τῆς ἀταξίας.* Hiemit jedoch sey keineswegs ausgesagt, daß Susarion den Jambisten beyzuzählen, welche vom Wagen herab Spott- und Scherzreden zu werfen pflegten, wie Bode Geschichte der hellenischen Dichtkunst III. 2, S. 22 f. annimmt.

I. p. 38. zieht Hr. M. die Existenz des Tolynus in Zweifel, von dem uns freylich nur im Etymol. M. p. 761, 47 eine Nachricht aufbewahrt

ist und glaubt, es könnte der Name eines Flötenspielers Tellen in den des Tolynus corrumpirt seyn, von dem uns berichtet wird, er habe sehr anmuthige und zierliche Scherzgedichte hinterlassen. Aber die Angabe des Etymol. M. ist doch zubestimmt, als daß wir zu einem gerechten Verdacht veranlaßt würden: *Τολύνειον τὸ καλούμενον Κρατίνειον μέτρον πολυσύνθετον, ἀπὸ τοῦ Μεγαρέως Τολίνου· ἔστι δὲ προγενέστερος Κρατίνου* und zweytens widerspricht sich auch das, was uns über jenen Tellen berichtet wird; bey Zenobius allein heißt es I, 45: *Τέλλην γὰρ αὐλητὴς ἐγένετο καὶ μελῶν ποιητὴς παίγνιά τε κατέλιπεν εὐρυθμότατα καὶ χάριν ἔχοντα πλείστην καὶ σκώμματα κομψότατα;* hingegen II. 15: *οὗτος ὁ Τέλλην ἐγένετο αὐλητὴς καὶ μελῶν ἀνυποτάκτων ποιητής.* Daher scheint es fast rathsamer, der Autorität des *Etymol.* zu folgen, als etwas zu substituiren, was selbst ungewiß und zweifelhaft erscheint, wozu noch kommt, daß der Name Tellen mit Tellis verwechselt seyn könnte. cf. Schneidewin ad Zenob. II. 15.

II. p. 9. In dem Fragmente des Magnes aus dem *Διόνυσος* gibt Hr. M. zu dem Ausdruck *τῶν κακῶν παροψίδες* eine mehrfache Auslegung; es könne entweder ausdrücken: malorum additamenta: oder vielleicht malorum solatia oder statt κακῶν zu lesen seyn *φακῶν*. Die erste Deutung verdient als die einfachste den Vorzug; ja es fragt sich, ob es nicht rathsamer, der Angabe der Atticisten (vrgl. Lob. Phryn. p. 176) zu folgen und die Stelle also zu deuten: haec sunt malorum meorum opsonia.

ib. p. 10. Wird zu dem I. Fragment aus den *Λύδοι* desselben Dichters:

λούσαντα χρὴ καὶ βακκάριδι κεχριμένον —

bemerkt: *λούσαντα* pro *λουσάμενον* dictum accipiunt, quod cum fieri non possit, aliud quid scripserit poeta necesse est. Wenn es nun wahrscheinlich ist, daß dieser Vers mit dem vorhergehenden nicht so zusammenhing, daß *λούσαντα* der Construction nach auf ihn bezogen werden mußte, so glaube ich, könnte man statt *λούσαντα*, für das im Cod. B. *λύσαντα* steht, *βλύσαντα* einsetzen, welches entweder mit *βακκάριδι* verbunden oder absolut stehend gedacht werden könnte. Der Sinn wäre klar und passend: scaturientem oportet et baccaride unctum. Daß *βλύζειν* in solchen Verbindungen nicht ungereimt, zeigt z. B. das zusammengesetzte *μυροβλίτης*. vrgl. Bachmann. Anecdot. Graec. II. 377, 6.

ib. p. 38.

ἔνεισι δ' ἐνταυθοῖ μάχαιραι κυρίδες,
αἷς κείρομεν τὰ πρόβατα καὶ τοὺς ποιμένας.

„Secundi versus sententiam non perspicio" so Hr. M. Mir scheint der Ausdruck ein sprichwörtlicher zu seyn und nichts anderes zu sagen, als: über Fug und Recht hinaus sich etwas aneignen. Vrgl. Diogenian. VII. 49. Dieser Ausspruch aber konnte leicht in einer Komödie Platz haben, die, wie Hr. M. vermuthet (Hist. Crit. p. 413) auf Alexander von Pherä zu beziehen ist.

p. 72. H. M. zweifelt sehr, ob die *Λάκωνες* wirklich ein Stück des Kratinus sind, indem sie bloß von Clemens Alexandrinus angeführt werden; ebenso läugnet dieß Th. Bergk Comment. p. 130, welcher zugleich der Meynung ist, die *Λάκωνες* seyen ein und dasselbe Stück mit der *Νέμεσις* unsers Dichters; wenn wir überhaupt berechtigt sind, die Angabe des Clemens Alex. in Zweifel zu ziehen, so bin ich nicht ungeneigt der Ansicht Bergks beyzutreten, indem in der *Νέμεσις* manches über Sparta erwähnt war, wie mehrere Bruchstücke bezeugen. Was den Text selbst anlangt, so ist meines Erachtens *φοβερὸν* keineswegs in *φθονερὸν* zu ändern, indem es, wenn der Ausspruch der eines Spartaners ist, ganz passend und bezeichnend steht. Für *τόδ' αὖ* am Ende des ersten Verses wollte Grotius *τόδε*, wofür *τοδὶ* statthafter wäre; H. M., welcher das Lemma des Clemens Alex. *ἐν τοῖς Λάκωσι* mit in den Vers zieht, schreibt dafür *πέλει*, was allerdings ganz am Orte ist und zu dem übrigens epischen Gewand der Verse harmonirt; nur ist es nicht recht klar, wie die Corruption sollte vorgegangen seyn; daher möchte ich vermuthen, daß etwas anderes verborgen liegt, etwa *τοπάν*.

p. 137. Im Fragm. VII. aus den *Σεριφιοι* nahm Bergk Comment. p. 27 an, es sey ein Kratineischer Vers:

ἀλλ' ἀπίωσιν ἐν χορῷ εἰς βόθυνον ἰέναι —

allein nicht mit Unrecht zweifelt Hr. M., ob der Hiatus geſtattet ſey, dieſen zu heben, ſcheint es das einfachſte χορῷ in χοροῖς zu ändern. H. M. ſetzt dann bey: „equidem nec sensum nec constructionem expedio. Significari puerorum ludum globulos in scrobem immittentium satis apertum est.“ Wenn dem ſo iſt, liegt auch der Sinn nicht fern: es iſt ein Aufruf zu einem gemeinſchaftlichen Spiel; und in der Conſtruction finde ich nichts auffallendes. Vrgl. Matthiä Griech. Gramm. §. 532.

p. 145.

Μακάριος ἦν ὁ πρὸ τοῦ βιὸς βροτοῖσι
πρὸς τὰ νῦν, ὃν εἶχον ἄνδρες
ἀγανόφρονες ἡδυλόγῳ σοφίᾳ βροτῶν πε-
ρισσοκαλλεῖς.

Daß die Repetition βροτοῖσι und ἄνδρες βροτῶν unſtatthaft iſt, fühlte Bergk Comment. p. 234. ganz richtig; ich glaube in βροτῶν liegt ein Zuſatz zu ἡδυλόγῳ σοφίᾳ verborgen, vielleicht γνωμῶν. Uebrigens bin ich auch der Meynung den letzten Vers als einen zu betrachten.

p. 163. In dem zweyten Fragment der Ὧραι nimmt Hr. M. Anſtoß daran, daß die beyden erſten Verſe in Dipodien aus einander gehen und will deßhalb Dimeter herſtellen; ich glaube aber, daß gerade dieß zur Verſpottung des Gneſippus und ſeiner Dichtungen geeignet iſt.

p. 192. Fragm. LI.

εὐδαίμον' ἔτικτέ σε μήτηρ ἰκρίων ψόφησις.

Daß hier ἰκρίων ψόφησις von dem Beyfall der Zuſchauer zu verſtehen iſt, haben Bergk und Herr M. richtig geſehen. Letzterer jedoch will ſtatt σὲ leſen μὲ, weil er nicht einſehe, wie das Klatſchen das Volk glücklich machen könne. Dieß nun ſcheint ſehr erklärlich, zumal bey einem Volke, wie das atheniſche Publikum war, welches mit ſolcher Luſt und Begeiſterung den öffentlichen ſceniſchen Darſtellungen beywohnte; aber dennoch darf die Lesart des Cod. Flor. ψόφησιν nicht unbeachtet bleiben, ja ſie muß meines Erachtens als die ächte aufgenommen werden; der Dichter preist das Volk glücklich, weil es geboren ſey zum Rauſchen der Bänke. Die Conſtruction liegt auf der Hand.

p. 215. fragm. CXXXV.

αὐτομάτη δὲ φέρει τιθύμαλλον καὶ σφάκον
πρὸς αὐτό.

Statt αὐτὸ lieſt Hermann bey Lobeck Phryn. p. 110 αὐτῷ, dieß verwirft Bergk Comment. p. 198 und ſchlägt vor: πρὸς αὖον, was auch H. M. beſſer ſcheint. Mir jedoch, um es kurz zu ſagen, kommt dieß Epitheton hier unpaſſend vor, wo nur von den guten Eigenſchaften der genannten Pflanzen die Rede iſt; wie der σφάκος in dem von den Herausgebern verglichenen Fragment des Eupolis bey Plutarch. Sympos. IV. 1, 3 εὐώδης genannt wird. Auch ſehe ich in dem πρὸς αὐτῷ gar nichts Anſtößiges, eben ſo wenig wie in dem πρὸς τούτοις bey Eupolis.

p. 269. Das erſte Fragment aus dem Δουλοδιδάσκαλος des Pherekrates beginnt alſo bey Athenäus III. 96, B.

ὡς παρασκευάζεται δεῖπνον πῶς ἂν εἶπαθ' ἡμῖν.

Statt ὡς ſchrieb Elmsley ἕως, Bergk Comment. p. 269 ὅπως mit Ausſtoßung der Worte πῶς ἄν, von denen man nicht einſieht, wie ſie in den Text gekommen ſeyn ſollen; ich glaube vielmehr, daß ὡς zu Anfang aus οὕτως entſtanden und noch zu den Worten des Athenäus ſelbſt gehört, der Vers aber ſo herzuſtellen iſt:

πῶς οὖν παρασκευάζεται τὸ δεῖπνον
εἶπαθ' ἡμῖν.

πῶς οὖν war wahrſcheinlich über den Text geſchrieben und dann am unrichtigen Orte eingeſchaltet; οὖν in ἄν depravirt iſt nicht ſelten, z. B. Ariſtoph. Plut. 374. Die vorgeſchlagene Aenderung fand auch den Beyfall G. Hermanns, als über dieſe Stelle gelegentlich in der griechiſchen Geſellſchaft geſprochen wurde.

p. 270. Aus demſelben Stücke führt Athenäus XI. 480, B. folgende Verſe an:

νυνὶ δ' ἀπονίζων τὴν κύλικα δὸς ἐμπιεῖν
ἔγχει τ' ἐπιδεὶς τὸν ἡδμόν.

So Hr. M. nach der Emendation von Dobrée.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. July.

Nro. 147. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Kieler philologische Studien. Kiel. Schwerssche Buchhandlung. 1841. 374 Seiten. 8.

Unter diesem Titel sind folgende Abhandlungen von Kieler Gelehrten in einen Band vereinigt erschienen:

1. Ueber den Ursprung des Alphabets und über die Vocalbezeichnung im alten Testamente. Von Dr. Justus Olshausen. S. 1 — 40.
2. Phrynichos, Aischylos *) und die Trilogie. Von Joh. Gust. Droysen. S. 41 — 80.
3. Die Gemälde des Polygnotos in der Lesche zu Delphi erläutert von Otto Jahn. S. 81 — 154.
4. Beytrag zu genaueren Zeitbestimmungen der Hellenischen Geschichten von der 63. bis zur 72. Olympiade. Von Professor J. M. Schultz. S. 155 — 210.
5. Das altrömische Paricidium. Eine Abhandlung von Dr. Ed. Osenbrüggen. S. 211 — 271.
6. Topographie von Athen. Mit einem Plan. Von P. W. Forchhammer. S. 273 — 374.
7. Die Heldensage der Griechen nach ihrer nationalen Geltung. Von Gregor Wilhelm Nitzsch. S. 375 — 467.

Der ersten dieser Abhandlungen ist dem Vernehmen nach bereits eine besondere Beurtheilung zugedacht, wir geben daher in unserer Gesammtanzeige, bey welcher es mehr auf einen Bericht über den Inhalt als auf eine eigentliche Beurtheilung abgesehen ist, nur der Vollständigkeit wegen auch den Inhalt von dieser mit wenigen Worten an.

In der ersten Hälfte derselben verficht Hr. Dr. Olshausen die Ansicht, daß Aegypter auf der einen, Hebräer und Phönicier auf der andern Seite, schon in einer Zeit, welche über alle Chronologie hinausreicht, im Besitze einer Schrift waren, die ein und dasselbe auffallende Princip der Lautbezeichnung hat, indem zur Bezeichnung des Lautes ein Gegenstand abgebildet wird, dessen Name in der Sprache, für welche das Zeichen gelten soll, mit diesem Laute anfängt; daß die Buchstabenschrift der Israeliten daher wohl nicht selbständig erfunden, sondern den überlegenen Aegyptern nachgebildet, von jenen aber auf die Phönizier und durch sie auf die Griechen übergetragen wurde, und zwar in einer vorherrschend aramäischen Form. Dieser Ansicht steht die Hitzig'sche gegenüber, nach welcher die auf α ausgehenden griechischen Namen der Buchstaben durch einen von den Griechen gemachten Zusatz entstanden sind, der bestimmt war, das ursprüngliche, den Griechen aber unerträgliche Ausgehen derselben auf einen Consonanten zu verhindern und sie der griechischen Wortbildung näher zu bringen. Wenn Hr. Olshausen

*) Diese dem Griechischen noch ganz genau anschliessende Schreibung der griechischen Eigennamen ist bis auf wenige Ausnahmen, wie wenn Hr. Forchhammer neben Museion schreibt Odeon, durch das ganze Buch hindurch festgehalten. Der Gleichförmigkeit mit dem wörtlich aus demselben Angeführten zu Liebe soll sie auch in dieser Anzeige beybehalten werden.

gegen diese bemerkt, daß die Griechen in diesem Falle die Namen der Buchstaben auch declinirt hätten, und nach den Bildungsgesetzen der griechischen Sprache die Wahl dieser Endung wohl etwas auffallend wäre, so erlauben wir uns dabey an die Aussprache des Lateinischen bey den Italienern zu erinnern, welche jedem Worte, das auf einen Consonanten ausgeht, einen Zwischenlaut zwischen a und e nachtönen lassen. Nehmen wir nämlich bey den Griechen eine ähnliche Aussprache der fremden Buchstabennamen an, so ist wohl erklärlich, wie dieser Hülfslaut sich nach und nach als ein α ansetzen konnte, ohne Consistenz genug zu gewinnen, daß er als flectirbare Wortendung erschienen wäre.

In der zweyten Hälfte wird die Vermuthung ausgesprochen, daß, als die hebräische Sprache aufhörte, die alleinige und Muttersprache der Israeliten zu seyn, man die Aussprache durch Einführung der Vocalisation festzustellen suchte, und wohl damit begann, daß man die drey einzigen alten Vocale a, i, u bezeichnete, während die Aussprache der späteren Zeit nach und nach auch eine Bezeichnung für die getrübten, neueren Laute einzuführen nöthigte, welche mit der Accentuation in engster Verbindung steht.

In der zweyten Abhandlung, Phrynichos, Aischylos und die Trilogie geht Hr. Droysen darauf aus, in den Gedichten der bey den genannten Tragikern, welche den Krieg gegen Xerxes zum Gegenstand haben, den Fortschritt der tragischen Kunst nachzuweisen und zugleich die politische Stellung des einen und des andern Gedichtes zu fixiren. Nach Betrachtung der Stellen, in welchen Namen oder Fragmente der hieher gehörigen Dramen des Phrynichos vorkommen, gelangt er zu dem Resultate, daß die Titel des Phrynicheischen Gedichtes *Σύνδωκοι*, *Πέρσαι*, *Φοίνισσαι*, von den drey nach einander auftretenden Chören hergenommen waren, und daß hier kein Fortschreiten der Handlung, sondern nur der Situationen Statt fand, es also nicht eigentliche Dramen, sondern dramatisirte Lyrik war; daß das Ganze nicht stets neue Verwicklungen darbot, sondern nur ein und dasselbe Factum in seinen verschiedenen Gestaltungen zeigte, wesentlich Eine Tragödie, aber nach dem

Auftreten von drey Chören in eben so viele Haupttheile gespalten, eine trilogische Composition bildete. Aehnliche Ansichten werden über die *ἅλωσις Μιλήτου*, so wie über die Tragödie des Thespis und der andern Aelteren ausgesprochen, welche auch als dramatisirte Lyrik betrachtet wird, während Aischylos, als der wahre Vater der Tragödie, mit jenen alten Meistern verglichen wird, die zuerst ihre Statuen mit gelösten, schreitenden Füßen darzustellen wagten.

Bey der Untersuchung über die spätere Bedeutung der Wörter Tetralogie und Trilogie ergiebt sich, daß man jenen Namen brauchte, wo alle vier Stücke, das Satyrdrama mit eingeschlossen, den zusammenhängenden Verlauf Einer Geschichte darstellten, diesen, wo nur die drey Tragödien auf diese Weise zusammen hingen, so daß also, wenn es von Sophokles hieße, er habe angefangen, Drama gegen Drama zu knüpfen, damit nicht gesagt werde, er hätte die seit den Persern des Aeschylos bestehende Sitte, nach welcher jeder der wettkämpfenden Dichter drey Tragödien und ein Satyrspiel aufführte, aufgegeben, sondern vielmehr nur, seine Didaskalien hätten nicht eine in sich fortlaufende Geschichte durch die vier Dramen hindurchgeführt, ohne daß die Möglichkeit ausgeschlossen wäre, daß sie in einer andern Beziehung zu einander standen. Der Name Trilogie wird daher erklärt, daß *λόγος* zwar ursprünglich im Gegensatze gegen den Gesang des Chors das bedeutete, was der Schauspieler sprach, dann aber das Ganze von Gesängen des Chors, Reden des Schauspielers und Gesprächen Beyder.

(Fortsetzung folgt.)

Fragmenta Comicorum Graecorum collegit Augustus Meineke.

Die Codd. ABP. haben *ἀπονίζειν*, woraus Bergk Comment. p. 299. *ἀπόνιζε* macht; dann geben

die Manuscripte: δώσων πιεῖν. Ich sehe aber durchaus keinen Grund von der Vulgata abzuweichen; im Gegentheil ist diese viel concinner und der Infinitiv statt des Imperativs läßt sich ganz gut vertheidigen; vergl. besonders Aristoph. Plut. 598 und daselbst Dobrée.

p. 292. Pollux erwähnt folgendes Fragment als aus den *Κραπάταλοι* des Pherekrates;

μάχαιραν ἆρ' ἔνθηκας; B. οὔ. A. τί μ' εἴργασαι;
ἀμάχαιρος ἐπὶ βόεια νοστήσω κρέα.
ἀνὴρ γέρων, ἀνόδοντος.

Die letzten Worte führt Suidas unter *ἀνόδοντον* und der Grammatiker bey Bekker Anecd. Graec. p. 406, 1. aus der *Κορίαννῳ* desselben Dichters an, weßhalb mir die Vermuthung H. M. sehr glaubwürdig scheint, daß dieß ganze Fragment zu diesem Stücke gehöre und bey Pollux der Titel des Stücks corrumpirt sey. Nun aber fügt der Grammatiker und Suidas hinter *ἀνόδοντος* noch *ἀλῆθει* hinzu, was Hr. M. als das Metrum störend und ungrammatisch ganz verwirft, da bekanntlich die Attiker *ἀλεῖν* nicht *ἀλῆθειν* gebrauchen, wiewohl es Lobeck zu Phryn. p. 151. zu halten sucht. Vielleicht jedoch liegt etwas anderes darunter; denn der Sinn des *ἀλῆθειν* bey einem *γέρων ἀνόδοντος* ist wohl klar, wiewohl auch diesen H. M. nicht anerkennt. Ich nun setze nach *κρέα* ein Punctum und schreibe den ganzen folgenden Vers mit folgender Aenderung der Person B zu:

B. *ἀνὴρ γέρων, ἀνόδοντος ὤν, ἀλεῖν θέλει;* —

p. 334. Die Lücke in dem bedeutenden Fragment aus dem *Χείρων* des Pherekrates (?) im 6. und 7. Vers könnte am leichtesten so ergänzt werden:

ἀλλ' οὖν ὁμῶς οὗτος μὲν ἦν νὴ τὸν Ἀπόλλω
ἀποχρῶν ἀνὴρ ἔμοιγε πρὸς τὰ νῦν κακά.

Denn erstens ist der Ausfall dieser Worte eher zu erklären, als *νὴ τὸν Δία*, wie andere wollten und zweytens paßt gerade die Anrufung des Apollo hier am meisten.

p. 362. Aus dem artigen Fragment der *Ἀμφικτύονες* des Teleklides (I.) heißt es hier:

λεκανίσκαισιν δ' ἀνάπαιστα παρῆν ἡδυσματίοις κατάπαιστα.

Daß *ἀνάπαιστα* corrupt ist, zeigt der erste Blick; am sinnigsten unter allen Conjecturen ist offenbar die des H. M. *ἂν ψαιστά*. Dennoch will auch ich meinen Einfall nicht verschweigen; es wäre nämlich möglich, daß hier ein seltenes Wort *παισά* verborgen läge, worüber wir bey Athenäus XIV. 646 F. eine kurze Notiz finden.

p. 367. Hier wird der Scholiast zu Aristoph. Vög. 1126 angeführt, wo es heißt: *Προξενίδης ὁ Κομπασεὺς καὶ Θεογένης*] *ἔπαιξε παρὰ τὸν κόμπον· προείρηται δὲ περὶ αὐτῶν ἀμφοτέρων ὅτι κομπασταί. Τηλεκλείδης δὲ ἐν Ἡσιόδῳ ὡς παρειμένον τῷ σώματι κωμῳδεῖ αὐτόν.* Dazu setzt Hr. M. „non apparet utrum Proxenidem dicat an Theogenen.“ Ich glaube, es bezieht sich auf Proxenides und zwar, weil es heißt *κωμῳδεῖ αὐτόν* nicht *τοῦτον*. Auch scheint es von andern auf diesen bezogen zu werden, wenigstens steht das Schol. *Τηλεκλείδης κ. τ. ἑ.* in der Bekkerschen Ausgabe nach dem Lemma *κομπασεύς*.

p. 372. In dem vierten ungewissen Fragment des Teleklides, welches Plutarch. Pericl. 16. bewahrt hat, heißt es von Perikles:

πόλεών τε φόρους αὐτάς τε πόλεις τὰς μὲν δεῖν τὰς δ' ἀναλύειν,
λάϊνα τείχη τὰ μὲν οἰκοδομεῖν τὰ δὲ αὐτὰ πάλιν καταβάλλειν,
σπονδὰς δύναμιν κράτος εἰρήνην πλοῦτόν τ' εὐδαιμονίαν τε,

Die im zweyten Verse liegende Corruptel suchte Erfurdt zu heben, indem er vorschlug: *τὰ δὲ ταὐτά*, Sintenis will *εἶτ' αὐτά*, Hermann *τότε δ' αὐτά*, vom letzteren sagt Hr. M. mit Recht: ceteris praestat. Sehr treffend stünde hier zur ganzen Kraft der Rede:

— *πάλιν αὐτὰ τάδ' αὖ καταβάλλειν*

nach dem bekannten Atticismus. cf. Aristophan. Nubb. 975.

p. 389. Athenäus führt uns im X. B. 426, F. folgende sehr corrupte Verse aus den Θεοὶ des Hermippus an:

ἔπειθ' ὅταν πινώμεθ' ἢ διψώμεθα,
εὐχόμεθα πρὸς τοῦθ' ὁ οἶνος ὠκερας γενοῦ.
οὐκ ἀστοῦ καὶ πηλοῦ 'γὼ φέρω παίζων ἅμα
καυθεὶς γεγένηται τοῦτο πέντε καὶ δύο.

Mit Recht verwirft Hr. M. die Conjectur Bergks Comment. p. 317 im ersten Vers: πεινώμεθ' ἢ διψώμεθα, schon deßwegen, weil man nicht einsieht, warum der Dichter πεινῆσθαι und διψῆσθαι statt πεινῆν und διψῆν gesetzt habe. Im zweyten Vers versucht Bergk also zu schreiben:

πρὸς τοῦτ' · οἶνος ὦ κέρας γενοῦ,

indem er glaubt, es sage dieß Mercurius oder sonst ein Diener der Götter über das selige Leben derselben, denen das Horn Amaltheas jegliches spende. Seine Erklärung ist folgende: si esurimus aut sitimus hoc cornu Copiae precibus invocamus: o cornu vinum fias. Um nichts von der etwas freyen Structur der Rede zu sagen, so scheint besonders die Lesart der Codd. PVL. ὠκαιρας γενοῦ auf etwas anderes zu deuten; auf ihr fußend schreibe ich die beyden ersten Verse also:

ἔπειθ' ὅταν πενώμεθ' ἢ διψώμεθ' αὖ
εὐχόμεθα πρὸς τοῦτ' οἶνος ἀκεραστὸς γενοῦ.

Die beyden letzten Verse stellt Bergk ziemlich wahrscheinlich so her:

κἀς τοῦ κακήλου 'γὼ φέρω παίζων ἅμα.
καὖθις γεγένηται τοῦτο πέντε καὶ δύο —

wenn nicht etwa zwischen ihnen ein Vers ausgefallen ist. Der Ausdruck πένεσθαι von den Göttern, so wie daß auf den Wunsch ungemischten Wein zu erhalten, wieder das πέντε καὶ δύο zum Vorschein kommt, wäre gerade das Komische in der Sache.

I. p. 107. wird die Stelle des Platonius de divers. char. p. XXVII. (im Texte steht fälschlich XXVI) erklärt, der über das poetische Talent des Eupolis also urtheilt: Εὔπολις δὲ εὐφάνταστος μὲν εἰς ὑπερβολήν ἐστι κατὰ τὰς ὑποθέσεις. τὰς γὰρ εἰσηγήσεις μεγάλας τῶν δραμάτων ποιεῖται καὶ ἥνπερ ἐν τῇ παραβάσει φαντασίαν κινοῦσιν οἱ λοιποὶ, ταύτην ἐκεῖνος ἐν τοῖς δράμασιν ἀναγαγεῖν ἱκανὸς ὢν ἐξ Ἅιδου νομοθετῶν πρόσωπα κ. τ. λ. Dieß faßte Hr. M. zuerst so: quas reliqui poetae visiones vel absentium rerum imagines in parabasibus excitare soleant, eas Eupolin in ipsa actione spectatorum oculis subiicere etc, beschränkt aber dann in einer Note diese Erklärung und fügt bey: probabiliorem interpretationem qui eruere volent, ante omnia quae corrupta sunt emendare debebunt. Meines Erachtens hat Hr. M. das Richtige getroffen, nur glaube ich liegt in den Worten des Platonius zugleich eine Andeutung, das Eupolis in der illusio stark gewesen, von der Cicero de orat. III. 53 spricht. Im Texte selbst ist nur noch δράμασιν zu interpungiren und nach ἐκεῖνος καὶ einzuschalten.

II. p. 471. Das XXIII. Fragm. der Δῆμοι des Eupolis lautet also:

ἀνὴρ πολίτης πουλύπους ἐς τοὺς τρόπους.

„In his pro πολίτης nomen requiro, quod melius conveniat cum sequente πουλύπους et astutiae notionem habeat. — Fortasse legendum σοφιστής.“ Näher läge παλευτής oder παλαιστής.

p. 581. Der Scholiast zu Aristoph. Wespen. V. 1348 hat uns folgendes, wiewohl sehr entstelltes Fragment aus dem Ἐφιάλτης des Phrynichus aufbewahrt:

ὄνομα δέ τῳ τοῦτ' ἦν ἔσωθεν γῆν τε μὴ
ἔστω φιάλτης ἀνδραγαθίας οὕνεκα
ἔτι ἐπιαλας χρηστὰ λε ἀπωλόμην.

Den letzten Vers stellt Hr. M. sehr glücklich her, so daß das Ganze nicht unwahrscheinlich also gelautet haben könnte:

ὄνομα δέ μοι τοῦτ' ἦν ἔσωθεν γῆς τε
καὶ
ἔξω 'φιάλτης ἀνδραγαθίας οὕνεκα
ὅτιὴ 'πιήλας χρηστὰ λέγων . . . . .
. . . . . ἀπωλόμην.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. July.

Nro. 148. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Kieler philologische Studien.

(Fortsetzung.)

Der Zusammenhang der Aischyleischen Trilogie wird übrigens als ein schon vorzugsweise innerer dargelegt, als der Zusammenhang Eines Gedankens, einer bestimmten Offenbarung der weltregierenden Gottheit. Dieser Zusammenhang wird auch für das Satyrdrama in Anspruch genommen, das wohl nirgends gefehlt habe, wenn gleich die Namen der meisten verloren seyen, so daß sich bey Aischylos nur äußerlich betrachtet Tetralogien, Trilogien, und einzelne Stücke ohne Zusammenhang derselben Geschichte unterscheiden ließen. Von Sophokles wird die Ansicht aufgestellt, daß er den äußern Zusammenhang in seinen Didaskalien zwar fast ganz aufgegeben, den innern aber festgehalten habe, wenn wir ihn auch an den vorhandenen Stücken nicht nachzuweisen im Stande seyen. Ueber das Verhältniß dieser beyden Tragiker zu einander liest man S. 63 f. folgendes:

„Während bey Sophokles das Drama eine vollkommene Peripherie ist, in der alle Momente des zusammenhängenden und sich weiter drängenden Verlaufes der unmittelbaren Anschauung klar vorliegen, besteht das Aischyleische Drama gleichsam nur aus einzelnen Punkten in dieser Peripherie, die den Blick zwingen, sich die centrale Kraft zu suchen und sich in diese zu versenken, um von ihr aus den nur angedeuteten Kreis ihrer Aeußerungen zu ergänzen. So *tiefsinnig* und gedankenmächtig Aischylos ist, seine *Kunst* ist nur erst die stylisirte Symbolik ihres *Inhalts*; Sophokles ist vollkommener Künstler.“

Der zweyte Theil der Abhandlung ist der Darlegung der politischen Verhältnisse gewidmet, unter denen die Phönissen des Phrynichos und die Perser des Aischylos aufgeführt wurden. Der allgemeinen Annahme zu Folge, daß in der von Plutarch im Leben des Themistokles (Kap. 5.) angeführten Choregie unter dem Archon Adeimantos (476 v. Chr.), wo Phrynichos als Tragödiendichter auftrat, eben die Phönissen dieses Dichters aufgeführt wurden, — wird erörtert, daß der Sieger von Salamis selbst die Tragödie von seinem Siege in seiner Choregie vorführte, zu einer Zeit, wo er, dessen That, wie die Tragödie zeigte, ganz Asien erschüttert und die Burg von Susa mit Trauer erfüllt hatte, schon so wenig feststand, daß er zu solchen Mitteln greifen mußte, um sein wankendes Ansehen zu erneuern; weßhalb wohl auch die Schlacht bey Plataiai, die Großthat des Aristides, außer dem Bereiche der Darstellung des Phrynichos lag. Außerdem dient noch die Abfassung der *Μιλήτου ἅλωσις* und der Erfolg derselben für den Dichter zur Bestätigung der Vermuthung, daß Phrynichos ganz zu derselben Partey im Staate, als Themistokles, gehörte; der Zweck der Persertetralogie des Aischylos dagegen, welche im Frühjahre 472, zu der Zeit aufgeführt wurde, wo der wegen seiner Verbindung mit Pausanias und dem Perserkönig zum Tode verurtheilte Themistokles zu dem letzteren geflohen war und nun mit demselben Griechenland mit Krieg zu überziehen drohte, der war, „die Menge durch die Erinnerung an die schnelle und völlige Bewältigung der Perser im letzten Kriege zu ermuthigen, und darzustellen, daß nicht die Zufälligkeit eines einmaligen Sieges (unter Themistokles) Hellas gerettet habe, sondern daß eine höhere Sicherung für das freye Hellenenvolk da sey, daß die ewigen Bestimmungen des Verhängnisses, die großen und allgemeinen Gesetze der Geschichte den

Barbaren die Herrschaft dießseits der Meere versagen."

Schon aus dieser kurzen Skizze ist ersichtlich, wie tief und ganz im Geiste ihrer Zeit Hr. Droysen das Wesen der griechischen Tragödie erfaßt hat. Die einzelnen Untersuchungen, namentlich in ihrem Verhältnisse zu Schöll's „Beyträgen zur Kenntniß der tragischen Poesie der Griechen weiter zu verfolgen, ist hier nicht der Ort; es gereicht dem Ref. aber um so mehr zur Freude, erklären zu können, daß er keinen einzigen bedeutenderen Punkt gefunden hat, in welchem er nicht der Ansicht des Herrn Verf. beytreten zu können glaubte, da er kürzlich in diesen Blättern über eine andere Arbeit dieses eben so scharfsinnigen als gelehrten Mannes kein ganz günstiges Urtheil aussprechen konnte.

In der dritten Abhandlung haben die Gemälde des Polygnotos in der Lesche zu Delphi, welche seit der Erläuterung derselben durch den Grafen Caylus von den Archäologen vielfach in Betrachtung gezogen, und, wahrscheinlich auf Göthe's Veranlassung, von den Gebrüdern Riepenhausen versuchsweise nachgebildet wurden, an Hrn. Dr. Otto Jahn einen neuen Erklärer gefunden, der es sich mit vollem Rechte zum Gesetz gemacht hat, sich in allem genau an Pausanias, den ursprünglichen Beschreiber derselben, anzuschließen, von welchem die früheren Bearbeiter alle mehr oder weniger abgewichen sind, indem sie die Angaben desselben für unzuverlässig und verworren hielten.

Bekanntlich sind beyde dem troischen Sagenkreise entnommen; das Gemälde auf der rechten Seite stellt die Abfahrt der Griechen von Troja, das auf der linken den Odysseus vor, wie er im Hades den Teiresias befragen will und ihn die zahlreichen Schatten, mit welchen die Sage das Schattenreich bevölkert hatte, umgaben. Ueber die einzelnen dabey vorkommenden Figuren kann kein Zweifel entstehen, da Pausanias überall die Namen gibt, wie er sie beygeschrieben fand, wohl aber über die Anordnung der einzelnen Gruppen, indem die hierauf bezüglichen Ausdrücke des Pausanias oft allzu unbestimmt sind und deßhalb verschiedene Deutungen zulassen. Welcker hat früher die Ansicht aufgestellt, es liege der gesammten Composition die Siebenzahl zu Grunde, auf welche in neuester Zeit König einging in der Schrift de Pausaniae fide et auctoritate, während Herr Jahn dieses Princip nicht anerkennt. Er glaubt vielmehr, es habe in dem Gemälde der rechten Seite eine eigenthümliche Anordnung statt gefunden, welche als die Hauptursache zu betrachten sey, weßhalb neuere Erklärer die Beschreibung des Pausanias so verworren finden wollten, daß man sich derselben nicht anschließen könnte. Diese eigenthümliche Anordnung bestand nach seiner Ansicht darin, daß das Gemälde zwey Abtheilungen hatte, deren Scheidepunkt die Mitte des Gemäldes bildete, von welcher aus die eine sich gegen das Ende zu senkte, die andere aber in derselben Linie fortlief. Dabey glaubt er übrigens in den Gruppen der einzelnen Abtheilungen einen strengen Parallelismus zu erkennen, an dessen Stelle in dem Gemälde auf der linken Seite die Zusammenordnung des Einzelnen nach der äußeren Symmetrie, wie nach der innern Bedeutsamkeit, trat. Außerdem findet er in den beyden Hauptgemälden noch in so ferne ein verschiedenes Princip der Anordnung, als in dem rechten alle Figuren auf drey durchgehenden Linien vertheilt, in dem linken aber mehrere Linien über einander geordnet waren, deren keine die ganze Länge des Bildes einnahm, indem immer die eine durch die andere fortgesetzt war, so daß sich keineswegs ein Kreis zusammengehöriger Figuren auf einer und derselben Linie abschloß. Die beyden Gemälde waren demnach nicht auf eine solche Einheit berechnet, daß sich die Strahlen von allen Seiten her in einem Mittelpunkt vereinigten; es war vielmehr nur eine Reihe von Scenen, deren jede in sich abgerundet und mit der andern auf mannigfaltige Weise in Verbindung gesetzt war. Weiterhin verbreitet sich der Verfasser noch über die künstlerischen Motive, welche in den einzelnen Gruppen hervortraten. Dabey kommt er auch auf die symbolischen Andeutungen zu sprechen, welche in einzelnen Fällen der eigentlichen Darstellung zur Seite gehen, und sagt darüber, (S 125) „Begreiflicher Weise mußte dieses Verfahren besonders in dem Bilde, das die Unterwelt darstellte, zur Anwendung kommen, da hier die schärfste Bezeichnung so vieler nur durch ein lockeres Band verbundener Figuren unumgänglich nothwendig war.

Dahin gehört denn, daß Kalliſto auf einem Bärenfell ſitzt, Aktaion auf einem Hirſchfell, und in etwas veränderter Bedeutung Eurynomos auf dem Balg eines Geyers.“ Es fragt ſich hier, worauf die Worte: „in etwas veränderter Bedeutung“ zu beziehen ſeyen? Sieht man ſich nach dem um, was an andern Orten über dieſe Darſtellungen geſagt iſt, ſo findet man (S. 116), der Maler habe die Kalliſto ſo dargeſtellt, um ihre Verwandlung anzudeuten; den Aktaion aber (S. 111), um ſowohl auf ſeine Lebensweiſe als auf ſeinen unglücklichen Tod hinzudeuten; endlich (S. 106.) der Balg des Geyers bezöge ſich nach dem Berichte der Delphiſchen Exegeten darauf, daß Eurynomos, der Dämon der Verweſung, die Leichen bis auf die Knochen abnage. Die veränderte Bedeutung ſoll demnach wohl darin liegen, daß hier nur die Eigenſchaft des Dämon angedeutet wird, während in den beyden andern Fällen wirkliche Verwandlungen bezeichnet werden ſollten. Vergleicht man aber die Angabe des Pauſanias (X. 29. §. 2.), daß Tityos nicht mehr von den Geyern geplagt, aber von der beſtändigen Qual ganz aufgerieben (ἐς ἅπαν ἐξανηλωμένος, was Hr. J. S. 118 „zuſammengeſchrumpft“ überſetzt, und als einen Gegenſatz zu der ungeheuern Größe betrachtet, die der Dichter ihm beylegt,) dargeſtellt war, ſo ſcheint es faſt, als habe der Künſtler auch hier an eine Verwandlung gedacht, daß nämlich Eurynomos früher in Geſtalt eines Geyers den Tityos gequält habe.

Hieher gehört auch das Pferd bey Neſtor auf dem andern Bilde, von welchem Pauſanias (c. 25. zu Ende) ſagt: καὶ ἵππος κονίεσθαι μέλλοντος παρέχεται σχῆμα, und Hr. Jahn (S. 89): „Neben ihm war ein Pferd, das ſich im Staube wälzen wollte, wovon die Bedeutung nicht leicht einzuſehen iſt. Daß Neſtor es am Zügel gehalten habe, davon ſagt Pauſanias nichts, es iſt alſo wohl ſchwerlich anzunehmen. Böttiger meynt, das kräftige Alter des Neſtor ſolle dadurch angedeutet werden; was er aber zur Begründung anführt, daß häufig Heroen mit einem Pferde am Zügel dargeſtellt ſeyen, gehört ſicherlich nicht dahin. Ob es ſich auf die nach dem langen Zwange der Belagerung wieder gewonnene Freyheit bezog? Vielleicht war auch nicht ohne Abſicht das hölzerne Pferd, das mit ſeinem Kopfe über die Mauer hervorragte, oberhalb desſelben dargeſtellt.“ — Was ein Pferd, das ſich im Staube wälzen will, bedeuten ſoll, möchte allerdings eben ſo ſchwer anzugeben ſeyn, als, wie es der Maler dargeſtellt habe. Wiedaſch (in den Anmerkungen zu ſeiner Ueberſetzung Thl. IV. S. 534) meynt, ſich bäumend; allein dieſes iſt vom Wälzen im Staube doch etwas allzuweit entfernt; eher möchte ſich annehmen laſſen, es habe mit dem Hufe geſcharrt, denn dieß pflegen die Pferde, ehe ſie ſich niederlegen, um ſich zu wälzen, allerdings wohl zu thun. War dieſes der Fall, ſo liegt auch die Erklärung nicht ferne. Bekanntlich iſt nämlich das Scharren der Pferde auch oft ein Zeichen ihrer Ungeduld; der Maler konnte alſo damit andeuten, daß die Griechen mit Ungeduld auf die Abreiſe harrten. Doch es fragt ſich, ob nicht κονίεσθαι hier etwas anderes bedeutet? Ziehen wir den Theſaurus von Stephanus zu Rathe, ſo finden wir nach den Worten: Metaphorice accipitur pro ἀγωνίζομαι, das Beyſpiel: Philo V. M. 3 loquens de auxilio divino πεπείρασθε αὐτῆς ἤδη πολλάκις ἀμυνομένης ἀφανῶς, μέλλουσαν κονιεῖσθαι βλέπω, βρόχους τοῖς αὐχεσιν περιβάλλουσαν κατὰ τῶν ἀντιπάλων. Dieſes leitet auf eine andere Spur. Ehe wir dieſe weiter verfolgen, müſſen wir aber in Betracht ziehen, ob dieſes Pferd ſelbſtſtändig für ſich dargeſtellt war, wie Hr. Jahn annimmt, oder ob es nach Böttiger's Anſicht zu Neſtor gehörte. Denken wir an das ſtändige Beywort des Neſtor, ἱππότα bey Homer, ſo muß uns das Letztere an ſich ſchon annehmbarer erſcheinen. Daß Pauſanias nichts davon ſagt, daß es Neſtor am Zügel gehalten habe, iſt allerdings richtig; allein die Worte καὶ ἵππος κονίεσθαι μέλλοντος παρέχεται σχῆμα ſind doch allzu unſelbſtſtändig hingeſtellt, um als Bezeichnung einer für ſich beſtehenden Figur gelten zu können, welche Pauſanias nach ſeiner Weiſe mit γέγραπται δὲ καὶ ἵππος oder etwas Aehnlichem eingeführt haben würde. Bringen wir aber das Pferd mit Neſtor in Verbindung, ſo fragt es ſich weiter, ob die Worte κονίεσθαι μέλλοντος auf das Pferd, oder etwa auf Neſtor ſelbſt zu beziehen ſind? Nimmt man das Letztere an, ſo wäre nach dem Obigen der Sinn: „und ein Pferd gibt (ihm) das Anſehen eines Kampf-

lustigen;“ läßt man aber das Erstere gelten, was dem Sprachgebrauche des Pausanias angemessener seyn möchte, so ergiebt sich ein ähnlicher Sinn, indem das kampflustige Pferd, das man sich bey dieser Erklärungsweise wohl nach Wiedasch's Erklärung als sich bäumend denken könnte, neben ihm (ὁ ἵππος ὁ παρὰ τῷ Νέστορι c. 26. §. 1) gerade so als ein Zeichen der noch nicht erloschenen Kampflust für ihn gelten konnte, als der Aithiopische Sclave bey Memnon, (vrgl. c. 31. §. 2. παρὰ δὲ τῷ Μέμνονι καὶ παῖς Αἰθίοψ πεποίηται γυμνὸς, ὅτι ὁ Μέμνων βασιλεὺς ἦν τοῦ Αἰθιόπων γένους) zum Zeichen seiner Abkunft diente, da Polygnotos, wie Hr. Jahn richtig bemerkt, Memnon, den vor allen Helden Schönheit auszeichnete, nicht dunkelfarbig, wie es die spätere Kunst that, darstellen, und doch der allgemeinen Vorstellung, welche sich die Aithiopen schwarz dachte, Genüge thun wollte. Ein solches Attribut außer seiner Person mochte aber für Nestor um so nöthiger erscheinen, da er schon ganz im Reisegewand dargestellt war, während Odysseus (vrgl. S. 91) eben um den zum Theil noch fortdauernden Kampf zu bezeichnen, gegen die gewohnte Darstellungsweise, mit einem Harnisch angethan war.

Wir haben uns hierbey etwas länger aufgehalten, um einen Punkt, der allen bisherigen Erklärern dieses Bildes viel zu schaffen machte, möglichst allseitig zu erörtern; wir kehren nun zum Hauptinhalt unserer Abhandlung zurück, von deren letztem Theile wir noch zu sagen haben, daß hier der Charakter der Malerey des Polygnotos als ein epischer bezeichnet, und bemerkt wird, daß er im Gegensatze zu den spätern Zeiten, in welchen die Tragödie einen überwiegenden Einfluß auf die bildende Kunst ausübte, sich auch rücksichtlich des Stoffes vorzugsweise an die Ueberlieferung des älteren Epos gehalten, daß aber die Malerey der Griechen überhaupt zu jener Zeit sich zu einer Höhe erhoben habe, die sie später nie wieder erreichte, indem ihr hier die Ausschmückung der Heiligthümer und öffentlichen Gebäude, die Darstellung der Götter und Heroenmythen, die Verherrlichung vaterländischer Großthaten in weitestem Umfang und großartigem Zusammenhang zufiel, während sie bald darauf die frisch aufblühende Sculptur verdrängte, und als sie späterhin wieder berufen wurde, in weiterem Umfange Gebäude zu zieren, sie der Prachtliebe vornehmer Römer durch bunten Farbenglanz schmeicheln und ihrer Eitelkeit durch kostbaren Schmuck fröhnen mußte, wodurch sie zum Handwerk herabsank.

Der hier gemachte Versuch, diese Gemälde ganz nach dem einzigen Berichte, welchen wir aus dem Alterthume darüber haben, in ihrer kunstreichen Composition darzulegen, kann als wohl gelungen bezeichnet werden. Nirgends ist eine wesentliche Abweichung von den Worten des Exegeten zu finden; demungeachtet fügt sich Alles ohne sichtbaren Zwang; es ist daher wohl anzunehmen, daß diese Erklärung unter den bis jetzt vorhandenen der Wahrheit am nächsten kommt, wenn sich gleich nicht behaupten läßt, daß Polygnotos sein Gemälde im Ganzen, wie im Einzelnen, gerade so, wie es hier dargestellt wird, angeordnet habe. Die beygefügten Bemerkungen sind eine schätzenswerthe Zugabe, die allein schon dem Verfasser ein ehrenvolles Zeugniß für seine Einsicht in den Charakter und die Geschichte der alten Kunst ausstellt.

Auf einer außerdem beygegebenen Tafel sind die Schemata der beyden Gemälde, doch nicht mit Figuren, sondern nur mit Angabe der Namen, verzeichnet, indem Hr. Jahn im Eingang mit Recht bemerkt, daß es dem Archäologen nicht darum zu thun seyn kann, ein solches Gemälde ganz eigentlich zu reproduciren, sondern nur die Anordnung desselben, die Beziehung der einzelnen Gruppen für sich, und ihre Bedeutung für sich und für das Ganze zu erkennen.

Die Einleitungsworte zu dem Beytrage zu genaueren Zeitbestimmungen der hellenischen Geschichten von der 63. bis zur 72. Olympiade von Prof. J. M. Schultz lassen uns einen düstern Blick in die Verhältnisse und die Gemüthsstimmung des Verfassers thun. Wie er berichtet, hatte er früher den Plan gefaßt, einen Apparatus annalium Graecorum, von dem er 1827 ein Specimen erscheinen ließ, herauszugeben, sah sich aber im Jahre 1827 gezwungen, seinen Plan aufzugeben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. July.

Nro. 149. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Kieler philologische Studien.

(Fortsetzung.)

Darauf gab er, nach langen Körper- und Seelenleiden 1837 ein zweytes Specimen als Doctordisputation heraus, ohne es in den Buchhandel zu geben, da sein bis zur 82. Olympiade fortgeführter Apparatus nach seinem Tode mit einer einfachen Erzählung der Hergänge, wodurch die Arbeit abgebrochen worden, erscheinen sollte. Durch eine günstige Beurtheilung seines zweyten Specimen von Hrn. Director Wömel in Frankfurt sah er sich aber veranlaßt, wieder einen Beytrag zu den Zeitbestimmungen von 10 Olympiaden zu geben.

Die Einrichtung dieser Mittheilungen ist die, daß Jahr für Jahr die Notizen kurz zusammengestellt werden, wo es für nöthig erachtet wird, mit Beyfügung der Beweisstellen oder auch ausführlicher Erörterungen. Am genauesten sind die den Perserkriegen vorhergehenden Ereignisse behandelt, und namentlich ist durch eine sehr gründliche Untersuchung die Einäscherung von Sardes auf das Jahr 502, und die Einnahme von Milet auf 496 vor Chr. Geb. festgesetzt, während Clinton und Dodwell annehmen, letztere habe nicht vor dem Jahre 494 Statt finden können; indem sie in der Erzählung des Herodot (VI. 31 und 46.) δευτέρῳ ἔτει für das nächstfolgende Jahr nehmen, während Hr. Schultz es für das zweyte Jahr nimmt, was mit den Resultaten seiner übrigen Untersuchung zusammentrifft, welche er zwar selbst nicht für ganz sicher ausgiebt; doch sind sie durch solche Schlüsse herbeygeführt, welche denselben eine große Wahrscheinlichkeit verleihen, und sie einer genauen Prüfung von Seite der Historiker würdig machen. Eine genauere Angabe des Inhalts ist hier nicht wohl möglich; wir müssen daher auf das Buch selbst verweisen, indem wir nur noch bemerken, daß Hr. Schultz mit Hrn. Droysen in der Annahme übereinstimmt, daß die *Μιλήτου ἅλωσις* des Phrynichos im Jahre 493 vor Chr., als Themistokles Archon war, aufgeführt, und dem Dichter von der jenem Feldherrn feindlichen Partey die Geldbuße wegen dieser Tragödie auferlegt wurde.

Bey der Abhandlung über das altrömische paricidium geht Hr. Dr. Osenbrüggen von der unbestreitbar richtigen Ansicht aus, daß die Etymologien juristischer Worte, die von den Alten versucht worden sind, von sprachlicher Seite selten Lob verdienen, weil ihnen keine gründlichen Sprachkenntnisse zur Seite standen, daß sie aber dem ungeachtet einen hohen Werth für uns haben, weil sie sich ganz eng an die geltende Bedeutung des Wortes anschließen, und also in sachlicher Hinsicht uns oft als Leitstern dienen können, während die Etymologien der Philologen neuerer Zeit zwar sprachlich besser gerüstet erscheinen, aber häufig nicht durch die gehörige Kenntniß der Sache unterstützt sind. Sein Streben ist darauf gerichtet, die Vorzüge beyder Verfahrungsweisen zu vereinigen und ihre Mängel ferne zu halten; er spricht sich übrigens über seine Leistungen mit großer Bescheidenheit aus, und nennt den sprachlichen Theil seiner Abhandlung, der hier vorzugsweise berücksichtigt werden soll, nur „einen Versuch, auf dem schlüpfrigen Boden der Etymologie, auf welchem nur die fest zu stehen glauben, die keine Ahndung der Schwierigkeit und

ihrer eigenen Ungereimtheit haben," den er so betrachtet wissen möchte, „daß er als Stütze der sachlichen Untersuchung dienend, wieder in dieser seine Stütze findet."

Zunächst wird die Stelle Priscian's (de arte gramm. I. 6. 33. p. 553. ed. Putsch.), wo er die Ableitungen des Wortes paricida von par, pater und parens mit Hinneigung zu der ersten anführt, durchgegangen und nachgewiesen, wie bey der Ableitung von par zur Erklärung eines echt römischen Rechtsbegriffes ganz unrömische Vorstellungen verwendet werden, bey den beyden andern auf die geschichtliche Entwicklung des Begriffes zu wenig Rücksicht genommen wird, und sich auch in sprachlicher Hinsicht nicht geringe Bedenken ergeben. Die Annahme W. E. Webers, daß in der ersten Hälfte des Wortes ein Verbum patrare oder parare zu suchen sey, wird mit Recht von sachlicher, wie von sprachlicher Seite sehr schwach genannt. Der Ansicht Döderlein's, daß es einen argen Mörder bedeute und mit πίρσαι zusammen hänge, wird in so ferne die Anerkennung des Hrn. Osenbrüggen zu Theil, als dieser die richtige Auffassung des Rechtsbegriffes hier zu finden glaubt; dagegen erklärt er sich in Betreff der Ableitung für ungläubig.

Nachdem alle diese Etymologien als ungenügend erwiesen sind, wird der ursprüngliche Begriff des Wortes paricida bey den Römern aufgesucht, wobey die bey Festus unter den Worten Parrici quaestores angeführte Stelle aus einem Gesetze des Numa: Si qui hominem liberum dolo sciens morti duit, paricida esto, mit dem von Servius Ueberlieferten zusammen gestellt, und (S. 239) übersetzt wird: „Wenn jemand einen freyen Mann wissentlich arglistig getödtet hat, der ist ein Paricida," nachdem jedoch im Vorausgehenden gezeigt worden ist, daß der Freye hier nicht nur dem Sklaven, sondern auch jedem in der Gewalt des Familienvaters Stehenden entgegen gesetzt ist. Die Ausdehnung des Begriffes paricida auf andere Handlungen als Tödtung wird dadurch fern gehalten, daß angenommen wird, wo etwas der Art vorkäme, würde nur ausgesagt, daß ein solches Verbrechen eben so zu bestrafen sey, als ein vorsätzlicher Mord.

Nach dieser Entwickelung des Begriffes kommt der Verf. auf die Döderlein'sche Uebersetzung arger Mörder zurück, und legt sie seiner etymologischen Entwicklung zu Grunde, bey welcher er in dem Präfixum pari das griechische παρὰ erkennt, in der Bedeutung, wie es in παραπρεσβεύω, in παραβαίνω u. dgl. steht, wo es bedeutet, daß die Handlung, welche durch den Haupttheil des Verbs oder Substantivs ausgedrückt ist, auf eine verkehrte Weise geschieht. Dieses παρὰ findet er auch in periurus, perfidus, perfuga, perduellis. Sehen wir vorerst nur auf die Bedeutung, so ist nichts dagegen einzuwenden; wohl aber gegen die Art und Weise, wie perfuga und perduellis erklärt werden. Von jenem heißt es: „Perfuga ist nicht gleich transfuga, sondern der, welcher in verrätherischer, böslicher Absicht flieht", und weiter unten: „in perfuga ist der Fall der Flucht ausgedrückt, in welchem sie das schlimmste Verbrechen ist." Von diesem: „Perduellis ist nicht der duellis = hostis, sondern der arge, schlimme Feind." Beyde Erklärungen können für richtig anerkannt werden, aber nur in secundärer Weise. Der Begriff von παρὰ „auf eine verkehrte Weise," ist nämlich doch nicht identisch mit dem Begriffe des Argen, Schlimmen, leitet aber wohl auf denselben hin. Demnach müßte perfuga eigentlich erklärt werden, der in verkehrter Weise flieht, d. h. dahin, wohin er nicht soll, in das feindliche Lager, und gleichsam an dem unrechten Orte Schutz sucht, während transfuga der ist, welcher von einer Reihe zur andern hinüberläuft, ohne daß die Absicht des Dortbleibens darin liegt. Eben so ist perduellis nicht sofort der schlimme Feind, sondern der, welcher in verkehrter Weise Feind ist, d. h. der Feind seiner Angehörigen. Wollen wir also paricida von παρὰ ableiten, so dürfen wir nicht ohne Weiteres sagen, es bedeute den argen Mörder, sondern es bedeute denjenigen, der einen Mord auf eine verkehrte Weise begeht, d. h. an einem den zu tödten er nicht das Recht hat, und auf eine unrechtliche Weise. Dieses würde freylich mehr für als gegen diese Ableitung sprechen; denn hiemit ist der von Hrn. Osenbrüggen für paricida festgestellte Begriff nur noch genauer wiedergegeben. Um so mehr bedauert Ref., daß die Annahme, παρὰ sey in pari übergegangen, so wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat. Man vergleiche nur die Beyspiele, welche S. 225 von Zusammen-

setzungen auf a gegeben werden, mit den Worten: „der erste Theil des Wortes ist entweder eine Partikel, collega, conviva, perfuga, oder ein Substantiv agricola," wo das i nur bey dem Substantiv eintritt, die Partikel aber unmittelbar oder, wo es nöthig ist, assimilirt an den andern Stamm angesetzt wird. Sollte sich eine ausreichende Analogie für eine Zusammensetzung, wie sie hier angenommen wird, auffinden lassen, so würde Ref. nicht den geringsten Anstand nehmen, diese Ableitung für richtig anzuerkennen, bis dahin glaubt er aber auf seinem Zweifel beharren zu müssen.

Im Folgenden wird die geschichtliche Fortbildung des Begriffs mit größter Genauigkeit dargelegt, und gezeigt, wie das Wort paricida nach und nach eine speciellere Bedeutung erhielt, so daß diese Abhandlung für den Sprachforscher wie für den Rechtsgelehrten wichtig und lehrreich ist, wenn er sich auch mit dem Resultate derselben nicht ganz befreunden kann. Wenn zum Schlusse Hr. Osenbrüggen noch den Wunsch ausspricht, daß die Philologen ihre Studien auf das Römische Criminalrecht wenden und in Gemeinschaft mit den Juristen diese so sehr im Argen liegende Disciplin weiter zu führen suchen möchten, ohne welche sich selbst in der Interpretation des Cicero nicht zum gewünschten Ziele kommen ließe; so kann man ihn nur im Interesse der Wissenschaft wiederholen und die Erfüllung desselben allen dazu Befähigten ernstlichst an das Herz legen.

Die Topographie von Athen von P. W. Forchhammer beginnt mit der Erklärung, daß alle neueren Bearbeiter dieses Gegenstandes durchaus im Irrthum befangen seyen. Herr Forchhammer weicht nämlich dadurch bedeutend von diesen ab, daß er einigen Ruinen einen andern Ursprung beylegt, daß er einen andern Anfangspunkt der Wanderungen des Pausanias durch Athen annimmt, und diesem gemeinsamen Führer, ähnlich wie wir es oben bey Herrn Jahn gesehen haben, strenger folgt, als es bisher geschah.

Er nimmt an, er habe die Stadt durch ein Thor betreten, welches zwischen dem Pnyxberg und dem Museion gelegen habe, aber nicht an der Stelle, wo gewöhnlich das Peiraiische Thor gesucht wird, sondern bedeutend weiter nach Westen, indem er, namentlich in dieser Gegend, der Stadtmauer eine ganz andere Richtung gibt, als alle bisherigen Topographen Athens. Diese betrachten die Grundmauern einer Stadtbefestigung, welche sich vom Museion über den Pnyxberg, den Nymphenhügel und die angränzenden Höhen ziehen, als Reste der alten Stadtmauer des Themistokles, Hr. Forchhamer sucht aber zu beweisen, daß diese Mauerreste aus späterer Zeit (nach dem Ende der Abhandlung aus der Zeit des Valerian, als die Athener sich gegen einen Einfall der Gallier schützen wollten) herstammen, zu Themistokles Zeit aber die Stadt sich bedeutend weiter nach Westen hin ausdehnte. Seine Beweisgründe nimmt er erstens von dem Material dieser Mauerreste her, welche aus regelmäßig zugehauenen gleichartigen Steinen bestänben, während Thukydides (I. 90. 93) berichte, die Grundmauern seyen aus allerley Steinen gelegt, vielfältig aus nicht zusammengefügten (so übersetzt Hr. F. das Wort Ξυνειργασμένων, welches vielmehr überein gearbeitet bedeuten möchte,) sondern wie jeder sie gerade herbeytrug; zweytens von der Ausdehnung der Ringmauer, zwischen der Phalerischen und der nördlichen Peiraiischen Mauer, welche der Scholiast zu Thukydides (II, 13.) auf 17 Stadien berechnet, eine Entfernung, die unmöglich herauskommen kann, wenn man nicht eine Ausbeuguug der Mauer annimmt: drittens von den Nachrichten der Alten, aus welchen sich nach seiner Ansicht schließen läßt, daß die Plätze, welche außerhalb jener Mauerreste liegen, innerhalb der alten Ringmauer lagen. Wie nach Westen, so nimmt er auch nach der Süd- und Südost-Seite eine größere Ausdehnung der alten Ringmauer an, indem er sie nicht nach der gewöhnlichen Ansicht am Ilissus hinlaufen, sondern die jenseits gelegenen Anhöhen mit einschließen läßt, weil nur so mehrere Tempel und das Stadion innerhalb der Stadtmauer liegen konnten, was er für wahrscheinlich hält, da von den Tempeln nicht erwähnt ist, daß sie außerhalb der Stadt lagen, und die Stadien sich auch in andern Städten innerhalb der Ringmauer befanden. Nach Nordosten dagegen, wo Leake der Stadtmauer eine weitere Ausdehnung gab, um das für den ganzen Umfang der Stadt angegebene Maß heraus zu bekommen, ohne irgend bedeutende Puncte

daſelbſt angeben zu können, rückt Hr. F. dieſelbe weiter herein. Die Beweiſe für dieſe Annahme einzeln durchzugehen, würde uns zu weit führen; einzelne ließen ſich wohl entkräften, ſo namentlich der von den Nachrichten der Alten hergenommene, nach welchen die außer der Stadtmauer liegenden Plätze innerhalb der alten Ringmauer lagen; im Ganzen aber hat die Art und Weiſe, wie hier der Umfang der Stadt beſchrieben iſt, ſehr viel Wahrſcheinlichkeit. Genaue Unterſuchungen an Ort und Stelle können aber allein mit der Zeit die gewünſchte Gewißheit herbeyführen.

Lag nach der obigen Annahme das Peiraiiſche Thor weiter, als man gewöhnlich annimmt, gegen Weſten, ſo mußte Pauſanias, nachdem er zu demſelben hereingegangen war, erſt durch eine Straße gehen, bevor er auf den Kerameikos kam, was mit den Worten (I. 2, §. 4.) στοαὶ δέ εἰσιν ἀπὸ τῶν πυλῶν ἐς τὸν Κεραμεικόν allerdings in Einklang ſteht. Bey der Beſchreibung der Heiligthümer am Kerameikos ging Pauſanias, nach der Anſicht des Hrn. Forchhammer, erſt ſüdöſtlich, dann bog er links nach der Seite der Agora hinüber, welche durch die Akropolis begränzt war, um zu dem Metroon zu gelangen, welches demnach von dem Tempel des Apollo Patroos ziemlich weit entfernt gedacht werden muß, während Pauſanias (I. 3. §. 4) die Beſchreibung beyder ohne Weiteres durch die Worte ᾠκοδόμηται δὲ καὶ verbindet, was eine größere Entfernung, die eine Abbeugung von dem eingeſchlagenen Wege nöthig gemacht hätte, nicht wahrſcheinlich macht. Uebrigens dürfen wir in Fällen, wie der vorliegende, wohl nicht immer annehmen, daß Panſanias die Monumente gerade ſo beſchrieb, wie er von dem einen zu dem andern gieng, es ſcheint vielmehr an manchen Stellen, als habe er die Gebäude, welche er von einem einmal gefaßten Standpuncte aus ſah, in ſeiner Beſchreibung zuſammen gefaßt, wenn er auch, um das Einzelne ſehen zu können, was er in ſeiner Beſchreibung mit angiebt, erſt noch beſonders zu dieſem und jenem hingehen mußte. Wenn er dieß that, ſo konnte er wohl auch (vrgl. S. 3, 24.) zwey Gebäude mit ὑπὲρ τοῦτο an einander anreihen, wenn ſie nicht an demſelben Hügel lagen, ſo fern er nur eines über das andere hervorragen ſah.

Eine der bedeutendſten Abweichungen des Hrn. Forchhammer von ſeinen Vorgängern beſteht darin, daß er nur Eine Agora gelten läßt, welche er als eine Erweiterung der Kerameikosſtraße betrachtet, während Meurſius, dem die Spätern folgten, aus den von Harpokration angeführten Worten des Apollodoros (περὶ θεῶν): περὶ τὴν ἀρχαίαν ἀγοράν, folgerte, es habe einen alten und einen neuen Markt gegeben. Die Stelle des letzteren (vrgl. S. 326 ff.) glaubte man mit Benützung der Worte des Pauſanias (I. 15, §. 1.) Ἰοῦσι δὲ πρὸς τὴν στοὰν . . . ἔστιν Ἑρμῆς χαλκοῦς καλούμενος Ἀγοραῖος, καὶ πύλη πλησίον· ἔπεστι δε οἱ τροπαῖον, aufzufinden, indem man das hier erwähnte Thor für das Thor des neuen Marktes hielt, und dieſes in einer Ruine mit einigen Säulen wieder erkennen wollte, von welcher Hr. F. nachweiſt, daß ſie nach einer auf derſelben entdeckten Inſchrift einem von den Schenkungen des Cäſar und Auguſtus der Athene Archegetis geweihten Tempel angehörten, während er die von Pauſanias erwähnte πύλη als eine Siegespforte betrachtet, die nach anderen Stellen keineswegs ein Thor zum Markte ſeyn konnte. Hierin glaubt Ref. vollkommen beyſtimmen zu können; mißlich iſt es dagegen, wenn S. 312 von der Agora bis zum Odeion eine lange Straße, auf welcher bloß Privathäuſer ſtanden, angenommen wird; doch läßt ſich nach den Angaben des Pauſanias allerdings ſchwer ein anderer Ausweg finden. Auch möchte es nicht gerade als „das Natürlichere“ gelten können, wenn (S. 324) der Hephaiſtostempel ſammt dem Tempel der Aphrodite Urania auf das Muſeion verlegt wird; denn einmal iſt er auf der Pnyx näher an dem Euryſakeion, mit dem er bey Harpokration zuſammen geſtellt erſcheint, ferner ergiebt ſich für die Wanderung des Pauſanias ſo die natürlichere Ordnung, daß er bey dem Eintreten in die Stadt das beſchrieb, was ihm zur Rechten lag; das, was er zur Linken hatte, erſt ſpäter, als er auf den Markt zurück kam, berückſichtigte; und endlich war es ja nach dem eben Bemerkten, auch möglich, daß dieſe Tempel vom Standpuncte des Pauſanias aus oberhalb der königlichen Halle zu ſehen waren, wenn ſie auch auf dem andern Hügel lagen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. July.

Nro. 150. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

De Eupolidis Maricante sive de Aristophane accusatore et Eupolide plagii reo. Scripsit Ernestus Aug. Struve. Flensburgensis. Kiliae. Prostat in libraria Schwersiana. 1841.

Daß zwischen den Dichtern der älteren Komödie nicht nur der rühmlichste Wettstreit in Erwerbung des Preises stattgefunden, sondern auch glühende Eifersucht und die schärfste, ja die bitterste Kritik in den gegenseitigen Leistungen der Poesie, weiß Jeder, der nur einige Blicke auf das athenische Volk und dessen scenische Belustigungen geworfen hat. Daher darf es nicht befremden, wenn nicht bloß in einzelnen Stellen der Komiker der oder jener Dichter mitgenommen oder dem Gelächter des Publikums preis gegeben wird, sondern daß sogar einem ganzen Stücke eine solche Idee zu Grunde liegt, welche die Würdigung und Stellung gewisser dichterischen Entwicklungen begreift, wie wir in den Fröschen des Aristophanes ein herrliches Beyspiel vor uns haben. Daß nun bey dieser der attischen Komödie eigenthümlichen Richtung nicht immer ganz wahr und glimpflich verfahren ward, daß besonders bey wechselseitigem Eifer oder auch bitterem Groll jede Blöße des Gegners gesucht, jede Waffe benützt wurde, hat einerseits seinen Grund in der Natur des Menschen selbst, andrerseits in den besondern Verhältnissen, in denen die Blüthen der attischen Komödie sich entfalteten. So finden wir bey Aristophanes unter andern in der Parabase der Wolken V. 553 u. d. flg. den Eupolis heftig angegriffen, als habe er sein Stück *Μαρικᾶς* aus den Rittern des ersteren zusammen gesetzt; denn darauf machten jene Dichter vorzugsweise Jagd, ob nicht einer den andern compilirt oder aus einer alten früheren Komödie eine neue ans Tageslicht gefördert habe, freylich mit umgetauftem Titel. In jener Stelle heißt es nun also:

Εὔπολις μὲν τὸν Μαρικᾶν πρώτιστον παρείλκυσεν
ἐκστρέψας τοὺς ἡμετέρους Ἱππέας κακὸς κακῶς,
προσθεὶς αὐτῷ γραῦν μεθύσην τοῦ κόρδακος οὕνεχ', ἣν
Φρύνιχος πάλαι πεποίηχ', ἣν τὸ κῆτος ἤσθιεν.

Diese Beschuldigung des Eupolis sucht nun Hr. Struve in der oben genannten kleinen Schrift, den primitiis seiner Studien, zu entfernen; er geht dabey mit vieler Vorsicht zu Werke und zeigt überhaupt in der ganzen Untersuchung ein gesundes Urtheil und richtigen Tact. Zuerst von S. 3 — 8 bestreitet Hr. Str. die Ansichten Bergks, welcher in seinen Comment. de reliq. comoed. Attic. antiq. p. 353 — 357 in drey Bruchstücken des Eupolideischen Marikas eine Aehnlichkeit mit Aristophaneischen Stellen zu finden glaubt; aus der Angabe nämlich des Quintilian I, X, 18: „Eupolis, apud quem Prodamus et musicen et literas docet, et Maricas, qui est Hyperbolus, nihil se ex musicis scire nisi literas confitetur" — schließt Bergk auf Nachahmung der Verse 188 flg. bey Aristoph. Equitt.; das unsichere Fragment (bey Meineke Fragm. Com. II, I, 550) bringt derselbe in Verbindung mit Equitt. 1248; das 4. Fragment (Meineke p.

500) soll mit Equitt. 1396 harmoniren. Diese beyden letzten Conjecturen wenigstens sind sehr zweifelhaft.

Hierauf wendet sich der Verf. an Fritzsche, welcher in den Quaestt. Aristophan. I. p. 143 sqq. aus einem Fragment des *Ἀνάγυρος* (Aristoph. fragm. ed. Dindorf. XV. p. 94. ed. Bergk. XVIII. p. 76), wo es heißt:

ἐκ δὲ τῆς ἐμῆς χλανίδος τρεῖς ἁπλῃγίδας ποιῶν —

den allerdings kühnen Schluß zog, Eupolis habe nicht nur eine, sondern drey Comödien aus den Rittern des Aristophanes zusammen geleimt, nämlich den *Μαρικᾶς*, den *Αὐτόλυκος* I., das *Χρυσοῦν γένος*.

(Schluß folgt.)

Kieler philologische Studien. Kiel.

(Schluß.)

Daß die Stadtdistricte Melite und Kolyttos keine bestimmten Gränzen hatten, folgert Hr. Forchhammer wohl mit Recht aus Strabo (I. 4. p. 103. Tauchn.), während andere aus den Werken *μὴ ὄντων γὰρ ἀκριβῶν ὁρῶν καθάπερ Κολυττοῦ καὶ Μελίτης* gerade das Gegentheil ableiten wollten, indem sie nicht *καθάπερ* als die ein Beyspiel einführende Partikel, sondern als vergleichende faßten „nicht so sichere Gränzen, wie die von Kolyttos und Melite," wogegen aber die ganze Anlage des Satzes zu stimmen scheint. Weniger sicher ist die S. 351 aus einer Stelle des Himerios, in welcher *στενωπός* vorkommt, entnommene Benennung „Engpaß" für eben den Kolyttos, und in derselben Stelle die Uebersetzung der Worte *ἀγορᾶς δὲ χρείᾳ τιμώμενος*, „der wegen seines Nutzens für den Markt in Ansehen stand," da hierin kein rechter Gegensatz zu dem Vorausgehenden *δήμου μὲν ἔχων ἐπώνυμον* liegt.

Doch wir wollen nicht weiter in das Einzelne eingehen, um nicht zu „jenen kleinen Kritikerseelen" gezählt zu werden, über welche sich Herr Forchhammer am Schluße seiner Abhandlnng etwas gereitzt ausspricht. Wir bemerken nur noch, daß die Abhandlung bey dem Eingange in die Akropolis abbricht, indem eine nähere Beschreibung der Gebäude der Burg außer dem Zwecke derselben lag. Ueber den vollen Werth dieser Abhandlung kann, wie bemerkt, erst durch spätere Forschungen entschieden werden. So viel läßt sich aber wohl jetzt schon behaupten, daß niemand, der sich eine gründliche Einsicht in die Topographie Athens verschaffen will, dieselbe unberücksichtigt lassen darf.

Zu leichterer Uebersicht ist ein Plan beygegeben, dem die im Jahre 1838 von Altenhoven in Athen herausgegebene Karte der Stadt zu Grunde liegt, welcher aber natürlich nur der neue Stadtplan, so wie die Angabe der Bodenverhältnisse, entnommen ist, während alles, was auf die alte Stadt Bezug hat, nach der Ansicht des H. Forchhammer eingezeichnet ist.

Die letzte Abhandlung, die Heldensage der Griechen nach ihrer nationalen Geltung von Gregor Wilhelm Nitzsch bezeichnet in der Einleitung die Sagen eines originalen Volkes als eine der Gestaltung seiner Sprache analoge Schöpfung, welche als die erste Frucht und der allgemeinste Ausdruck seiner geistigen Thätigkeit billiger Weise den Anfang der Geschichte jeder Nationalliteratur, welche die Anfänge umfaßt, bilden sollte, und namentlich der Griechischen, da hier der Glaube an dieselben vollständig entfaltet und ausgelebt wurde, und sie nicht bloß der Poesie und Kunst den Hauptstoff gewährte, sondern auch dem Geiste und Gemüthe die Hauptnahrung. Mit Recht wird dabey hervorgehoben, daß die Sage keineswegs auf die epische beschränkt, und nicht einmal eine einzelne epische Sage je durch einen Dichter erfunden und verbreitet worden ist, daß vielmehr die Volkssage ein eigenes reicheres Element ist, das außer den Keimen, aus denen die Lieder der Dichter hervorgiengen, sein eigenes Leben und Weben hat. Die Ansicht Niebuhr's, vermöge welcher Volkssage und Volkslied als gleichbedeutend erscheint, und was in der Geschichte Sagenhaftes hervortritt, als aus alten Liedern hervorgegangen betrachtet wird, wird dabey natürlicher Weise zurückgewiesen. Ott-

fried Müller wird das Verdienst zuerkannt, zuerst auf die griechische Volkssage, als ein Besonderes neben der Heldensage, und auf das Verhältniß beyder zu einander aufmerksam gemacht zu haben, doch ohne das wissenschaftliche Bewußtseyn für die Forschungen über den wirklichen Inhalt der Sage hinlänglich zu begründen, weil es noch an erschöpfender Behandlung einiger Vorfragen fehle, namentlich der über die nationale Geltung der Sage, auf welche sich die Deutung der sogenannten historischen Mythe nothwendig gründen müsse. Diese zu erforschen hat sich Hr. Nitzsch zur Aufgabe gemacht.

Er weist demnach zuvörderst nach, daß der Glaube der Griechen nicht den Unterschied mache, nach dem wir Mythe das nennen, was eine bloße Idee thatsächlich gefaßt, Sage aber, wo ein Thatsächliches ideal gestaltet erscheint, und daß man sich auch bey den Alten vergeblich nach einer Hülfe umsehe, wenn man das, was sich bey ihnen unter dem Namen der Mythe und Sage finde, sichten wolle, um die Volkssage, welche vom National-Sinn und Glauben getragen wurde, von partiellem Aberglauben der Unmündigen oder von anerkannten bloßen Dichtungen und Phantasiespielen zu sondern. Daß es Gestalten gebe, welche nicht der Sage zuzuzählen, sondern für Spiele des Volkswitzes zu halten seyen, wird nicht in Abrede gestellt, sie werden aber in die Sphäre des Dämonischen verwiesen, und die Wurzel alles Sagenglaubens, der zugleich Glaube an die Väter und an die Götter war, in dem Gemüthe gefunden, und nur in so fern ein Unterschied zugegeben, als sie für die ganze Nation oder für einzelne Stämme und Orte Interesse hatten. Dennoch werden in diesem Glauben gewisse Abstufungen erkannt, indem die Einen, die Vollgläubigen, keinen Titel der Sage bezweifeln, den Andern die Sage nicht Geschichte, sondern eben Sage, d. h. phantastische Ueberlieferuug eines Thatsächlichen ist; die Scheidung in ein gläubiges und ungläubiges Zeitalter überhaupt wird aber abgewiesen und in Folge des Einflußes der Philosophie nur eine Scheidung zwischen Gebildeten und Ungebildeten zugegeben, von denen jene die Sage nach ihrer Weise zu deuten suchen, diese bey der alten Ueberlieferung stehen bleiben. Das Vorhandenseyn der gläubigen Volkssage wird erwiesen theils aus der Erwähnung derselben bey allen Schriftstellern, theils aus den zahlreichen Reliquien, welche das Leben auch der epischen Sage im Volksglauben zeigen, so wie aus den Gräbern und Monumenten, welche als ein nothwendiges Erforderniß für den Heroencult erscheinen und endlich aus den Berufungen auf die Sagen bey öffentlichen Verhandlungen. Als Ersatz für das persönliche Walten der Götter, wie es im Epos erscheint, werden in der spätern Zeit die Theophanien erwähnt, die vorzugsweise von Heroen, fast bey jeder bedeutenden Schlacht erzählt und geglaubt wurden. Hiermit steht der Glaube an die Zeugungen der Götter in Verbindung, von welchen gezeigt wird, daß sie in späterer Zeit von denkenden Schriftstellern mehr oder weniger in Zweifel gezogen wurden, während das Volk daran festhielt. Aehnlich lautet das Urtheil über den Glauben an die Verwandlungen, nur daß diese von Anfang an mehr als Eigenthum des Epos betrachtet werden. Als die Heimath des Mährchenhaften wird der äolische Stamm bezeichnet und darauf aufmerksam gemacht, daß in der attischen Literatur das Satyrdrama meistens seinen Stoff aus dieser Sphäre entnommen hat, indem das Mährchen dem Persifliren preis gegeben und als etwas betrachtet wurde, was nur durch pragmatische Deutung zur Wahrheit werden kann.

Ueberhaupt wird hervorgehoben, daß aller Pragmatismus bey den Griechen nur dem Mährchenhaften feindlich war, während er auf dem Nationalglauben, den selbst der erleuchtetste Grieche hatte, beruhte, und ihm diente; daß aber alle Allegorie, erst durch die Jonische, Pythagoreische und Eleatische Philosophie hervorgerufen, spätere Zeit angehört und rein subjectiv geblieben ist. Dieses wird an den einzelnen Schriftstellern, welche in irgend einer Weise ihre Ansicht von der Nationalsage kund gaben, auf eine treffliche Weise nachgewiesen, und wir bedauern, dem Hrn. Verf. hier nicht ins Einzelne folgen zu können. Wir müssen uns genügen lassen, zu bemerken, daß bey Euhemerus, dessen Lehre als ausbündige Anwendung des Pragmatismus auf die überlieferten Götter bezeichnet wird, das Verhältniß seiner Lehre zum Volksglauben so dargestellt wird, daß die Götter für das Glaubens-

gefühl auf den Stand der Heroen herabgesetzt werden, daß also hier das allgemein herrschende Cultusgefühl angegriffen wurde, während alle philosophische Theologie der früheren Zeit bloß den Sagengehalt betraf.

Das Resultat der ganzen Untersuchung enthalten folgende Worte (S. 464 f.):

„Wir haben gesehen, die Griechen bestätigen durchaus den Satz: Sagen und Mährchen werden eben nur da gefunden, wo sie geglaubt werden. Es ist aber alles Gesagte nur eine von den heutigen Ansichten aus begonnene Einführung in die Betrachtung des innern Wesens und Wirkens der Sage, und ist nur die allgemeine Vorbereitung sogar, um ihre nationale Geltung ganz zu würdigen. Noch viel ist sonach übrig, sowohl für die subjective Beurtheilung als die objective Forschung, und es ist nur der Wunsch, dem reichen und anziehenden Gegenstande sein Recht voller widerfahren zu lassen, wenn ich jetzt hier stehen bleibe. Zuerst ja muß die tiefere Wurzel dieses Sagenglaubens gezeigt werden, welche keine andere ist, als dasselbe poetische und zugleich religiös bedächtige Naturell, welches die Sagen bildete. Auf der ersten Stufe geistiger Thätigkeit, lebendiger Auffassung und Mittheilung, ist mit allem Auffassen und denkenden Sprechen bey solchem Naturell ein Dichten verbunden; der durchherrschende Charakter der Ausdrucksweise, welche die Sagen erzeugt, so zu sagen der Dialekt derselben ist der poetische. Die Elemente dieses Dialekts, seine Redeformen und Redeweisen erst allgemein zu erkennen und zu constatiren, muß, meyne ich, unser Bemühen seyn, wenn wir den Inhalt der Sagen irgend sicher ergründen wollen . . . Dieser Dialekt ist eine Nothwendigkeit der geistigen Organisation und Production; daher hat das in ihm sprechende Volk von einer Verschiedenheit zwischen der Bezeichnung und dem Bezeichneten kein Bewußtseyn , . . Nicht aus Speculation oder Contemplation, sondern aus dem Bedürfniß der Providenz sind die Vorstellungen von Göttern, und zwar persönlichen, hervorgegangen.“

Schon diese wenigen Worte können als Beleg dafür gelten, mit welchem Interesse an der Sache Hr. Nitzsch seinen Gegenstand behandelt hat. Was wir oben aus seiner Abhandlung mitgetheilt haben, bürgt aber dafür, daß er sich nicht etwa durch dieses innige Interesse an der Sache dazu verleiten ließ, sich in eitle Hypothesen zu verlieren, sondern daß er das geistige Leben der Griechen in seiner Eigenthümlichkeit, wie in seiner durch das Wesen

des menschlichen Geistes überhaupt bedingten Fortbildung richtig erfaßt und treu dargestellt hat. Wenn wir uns nirgends eine Einwendung gegen das hier Vorgetragene erlaubt haben, so geschah es nur, um den Faden der Untersuchung möglichst ohne Unterbrechung fortzuführen; doch soll damit nicht gesagt seyn, daß wir mit den gewonnenen Resultaten nicht einverstanden wären; wir fühlen uns vielmehr gedrungen, im eigenen Namen wie im Namen der Wissenschaft dem Hrn. Verf. für diese höchst werthvolle Gabe unsern Dank auszusprechen.

Werfen wir noch einen Blick auf das ganze Buch, so tritt es uns in doppelter Hinsicht als eine erfreuliche Erscheinung entgegen; einmal wegen der Gediegenheit der einzelnen Abhandlungen, welche dem wissenschaftlichen Geiste der Kieler Universität das ehrenvollste Zeugniß giebt, und dann sofern es zeigt, daß daselbst unter den Männern, welche für einen gemeinsamen Zweck zu wirken berufen sind, nicht die kleinlichen Spaltungen Statt finden, welche an mancher anderen Universität ein solches Unternehmen schon im Keime vernichten würden. Ob eine Fortsetzung zu erwarten sey, ist nirgends ausgesprochen; denn es fehlt eine gemeinsame Vorrede, die hierüber Aufschluß geben könnte; doch steht von der rüstigen Thätigkeit der Mitarbeiter zu erwarten, daß die günstige Aufnahme, die diese erste Frucht ihrer Vereinigung gewiß allenthalben findet, sie ermuntern wird, es nicht bey diesem einen Bande bewenden zu lassen.

Die äußere Ausstattung ist dem innern Werthe des Werkes angemessen; doch wäre bey Fortsetzung des Unternehmens mehr Genauigkeit der Correctur zu wünschen, da außer den auf der Rückseite des Registers über die behandelten Stellen berichtigten Versehen, noch Manches sich findet, was bey dem ersten Lesen stört, wenn es gleich jedermann leicht selbst berichtigen kann, wie S. 307. „des Kephalos, des Horos der Morgonnebel.“ Uebrigens wird der Gebrauch des Buches durch ein zweckmäßig angelegtes Gesammtregister sehr erleichtert.

L. v. Jan.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. July.

Nro. 151. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Journals of two Expeditions of discovery in North-West and Western Australia, during the years 1837, 38 and 39, under the authority of Her Majesty's Government. Describing many newly discovered, important and fertile districts, with observations on the moral and physical condition of the aboriginal Inhabitants etc. By George Grey, Governor of South Australia, late Captain of the eighty third Regiment. In two Volumes. London 1841. Vol. I. 412 S.; Vol. II. 482 S. 8. mit Karten und Abbildungen.

Jedes Jahr bringt uns jetzt neue Entdeckungsreisen in das Innere Neuhollands, so daß unsere Kenntniß von diesem Kontinente immer mehr an Ausdehnung gewinnt. Eine wichtige Stelle unter diesen Reisen nimmt die von G. Grey geleitete ein, da sie nicht bloß im landwirthschaftlichen Interesse ausgeführt worden ist, sondern in gleichem Grade die Geographie und Naturgeschichte gefördert, insbesondere die Völkerstämme und die Fauna der bereisten Gegenden mit größter Aufmerksamkeit berücksichtigt hat.

Die beyden Reisen, welche uns in diesem Werke erzählt werden, waren die Folge eines Antrages, den die Lieutenants G. Grey und Lushington im Jahre 1836 an die brittische Regierung stellten. Zu dieser Zeit war ein großer Theil der westlichen Küste und des Innern dieses großen Kontinentes unbekannt und unbesucht, während die Meynung berühmter Seefahrer wie Dampier und King, in Verbindung mit andern Umständen, zur Ueberzeugung oder doch wenigstens zur Hoffnung führte, daß ein großer Fluß an der westlichen oder nordwestlichen Küste sich öffnen möchte. Um diese Frage beantworten zu können, boten sich die genannten Officiere dem Lord Glenelg, Staatssekretär für die Kolonien, zu einer Entdeckungsreise an, wozu sie auch von diesem die Genehmigung und die Mittel erhielten, die oberste Leitung der Expedition wurde an Grey, als an den ältern, übertragen.

Am Kap miethete Grey zum Behufe seiner Reise einen kleinen Schooner, den er mit allerhand nutzbaren Pflanzen, die in Australien angepflanzt werden sollten, auch mit mehreren Schafen, Ziegen und sechs Hunden versah. Sein Plan war, zuerst in der Hannover-Bai zu landen, hier einen schicklichen Ort zur Errichtung eines temporären Lagers auszusuchen, dann den Lieutenant Lushington nach Timor zu senden, um Pferde anzukaufen, mittlerweile die Gegend zu recognoseiren, um zuletzt in südlicher Richtung auf die Entdeckung des muthmaßlichen Stromes auszugehen. Die Bemannung des Schiffes abgerechnet, bestand die Landerpedition mit Inbegriff der beyden Officiere aus zwölf Mann, unter denen zwey Wundärzte. Am 2. December 1837 landete Grey mit seinen Leuten in der Hannover-Bai.

Nachdem die Pferde zum Lasttragen herbeygeschafft waren, wurde die Reise ins Innere des Landes in südlicher Richtung angetreten. Wie schon kleinere Excursionen es vorher erwarten ließen, wurde

diese Reise für Menschen und Thiere eine höchst mühselige. Oede Gegenden durch Felsenblöcke unwegsam gemacht, steile Abfälle, die für Lastthiere öfters nicht zu passiren waren, kalte Regenschauer, die zugleich die Thäler überschwemmten, häufiger Mangel an Futter für die Thiere, an trinkbarem Wasser für Alle, machten die Reise so beschwerlich, daß viele Pferde und Schafe umkamen, die übrigen wenigstens in einen sehr bedenklichen Zustand geriethen und die Mannschaft selbst von den Strapazen höchst angegriffen war. Dazu kam noch, daß Grey eine schwere Wunde bey einem Ueberfall der Wilden erhalten hatte, so daß ein nicht geringer Grad von Energie dazu gehörte, um unter solchen Umständen so weit als es nur immerhin möglich war, vorzudringen. Es möchte für unsere Leser nicht genug Interesse haben, dem Verf. hier Schritt vor Schritt nachfolgen zu wollen; zweckmäßiger wird es seyn Einiges aus seiner allgemeinen Uebersicht über die Beschaffenheit des von ihm untersuchten nordwestlichen Theiles von Neuholland hervorzuheben.

Eine hohe Bergkette durchzieht das nordwestliche Australien in der Richtung von N. N. O. nach S. S. W., der Grey den Namen Stephens-Gebirg gab. Von ihr gehen mehrere Seitenzweige aus. Sie besteht aus altem Sandstein in horizontaler Schichtung, hie und da mit basaltischen Gebirgsarten. Die größte Höhe, welche die Expedition erreichte, mochte dritthalb bis dreytausend Fuß über der Meeresfläche betragen. Die wichtigste Entdeckung war ein großer schiffbarer Strom, der aus diesen Bergen entsprang und sein Wasser der Westküste zuführte; dem Staatssekretär für die Kolonien zu Ehren benannte ihn Grey Glenelg-Fluß. Die Flüsse des nordwestlichen Australiens haben denselben Charakter wie die des südöstlichen Theiles dieses Kontinents. Sie entspringen in keiner sehr großen Entfernung von der See. In der Nähe ihrer Quellen sind es Berggüsse, aber in den Niederungen werden sie gewöhnlich Ströme mit langsamem Laufe, die sich durch fruchtbare und ausgedehnte Thäler und Ebenen hindurch winden und diese mit plötzlichen und furchtbaren Ueberschwemmungen bedrohen.

Die Thäler in dieser Gegend sind zweyerley Art: Schluchten auf beyden Seiten mit fast unzugänglichen Felswänden eingefaßt, und Thäler von großer Weite, von fruchtbaren, oft ausgedehnten Ebenen begrenzt. Der Boden in ersteren ist außerordentlich gut, aber sie sind alle gewaltigen Ueberschwemmungen ausgesetzt; in ihnen wird man wohl zu jeder Jahreszeit Wasser antreffen. Die Sandstein-Formation ist nach allen Richtungen von solchen Thälern durchschnitten, welche selten mehr als 2 — 3 englische Meilen aus einander liegen, und zwischen denen die Berghöhen ein Tafelland bilden, das durch Seitenthäler getheilt ist. Diese Plateaus liefern gutes Bauholz und den Schafen ein gutes Futter. Das beste Land in diesen Gegenden wird jedoch in den Thälern der zweyten Art gefunden. Die durch diese Thäler rinnenden Flüsse haben gewöhnlich einen fast unmerklichen Lauf und nehmen oft eine große Breite ein. Das Land an ihren Ufern ist dünn bewaldet; die gute vegetabilische Dammerde, durch welche diese Flüsse ihren Weg sich bahnen, ist öfters 10 — 12 Fuß mächtig.

Nordwest-Australien scheint vorzüglich reich an Vögeln, Reptilien und Insekten; von Säugthieren giebt es nur wenig Arten und diese zählen nicht viel Individuen. Während eines fünfmonatlichen Aufenthaltes fand Grey nur 4 Arten von Känguru's, nämlich Halmaturus giganteus, 2 kleinere Arten, wovon eine die Petrogale brachyotis ist, und eine Kängura-Ratte. Außerdem eine Art Opossum, ein fliegendes Beutelthier, zwey Arten Hunde, worunter eine neu, und Ratten nebst Feldmäusen. Von diesen sind bloß die Känguru's zahlreich, aber auch nur in gewissen Bezirken. Die neue Hundeart ist vom Dingo ganz verschieden. Ihre Farbe ist dieselbe, doch theilweise mit schwärzlichem Anflug; die Schnautze ist lang, dünn und sehr spitz, ähnlich der des Windspiels, während die Gestalt untersetzter ist. Nach der Aussage Derer, die auf Timor gewesen waren, soll dieser Hund ganz mit dem von genannter Insel übereinkommen, und mag daher auch von ihm abstammen, was um so wahrscheinlicher ist, als er nur in Gesellschaft mit den Wilden gesehen wurde. Der Dingo dagegen war in einigen Gegenden gemein im wilden Zustande. Die Mäuse nnd Ratten waren ebenfalls

häufig. Sehr merkwürdig ist es, daß Grey zweymal auf die Fährten eines großen Säugthiers mit gespaltenen Hufen stieß. Einmal verfolgte er seine Spur 1 1/2 engl. Meilen lang, wo sie sich zuletzt auf dem felsigen Boden verlor. An Größe übertreffen diese Fußtritte die des Büffels, und das Thier war sicherlich viel größer, wie Grey aus den Oeffnungen schloß, die es sich durch das Gestrüpp gebahnt hatte.

An Vögeln fanden die Reisenden eine so ungeheure Menge, daß der Verf. der Meynung ist, ihre Anzahl möchte selbst nicht von der der südamerikanischen Urwaldungen übertroffen werden; doch gilt dieß nicht sowohl von der Zahl der Arten als vielmehr der Individuen. Viele darunter zeichnen sich durch ungemeine Schönheit aus. Von Emu's wurden einigemal am Glenelg-Fluße die Spuren wahrgenommen. Krokodile wurden in keinem Fluße gesehen, eines aber in der Hannover-Bay. Schildkröten zeigten sich häufig an der Küste.

Aus dem Pflanzenreiche erwähnt der Verf. zunächst des Calamus, der in King's Reise als der granitischen Formation der Ostküste eigenthümlich betrachtet wird, hier aber häufig in dem Innern des Nordwesten zwischen 15 und 17° Breite gefunden wurde. In der Nachbarschaft der Flüße zeigte sich eine kleine Kohlpalme. Eine Banksia, gemein am Schwanenfluß, wurde in mehreren Thälern angetroffen. Hülsengewächse sind in großer Menge vorhanden. Von besonderer Wichtigkeit ist eine Art Capparis (?), die zu einem Baume von beträchtlicher Höhe heran wächst, und eine eßbare Steinfrucht von der Größe einer Kokosnuß trägt. Aus der eingeschnittenen Rinde quillt ein nahrhaftes weißes Gummi hervor, das im Geschmack und Ansehen wie Maccaroni sich verhält. Dieser Baum ist von großem Werthe für die Eingebornen und kann es auch dereinst für Kolonisten werden. Eine Art Callitris (Nadelholz) war gemein, so wie ein Pandanus. Auf den Höhen wurde Araucaria excelsa gefunden.

Das Klima ist im hohen Grade gesund, obgleich die Hitze mitunter beträchtlich wird.

Mit den Eingebornen kam Grey in kein freundschaftliches Verhältniß, doch hatte er öfter Gelegenheit, ihr Thun und Treiben in der Nähe zu beobachten. Seiner Meynung nach bewohnt dieselbe dunkelfarbige Rasse ganz Nordaustralien und verbreitet sich auch wohl noch auf den Inseln in der Torresstraße. Nur in diesen Gegenden findet man auch die merkwürdigen Gemälde in den Höhlen, die zum Theil auf ein hohes Alterthum schließen lassen.

Drey ausgezeichnete Häfen liegen nahe an einander, nämlich der Hafen Georg IV., Hannover-Bai und Camden-Sund. Diese Ankerplätze sind schon für sich für die englische Marine von großem Werthe, werden es aber noch mehr, wenn man sie in Verbindung bringt mit den fruchtbaren Gegenden, die hinter ihnen liegen. Zur Kolonisation scheinen hier viele günstige Bedingungen für einen glücklichen Erfolg gegeben zu seyn. Am Besten eignen sich Baumwolle, Zucker, Indigo und Reis zu Anpflanzungen.

(Fortsetzung folgt.)

De Eupolidis Maricante sive de Aristophane accusatore et Eupolide plagii reo. etc.

(Schluß.)

Nach kurzer Widerlegung (Seite 8 — 11) geht der Verfasser zur eigenen Vertheidigung des Eupolis und seines Stückes über. Hiebey sucht nun der Verf. zu beweisen, erstens daß Aristophanes selbst gegen die in der oben angeführten Parabase enthaltenen Regeln und Gesetze häufig fehlt, und daß die Vorwürfe, welche er den andern Komikern macht, auf ihn selbst zurückfallen, zweytens daß derselbe mehrmals mit seinen Stücken durchgefallen und daher voll Zornes und Gereiztheit gegen seine Rivalen aufgetreten sey; daher könne seinem strengen Urtheil, zumal in dieser Parabase, nicht unbedingter Glaube geschenkt werden (12 — 23).

Sodann berührt der Verf. die Angabe der Scholiasten zu Aristoph. Equitt. 528. Nubb. 536 und 550. und die Aussage des Eupolis selbst (*Βαπτ.*

fragm. XVI. Meinek. II, 1, 453), daß Aristophanes die Hülfe des ersteren bey seinen Rittern benützt habe — Meineke nahm daher die Verse 1288 — 1311 dieses Stücks sogar unter die Fragmente des Eupolis auf (II. 1. p. 578) — und daß er deßhalb von Kratinus mitgenommen worden sey. Die Einsprüche Fritzsches in den Quaestt. Aristoph. p. 128 ff. werden abgewiesen, jene Verse des Aristophanes aber gleichfalls dem Eupolis zugesprochen, die jener nach Art seiner Nebenbuhler in seine Komödie aufgenommen habe. Der ganze Groll des Aristophanes habe sich deßwegen in der Parabase der Wolken Luft gemacht, weil Eupolis dem Aristophanes mehrmals die Palme entriß; hinwieder sey Eupolis gereitzt und aufgebracht durch jene starken Anschuldigungen in den Bapten sowohl als in dem Marikas gegen Aristophanes losgezogen. Ehe der Verf. das Letztere beweist, behandelt er noch den strittigen Punkt, ob die Wolken in zweyter Umarbeitung wirklich auch aufgeführt worden seyen; er behauptet dieß, indem Eupolis auf die zweyten Wolken selbst in seinen Bapten Antwort gegeben. Um dieß zu begründen, glaubt er in der Didaskalie zu den Wolken nicht eine, sondern die doppelte zu erkennen, welche durch Nachlässigkeit oder sonst etwas in eine verschmolzen wären; wie sich dieß auch in der Didaskalie des Plutus zeige; der Archon Aminias sey ein Archon suffectus. Die Stelle des Eratosthenes beym Scholiasten der Wolken v. 549. wird durch eine Conjectur für diese Ansicht einstimmend gemacht (S. 26 — 40). Nach diesen Erörterungen folgen nun die Stellen aus dem Marikas des Eupolis, welche gegen Aristophanes und dessen bittere Vorwürfe gerichtet waren; dazu gehören das Fragment I. (bey Meineke); das XIII., welches der Verf. in Verbindung bringt mit einer Angabe des Suidas und Zonaras (Meinek. CXXXVII. p. 576) und daraus folgende Verse bildet:

νὼ γὰρ ἄνδρες οὐχ ἑκόντες οὐδαμῶς ἱπ-
πεύομεν
ἀλλ' ἀναγχιππούμεν . . .

in denen das ἱππεύομεν und ἀναγχιππούμεν mit Bezug auf die Ritter des Aristophanes und dessen Schmähungen in der Parabase der Wolken gesagt sey. Die dritte Stelle ist das Fragm. IV. (Meinek. p. 500). Zuletzt wird die Vermuthung aufgestellt, daß Eupolis seinen zweyten Marikas gleich ein Jahr nach den zweyten Wolken des Aristophanes auf die Bühne gebracht habe.

An diese Untersuchung reiht sich abgesondert ein Excursus de Philonide et Callistrato. Ueber diese zwey Personen und ihr Verhältniß zu Aristophanes hat zuletzt Bergk in der Einleitung zu den Fragmenten des Aristophanes mit gewohnter Umsicht und Klarheit gehandelt S. 14 — 51. Gegen einige seiner aufgestellten Behauptungen glaubt nun Hr. Str. Einsprache machen zu müssen, und zwar vornämlich, weil Aristophanes in seinen ersten poetischen Producten nicht allein den Kallistratus, wie Bergk will, sondern auch den Philonides beygezogen habe; dieses will Hr. Str. aus den Scholiasten zu den Wolken 528 ff. und aus der Angabe des Autors über das Leben des Aristophanes (Meinek. I. p. 542, 26) folgern, und nimmt daher an, daß die Dätalenses durch Mitwirkung beyder, des Kallistratus und Philonides, aufgeführt worden sind. Zweytens versucht der Verf. eine andere Deutung der Didaskalie zu den Wespen des Aristophanes: ἐδιδάχθη ἐπὶ ἄρχοντος Ἀμεινίου διὰ Φιλωνίδου ἐν τῇ πϑ' Ὀλυμπιάδι · β' ἦν. εἰς Λήναια. καὶ ἐνίκα πρῶτος Φιλωνίδης Προαγῶνι, Λεύκων Πρέσβεσι τρίτος. Bergk nahm nun an (p. 24), daß Aristophanes zu gleicher Zeit zwey Komödien dem Philonides übergeben habe, die Wespen und den Proagon; Hr. Str. hingegen nimmt die Conjectur Meinekes „διὰ Καλλιστράτου" statt διὰ Φιλωνίδου an und erklärt das ganze also: Aristophanes führte durch Kallistratus die Wespen auf und erhielt den zweyten Preis; ein anderer durch Philonides den Proagon und diesem ward der erste zuerkannt; der dritte war Leukon mit seinen Πρέσβεις. —

So viel möge über den Inhalt dieser kleinen Schrift genügen; die Form ist gut und gefällig, nur sieht Ref. nicht ein, warum der Verf. in den compositis von eo fast stets die ungewöhnlichere Perfectform ivi gewählt hat; unter den nicht angezeigten Druckfehlern bemerkte ich außer mehreren gewöhnlichen S. 29 δὲ φησι statt δέ φησι. S. 31 ἀποτοχὼν st. ἀποτυχὼν, ebendaselbst Amyniae und Amynia st. Aminiae und Aminia. S. 46 ἐγωγέ σοι st. ἔγωγέ σοι. S. 49 proprius st. propius.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. August.

Nro. 152. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Journals of two Expeditions of discovery in North-West and Western Australia etc.

(Fortsetzung.)

Eine zweyte Reise unternahm Grey vom Schwanenfluße aus nach der Hayenbai (Sharks Bay). War die erste schon voll Strapazen, so war es die zweyte noch ungleich mehr. Auch dießmal wollen wir ihm nicht Schritt vor Schritt nachfolgen, sondern nur kurz die Hauptbegebenheiten von dieser mühseligen Wanderung angeben, und zuletzt die aus dieser Reise für Geographie und Naturgeschichte erlangten Resultate etwas näher ins Auge fassen. Von Perth am Schwanenfluße machte Grey mit seiner Begleitung die Reise nach der Hayenbai zu Wasser, und ließ sich auf der kleinen Bernier-Insel absetzen, wo er einen großen Theil seiner Vorräthe vergrub, und dann auf den Kontinent übergieng, wo zunächst die Gegend am Gascoyne-Fluß in Untersuchung genommen wurde. Nachdem die mitgenommenen Vorräthe verzehrt und die Mannschaft durch Strapazen und Mangel an gehöriger Nahrung sehr gelitten hatte, kehrte die Expedition auf die Bernier-Insel zurück, um dort aus dem Magazine mit frischen Lebensmitteln sich zu versehen. Aber wer beschreibt den Schrecken, als sie die unerwartete Entdeckung machte, daß mittlerweile ihre Provisionen geraubt worden waren. Von nun an fast bloß auf die Hülfsmittel angewiesen, die ihnen das Land zu gewähren vermochte, konnte sich ihnen die Zukunft nicht anders als in sehr düsterem Lichte darstellen. Grey beschloß in den beyden Booten, die sie bey sich hatten, nach dem Schwanenfluß zurückzukehren. Aber schon in der Gantheaume's Bai litt das eine Schiffbruch und das andere wurde wenigstens so beschädigt, daß es nicht mehr die See halten konnte. Jetzt mußte also der Rückweg zu Lande versucht werden. Ein großer Theil der Mannschaft war bald so erschöpft, daß Grey es am Gerathensten hielt, mit den kräftigsten seiner Leute so schnell als möglich nach Perth vorwärts zu marschiren, um von dort aus den unter des Wundarzts Walkers Leitung Zurückgebliebenen Hülfe entgegen zu senden. — Glücklich, wenn auch nur unter den größten Mühseligkeiten, führte er sein Vorhaben aus. Von Perth aus wurde den Nachzüglern Hülfe eiligst zugeschickt; leider war aber ein junger hoffnungsvoller Mann aus guter Familie, Smith, den ungewohnten Anstrengungen bereits erlegen.

Die auf dieser zweyten Reise in Untersuchung genommene Gegend liegt zwischen dem Cap Cuvier und dem Schwanenfluß, vom 24 — 32° s. Br. Im Laufe derselben wurden 10 größere Flüße und 2 Bergketten entdeckt. Drey ausgedehnte Districte guten Landes wurde ausfindig gemacht, und ein ansehnlicher Zug von der Kohlen-Sandsteinformation, die für spätere Zeiten der Kolonie noch von großer Wichtigkeit werden kann. Auf zwey schön gezeichneten großen Karten sind alle auf Grey's beyden Reisen gemachten Entdeckungen vorgelegt.

Soviel über den eigentlichen Reisebericht. Höchst interessant ist die auf selbigen folgende detaillirte Schilderung der Eigenthümlichkeiten der Eingebornen Neuhollands. Die genaue Bekanntschaft des Verfassers mit denselben hat ihm tiefere Blicke in ihre socialen Verhältnisse zu werfen gestattet, als irgend einem seiner Vorgänger und hiedurch gelang

es ihm nachzuweisen, daß selbige durch weit mannigfaltigere und tiefer greifende Institutionen bestimmt werden als man bisher geglaubt hatte.

Zuerst widerlegt der Verf. die in neuerer Zeit ziemlich allgemein gewordene Meynung, als ob die in verschiedenen Gegenden Neuhollands gesprochenen Sprachen radikal von einander verschieden wären. Die Argumente, welche darthun, daß alle australischen Dialecte eine gemeinschaftliche Wurzel haben, sind: 1) eine allgemeine Aehnlichkeit der Laute und Struktur der Worte in den verschiedenen Theilen Australiens; 2) das Vorkommen desselben Wortes mit derselben Bedeutung, wie es in manchen Fällen um den ganzen Kontinent herum gehört wird; 3) die Identität der Namen der Eingebornen, wie sie häufig an ganz entgegengesetzten Punkten des Kontinents gefunden wird. Man weiß nämlich aus allen den Europäern bekannten Gegenden, daß die Eingebornen ihre Kinder nach irgend einer merkwürdigen Begebenheit, die sich bey ihrer Geburt zutrug, benennen, woraus folgt, daß eine Uebereinstimmung in den Namen der Eingebornen auf Aehnlichkeit des Dialects hinweist.

Die Haupturſache von der falschen Meynung über die australische Sprache war der Umstand, daß diese von Synonymen wimmelt, von denen manche auf einige Zeit nur lokal sind, so daß z. B. die Einwohner eines gewissen Districts für Wasser ein Wort gebrauchen, während ein anderer ein ganz anderes Wort nimmt, obschon in einem solchem Falle jeder Stamm die Worte, welche im Gebrauche sind, versteht. Dann haben auch die von Leibestheilen hergenommenen Worte zu manchen Mißverständnissen geführt, indem die Eingebornen für jeden kleinen Theil des Körpers besondere Namen haben, so daß z. B. bey einer Frage nach dem Namen des Armes ein Fremder den Namen für den Oberarm, ein anderer den für den Vorderarm, ein dritter den für den rechten, ein vierter den für den linken Arm u. s. w. angab. Hiezu kommt nun noch die Verschiedenheit der Dialecte, wie sie bey einer so großen Ausdehnung über einen ganzen Kontinent nothwendig sich ergeben muß, wobey überdieß nach Verschiedenheit der physikalischen Verhältnisse und ihrer Producte in den südlichen Theilen Australiens Worte vorkommen müssen, die mit der Sache zugleich den nördlichen ganz abgehen und umgekehrt. Noch ist als eine Eigenthümlichkeit dieser Dialecte zu bemerken, daß bisweilen die von weit aus einander liegenden Districten einander sehr ähnlich sind, während die Dialekte benachbarter Gegenden öfters beträchtlich unter sich differiren.

Keine Frage, meynt der Verf., sey so gänzlich mißverstanden worden als die auf die Sitten und traditionellen Gesetze der wilden Rassen Bezug hat.

„Rationalistische Schriftsteller und Philosophen von großer Geltung, aber geringer Erfahrung haben ganze Theorien aufgebaut und alte Thatsachen und heilsame Gesetze umgestürzt oder umzustürzen sich bemüht, indem sie in erster Instanz von der Betrachtung des Menschen in seinem einfachen oder wilden Zustande Argumente ableiteten, und aus falschen Prämissen haben sie Beweis für Beweis gefolgert, bis endlich selbst, der nicht wollte, zu zweifeln begann. Die Meynung aber, daß dem Menschen im wilden Zustande Freyheit des Denkens und Handelns zustehe, ist im höchsten Grade irrig. In der That ist er allgemeinen Gesetzen unterworfen, welche nicht allein ihn alles freyen Gebrauches seiner Denkraft berauben, sondern zugleich keinen Spielraum zur Entwicklung der Intelligenz, des Wohlwollens oder einer andern großen moralischen Eigenschaft gewähren, die ihn nothwendig in einem hoffnungslosen Zustand von Barbarey niederhalten, aus welchem es ihm unmöglich ist sich aufzuraffen, so lange er von diesen Bestimmungen umstrickt ist, und die zugleich so scharfsinnig ausgedacht sind, daß sie die bestimmte Tendenz haben, jeden Versuch sich ihrer zu entledigen, zu nichte zu machen.“

Dieses Volk verwirft in der Praxis ganz bestimmt die Lehre von der Gleichheit der Personen und Klassen, wenn es auch keinen wörtlichen Unterschied hiefür eingeführt hat. Das weibliche Geschlecht, die Jungen und die Schwachen sind zu einem hoffnungslosen Zustande von Degradation und zu einer fortwährenden Beraubung besonderer Rechte verdammt, lediglich weil sie hülflos sind; was ihnen entzogen ist, wird Andern gegeben, lediglich weil sie alt und kräftig sind. Und dieß ist nicht durch gewaltthätiges Uebergreifen nach momentaner Laune, sondern durch unabänderliche traditionelle Gesetze und Sitten herbeygeführt, die merkwürdiger Weise über den ganzen Kontinent in gleicher Weise bestimmt und geltend sind.

„Eine gewöhnliche Behauptung rationalistischer Schriftsteller ist, daß der wilde Mensch auf der Erde frey aufgetreten sey, ohne irgend eine vorgängige Vorbereitung für die Scene, in welche er eintreten sollte, daß durch seine Bedürfnisse gezwungen und durch seine Sinne unterstützt er allmählig die zu seiner Subsistenz nöthigen Naturprodukte und die Mittel seinen Bedürfnissen abzuhelfen entdeckt habe, bis er Schritt vor Schritt auf den Gipfel der Civilisation gelangte. Dieß sind aber nur Hirngespinnste im Zimmer ausgesponnen, Träumereyen der Unerfahrnen, ohne allen reellen Grund, wenigstens was Australien anbetrifft. Daß die ersten Eingebornen, welche auf diesem Kontinente auftraten, gehörig unterwiesen seyn mußten, wie sie ihren Bedürfnissen abzuhelfen, Waffen ihren Umständen angemessen zu formen, wie sie Wurzeln zu suchen und Thiere zur Nahrung zu fangen hätten, ist oft dargethan worden, zu keiner Zeit aber nachdrücklicher, als die Abtheilung meiner Leute unter Mr. Walker zu Lande von Gantheaume Bai nach Perth marschirte. Sechs erwachsene Männer in diesem Falle, versehen mit Messern, Angelhaken, und Schnüren, mit einem Kessel, mit Gefäßen zur Aufbewahrung des Wassers und zum Kochen der Speisen, mit Waffen und einem kleinen Vorrathe, alle hätten vor Hunger umkommen müssen, hätten sie nicht zeitig genug Hülfe erhalten. Und dieß deßhalb, weil sie von den vorgefundenen Naturerzeugnissen die zum Lebensunterhalte tauglichen nicht auszuwählen wußten, und nicht etwa deßhalb, weil sie zu deren Ausmittelung die erforderlichen Versuche unterließen, denn die armen Leute aßen Alles, was ihnen genießbar schien. Gleichwohl wären sie alle, trotz der verhältnißmäßigen Vortheile, die ihnen zustanden, eines elendiglichen Todes gestorben, wenn ihnen nicht von Perth aus Beystand geleistet worden wäre. Dasselbe Resultat ist unter ähnlichen Verhältnissen häufig zum Vorschein gekommen. Wenn also erwachsene Männer, im vollen Besitze aller ihrer Kräfte, mit Feuer und andern nützlichen Hülfsmitteln versehen und durch eine beträchtliche Erfahrung unterstützt, aus Unkenntniß der Naturerzeugnisse eines Landes und der Mittel sich solche zu verschaffen, vor Hunger umgekommen wären, bevor sie ihren Bedürfnissen abzuhelfen lernen konnten; ist es da wahrscheinlich, daß ein unbewaffneter, nackter, ununterrichteter Mensch durch irgend eine Möglichkeit ein Loos hätte vermeiden können, das den Europäer im Besitze größerer Energie übermannt hätte, wenn er nicht von ungefähr auf freundlich gesinnte Eingeborne gestoßen wäre.“

Einer der merkwürdigsten Umstände in den Einrichtungen der Ureinwohner ist der, daß sie in gewisse große Familien eingetheilt sind, deren Mitglieder alle denselben Namen, als einen Familien- oder zweyten Namen führen. Diese Familiennamen sind in einem großen Theile dieses Kontinentes gemeinschaftlich und werden durch zwey besondere Gesetze aufrecht erhalten, nämlich 1) daß die Kinder beyderley Geschlechts immer den Familiennamen ihrer Mutter annehmen, und 2) daß ein Mann kein Weib mit seinem eigenen Familiennamen heirathen kann. Aehnliches kommt auch bey den nordamerikanischen Indianern vor.

Die Mädchen werden wenige Tage nach ihrer Geburt versprochen. Wenn ein Eingeborner stirbt, so erbt sein Bruder seine Weiber und Kinder, doch muß er von demselben Familiennamen wie der Verstorbene seyn. Nach einem Gesetze müssen Familien, die weiblicher Seite durch Blutverwandtschaft verbunden sind, einander in der Vertheidigung und in der Rächung von Verbrechen beystehen, und da der Vater mehrere Weiber, und oft alle aus verschiedenen Familien heirathet, sind seine Kinder häufig alle unter dieselben vertheilt. Kein gemeinsames Band der Vereinigung existirt unter ihnen und diese Einrichtung allein ist schon hinreichend, um dieses Volk zu verhindern, jemals aus seinem wilden Zustande heraus zu kommen.

Bey Bestrafungen steht als Regel fest, daß im Falle der Schuldige nicht ergriffen wird, seine Verwandte für ihn büßen müssen. Blutrache wird in unerbittlicher Strenge geübt. Ein Weib zu rauben, wird mit dem Tode bestraft. Kehrt es nicht in einer gewissen Zeit zurück, so ist der Verführer oder einer seiner Verwandten sicher, erschlagen zu werden. Ehebruch wird strenge, öfters mit dem Tode bestraft. Manche andere Verbrechen können ausgesühnt werden, wenn der Verbrecher sich stellt, um von all den Personen, welche er beleidigt hat, mit Speeren geworfen zu werden, oder wenn er gestattet, daß Speere durch gewisse Theile seines Körpers, wie Schenkel, Waden, geschleudert werden. Der Theil, welcher vom Speer durchbohrt werden soll, ist für alle gewöhnlichen Verbrechen festgesetzt, und ein Wilder, der diese Strafe verwirkt hat, hält bisweilen ganz ruhig sein Bein dem gekränkten Theile zum Durchbohren hin.

Hinsichtlich der Lebensdauer bestreitet der Verf.

das Vorurtheil, als ob sie nur kurz wäre, indem er nachweist, daß die Eingebornen häufig siebenzig Jahre und darüber erreichen. Selbstmord ist unter ihnen ganz unbekannt. Alte Männer werden in großen Ehren gehalten und dürfen gewisse Speisen genießen, die jungen verboten sind.

Wenn eine Frau beträchtliche Schönheit besitzt, so ist sie in den ersten Jahren ihres Lebens sehr unglücklich daran. Schon in der frühesten Kindheit mit einem Manne verlobt, der selbst in dieser Periode bereits an Jahren vorgerückt ist, und von dem sie, wie sie sich dem Alter der Mannbarkeit nähert, mit einer immer größeren Eifersucht bewacht wird, kommt sie durch diese Behandlung leicht auf Intriguen, die, wenn sie von ihrem Manne entdeckt werden, ihr sicherlich das Leben kosten oder doch wenigstens einen Speerwurf durch einen Theil ihres Körpers eintragen. Der bloße Verdacht allein genügt jedoch schon, ihr die brutalste Behandlung zuzuziehen. Während ihrer Jugend sind daher die Frauen, sie mögen schwanger seyn oder nicht, genöthigt, ihren Mann auf allen seinen Zügen zu begleiten, und sind deßhalb zu einer Zeit, wo sie Ruhe und Schonung bedürften, den größten Strapatzen ausgesetzt. Wenn aber auch eine Frau ihren Bewunderern kein Gehör giebt, so werden doch manche Pläne sie zu entführen geschmiedet, und in den Händeln, welche es hierüber giebt, ist sie fast immer sicher irgend eine gewaltsame Beschädigung zu erhalten, denn jeder der Kämpfenden will, daß sie ihm folgen soll und wirft im Weigerungsfall einen Speer nach ihr. Das frühere Leben einer jungen, wegen ihrer Schönheit gerühmten Frau ist gewöhnlich eine fortlaufende Reihe von Gefangenschaften bey verschiedenen Herren, von schweren Wunden, von Wanderungen in fremde Familien, von eiligen Fluchten, von schlechter Behandlung durch andere Weiber, unter welche sie von ihrem Räuber als eine Fremde gebracht wird. Selten sieht man eine durch Schönheit ausgezeichnete Frau, die nicht die Narben alter Wunden aufzuweisen hätte, und nicht selten geschieht es, daß eine solche nach und nach mehrere hundert Stunden von ihrem Geburtsorte hinweg geschleppt wird.

Eine sehr verbreitete irrthümliche Meynung ist es, daß die Eingebornen Australiens nnr spärliche Subsistenzmittel besässen, und Reisende, die mit der Lebensweise derselben nicht genau bekannt sind, haben daher nicht selten in dieser Beziehung lächerliche Verstöße begangen. Sie klagen in ihren Reiseberichten, daß die unglücklichen Eingebornen durch Hunger zu der traurigen Nothwendigkeit gezwungen würden, von gewissen Nahrungsmitteln, welche sie in der Nähe ihrer Hütten gefunden hätten, zu leben, während häufig die also bezeichneten Artikel gerade diejenigen sind, auf welche die Eingebornen den meisten Werth legen und denen weder Geschmack noch nährende Eigenschaft abgeht. So z. B. erzählt der Kapitän Sturt in seinen Reisen, daß er eine Anzahl Rindenmulden, mit dem Gummi der Mimosen angefüllt und eine große Menge von Gummikuchen auf dem Boden angetroffen habe, und setzt dann voll Mitleid hinzu: „hieraus erhellt, daß diese unglücklichen Kreaturen in das äußerste Elend gerathen, und außer Stande sich ein andres Nahrungsmittel zu verschaffen, zum Sammeln dieser schleimigen Kost genöthigt waren.“ Gerade dieses Mimosen-Gummi aber ist ein Lieblingsgericht für die Eingebornen, und zur Zeit desselben versammeln sie sich in Menge, um in diesem Ueberfluße zu schwelgen.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Eingebornen gut leben. In einigen Distrikten mag zu gewissen Jahreszeiten Mangel an Nahrung eintreten; ist aber dieß der Fall, so werden solche Gegenden für diese Zeit verlassen. Es ist jedoch für einen Reisenden oder selbst für einen fremden Eingebornen durchaus unmöglich darüber zu urtheilen, ob eine Gegend Ueberfluß oder Mangel an Nahrungsmitteln habe, indem letztere mit den Breitegraden wechseln, so daß die vegetabilischen Produkte des einen Distriktes von denen eines andern ganz verschieden seyn können.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. August.

Nro. 153. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

I. Das unsichtbar wirkende organische Leben. Eine Vorlesung von C. G. Ehrenberg, im Vereine für wissenschaftliche Vorträge gehalten zu Berlin am 11. Febr. 1842. mit 1 col. Kupfertafel.

Die Kupfertafel, welche als Inhaltsverzeichniß der Vorlesung gelten kann, zeigt in der ersten Figur Infusionsthiere, die, noch im lebenden Zustande befindlich, einen großen Theil des Bodens bilden, auf welchem Berlin erbaut ist; die zweyte Figur stellt Infusorien vor, welche der Verf. im Polirschiefer aus Ungarn fand und die dritte enthält Reste von Infusorien aus der Kreide von Rügen. Unter diesen Figuren, gleichsam als Maßstab, sind Haare vom Menschen, vom Zobel, Stärkmehlkörner und eine Schmetterlingsschuppe; die ganze Tafel ist mit Callitriche verna eingefaßt.

In der Vorlesung geht der Verf. die Erfindung und allmählige Ausbildung der Vergrößerungsgläser überhaupt und insbesondere des zusammengesetzten Mikroskopes durch, schildert dann, was durch das Mikroskop gesehen werden kann und was mit unbewaffnetem Auge, und beweiset, daß dem Auge durch den anhaltenden, vernünftigen Gebrauch des Mikroskopes kein Nachtheil erwachse. Den Schluß bildet eine Uebersicht über das, was mit Hülfe des Mikroskopes erkannt werden kann, worin theils auf die Formelemente der größeren thierischen und pflanzlichen Organismen, auf die rein mikroskopischen Thiere und Pflanzen, theils auf den Einfluß dieser auf „die uns sichtbar umgebende und vielfach bestimmende Natur“ Rücksicht genommen ist. Auf die ungeheueren Massen von Infusorien im Feuersteine, Kieselguhr, der Bergmilch, dem Boden unter Berlin u. s. w. macht der Verf. mit besonderer Vorliebe aufmerksam.

II. Beobachtungen über die Entwicklung des Gehörorganes bey Menschen und höheren Säugethieren von Dr. A. F. Günther, mit 1 Kupfertafel. Leipzig 1842.

In der Einleitung betrachtet der Verf. die Sinnesorgane, und vorzugsweise Aug und Gehör als hervorgestreckte Arme des Seelenorganes (Gehirnes) da sie auch als unmittelbare Ausstülpungen und Verlängerungen des Gehirnes in dem entstehenden Embryoleibe hervortreten. Schon in früheren Jahren hat man die Behauptung aufgestellt, daß das Gehirn und Rückenmark eigentlich der Mensch oder das Thier, die von diesen Centralgebilden auslaufenden Nerven aber als Fühlfäden anzusehen seyen und alle übrigen Organe nur Hülfsorgane vorstellten, mittelst welcher das Nervensystem nach außen wirke und von außen auf sich wirken lasse. Wenn auch solche Deutungen in der Regel das Gepräge von Beschränktheit und Unbehülflichkeit an sich tragen, da im Organismus nicht wohl ein organisches System dem andern untergeordnet und von geringerer Bedeutung als jenes seyn kann, so ist doch nicht zu läugnen, daß sie einen gewissen geistigen Anstoß geben, zu neuen Betrachtungen anspornen und so allmählig ein wahrhaftes Erfassen der Be-

deutung der Organe herbeyführen. Vorzugsweise suchte man das Verhältniß der Sinnesorgane zum übrigen Nervensysteme als Vermittler zwischen Außen und Innen aufzufassen und in dieser Beziehung glaubt Ref. sie auch als eine höhere Art von Respirationsorganen ansprechen zu dürfen.

Die Darstellung der Entwicklung des Gehörorganes ist in 2 Abtheilungen eingetheilt: in die Entwicklung des Labyrinthes aus dem Emmert'schen Ohrbläschen und in die Entwicklung der Paukenhöhle aus dem Kiemenapparate. Der Verf. sucht darzuthun, daß das Gehörbläschen nicht, wie Huschke und Valentin behaupten, eine Einstülpung der äußeren Haut, sondern, wie die ursprüngliche Theorie lehrte, eine Ausstülpung der Hirnblase sey, beobachtete auch beym Hühnerembryo das von Rathke entdeckte Nebenbläschen, über dessen Bedeutung er aber keine Aufklärung geben kann. Bey weiterer Entwicklung wird der anfangs sehr dünne Verbindungsgang zwischen Gehirnblase und Emmertschem Bläschen weiter, füllt sich mit Gehirnsubstanz und stellt den Gehörnerven dar; die 3 halbkreisförmigen Kanäle bilden sich vom Vorhofe aus als 3 längliche Falten. Der Modiolus bildet sich unter den Theilen der Schnecke zuerst; um diesen herum entstehen durch Einfaltung die Schneckenwindungen, die anfänglich nicht über einander stehen, sondern in einer Ebene (flach) in einander gerollt liegen. Die Spiralplatte ist eine Ausstülpung des Modiolus.

Die Paukenhöhle hängt mit der Eustachischen Röhre immer unmittelbar zusammen und ist anfänglich mit dieser eine längliche, zusammengedrückte Tasche. Erst bey späterer Entwicklung, wenn die Gehörknöchelchen sich bilden, erweitert sich der Paukentheil der Tasche und nun entsteht auch das röthliche Sekret in seinem Innern; mit vollendeter Ausbildung der Gehörknöchelchen hat auch die Paukenhöhle ihre normale Größe erlangt.

Die Gehörknöchelchen entstehen aus dem ersten knorpeligen Visceralstreifen der Kiemenbögen, welcher anfänglich einfach ist, aber bald in drey Abtheilungen zerfällt, von denen die hintere schwindet, die mittlere die Grundlage für Steigbügel und Amboß giebt und die vordere sich zum Hammer entwickelt. — Einige Bemerkungen über Bildung des

Trommelfelles, des äußeren Gehörganges und des äußeren Ohres bilden den Schluß der Monographie, die ein sehr dankenswerther Beytrag zur näheren Kenntniß des in ihr behandelten, schwierigen Gegenstandes ist.

III. Untersuchungen über den Bau des Nervensystemes von Dr. B. Stilling und Dr. J. Wallach. Erstes Heft: Untersuchungen über die Textur des Rückenmarkes mit Abbildungen. Leipzig 1842.

Ein sehr interessantes Werk, das wieder einmal umstößt, was vieljährige mühsame Forschungen kurz zuvor erst aufgebaut hatten! Von Ganglienkugeln sehen die Verf. im ganzen Rückenmarke keine Spur, dagegen nur longitudinale Nervenröhrchen in der weißen, longitudinale und transversale, also sich kreuzende Nervenröhren in der grauen Substanz. Die weiße Substanz läßt sich erst in größere, dann immer kleinere Faserbündel zerlegen, welche aus Primitivröhren zusammengesetzt werden, die ganz denen der Nerven gleichen und eine äußere Membran (Neurilem), eine sehr zarte innere und einen durch Compression leicht in Kugelform ausfließenden Inhalt von gelblicher Farbe erkennen lassen. In der grauröthlichen Substanz sind sich kreuzende Primitivröhren, die denen in der weißen Substanz gleichen, aus 2 Häuten und einem flüssigen Inhalte bestehen, aber durch größere Zartheit und geringeren Durchmesser sich unterscheiden. Zwischen graue und weiße Substanz ist noch eine dritte, die gelatinöse Substanz eingeschoben, welche aus grauen, longitudinalen Nervenröhren besteht, die den feinsten Durchmesser haben, sehr hell sind und ins Goldgelbe spielen. Die Blutgefäße durchsetzen die weiße Substanz in nicht sehr zahlreichen Verzweigungen, während sie in der grauen Masse mannigfaltige feine aber dicht beysammen liegende Netze bilden, deren Wandungen so zart werden, daß sie oft der schärfsten Beobachtung zu entgehen scheinen. Bey angewendetem Drucke verbreiten sie sich und bilden an Umbiegungsstellen leicht kuglige Formen.

Die graue Substanz ist auf eine eigenthümliche Weise innerhalb der weißen gelagert. Um den

Rückenmarkskanal (den die Verf. bey allen Thieren fanden) herum befindet sich zunächst eine Lage äußerst zarter Fasern, die gleichsam die Wandung des Kanals bilden, von da aus aber laufen horizontal liegende Faser-Bündel in die vorderen und hinteren Stränge, welche gegen die Peripherie immer mehr sich verbreitern und fächerartig werden. Die fächerartigen Verbreiterungen zeigen sich selbst wieder aus mehr keulenförmigen Bündeln zusammengesetzt, deren Gestalt jedoch etwas wechselt. Die einzelnen Fasern dieser Bündel reichen oft bis an die Peripherie des Rückenmarkes durch die weiße Substanz hindurch und von den perpendikulären Fasern dieser manchfach durchsetzt und auseinander gehalten, oftmals aber gehen sie nur bis an die Gränze der weißen Substanz; in beyden Fällen zeigen sich häufig Umbiegungsschlingen, durch welche Fasern der weißen Substanz hindurchtreten, niemals aber geschieht eine Verbindung zwischen einer Faser der grauen und einer der weißen Substanz; beyde Systeme von Faserungen haben daher nur die mannigfachsten Berührungspuncte unter einander, ohne wirkliche Uebergänge zu bilden.

Die Faserbündel der Rückenmarksnerven lassen sich in das Innere der grauen Substanz verfolgen und erweisen sich als unmittelbare Fortsätze der querlaufenden Fasern derselben.

Die Anwendung betreffend, welche man aus der Erkenntniß der angegebenen Strukturverhältnisse des Rückenmarkes auf die Pysiologie dieses Organes machen kann, glauben die Verf., daß wegen des so ausgezeichneten Blutreichthumes der grauen Substanz in dieser die „Erzeugung der Nervenkraft vorzugsweise bewirkt werde.“ Daß die Wurzeln der Rückenmarksnerven alle aus den querlaufenden Fasern der grauen Substanz entspringen, scheint das Phänomen, daß die vorderen Wurzeln bloß motorische, die hinteren aber bloß empfindende Fasern enthalten, fast unerklärlich zu machen und der einzige Aufschluß, der hierüber gegeben werden könnte, beruht darin, daß die Querfaserbündeln der grauen Substanz, aus welcher die vorderen Wurzeln entspringen, sehr reichlich von den Longitudinalfasern der weißen Substanz durchsetzt, aus einander gedrängt und isolirt werden, dagegen die Querfaserbündel, aus denen die hinteren Wurzeln hervortreten, mehr in gegenseitiger Berührung stehen und nicht durch das Dazwischentreten der weißen Fasern getrennt werden, woraus denn folgte, daß die weißen Fasern die Empfindung um so mehr hindern, je zahlreicher sie sich in die graue Substanz eindrängen. Die Längsfasern der hintern grauen Substanz scheinen die Empfindung, die der vorderen die Bewegung zu vermitteln, während die Querfasern der hinteren Rückenmarkssubstanz sich wie Erreger für die Längsfasern der hintern grauen Substanz verhalten, und die Querfasern der vordern Substanz von den Längsfasern derselben Partie angeregt werden; indem die hinteren Longitudinalfasern der Leitung zum Zentrum, die vorderen aber der Leitung zur Peripherie vorstehen.

Den Schluß des Werkes bildet eine Demonstration des Baues des Rückenmarkes, mit unbewaffnetem Auge betrachtet, mikroskopische Resultate an künstlich gehärtetem Rückenmarke und die Beschreibung eines für die Untersuchung dieses Organes von Dr. Wallach erfundenen, zweckmäßigen Compressoriums.

M. Erdl.

Abhandlungen aus dem Gebiete der Zoologie und vergleichenden Anatomie von H. Schlegel. Leiden 1841. 1. Heft. 44 S. mit 6 lith. Tafeln in kl. Fol.

Das erste Heft dieser Abhandlungen liefert „Beyträge zur Charakteristik der Cetaceen.“ Unter allen Ordnungen der Säugthiere ist die der Walle noch am wenigsten gekannt, in den zoologischen Sammlungen am dürftigsten repräsentirt, in Abbildungen am mangelhaftesten anschaulich gemacht. Nicht sowohl der Aufenthaltsort, als die enorme Größe dieser Thiere ist es, welche uns bisher verhindert hat, von ihnen eine genauere und umfassendere Kenntniß zu erlangen. Der Naturforscher kann nicht wie bey andern Seethieren auf ihren Fang antragen; die Bedingungen, unter welchen ihr äußerer und innerer Bau am Besten studiert werden könnte, vermag er nicht im Voraus einzuleiten. Ein Gerücht, eine Zeitung bringt unerwartet die Nachricht, daß eines dieser kolossalen Geschöpfe am benachbarten Gestade gestrandet sey, und der Zoolog, wenn er auch in der Nähe wohnt,

kommt selten zeitig genug herbey, um das Thier, das bereits von Raubvögeln und neugierigen Zuschauern verstümmelt worden, in seinen untern Theilen vielleicht schon in Fäulniß übergegangen ist, noch in gehörig gutem Stande zu finden. Mit Aufopferung bedeutender Summen, mit langwieriger und höchst mühseliger Anstrengung, mit Nichtachtung des pestilenzialischen Gestankes, der von den faulenden Eingeweiden, in welchen er nur mit großen, bis an den Unterleib reichenden Stiefeln herumwaden kann, ausgeht, wird der Naturforscher immer nur eine unvollkommene Untersuchung an einem solchen Seeungeheuer anstellen können. Ohnedieß können solche Untersuchungen nur von den in der Nähe der Seeküsten wohnenden Naturforschern ausgeführt werden; die binnenländischen müssen sich mit dem Studium der kleinern Arten, der Embryonen und der in den Sammlungen aufgestellten Präparate begnügen.

Die zoologische Sammlung zu Leiden ist jetzt wohl diejenige, welche die ansehnlichste Sammlung aus der Ordnung der Walle besitzt. Die Nähe des Meeres, die ausgebreiteten Verbindungen, die ansehnlichen Geldmittel, über welche dieses Museum disponiren kann, die ungemeine Thätigkeit seiner Vorstände, hat auch in dieser Abtheilung der Säugthiere ein reiches Material zusammen gebracht. Wir können uns daher nur freuen, daß ein so tüchtiger Naturforscher wie Schlegel mit den großen Hülfsmitteln des Leidner Museums an die Bearbeitung dieser höchst schwierigen Ordnung sich gemacht hat. Der Umfang dieser Beyträge ist zwar nur auf wenige Bogen beschränkt, aber in ihnen ist ein reicher Inhalt zusammen gedrängt. Sie gewähren nämlich eine vollständige Charakteristik der Familien, Gattungen und Arten auf eine strenge Kritik der vorliegenden Literatur und eine umfassende Autopsie des Gegenstandes begründet. Nur diejenigen Arten, welche vor einer strengen Kritik nicht bestehen konnten, blieben mit Recht ausgeschlossen. Nächst Rapp's schöner Arbeit über die Cetaceen, ist die von Schlegel die bedeutendste, welche in der neueren Zeit über die Walle erschienen ist; in Bezug auf Festsetzung der Arten die Grundlage, von welcher alle weiteren Untersuchungen hierüber von nun an auszugehen haben.

Journals of two Expeditions of discovery in North-West and Western Australia etc.

(Schluß.)

Im Anhange zum zweyten Theile von Grey's Reise sind mehrere sehr wichtige zoologische Abhandlungen enthalten. Zuerst kommen J. E. Grey's Beyträge zur Kenntniß der geographischen Verbreitung der australischen Säugthiere, mit Notizen über einige neuentdeckte Arten. Dieß ist das reichhaltigste Verzeichniß, das bisher erschienen ist, indem es im Ganzen 96 Arten aufzählt, nämlich:

Fledermäuse . . .	8	Arten
Raubthiere . . .	2	„
Nager	11	„
Beutelthiere . . .	70	„
Sporenthiere . .	3	„
Walle	2	„
	96	Arten.

Von den Vögeln hat Gould eine Liste beygefügt, die 182 Arten aufzählt, nämlich:

Raubvögel . . .	16	Arten
Hocker	98	„
Tauben und Hühner	9	„
Sumpfvögel . .	27	„
Schwimmvögel .	32	„
	182	Arten.

Ein Verzeichniß der bisher beschriebenen australischen Amphibien nebst Beschreibung mehrerer neuen Arten ist von J. E. Grey entworfen. Es zählt

Saurier . . .	62	Arten
Schlangen . .	20	„
Schildkröten .	7	„
Krokodile . .	1	„
Nackthäuter . .	17	„
	107	Arten.

Ueber die von Kapitän Grey im König Georgs Sund gesammelten Insekten gab A. White Notizen, zugleich mit Beschreibungen der neuen Arten, von denen wie auch von den Amphibien mehrere in eingedruckten Holzschnitten abgebildet sind.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. August.

Nro. 154. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Relazione degli ambasciatori veneti al senato, raccolte, annotate, ed edite da Eugenio Albèri a spese di una società. Serie I. vol. 1. p. 469 S. vol. 2, 470 S. Serie II. vol. 1. 470 S. Serie III. vol. 1. 471 S.

Die Berichte, welche die venetianischen Gesandten einem Gesetze des J. 1296 zufolge bey ihrer Rückkehr in dem großen Rathe Venedigs über den Zustand der Reiche abstatteten, in welchen sie sich aufgehalten hatten, bilden seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eine fortlaufende Reihe der interessantesten Notizen, welche schon früh die Aufmerksamkeit der Historiker rege machen mußten. Keine der größern Handschriften-Sammlungen Europas versäumte deßhalb wenigstens einige derselben sich zu verschaffen; auch wurden schon frühe mehrere derselben durch den Druck bekannt gemacht. Allein erst in unsern Tagen wurde zugleich bey zwey Italienern und einem Deutschen der Gedanke rege, sie als eine eigentliche Quellensammlung zu benützen, und dadurch die Kenntniß der verschiedenen Epochen und Länder durch genuine Berichte, wie man glaubte, zu vermehren.

Die „Fürsten und Völker Südeuropas“ von Ranke, unsrer Ansicht nach das frischeste und absichtsloseste Werk dieses gefeyerten Historikers, beruhen auf einer zu diesem Zwecke veranstalteten Sammlung; in Turin gab i. J. 1830 Luigi Cibrario die Savoyen betreffenden Relationen aus den Jahren 1574, 1670, 1743 heraus; in Florenz sammelte der gelehrte und vortreffliche Marchese Gino Capponi, der Restaurator der historischen Wissenschaften in Italien, nicht nur handschriftliche Berichte, sondern vereinigte auch einen Kreis von Männern um sich, die im Stande waren, die Herausgabe eines völligen corpus solcher Relationen zu unternehmen. Doch war ihnen Guizot bereits zuvorgekommen und hatte durch Tommaseo die auf Frankreich bezüglichen Berichte zusammenstellen und auf Kosten der französischen Regierung 1838 in 2 dicken Quartbänden mit der französischen Uebersetzung herausgeben lassen. Dieser Sammlung ungeachtet vermochte Hr. Alberi, den die florentinische Gesellschaft zum Herausgeber ihrer Sammlung bestimmte, auch für Frankreich noch manches Neue, was Tommaseo entgangen war, aufzufinden und dem Ganzen eine Vollständigkeit zu geben, die, wenn sie auf gleiche Weise fortgeführt wird, nichts zu wünschen übrig läßt.

Diese große Sammlung zerfällt aber in 3 Serien. Die erste enthält die Berichte über die europäischen Staaten, Italien ausgenommen, im Ganzen bis jetzt 17 Relationen (6 über Frankreich, von Marin und Francesco Giustiniani, Marin Cavalli, Matteo Dandolo, Giov. Capello, Giov. Soranzo aus den Jahren 1535, 1538, 1546, 1547, 1554, 1558; 5 beziehen sich auf Carl V. und zwar von Gasparo Contarini, Nicolo Tiepolo, Marino Cavalli, Bernardo Navagero 1525, 1532, 1538, 1546, 1551; 2 auf den römischen König Ferdinand (1541, 1548); eine vom Jahre 1506 auf den Herzog von Burgund; 3 von Daniel Barbaro, Giov. Micheli und einem Ungenannten auf England (1551, 1557).

Die zweyte Serie umfaßt die Relationen über Italien und zwar 3 über Florenz, von Marco Foscari 1527, Carlo Capello 1530, Vincenzo Fedeli 1561; eine über Savoyen von An-

drea Boldu v. 1561. Hiebey hat der Herausgeber die lobenswerthe Einrichtung getroffen, alle Berichte über Rom und die Päpste in einer besonderen Unterabtheilung in chronologischer Ordnung zu geben; der zweyte Band der zweyten Serie wird bereits damit den Anfang machen. Die schätzenswerthe Relation Polo Capello's über Alexander VI., welche Ranke (die römischen Päpste III. S. 229) als die erste „venetianische, die er gefunden, und zugleich als diejenige anführt, welche ein günstiges Zeugniß für Lucrezia Borgia ablegt und Cesare eher als ihren Feind, denn als ihren Liebhaber darstellt, wird den Reihen eröffnen.

Die dritte Serie, die Berichte über Asien und Afrika enthaltend, zählt bis jetzt einen Band, dessen 9 Relationen 1534 — 1579 *) die türkischen Verhältnisse besprechen.

Der historische Werth dieser Berichte ist nun freylich ein sehr verschiedener, nicht bloß wegen der Verschiedenheit der Verfasser und der Frage, ob diese im Stande waren, die Wahrheit zu erforschen, ob sie dieselbe auch wirklich darstellen wollten; sondern auch deßhalb, weil die eigentlichen geheimen Berichte und Verhandlungen sorgfältig von diesen, schon von Anfang für ein größeres Auditorium und auch nicht eingeweihte Personen bestimmten, unterschieden werden müssen. Die Ungleichheit, sowie die Unzuverläßigkeit wird übrigens bey den römischen Relationen, von welchen Ref. einen nicht unbeträchtlichen Theil selbst durchgesehen hat, noch mehr einleuchten, als bey den jetzt vor uns liegenden, gedruckten. Wenn sie aber in historischer Beziehung auch nur einen untergeordneten Werth hätten, — es giebt in Italien Personen, welche ihnen nicht einmal diesen lassen, indem man von dem Wirken einzelner Diplomaten der Gegenwart einen Rückschluß auf die früheren, venetianischen sich erlaubt — so verdienen sie doch in Betreff der statistischen Angaben und als Bemerkungen geistreicher, wenn auch nicht immer unbefangener Männer alle Beachtung. So ist es wohl keine Frage, daß bereits die von Tammaseo über Frankreich herausgegebenen Relationen zum Theile einen wahren Schatz trefflicher Beobachtungen über die Zustände der Parteyen enthalten und der Herausgeber hat völlig Recht gehabt, diese auch in seiner Sammlung aufzunehmen. Alberi hat jedoch dieselbe mit zwey anderen Berichten zu vermehren gewußt, welche Tommaseo's Nachforschungen entgangen waren. Der erste, Matteo Dandolo's, zeigt uns Heinrich II. unmittelbar nach seiner Thronbesteigung, wie er die Venetianer und P. Paul III.*) zu einem Bündisse gegen Carl V. zu bewegen strebt, das aber die vorsichtigen Gesandten abzulehnen suchten. Heinrich, als Dauphin melancholisch, blaß und grün (pallido e verde), war als König heiter, roth und vortrefflich aussehend geworden. Schon damals befürchtete der Gesandte bey der Leidenschaft des Königs für ritterliche Spiele zuletzt einen üblen Ausgang, wie denn auch Heinrich bekanntlich dadurch sein Leben verlor. Sein Einkommen betrug 6 Mill. Thaler jährlich. Als er König geworden, habe er Gott gebeten, ihm die Krone nur dann lange zu lassen, wenn es seinem Volke zur Wohlfahrt gereiche. Treffend schildert sowohl Dandolo, als auch Soranzo die Franzosen, so daß Alberi, höflich genug, einige Entschuldigungen anzubringen sich bemüßigt fand. Soranzo, dessen Relation vom Jahre 1558 Tommaseo gleichfalls nicht kannte, rechnet auf Frankreich 132 Städte, auf Paris eine Bevölkerung von 400,000 Einwohnern, darunter mehr als 20,000 Studenten. Das Einkommen eines Königs von Schottland schlägt er auf 50,000 Thaler an; das des Herzogs von Lothringen dagegen, der seit der Einnahme von Metz als Geisel am französischen Hofe lebte, auf 300,000 Thaler. K. Heinrich, glaubt Soranzo, liege nur Eines am Herzen, die Macht seiner Krone zu erweitern und größeren Ruhm zu erlangen. *)

„Er pflegt alle seine Pläne durch verschiedene Vorwände zu bedecken und sich den Anschein zu geben, als unternehme er alles nur zum Dienste anderer.

*) Zwey von diesen, B. Navagero und M. A. Barbaro, hat Ranke im ersten Bande der Fürsten und Völker benützt.

*) S. I. 2. 182.

**) Tutte le operazione sue sono a fine di lasciare il regno tutto unito ed anco stato maggiore al delfino, poco curando di dare stato agli altri figliuoli. S. 428.

So vertheidigte er die Königin von Schottland, als die Engländer sie zwingen wollten, ihren König Eduard VI. zu heirathen. Der König ließ sie hierauf nach Frankreich bringen und behielt die schottischen Festungen in seinen Händen. Er verband sich mit den deutschen Fürsten gegen den Kaiser und legte sich den Titel eines Befreyers von Deutschland bey; nichts desto weniger bemächtigte er sich der Stadt Metz, einer freyen, deutschen Reichsstadt, und hätte er nach Straßburg dringen können, so glauben viele, er hätte es eben so gemacht. Um sich, trotz der Neutralität dieses Landes, Lothringens zu versichern, sandte er den Herzog nach Frankreich und obwohl er ihn zum Eidam bestimmt hat, ist er doch in Wahrheit nur sein Geisel. Er nahm Siena in seinen Schutz; allein wie viele glauben, mehr um die Festung für sich zu besitzen, als um die Freyheit der Republik zu erhalten. Er vertheidigte die Kirche und das Haus Caraffa gegen den Herzog von Alva; allein das Hülfsheer, welches Guise nach Italien brachte, war wohl mit der Hoffnung entsandt, hiebey das Königreich Neapel zu erobern. Als dieses nicht gieng, suchte man Florenz zu erobern. S. 429 ꝛc.

Auch die Schilderung der Königin Catharina, ihres guten Verhältnisses zu Heinrich, der Unterwürfigkeit ihres Sohnes und der allgemeinen Liebe zu ihr, ist sehr interessant (S. 430) und widerstreitet der gewöhnlichen Auffassungsweise. Die Liebe des Königs zu dem Herzoge von Guise schreibt sich von Kindsbeinen her, da beyde miteinander erzogen wurden. *) Die Ursachen des letzten italienischen Krieges **) besonders, in wie ferne sie auf die Eifersucht der Guise und Montmorency beruhten, werden mit großem Scharfsinne angeführt. In Bezug auf das Verhältniß des Königs zu Diana von Poitiers bemerkt Soranzo: in publico non si è veduto mai atto alcuno disonesto. Vorzüglich lag die Vertheilung kirchlicher Pfründen in ihren Händen. (S. 437.) Der Königin erwies sie alle nur denkbare Achtung.

Uebrigens stand der König, was einen klaglichen Ausgang der großen und kostspieligen italienischen Kriege bewies, Venedig ausgenommen, mit allen italienischen Staaten schlecht; er hatte sich auch ganz von Italien abgewendet — natürlich da ihm

*) Come per essere in molte cose assai conformi di natura. S. 433.

**) Sieh hierüber auch S. 446 ꝛc.

die Verbindung mit deutschen Fürsten leichtere und größere Vortheile verhieß, und er seine jüngern Söhne nicht, wie Franz I. gethan, auf Kosten der Krone versorgen wollte.

Die Relationen über Carl V. stimmen alle wenigstens in 2 Dingen überein, in dem Lobe des Kaisers, dessen Schilderungen überaus glänzend sind, und in dem schlechten Zustande seiner Finanzen. Schon N. Tiepolo erzählt, wie Karl bey Neapel statt Einnahmen nur Ausgaben habe, Spanien die Ausgaben decke, Indien manches Jahr 250000, manchmal nur 30000 Ducaten trage. Der Kern aller seiner Streitkräfte bestand damals aus 10000 Veteranen, die in Italien standen. *)

Die Verhältnisse von Deutschland beschreibt Tiepolo nach der Stellung des Kaisers zu den Parteyen; er zeigt die gewaffnete Haltung der lutherischen Fürsten, die Gründe, warum der Kaiser den Weg der Güte und der Unterhandlung der Entscheidung durch Waffengewalt vorzog und seine Begierde, **) alle christlichen Fürsten zu einem großen Zuge gegen die Osmanen zu vereinigen. Unstreitig ist dieses Aufflackern ächtritterlichen Geistes eine der schönsten Seiten in dem Charakter Karls V. und es läßt sich nicht läugnen, daß er besonders dadurch sich so über die andern Fürsten erhob, daß namentlich die französischen, gegen ihn gehalten, von dem Vorwurfe niedriger Denkungsart wohl kaum werden frey gesprochen werden können.

*) Die genaueste Beschreibung der inneren Zustände der einzelnen Staaten Carls V. enthält der Bericht Gaspar Contarinis v. J. 1525, Alb. I. 2. S. 9, welche bisher zu den seltensten Relationen gehörte. Alberi entnahm sie dem k. Hof-Archive zu Turin. Sie verdient wegen der feinen Beobachtungen über den Charakter der Völker, über Gesetze und politische Einrichtungen die genaueste Berücksichtigung. Historische Ereignisse werden nur beziehungsweise erwähnt. Ein Exemplar dieses Berichtes sah Ranke auch in der Bibl. Altieri zu Rom. R. Päpste III. S. 265. Sie würde für den ersten Band der Fürsten und Völker von großem Werthe gewesen seyn. Die in diesem benützte Relation Contarini's ist vom Jahre 1530.

**) S. I. 1. S. 71.

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. II. Heft. Würzburg 1840 8.

I.

Auszüge aus den Urkunden des röm. Kaisers Friedrich III. in Beziehung auf das ehemalige Fürstenthum Würzburg.

(Mitgetheilt vom k. Legationsrath Hrn. Dr. Scharold.)

Diese Urkunden-Auszüge, welche des VI. Bandes 2tes Heft des Archivs von Unterfranken ꝛc. eröffnen, sind entnommen aus „Chmel's Regesta chronologico-diplomatica Friderici III. Romanorum imperatoris (Regis IV). Auszug aus den im kk. geheimen Haus-, Hof- und Staats-Archive zu Wien sich befindenden Reichsregistraturbüchern v. J. 1440 — 1493. Wien 1840. 4.“ —

Aus dem überreichen diplomatischen Materiale, welches mit Einschluß eines noch zu erwartenden Supplementheftes an 10,000 urkundliche Notizen enthält, hat Hr. Sch. im vorliegenden von den Jahren 1452 — 1492. dasjenige ausgehoben, was zunächst das Fürstbisthum Würzburg angeht. Den Schluß macht eine in extenso mitgetheilte Urkunde K. Friedrichs d.d. 2. Septemb. 1465. Rewnstat, wodurch er die zum Nachtheile der Regalien des Hochstifts Bamberg mit Würzburg getroffene Einigung kassirt; welche indeß mit dem Urkunden-Auszuge S. 5. 22. Februar 1465, Schannat, Sammlung I. 151. nicht zu verwechseln ist. Diese Letztere kannte Fries, die erstere dagegen nicht.

Die Bischöfe von Würzburg (Johann III. von Grumbach) und Bamberg (Georg von Schaumberg) hatten unter sich und mit Pfalz und Bayern-Landshut eine Einigung geschlossen, welche Johann von Würzburg nach Georgs von Bamberg Dafürhalten zu seinem Vortheil benutzte; denn Geleit, Landgericht, Zent-, Zoll ꝛc. sollten der Einigung gemäß, im Falle von Streitigkeiten hierüber, durch Austrag entschieden werden. Allein Georg, dem im Streite mit Christoph Fuchs von Bimbach wegen des Niederheider Schaftriebes Johanns Benehmen parteyisch vorgekommen war, verstand sich nur voll Mißtrauen und Furcht — Fuchs hatte 1200 Pferde geworben — zur Haltung der auf den Tagen zu Würzburg und Augsfeld (zwischen Haßfurt und Zeil) bestimmten Punkte, erklärte den pfälzischen Räthen und dem Herzog Ludwig von Landshut auf einem Tag zu Nürnberg die zu Augsfeld gemachte „Richtung“ für eine erzwungene, und begehrte: Johann III. solle die ihm abgenöthigte Verschreibung wieder herausgeben. Zwar wurden beyde Bischöfe, — von denen Fries sagt: „sie hätten beede harte Köpfe“ — auf dem erwähnten Nürnberger Tag durch die Bemühungen von Pfalz und Bayern verglichen; allein in Beyder Gemüth hatten Argwohn und Mißtrauen zu sehr überhand genommen und es bedurfte der nächsten besten Veranlassung, um das Feuer der Zwietracht wieder anzufachen. Auch jetzt noch bemühte sich Bischof Wilhelm von Eichstädt, das gute Vernehmen wieder herzustellen. Als jedoch der Markgraf Albrecht von Brandenburg auf den Tag zu Coburg, wo die Händel beygelegt werden sollten und woselbst beyde Bischöfe sich eingefunden hatten, das kaiserliche Schreiben vom 22. Februar 1465 überschickte; weigerte sich Georg von Bamberg auf den Grund desselben, auf weitere Unterhandlungen sich einzulassen. Johann III. von Würzburg seiner Seits appellirte von diesem kaiserlichen Schreiben, welches „auf unbeständigen leeren Bericht ausgebracht sey,“ an den besser zu unterrichtenden Kaiser, und beyde Theile ritten, sammt den vermittelnden Fürsten, im December 1465 (nicht 1466) unverrichteter Dinge und erbittert davon. Es kam, nachdem sie in Briefen einander sogar ihre Gebrechen, — Johann hatte dem Georg Blödigkeit des Gesichts und Georg seinem Gegner blödes Gedächtniß — vorgeworfen, zum offenen Krieg, als der Abt von Theres, gestützt auf Johanns von Wirzburg Verbot, vom Bamberger Bischof die Investitur zu empfangen sich weigerte. Das kaiserliche Schreiben vom 2. September 1465 muß den Partheyen kaum vor Beginn des Jahres 1466 zugekommen seyn; war es aber doch der Fall, so diente es seinem ganzen Inhalte nach sicher dazu, den Bischof Georg in seinem Benehmen zu ermuthigen. Der Ueberfall von Theres 31. December 1465, die Verwüstungen der Bamberger im Amte Zabelstein 1466 bewogen Johann, die Rüstungen wider Bamberg eifrigst zu betreiben. Er bot in Kraft der Einigungs-Verträge mit Pfalz und Bayern-Landshut den Churfürsten Friedrich von der Pfalz und Herzog Ludwig den Reichen als seine Bundesgenossen auf. Da überraschte ihn am 11. April 1466 der Tod. — Georgs Hartnäckigkeit wurde durch Pfalz und Bayerns Drohung besiegt, beyde würden sich des Würzburger Capitels, welches demüthig um Frieden gebeten hatte, nachdrücklich annehmen. Einen friedlichen Anstand bis auf den 16. October 1466 machte endlich mit Bewilligung des Würzburger Capitels und des Bischofs Georg der Graf Wilhelm von Henneberg. Doch war diese Angelegenheit nicht gänzlich ausgeglichen und Fries behauptet: Georg habe durch seine „Practiken erwirkt,“ „daß die Sache gegen Rom für den Papst gezogen ward.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. August.

Nro. 155. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Relazioni degli ambasciatori veneti al senato, raccolte, annotate, ed edite da Eugenio Albèri etc.

(Schluß.)

Zwey Tugenden, sagt N. Tiepolo, scheinen mir in dem Kaiser die vorwaltenden zu seyn. Die eine ist, daß man ihn gar nicht besonders geneigt sieht, neue Staaten zu erlangen, oder sich und seinen Nachfolgern zum Nachtheile der Angelegenheiten der Christenheit eine bedeutende Größe zu verschaffen; die andere, daß er ungemein den Frieden liebt.*) Diese Darstellung geht durch alle Berichte hindurch und dürfte doch endlich deutsche Historiker zum Nachdenken über die dem trefflichen Kaiser angedichteten Eroberungspläne bringen, mit welchen Vorwänden die zahlreichen Gegner Carls V. ihre eigenen Endzwecke zu bedecken suchten. Tiepolo zeigt aber ausführlich, welch große Opfer Carl dieser Liebe zum Frieden brachte, wie er den italienischen Fürsten verzieh, um Italien zur Ruhe zu bringen, deßhalb seinen Bruder mit Ausschluß seines Sohnes zum Könige der Deutschen beförderte, Genf den Schweizern ließ, Asti an Savoyen gab, aber auch nicht duldete, daß der König von Frankreich den Fuß nach Italien setzte, da er in diesem Lande alles in Unordnung gebracht haben würde. In Betreff des Bauernkrieges sagt der Gesandte sehr bezeichnend: „wenn dieser Aufstand bloß gegen die geistlichen Fürsten gerichtet gewesen wäre, wie er es anfänglich war und die deutschen Herren und Adelichen glaubten, und wenn er sich nicht sogleich gegen Alle gewendet hätte, so würde er erlangt haben, was er wollte, und alle Zwecke erreicht haben. Kaum bemerkte aber der Adel diese Wendung, so beklagte er sich darüber, während er früher froh war, dem Aufstande zustimmte und zufrieden zusah, wie die Prälaten geschlagen wurden; jetzt aber erhoben sich alle einstimmig und ergriffen vereint die Offensive.“ *)

Auch über den ganzen Zustand der Dinge, wie er sich seit dem Jahre 1517 in Deutschland bildete, ist der Bericht von großem Interesse. Man wird von Tiepolo keine theologischen Abwägungen der Glaubensartikel verlangen; allein das ruhige und besonnene Urtheil eines aufmerksamen Beobachters über den politischen Werth der großen Vorgänge in Deutschland, die möglichen Folgen derselben, wie ihre Ursachen, sind für den Historiker schon deßhalb bemerkenswerth, weil hier ein Zeitgenosse spricht, der dem Partheygewühle ferne steht. Ueberall gewahrt er eine Abneigung gegen den römischen Stuhl, einen gewaltigen Haß der Weltlichen gegen alle geistliche Herrschaft und jede Art religiöser Personen, der bereitwillig jede Meynung annimmt, welche

*) L. c. S. 77.

*) Eine ähnliche Auffassungsweise hat auch Maria Giustiniani I. 2 S. 133: per tal razione hanno favorito e difeso tutti i principi germanici parlando universalmente questa setta luterana — non perchè zelus fidei li mova, ma perchè con la religione hanno voluto tirar nell' opinione loro tutti i popoli contro questi due gran fratelli (Carlo V. e Ferdinando), de' quali molto temono. Espero i principi si movoni per la grandezza di Cesare e del fratello, i popoli per la religione.

von einem auch nur halbwegs angesehenen Gelehrten kömmt, sobald sie nur gegen den Clerus ist. Daher auch ein Chaos verschiedener Ansichten, Lehren, daß nothwendig zuletzt alles darunter und darüber gehen müsse (udiremo un giorno andar tutto sotto sopra) und Deutschland keine größere Unternehmung mehr zu wagen vermöge. Wohl aber sey zu fürchten, es möchte unter den Deutschen selbst irgend ein großer und verwickelter Krieg entstehen, welcher den Städten wie den Ländern das äußerste Verderben bringen müßte (S. 131). So hat der unselige 30jährige Krieg schon ein Jahrhundert früher 1532 seinen Verkünder gehabt.

Bernardo Navagero, welcher seine Relation im Jahre 1546 verfaßte, macht gleich Anfangs auf den Vortheil aufmerksam, den der Fürst eines gerundeten, in sich geschlossenen Reiches über den Besitzer so vieler, entlegener und durch Sprache Sitte und Verfassung geschiedener Länder — den Franz I. über Karl V. habe. Bernardo hat den Kaiser auf dem französischen Feldzuge begleitet und ist voll Anerkennung der Tapferkeit, Besonnenheit und des Feldherrnblickes Carls V. Bey den Schilderungen der verschiedenen Nationen, die an dem Kriege Theil genommen, kommen übrigens die Deutschen am schlechtesten weg. Nachdem er ihre Eigenschaften hervorgehoben, schließt er laconisch: in somma è la peggior gente che posa darsi. Doch gehört dieser Bericht im Allgemeinen wohl nicht zu den ausgezeichneten, obwohl er eine gute Schilderung des französischen Krieges enthält, der mit dem Frieden von Crespy endigte. Eben so ist auch von Bedeutung zur Kenntniß des Zustandes von Deutschland die Abwägung der Gründe, in wie ferne es gerathener sey, einen Krieg mit den lutherischen Fürsten zu beginnen. Da der Krieg um diese Zeit vor der Thüre stand (reputandosi la guerra certa), ist eine solche Darstellung natürlich von Interesse. Dem Gesandten zufolge herrschte bey dem Kaiser vorzüglich der Gedanke vor, es möchte, wenn nicht mit Waffengewalt eingeschritten werde, auch in den Erblanden, vor allem in Friesland und Holland eine Religionsveränderung vor sich gehen. Der Krieg müsse aber für den gefährlichsten gehalten werden, den der Kaiser bisher geführt, und zwar gefährlich nicht bloß für diesen, sondern für die ganze Christenheit und für Italien insbesondere. Man fürchtete eine Diversion der Türken, Franzosen und Engländer zu Gunsten der lutherischen Fürsten, einen Zug derselben gegen den Papst. Navagero persönlich hält den Krieg von Seite des Kaisers für nothwendig, seine Sache für die gerechte. Der ganze Abschnitt S. 358 — 365 verdient eine besondere Beherzigung aller derjenigen, welche diese so merkwürdige Zeit unparteyisch würdigen wollen.

An die Relation Navagero's über Karl V. vom Jahre 1546 schließt sich die Lorenzo Contarini's vom Jahre 1548 an. Sie enthält über die Pläne des Kaisers bey dem Ausbruche des schmalkaldischen Krieges, so wie über die Hauptpersonen in diesem sehr bezeichnende Bemerkungen. Nie, sagt Lorenzo, hatte der Kaiser die Absicht Deutschland zu unterjochen; wohl aber, einen Bund aufzurichten, durch welchen die von Deutschland getrennten Staaten wieder mit demselben vereinigt würden und die nothwendigen Kriege durch die ganze Kraft Deutschlands und der Erblande geführt werden könnten.

Würde es hier der Raum erlauben, so möchte Ref. sehr gerne eine Vergleichung zwischen der Darstellung der Zustände Deutschlands und des Papstes nach Lor. Contarini S. 436 — 447 und der Ranke's in den römischen Päpsten I. S. 258 — 269 ziehen. Dem letzteren zufolge „fühlte sich P. Paul III. (bey dem schmalkaldischen Kriege) als ein Verbündeter der Protestanten.“ — „Wunderbar, ruft Ranke aus, wie auch dießmal die Entzweyung des Papstthums und des Kaiserthums, hervorgerufen von der politischen Stellung des ersten, den Protestanten zu Hülfe kam. — Der Kaiser mußte erleben, daß der wesentlichste Theil seiner Pläne an dem Abfall seines Verbündeten scheiterte“ ꝛc. Fassen wir aber die Stellung des Kaisers nach Lor. Contarini in das Auge, so ergiebt sich Folgendes.

Karl V. hatte eine doppelte Absicht, 1) den schmalkaldischen Bund zu Grunde zu richten. Dieß gelang ihm durch die Niederlage und Gefangennehmung des Churfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen völlig. Das zweyte war die Aufrichtung eines Bundes, welcher die niederländi-

schen, wenn möglich die italienischen und alle Staaten K. Ferdinands nebst Deutschland in sich schließen sollte. Dieser Plan mißlang in Folge der Abneigung der deutschen Fürsten. An dem Gelingen des ersten hatte der Papst Antheil, an dem Mißlingen des zweyten — keinen.

Von dem Bunde selbst, wenn er zu Stande kam, konnte Frankreich, dem Papste, den Venetianern und den Schweizern Gefahr drohen. Ein Jahr, so glaubte man, würde hinreichen, ihn zu Stande zu bringen, und als hierauf der Papst sich mit König Franz verband, so war diese Liga so weit entfernt, dem Kaiser ein Hinderniß zu bereiten, oder den wesentlichsten Theil seiner Pläne scheitern zu machen, daß die kaiserlichen Minister öffentlich erklärten, sie kümmerten sich um diese Liga nicht, so lange nicht auch die Venetianer daran Theil genommen hätten. Die Folgen dieses Bundes, zu welchen noch Heinrich II. die Venetianer zu bereden suchte, fielen auch nicht sowohl auf den Kaiser, wie Ranke's Darstellung zu erkennen giebt, als auf den Papst. Denn jetzt suchte Karl V. „ohne alle Rücksicht alles in Sicherheit und auf den besten Standpunkt zu bringen, wie denn jetzt im Gegensatze zu dem früheren Benehmen des Kaisers, Piacenza weggenommen und gegen den Herzog von Würtemberg neue Schwierigkeiten erhoben wurden.“ Der Papst, bemerkte Lorenzo ferner, Venedig und Frankreich würden sich durch den nothwendigen Unterhalt der stehenden Heere erschöpfen, der Kaiser aber könne seine Angelegenheiten in Ordnung bringen. Sollte jedoch ein Krieg entstehen, und Lorenzo hielt diesen in mancher Hinsicht den Interessen Venedigs zuträglich, so würde der Kaiser, da der Reichstag sich für die Wiedereröffnung des Concils erklärt hatte, leicht diesen Vorwand für sich gebrauchen können, wenn auch der Krieg selbst für ihn vielleicht nicht den günstigsten Ausgang nehmen dürfte.

Es wird, wenn diejenigen Bände dieser Sammlung erscheinen werden, die sich auf Rom beziehen, wohl noch öfter der Fall sich ergeben, die Darstellung der „römischen Päpste“ in etwas zu berichtigen.

Die Mittheilung der Relation N. Tiepolo's über die Zusammenkunft zu Nizza ist dankenswerth, doch in noch höherem Grade die des Marin Giustiniano über K. Ferdinand (1541). Die kritische Lage der Katholiken dem gewaffneten schmalkaldischen Bunde gegenüber, die großen Rüstungen der Bundesfürsten werden mit Scharfsinn beschrieben. In Bezug auf die Möglichkeit einer Beendigung der Wirren werden die Wege, die hiezu führen könnten, Krieg, gegenseitige Ausgleichung, Concil besprochen; ja selbst die Frage wurde erörtert, was wohl geschehen würde, wenn K. Karl lutherisch würde, wodurch er sich, wie einige meynten, in den unbestrittenen Besitz des ganzen Reiches zu setzen vermocht hätte. Marino zeigt jedoch das Trügerische einer solchen Annahme, und wie für den Kaiser hieraus nur der Abfall seiner Staaten und das höchste Verderben hervorgehen könne.

Wenn Ref. zum Schlusse noch der Relationen über England gedenkt, so geschieht es zum Behufe der Ehrenrettung einer Königin, deren Namen man gewöhnlich nur mit Abscheu nennt, der sogenannten blutigen Maria, einzigen legitimen Tochter Heinrich's VIII. Möchten doch alle diejenigen, welche sich berufen fühlen, den Stein der Verdammniß auf die unglückliche Fürstin zu schleudern, erst ihre qualvolle Lage ermessen, in welcher sie durch ihre Geburt, die traurige Erfahrung ihrer Jugend, als sie, mit den ersten Königen der Christenheit verwandt, zum Bastarde erklärt, den Kebsweibern ihres Vaters dienen mußte, durch ihre religiöse Ueberzeugung, ihre Heirath und vor allem durch das nagende und kummervolle Gefühl, den Parteyen Englands gegenüber kommen mußte, daß sie, ohne einen leiblichen Erben ihre Krone und ihre Grundsätze, das Werk ihrer Regierung doch nur der Zerstörung durch diejenige hinterlassen könne, welche von allen Menschen auf dem weiten Erdenrunde ihr die verhaßteste seyn mußte — durch Elisabeth. Die Characterschilderung, welche Micheli (S. 323 und 324) und eben so auch die andern Berichte von Maria entwerfen, zeigt eine nicht gewöhnliche Kraft der Seele, eine Hoheit des Geistes, welcher andererseits nur ihre Demuth und Religiosität gleich kam. Allein die unaufhörlichen Empörungen des niederen Volkes, welche das Reich nicht zur Ruhe kommen ließen, und die Heucheley der Großen, welche jetzt, weil die Königin es wollte, in die katholischen Kirchen giengen und Klöster wieder aufbauten, wie sie sie zuerst aus gleichem Anlasse zerstört hatten und, wenn es befohlen würde, auch wieder zerstören wür-

den, stürzte sie in ein Meer des Mißtrauens und verlieh ihrer Regierung einen Character der Schärfe und der Unpopularität, den alle ihre persönlichen Tugenden nicht abwenden konnten. Interessant ist noch, was Micheli in Bezug auf Elisabeth und Philipp II. hinzufügt, daß der Letztere es verhinderte, als Maria ihre illegitime Schwester durch einen Parlamentsbeschluß zum Bastarde erklären lassen und aus dem Reiche entfernen wollte. Als 23jährige Princessin war Elisabeth, von Angesicht weniger schön als graciös, schön gebaut, ihr Teint stach etwas in das Olivenfarbige;*) sie besaß eine besonders schöne Hand, mit der sie zu kokettiren pflegte,**) war von bewunderungswürdigem Geiste und hatte eine Kenntniß der Sprachen, durch welche sie die, übrigens sehr unterrichtete Königin noch übertraf.

Höfler.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. II. Heft.

(Fortsetzung).

Passend bemerkt derselbe Historiker über den ganzen mit der Feder wie mit dem Schwerte geführten Streit: „Ich finde, daß die Nutzung zu Heid des Schaftriebs, daraus der Hader anfänglich herkommen, jährlich über 3 fl. nicht ertragen habe, so werden auch die 3 Stücke des angezogenen Vertrages, nämlich Geleit, landgericht und zoll ein gantzes jahr über 30 fl. nicht geschätzet. Das war die schöne Helena, darum die beeden Fürsten, so zuvor gute freunde und nachbarn mit einander waren, schier einen Trojanischen krieg angerichtet hätten.“

II.

Weisthum der ehemals würzburgischen Stadt Meiningen vom J. 1450.

(Mitgetheilt von demselben; und hier nach einer gleichzeitigen Abschrift abgedruckt.)

Im reichhaltigen, 387 Nummern enthaltenden Verzeichnisse von Weisthümern, welches J. Grimm seinen deutschen Rechtsalterthümern beygegeben hat, ist das Meiningische nicht befindlich. Wie hoch Grimm diese eigenthümliche Art von Rechts- und Geschichts-Quelle anschlägt, ist aus seiner Vorrede zu obigem Werke S. IX — XI ersichtlich. Deßhalb ist auch das hier mitgetheilte Weisthum eine sehr erwünschte Gabe. — Denkwürdig ist die Art und Weise, wie die „gewonliche recht,“ welche „von alter Herkommen sindt“, verzeichnet wurden, worüber der Eingang folgenden Aufschluß ertheilt.

„Die Obgemelten“ (Schultheiß, Burgermeister und die Schöpfen des Raths, der Gemeinde, Burgermeister und die 8 vom Rath der Gemeinde) „gaben für, wie das ettlich personn vnd menner von den eldesten der genantenn Stadt den wol wissentlich were von sulchen altherkomende friheubten gewonheyten vnd rechten dieselben menner ettlich Sechtzigk Jare ettlich Sibinzig Jare aber elder gedacht vnd alt waren die von todß wegen abgehen mögten . . . vnd sie besorgten das Jne in kunfftigen gezeiten Inlegung mögt gschen In sulche Ire alt Herkomende das sie ein sulchs vorkomen mögten Beachten sie für dieselbin Nachgeschrieben menner (folgen die Namen) . . . baten die . . . Menner zu uerhören vnd sie zu fragen waß Jne wissentlich were von sulchen freiheyten gewonheiten rechten vnd alt herkommen die Jne denn stuckweise also von Wortt zu Wortt gelesen wurden darauff die obgenanten menner alle vnd Iglicher besunder mit aufgerackten fingern leiplichen zu godt vnd seynen Heiligen gesworn haben das Jne wol kunth vnd wissen sei vnd auch von Iren eldern nicht anders gehort gesehen oder vernomen haben Dann das sulch alt freyheit gewonheit vnd recht von alter also herkomen vnd gewest sey ꝛc.“ — Des andern Tags brachten Schultheis, Burgermeister und Schöpfen für den Notar Heinrich Nune von Luternbach zwey 80jährige Greise, welche gleichfalls einen leiblichen Eid schwuren: „Wie sie etwa lange zeidt vnd Jare zu dem radt vnd Jn den radt zu Meyningen gegangen sindt vnd diese hirnach geschribne gewonliche recht Jne auch gantz wol kunth vnd wissen sindt vnd die also mit dem radt auch zu vil malen gehandelt habin vnd von den eldisten des radts zu der Zeidt nye anders gehort oder verstanden habin dann sulche gewonliche recht von alter Herkomen sindt.“ — Alsdann folgen die einzelnen Artikel des Weisthums selbst.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bella carne ancorchè olivastra.

**) Della quale ne fa professione.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. August.

Nro. 156. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte des deutschen Kaiserthums im vierzehnten Jahrhundert. Von Heinrich VII. bis auf den Tod Karls IV. 1308 — 1378. Von Dr. W. Dönniges corr. Mitgliede der Akademie von Turin u. Privatdocenten an der Universität zu Berlin. Erste Abtheilung. Erster Abschnitt. Berlin 1841. Verlag der Nicolaischen Buchhandlung X. 343 S. 8.

Nicht ohne großes Interesse nahm Ref. das vorliegende Buch in die Hand, da es eine Periode beleuchtet, die er selbst nicht nur mit Aufmerksamkeit erforscht, sondern auch aus den Quellen zu beschreiben beabsichtigte. Jedoch mit dem Unterschiede von dem Verf., daß Ref. unmittelbar an den großen Wendepunct in der Geschichte des Abendlandes, welcher mit dem Tode K. Friedrich II. (1250) beginnt, anknüpfen wollte, und die gewaltige Pest, welche Europa um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts heimsuchte, sich als sein Ende bezeichnete. Selbst die Geschichte der deutschen Päpste, so sehr sie nach dem Erscheinen des zweyten Bandes ein abgeschlossenes Ganzes bildet, war ursprünglich nur Vorarbeit zu dem größeren Werke über den Partheykampf vom Jahre 1250 bis 1350, zu dessen Abfassung Ref. während seines Aufenthaltes in Italien das nöthige Material sammelte. Ref. mußte deßhalb dem Buche des Hrn. Dönniges, der ähnliche Zwecke zu verfolgen schien, mit Spannung entgegensehen und freute sich, als ihm nach mehrjährigen anderen Arbeiten die Muße zu den alten, ihm theuer gewordenen Studien wieder gegeben ward, den Faden früherer Forschungen damit wieder aufnehmen zu können.

Nach einem kurzen Vorworte, in welchem der Verf. Rechenschaft ablegt, warum er sein Werk den Manen Niebuhrs widmete, und die Entscheidung über dessen wissenschaftlichen Werth den Männern unterstellt, „die sich mit der Erkenntniß der Geschichte des vierzehnten Jahrhunderts beschäftigt haben," folgt „eine Einleitung zur Critik der Quellen für Heinrich VII." — Man erwartet, daß der Verf. hiebey sein Verhältniß zu Bartholds Römerzug König Heinrichs von Lützelburg, welches für ihn eine überaus nützliche Vorarbeit seyn mußte, oder zu Gervinus' interessanten Betrachtungen über florentinische Geschichtschreiber darlegen werde; allein der letztere wird nur ein paarmal citirt und von dem ersten S. 24 gesagt: „Alles dasjenige also, was von meinen Vorgängern für Heinrich VII. besonders in dem sehr fleißigen, reichen Buche von Barthold — geleistet ist, wo ich nicht davon abweichen mußte, was freylich an vielen Stellen geschah (Ref. erinnert sich nur bey einer bedeutenden Stelle S. 103 die Abweichung bemerkt gefunden zu haben) setze ich als bekannt voraus." Statt einer dem Gegenstand angemessenen Einleitung erhält also der Leser eine in dem bekannten philosophischen Styl der Berliner Schule geschriebene Abhandlung, um zu beweisen, „daß die Kritik das Erste der Erkenntniß ist."*) Der

*) Unter Anderem liest man S. 18. auch folgenden Satz: „die Praxis des Denkens in der Historie ist die Anwendung des Allgemeinen auf den vorliegenden historischen Stoff." Was würde Tacitus hiezu sagen?

zu hoch gespannte, fast widrige Ton, welcher mit dem Inhalte in keinem richtigen Verhältnisse steht, macht in dem Leser den Gedanken rege, der Verf. möchte ihm und Niebuhrs Manen doch nur Bruchstücke eines ehemaligen Collegienheftes vorgelegt haben, und die gesuchte Bescheidenheit, welche S. 1. der Eingang nicht ohne eine gewisse Schwerfälligkeit kund giebt, erzeugt unwillkührlich den Wunsch, so schnell wie möglich den Verf. auf diesem Gebiet zu verlassen. Uebrigens mag sich der Leser mit seinem Tadel wohl in Acht nehmen, damit nicht etwa seinen Gedanken eine üble Absicht untergeschoben werde. Denn da der Verf. verspricht, „den folgenden Theilen der Darstellung (Ludwig des Bayern und Carl IV.) immer ähnliche Untersuchungen vorauszuschicken," enthüllt er auch die geheime Absicht, welche ihn dabey leitet, „damit nämlich das gelehrte und vorurtheilsfreye Publikum, welches nicht vom Neide gegen Alles dasjenige, was etwa Tüchtiges ist und leistet (?), ausgehet, entscheiden möge, ob redlicher Fleiß an die Arbeit gewandt sey und welches Talent sich mit dem Fleiße verbinde." Referent glaubt den Verf. versichern zu dürfen, in vorliegender Schrift keinen Grund des Neides gefunden zu haben.

Sieben Quellenschriftsteller, Nicolaus von Butronto, Albertinus Mussatus, Ferretus von Vicenza, Johann von Cermenate, der unbekannte Geschichtschreiber Balduins von Trier, Johann Villani und Dino Compagni wurden von dem Verfasser einer kritischen Sichtung ihrer Berichte unterworfen. Jedoch macht nicht die Kritik dieser Quellen, wie man vermuthen möchte, den größeren Theil des Werkes aus, sondern eine Uebersetzung der florentinischen Chronik des Dino Compagni, die abgesehen von ihrer verhältnißmäßig geringen Bedeutung für die Geschichte Heinrich VII. in einer so eigenthümlichen Sprache geschrieben ist, daß jeder, der auch nur etwas italienisch versteht, selbst der gelungensten Uebersetzung den Originaltext, der in manchen Stellen geradezu unübersetzbar ist, vorziehen wird. Wäre es nicht besser gewesen, statt dessen etwa den Werth sämmtlicher Localschriftsteller jener Zeit, luccheſischer, pisanischer ꝛc. *) oder das Verhältniß Dante's zu Heinrich VII., die auf ihn bezüglichen Stellen der Commentatoren der divina comedia und insbesondere den Werth einer der Hauptschriften für die innere Geschichte jener Zeit, Dante's Buch de monarchia zu erörtern und dessen Einfluß auf die Staatsrechtslehre der damaligen Zeit, mit Berücksichtigung des defensor pacis, des Buches de planctu ecclesiae etc. zu ermitteln? Die italienischen Bibliotheken, welche der Verf. gleichfalls benützte, enthalten noch einen wahren Schatz von staatsrechtlichen Schriften jener Zeit und es gehört in der That zu den interessantesten Forschungen, die Danteschen Ideen über Kaiser und Staat durch das vierzehnte Jahrhundert bis zu dem Augenblicke zu verfolgen, wo sie durch den Streit der Concilien mit den Päpsten in das kirchliche Gebiet umschlugen. Unstreitig erwartet dieser Theil der Geschichte des Trecento einen Professor der Staatswissenschaft zu seiner erschöpfenden Behandlung und H. Dönniges hätte sicher seyn dürfen, würde dieser Gegenstand mit dem gehörigen Fleiße und wahrem Talente behandelt worden seyn, nicht nur keinen Neid, sondern die gebührendste Anerkennung zu finden.

Der Weg, welchen der Verf. bey der kritischen Sichtung der Quellenschriftsteller einschlägt, ist ungefähr folgender: er erklärt die Absicht, welche dem Autor bey Abfassung seines Werkes zu Grunde lag; berichtet, wo es möglich ist, die näheren Lebensumstände des Verfassers, in wie ferne aus ihnen sich eine persönliche Bekanntschaft mit den vorzüglichsten Personen ihrer Geschichte, eine nähere Kenntniß der Umstände und Ereignisse ergiebt; zeigt, in wie ferne somit der Verfasser Wahrheit berichten konnte und — wollte; durchgeht endlich die Quellen, aus denen dieser nach seinem eigenen Geständnisse schöpfte, oder die man mit Recht als die seinigen anzunehmen vermag. Es ist dieß eine Behandlungsweise, die bekanntlich weder neu noch dem Verf. eigenthümlich ist, da schon Muratori in seinen Vorworten zu den von ihm mitgetheilten Quellen auf ähnliche Weise verfuhr und sie in neuerer Zeit vor allen Ranke in seiner Kritik der italienischen Schriftsteller ausübte. Jedermann sieht aber

*) Sollte dem Verf. während seines Aufenthaltes in Italien z. B. das für Heinrich VII. interessante chronicon Johannis Judicis unbekannt geblieben seyn?

ein, daß, wenn hiebey nicht ein sehr genau bestimmtes Maß eingehalten wird, die größte Willkührlichkeit statt finden kann und Ref. gesteht, bey solchen Bemühungen den Wunsch nicht unterdrücken zu können, es möchte recht zeitig sich die Wiedervergeltung einstellen und die literarische Vivisection an denen statt finden, welche damit gegen Andere so freygebig sind.

So ist es z. B. keine zu schwierige Sache, den Albertinus Mussatus kritisch zu beleuchten, da sein literärisches und politisches Wirken ziemlich klar vor uns liegt. Viel schwieriger aber ist es, wenn, wie der Verf. es sich auch zur Aufgabe machte, Fragen der Art, untersucht werden, ob dieser und jener Schriftsteller, einen andern z. B. Ferretus den Mussatus benützte. Ferretus sagt nein, der Verf. ja und beruft sich S. 77. auf das Ergebniß der Vergleichung der schlagendsten Stelle (der Erzählung von der Belagerung Brescia's) bey beyden Schriftstellern. Während aber der Verf. glaubt, seine Meynung unumstößlich erwiesen zu haben, geht aus der Vergleichung der gesperrten Stellen insbesondere doch nichts anderes hervor, als daß die Thatsachen bey beyden übereinstimmen. Hierauf aber einen solchen Schluß zu bauen, dürfte Unbefangenen unzulässig vorkommen, besonders wenn die Uebereinstimmung nur darauf hinausläuft, daß z. B. jemand von 30 Bewaffneten angefallen wurde, (S. 78). Ein solches Factum kann man doch nicht mit einer andern Zahl ausdrücken und wenn alle diejenigen, die über einen solchen Gegenstand berichten und statt 30 nicht 40 oder 20 setzten, einander ausgeschrieben haben müßten, so dürfte, wer solches behauptet, schwerlich sich großer Zustimmung erfreuen. Mit ebensoviel, ja vielleicht mit noch größerem Glücke ließ sich deshalb aus den, Seite 77 — 80 angeführten Stellen, gerade das Gegentheil von dem erweisen, was der Verf. darin sieht und er liefert dadurch nur selbst den Beweis, daß eine bis auf die Spitze getriebene Kritik — sich selbst zerstört.

Bey der Kritik des Anonymus von Trier treffen wir auf die Hauptabweichung des Verf. von Barthold. *) Dieser versichert, wie ihm „des Anonymus Nachrichten ganz unentbehrlich gewesen"; daß, „so lange der Erzbischof Balduin um die Person des Kaisers war, die Angaben des Verf. der gesta Baldewini mit den besten italienischen übereinstimmen und sie oft an Genauigkeit übertreffen." Dagegen behauptet der Verfasser, der Anonymus kenne auch nicht im entferntesten die Verfassung der italienischen Städte, führt jedoch nur eine Stelle an, in welcher der Verf. den Geschlechtsnamen Visconti mit der Würde eines Vicecomes verwechselte. Ferner sey die Erzählung des Aufstandes Guido's oberflächlich, er berichte fabelhafte Geschichten, sehr viel von Vergiftungen, von Wissenswerthem wenig. Der Verf. scheint jedoch übersehen zu haben, daß das Lob, welches Barthold dem Anonymus spendet, nur ein Bedingtes war, und die Behauptung des Textes, „weil die italienischen Städtenamen bey ihm ganz corrumpirt sind, sey gar nicht daran zu denken, daß der Verfasser in Italien gewesen," scheint, sonderbarer Weise, Herr Dönniges in der Note 1 S. 103 selbst wieder in etwas zurückzunehmen.

Bey der Kritik Villani's „führt der Verf. im Voraus an, daß eine zweyte Recension der storie fiorentine nicht anzunehmen sey (S. 113)" und zeigt mit großer Wahrscheinlichkeit, daß Villani erst lange nach 1300 an die Zusammenstellung und Ausarbeituhg der schon früher von ihm gesammelten Nachrichten ging, hiebey aber noch „eine ungemeine Menge von Nachrichten aus dem Gedächtnisse und aus dem Hörensagen hinzugefügt habe." Wie verdienstvoll wäre es nicht gewesen, bey dieser Gelegenheit eine fortlaufende Kritik Villani's zu geben!

S. 124 — 128 wird das Ungegründete der Erzählung Villani's über die Stipulation des Erzbischofs Bertrand de Got (Clemens V.) mit Philipp von Frankreich zum Behufe der Erlangung des Papstthums aus inneren Gründen nachgewiesen und dabey bemerkt, äußere Gründe gegen die Wahrheit dieser Erzählung seyen schon von Mansi und Schlosser angegeben worden. Würde der Verf. die süddeutsche Literatur besser kennen — so möchte eine Hinweisung auf Döllingers Lehrbuch der Kirchengeschichte 1838 II. 1. S. 278 statt einer ausführ-

*) Eine Kleinere in Betreff der Benützung der Reden Seite 68.

licheren Besprechung dieses Gegenstandes genügt haben.

In die ausführliche Würdigung Dino Compagni's einzugehen, haben wir schon deßhalb keinen Beruf, da derselbe bey Weitem mehr Localschriftsteller als Quelle für die Geschichte Heinrich VII. ist. Excerpte aus einem Turiner-Codex der Briefe Petrus de Vineis, die sich jedoch auf Heinrich VII. nicht beziehen, beschließen das Ganze.

Höfler.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. II. Hft. ꝛc.

(Fortsetzung.)

III.

Die Begräbnißmünzen der Regenten von Würzburg.

(Vom k. Studienlehrer, Hrn. Dr. G. J. Keller.)

Der Ausdruck in vorstehender Ueberschrift: „Begräbnißmünzen der Regenten von Würzburg“ ist ohne Zweifel deßhalb vom Hrn. K. gewählt worden, weil zwischen die Bischöfe Franz von Hatzfeld und Johann Philipp von Schönborn der berühmte Bernard von Weimar, Gustav Adolphs Liebling, sich eingedrängt, dem der König, da der sächsische Prinz kinderlos gewesen, ein treffliches Gebiet mit der Gründung seines neuen Herzogthums Franken, zu dessen Sitz Schweinfurt bestimmt war, aus beyden Bisthümern Bamberg und Würzburg zu verschaffen gedachte. Indessen die Nördlinger Schlacht (7. September 1634) vernichtete das in solcher Weise neue fränkische Herzogthum; denn bereits am 18. October 1634 ward Würzburg von den Kaiserlichen erobert, so daß die Herrlichkeit dieses Herzogthums im Ganzen seit der feyerlichen Einführung Bernards in seine neue Würde am 29. Jul. 1633 länger nicht, als 1 Jahr, 2 Monate und 20 Tage, — rechnet man aber vom Datum der Schenkungs-Urkunde der Königin Christine, 10. Juny, Heidelberg, 1633 an, alsdann 1 Jahr, 4 Monate und 8 Tage gewährt hat.

Die Reihe der Würzburger Münzen dieser Art eröffnet die auf des Bischofs Melchior von Zobel, kläglich Ermordung (15. April 1558) gefertigte Denkmünze, von welcher in Silber ausgeführt Hr. K. 3 von einander abweichende Exemplare beschreibt. Eine zinnerne Medaille, im Ganzen der Nr. 2. geschilderten ähnlich, wird nunmehr Eigenthum des histor. Vereins von Würzburg seyn.

Wahrscheinlich weder auf Befehl, noch auf Kosten des Würzburger Stiftes und Capitels, oder Melchiors unmittelbaren Nachfolgers im Bisthum (Friedr. v. Wiersberg) ist diese Münze auf Zobels Ermordung gefertigt worden, sondern aus Spekulation von Privatleuten, Goldarbeitern und Gießern in Nürnberg, welche Stadt vorzugsweise im 16. Jahrhundert einen großen Reichthum dieser Art von Kunstprodukten entfaltete.

Der Typus der Würzburger Sterbmünzen, die im Grunde erst mit Julius beginnen, war im Allgemeinen und bis auf die Zeit der Säcularisation herab folgender. Der Avers enthält im quadrirten Schilde die Wappen des oder der Bisthümer, denen der Verstorbene vorgestanden, sammt dem Familienwappen. Die Legende der Vorderseite theilt den ganzen Titel des Fürstbischofs in mehr oder minder abbrevirter Weise mit. Auf dem Revers ist die bald in 6, bald in 9, hie und da auch in 10 Zeilen eingetheilte Inschrift zu lesen, welche bey Julius, Gottfried von Aschhausen, Philipp Adolph von Ehrenberg Jahr und Tag des Todes, Jahre, Monate, Tage der Regierung angiebt; seit Franz von Hatzfeld und allen folgenden aber mit dem Geburtstag und Jahr anhebt, dann das Datum der Erwählung, des Hinscheidens und das Alter nach Jahren, Monaten, Tagen hinzufügt. Es ist diesen Würzburgischen Sterbmünzen noch das eigen, daß sie (abgesehen von goldenen Sterbmünzen) zugleich curirende Münzen, 6 oder 3 kr. Stücke, waren. Dem Hochstifte Würzburg gebührt ferner der Ruhm, daß es zuerst unter allen Stiftern des deutschen Reiches und lange vor Chur-Mainz, Chur-Trier, Chur-Kölln, Paderborn, Worms, Speyer ꝛc. derartige Münzen ausgehen ließ. Jedoch waren jene bey Julius feyerlichem Leichenbegängniße vertheilten nummi emortuales nach einer im Besitze des Würzburger historischen Vereines befindlichen Aufzeichnung „zu Nürnberg gemünzt worden.“

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. August.

Nro. 157. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Karl Wilhelm Göttling, Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zum Tode C. Cäsars. Mit einer lithographirten Tafel. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1840. XVI und 332 S. 8.

Wenn sich in einer Zeit bedeutende Kräfte mit besonderem Eifer einem wissenschaftlichen Gebiete zuwenden, so hat dieß für den neuen Bearbeiter neben großen Vortheilen doch auch gewisse Nachtheile. Beyde beruhen auf den Vorzügen der vorangegangenen und gleichzeitigen Leistungen; in demselben Maße, in welchem ihm solche zu Gut kommen, erhöhen sie auch die Anforderungen an sein Werk und steigern den Maßstab für dessen Beurtheilung.

Ueber die Geschichte des römischen Staats und Rechts haben uns die letzten Jahre eine Reihenfolge bedeutender Werke von Juristen wie von Philologen gebracht *), in welchen wir ohne Ausnahme mehr oder weniger eine Bereicherung der Wissenschaft zu erkennen haben. Der Kritik aber bietet sich so von selbst nicht nur ein reicher Stoff dar —, die Vergleichung so vieler trefflicher Arbeiten wird von selbst ihren Standpunkt erhöhen und die Bedingungen vermehren, unter welchen wir ein neues Produkt als wahren Gewinn für die Wissenschaft begrüßen dürfen. Scharfsichtige, besonnene Kritik und schöpferische Combination, vollständige Beherrschung des Quellenstoffes und ein Geist, der denselben zu beleben versteht, geistvolle und gesunde Auffassung des einzelnen und tiefes innerliches Eindringen in das Wesen und die Entwicklung des Ganzen — dieß alles muß sich vereinigen, wenn die Arbeit auf diesem Felde der Geschichte fruchtbar ausfallen soll.

Das oben verzeichnete Werk will die zwey Perioden der Größe und des Verfalls der römischen Republik schildern, und zwar sind es nicht bloß Resultate, die uns geboten werden, es sind auch viele Untersuchungen, wenigstens den Hauptpunkten nach eingeflochten. — Ohne Frage nimmt dasselbe unter den rechtsgeschichtlichen Leistungen der neuesten Zeit nicht die geringste Stelle ein. Die früheren Arbeiten des Verf., in denen er einzelne Punkte der römischen Staatsgeschichte mit Scharfsinn und Gewandtheit behandelt hat, geben uns die Gewähr, daß dasselbe die Frucht langjähriger gewissenhafter Studien ist, und dieses günstige Vorurtheil wird bey genauerer Betrachtung nur bestätigt. Der Verf. bewährt überall eine ausgebreitete Kenntniß des gesammten classischen Alterthums, einen regen, oft glänzenden Scharfsinn in der Auslegung und Verbindung der alten Zeugnisse, und eine große Geschicklichkeit, was der Sache dienlich seyn kann, herbeyzuziehen, und so oft wie aus weiter Ferne Schlaglichter auf den dunklen Punkt zu werfen. In der Hauptsache den Ansichten Niebuhr's huldigend, weiß er dennoch durch neue Argumente, durch größere oder geringere Abweichungen und Modificationen seiner Forschung die Würde und den Werth der Selbständigkeit wohl zu bewahren. Für Philologen erhält das Buch noch eine besondere Brauchbarkeit dadurch, daß es auch solche Theile der Al-

*) S. Gelehrte Anzeigen Bd. IX. S. 778 f. Bd. XII. S. 657. f.

terthümer ausführlich abhandelt, welche von den juristischen Bearbeitern der Rechtsgeschichte übergangen oder nur flüchtig berührt zu werden pflegen, so das jus sacrum, die Kriegsverfassung u. dgl.

Je bereitwilliger wir aber hiemit die Vorzüge des Werkes im Allgemeinen anerkennen, desto eher mag uns auch erlaubt seyn, die schwächeren Seiten desselben freymüthig hervorzukehren. Auf eine gründliche und überzeugende Weise kann dieß freylich nur im Einzelnen geschehen, und die nachfolgenden Bemerkungen werden manche Bedenken vorzubringen haben. Sollen wir aber gleich von vorneherein einige allgemeine Andeutungen über Charakter und Methode des Werkes geben, so vermissen wir hauptsächlich jenes tiefere Eindringen in das Wesen der Einrichtungen und ihre Entwicklung, worin wir gegenwärtig eine Hauptaufgabe einer wissenschaftlichen Bearbeitung erblicken müssen. Zwar ist dem Verf. dieses Bedürfniß nicht verborgen geblieben und er läßt es nicht an Versuchen fehlen, dasselbe zu befriedigen, wie denn schon die Vorrede den Gang der römischen Geschichte wie im Mikrokosmus vorführen soll. Allein der Verf. ist offenbar zu sehr in einem gewissen abstracten historischen Rationalismus befangen, er versteht es zu wenig, sich in den eigenthümlichen Geist und Charakter jener Verfassung zu vertiefen, und so muß sich der Leser, statt eine wahre Einsicht zu erlangen, häufig mit einer allgemeinen verwaschenen Phrase, mit Analogien abspeisen lassen, welche nicht nur aus dem griechischen Alterthum, sondern aus den allermodernsten Staats-Einrichtungen hergenommen sind (wie wenn z. B. die servianischen Centuriat-Comitien mit einem Zweykammersystem, die Censoren mit Finanzministern verglichen werden). Es ist in der That nur ein Aggregat von Einzelnheiten, was uns der Verf. vorführt, welche zwar äußerlich aber nicht innerlich und organisch zusammenhängen, und in dieser Hinsicht wird sein Buch von zwey andern Leistungen der neuesten Zeit (den Werken Rubino's und Puchta's) ohne Frage weit zurückgelassen. — Sehen wir auf die Behandlung des Stoffes im Einzelnen, so fehlt der Forschung nicht selten eine gewisse Besonnenheit und Reife; der verführerische Reiz, neue Entdeckungen zu machen und vom Alten abzuweichen, hat zu mancher unrichtigen und schiefen Ansicht verleitet, und die Verschmähung des einfachen, was gleichsam vor den Füßen lag, hat sich häufig dadurch gerächt, daß nur etwas Gekünsteltes und Gezwungenes an die Stelle gesetzt werden konnte. Auch noch in andern Hinsichten läßt sich das Werk von dem Vorwurfe einer gewissen Uebereilung nicht freysprechen, welche sich auch in manchen äußern Nachlässigkeiten kund giebt (dahin gehört S. VIII „Niebuhrs aller Bedrückung des frey sich entwickelnden Lebens feindselige Seele," S. X die ruhige Allmählichkeit, die Aufgabe (d. h. der Verzicht) des Rechts des caput S. 52, die vermögentlichen Verhältnisse S. 53; Perioden wie die S. 82: „die Römer haben diese Erfordernisse, der Kinderzeugung, des gegenseitigen Schutzes, der Hilfe, ursprünglich durchaus nur als durch die Ehe, und zwar die Monogamie zu gewähren angesehen;" Citate wie S. 58: Pomponius de orig. jur. 3 statt L. 2. §. 3. D. O. J. aus des Pomponius lib. sing. enchiridii, u. s. w.).

Doch das genauere Eingehen auf den Inhalt des Werkes selbst wird weit besser als solche allgemeine Bemerkungen geeignet seyn, den Leser mit den Verdiensten wie mit den Mängeln des Buches bekannt zu machen. Daß von diesem Inhalt über die Hälfte der alten Verfassung bis zur Gründung der Republik zufällt, wird jeder begreiflich finden, der mit der Beschaffenheit der Quellen und dem Reichthum der Literatur über diese ältesten Zeiten bekannt ist.

Die ausführliche Darstellung, welche der Verf. den Anfängen Roms widmet, erhält ein eigenthümliches Interesse durch den Unterbau, welchen er derselben zu geben sucht (S. 1 — 41). Er hat es nämlich unternommen, die zerstreuten und dürftigen Notizen, welche uns die alten Geschichtschreiber über jene nationalen Elemente des römischen Gemeinwesens, die Sabiner, Latiner und Etrusker (der Verf. sieht diese in den Luceres) hinterlassen haben, zusammen zu stellen und daraus ein charakteristisches Bild eines jeden einzelnen zu gewinnen, um so den Einfluß zu erkennen und zu würdigen, den jeder dieser Volksstämme auf die Bildung der ältesten Verfassung und des ältesten Rechts gehabt hat. Der Verf. hat seine Aufgabe

mit einem bedeutenden Aufwand von Gelehrsamkeit und Scharfsinn zu lösen gewußt; er findet, um das Resultat seiner Untersuchung anzudeuten, den Grundcharakter der Sabiner in einem einfachen aber scharf ausgeprägten patriarchalisch-theokratischen Zustand, im Frieden von keinem höheren Verein als dem des Stammes und der Familie zusammengehalten, ohne Städte und Mauern, ohne Anerkennung eines Völkerrechts, mit einem strengen und ausgedehnten Recht der väterlichen Gewalt, kurz in einem patriarchalischen (?) Zustand, dem Zustande der Cyklopen zu vergleichen, wie ihn Homer schildert (?), fast ohne politische Einigung, als welche nur im Krieg und in der Religion hervortritt. — Dagegen erscheinen die Latiner sofort in wirklich geordneten politischen Gemeinwesen und Staaten, in Städten mit Mauern, mit monarchischer Verfassung, ausgebildetem Coloniesystem, sie erkennen ein Völkerrecht an, die einzelnen Völkerschaften sind durch ordentliche Bünde vereint, welche gemeinschaftliche Concilia, Connubium und Commercium haben *u. s. w.* — Das Verdienstliche dieser Vorarbeit wird jeder gerne anerkennen, der die Wichtigkeit bedenkt, welche solche, wenn auch noch so spärliche Notizen für unsere Einsicht in das älteste römische Wesen haben. Auch kann man mit dem Verf. über den allgemeinen Charakter jener Volksstämme wohl übereinstimmen. Im einzelnen aber ist vieles weit unsicherer, als der Verf. gesteht, und es ist sehr die Frage, ob das, was als unanfechtbar übrig bleibt, hinreicht, um daraus eine allgemeine Charakteristik jener Stämme in der Weise zu bilden, daß wir aus dieser letztern auf uns unbekannte Punkte einen zuverlässigen Schluß wagen dürfen. Jedenfalls wird sich der reine Gewinn einer solchen Untersuchung erst an der Anwendung ihrer Resultate erproben. Hier ist aber eine doppelte Gefahr sehr nahe, die eine, daß man aus Freude über die neue Entdeckung einen übertriebenen und ungehörigen Gebrauch von derselben macht; die andere besteht darin, daß man bey der Bemessung des Einflusses jener verschiedenen Elemente „nach den Sitten und Einrichtungen, die von dem Volke, aus dem sie stammen aus irgend einer Zeit berichtet werden," leicht den Fehler begeht, „Zeit, Ort und Einwirkung von Gegensätzen außer Acht zu lassen." (Puchta, Cursus der Institut. 1. Bd. S. 126. Not.) Wir werden sehen ob der Verf. diese Klippen immer glücklich vermieden hat.

Was nun Roms erste Gründung selbst anlangt, so geht auch unser Verf., wie seit Niebuhr fast alle, davon aus, daß das älteste Rom auf dem Palatinus von Latinern gegründet worden, welche eine Zeit lang ein Gemeinwesen für sich bildeten, bis sie mit andern Stämmen in eine Verbindung und Einigung getreten sind. Unser Verf. begnügt sich aber nicht mit jener allgemeinen Thatsache, er will aus der mythischen Umhüllung auch den specielleren historischen Kern jener ersten Gründung herausfinden. Er sieht in der Sage des Romulus eine Allegorie, deren Inhalt die politische Geschichte jener Gründung seyn soll; daraus ergebe sich aber, daß Rom seine Entstehung einer Secession von Alba Longa aus verdankt, welche letztere durch die in dieser Stadt herrschenden politischen Unruhen hervorgerufen werden; es sind darum ausgesetzte, den Eltern, der Familie entfremdete Brüder, welche die Stadt gründen; sie haben keinen legitimen Vater, den Kriegsgott Mars selbst sehen sie als ihren Vater an, d. h. sie haben mit dem Schwerte einen neuen Staat errungen. — Wir wollen dieser euhemeristischen Deutung jenes großen Mythus, auf dem der religiöse Glaube an Roms Macht und höchste Berechtigung zur Weltherrschaft beruhte, das Verdienst des Scharfsinns nicht streitig machen, halten es auch für nicht unwahrscheinlich, wenigstens für möglich, daß Roms Anfänge mit einer Secession aus einer benachbarten Stadt zusammenhängen; allein jene Deutung der alten Sage scheint uns eben so unzulässig, als die vor einiger Zeit so beliebte physikalische Auslegung der alten Mythologie im Großen. Wer mag es glauben, daß ein Volk sich seine historischen Ereignisse zuerst so in eine Allegorie überträgt, um dann dieses Product der eigenen Phantasie zu dem, Gemüth und Seele beherrschenden Gegenstand seines religiösen Glaubens und seiner Verehrung, zum religiösen Grundpfeiler seines Staats (man denke an die Auspicien und vergl. diese Anzeigen, Bd. XII. S. 667) zu erheben?

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Band, II. Heft.

(Fortsetzung.)

Die Vertheilung der 3 und 6 kr. Stücke (die einfachen und doppelten Goldgulden waren für anwesende höhere Geistlichkeit („Leichenpresent“) z. B. für den päpstlichen Nuntius, für die Glieder des Capitels, die Leichenredner u. s. w.) geschah an „alle Geistliche, Edel und Unedel, auch den Rathsherrn und sonsten ansehnlichen Burgern, auch den Edlen und andern ehrbaren Weibern“ — und zwar an jene Individuen, die von dem auf den Altar gelegten Opfer (geld) zurückkehrten. Um Unordnungen hierbey zu vermeiden, wurden zuerst bey der Begräbnißfeyerlichkeit des Fürstbischofs Christoph Franz von Hutten († 1729, 25. März, begraben 26. April dess. J.) vor der Thüre der Cathedrale zugleich mit der gedruckten Leichenpredigt und dem Trauergedichte auch diese 3 und 6 kr. Stücke ausgetheilt. Dieß änderte sich, nach Hrn. K. in den letzten Zeiten des Bisthums dahin ab, daß die betreffenden Sterbe-Münzen „nicht nur an alle Bedienstete nach ihren verschiedenen Graden vertheilt, sondern auch während des Trauergottesdienstes von den Erkern des jetzigen Stadtgerichtsgebäudes unter das Volk ausgeworfen“ wurden.

Eben diese große Masse an das Publikum vertheilter Münzen hat dieselben über alle Theile des Frankenlandes verbreitet, und manche der hier von Hrn. K. beschriebenen mögen aus dem nachbarlichen Bamberg nicht vor sehr langer Zeit nach Würzburg zurückgewandert seyn. Natürlich muß der Numismatiker wünschen, daß alle Abdrücke von Sterbmünzstempeln zu seiner Kunde und Einsicht gelangen. Die Serie dieser Sterbmünzen selbst von Julius Echter von Mespelbrunn bis auf Georg Karl von Fechenbach, diesen ausgeschlossen, ist im vorliegenden Aufsatze gut beschrieben. Von Julius bis Christoph Franz von Hutten inclusive kann der Wißbegierige, welcher die An- und Einsicht der Originalien entbehren muß, die Abbildungen der nummi emortuales bey Gropp. Collect. I. II. einsehen, und Nr. 6. der K'schen Beschreibung ist bey demselben Gropp. I. 430 nicht nur abgebildet, sondern Tom. III. 367, 368 auch beschrieben.

Fragt man nun nach dem Werth dieser Münzen, wie sie Hr. K. in möglichster Vollständigkeit hier dargelegt hat, für die Geschichte; so dürfte man dieselben allerdings hoch anschlagen. Denn was kann über Datum der Geburt, Wahl, und des Absterbens auf vollgültigere Weise belehren, als solche Münzen, die auf Befehl und Kosten des Capitels kurz nach dem Ereignisse, welches sie dem Andenken bewahren sollen, unter Aufsicht der treffenden, für diesen Fall bestens unterrichteten Behörde geprägt sind? — Sollen nun dergleichen Denkmale durch den Druck zum Gemeingut des Publikums gemacht werden, so wäre allerdings zu wünschen, daß die Verzeichnungen der auf solchen Münzen befindlichen Um- und Inschriften, besonders was darin Wahl- oder Sterbedatum angeht, mit möglichster diplomatischer Treue wieder gegeben würden. Leider, ist dieß nicht durchgehends der Fall!

So müssen wir z. B. Nro. 34. in Bezug auf Peter Philipp von Dernbach's Wahl zum Bischof von Bamberg das Datum 22. APRIL statt MARTY, und Nro. 43., den Sterbetag Fridrich Karls von Schönborn D. 15. JULY für 25. JULY geradezu als sinnstörende Druck- oder Setzfehler bezeichnen. Noch einige minder-erhebliche sind die gleich hier folgenden:

S. 40 Nro. 4. Rev. ao. 1667 für 1617.

S. 42 Nro. 10. „das — — — — quadrirte Wappen von Bamberg (im letzten und vierten Felde),“ statt im ersten.

S. 46 Nro. 19. An. MDIV, dafür lies MDCLV, wie im Reverse von Nro. 21. richtig, aber mit arabischen Ziffern steht.

S. 50 Nro. 31. Die Inschrift des Reverses zeigt in der zweyten Zeile bey Gropp eine kleine Verschiedenheit von der hier mitgetheilten, indem dort zu lesen ist SEPTEMB. 1609.

Zu Nro. 41. fehlt die kurze Beschreibung des quadrirten Schildes, nämlich: im ersten Felde der Rechen, im zweyten und dritten das Hutten'sche Familienwappen, im vierten die Fahne.

Bey Nro. 29. Avers erkennen wir im Hinblick auf die Abbildung bey Gropp gern an, daß dem Kupferstecher es kaum möglich gewesen seyn dürfte, den großen, wenn schon bis zu einzelnen Buchstaben abgekürzten Titel dieses Churfürsten in den engen Kreis zu bringen: deßhalb steht auf der Abbildung bey Gropp II, 462 bloß nach Joann. Phil. S. S. M. A. E. S. R. I. P. E. E. H. W. F. O. DVX. während der vom Hrn. K. mitgetheilte volle Titel also lautet: Joann. Phil. S(anctae). S(edis). M(oguntiae) A(rchi) E(piscopus) S(acri) R(omani) I(mperii) P(er) G(ermaniam) A(rchi) C(ancellarius) P(rinceps) E(lector) E(piscopus) H(erbipolensis) et W(ormatiensis) F(ranciae) O(rientalis) DVX.

Die hier unterstrichenen Worte fehlen auf der Groppischen Abbilduag.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. August.

Nro. 158. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Karl Wilhelm Göttling, Geschichte der römischen Staatsverfassung ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Religion hatte in Rom allerdings einen politischen Charakter, aber nicht so, daß die Römer ihre Könige zu Göttern, sondern vielmehr so, daß sie ihre Götter zu Königen machten. Die Geschichte der Entstehung Roms ist ohne Zweifel eine verhüllte Mythologie, aber in der Weise, daß die Römer die Gegenstände ihres religiösen Bewußtseyns in ihre Geschichte aufgenommen, daß sie „ihre Götter in Könige verkleidet haben.“ *)

Auch die Erklärung des Namens Rom aus der latinischen Art und Weise der Städtegründung möchte nicht glücklich seyn. Der Verf. leitet den Namen her von gruma, was den Punkt bedeutet, in welchem sich bey der Absteckung des Pomöriums nach den Gesetzen des Auguralrechts die beyden Linien schneiden, welche den zur Stadt festgesetzten Raum bestimmen. Wir wollen die, gewiß sehr erheblichen etymologischen Schwierigkeiten einer solchen Ableitung dahin gestellt seyn lassen; sie scheint uns schon der Sache nach ganz unmöglich, da der Name einer Stadt doch immer etwas specifisches andeuten muß, eine gruma aber in jeder latinischen Stadt mit einem nach Auguralrecht abgesteckten pomoerium vorhanden war.

Ueber den genaueren Vorgang der allmähligen **Vereinigung** der drey Volksstämme zu einem Gemeinwesen kann die Forschung über den Bereich des Wahrscheinlichen nicht hinausdringen. Der Verf. folgt darin der Grundansicht Niebuhr's, daß er die Niederlassung auf dem cälischen Berg, welche er ohne weiters als eine etruskische nimmt, zu den Römern in ein abhängiges Verhältniß treten läßt, während den Hauptgegensatz gegen die latinische Niederlassung eine sabinische auf dem Capitolinus bildete, welche nach vorausgegangenem feindseligen Verhältnisse zu einem Gemeinwesen geeiniget wurden, welchem jener dritte Stamm in einer zwar politisch berechtigten aber nicht vollkommen gleichen Stellung zugeordnet wurde. Indem nun aber somit das **eine** römische Gemeinwesen constituirt ist, nöthigt uns dieser Bildungsact unmittelbar das Problem auf, den nachhaltigen Einfluß zu bestimmen, den Sinnesart und Sitte jener verschiedenen Stämme auf die Gestaltung und Ausbildung des neuen Ganzen geübt haben. Unser Verf. glaubt, den Schlüssel für die ältesten Zustände Roms darin gefunden zu haben, daß er dieß gesammte Stamm- und Familienrecht dem sabinischen Stamm zuschreibt; von diesem sey es auf die andern Stämme erst allmählig übergegangen, während das öffentliche Recht oder das Staatsrecht von den politisch höher gebildeten Latinern der Hauptsache nach ausgebildet und festgestellt worden, die Etrusker dagegen zum Staatsrecht wenig mehr beygesteuert haben, als einige äußere Abzeichen der Beamten und der Stände. In anderer Beziehung sieht er in den Latinern überhaupt das vorwärts schreitende, in den Sabinern das hemmende Element in der römischen Verfassung. Es ist im Grunde eine verwandte Ansicht, aber weit feiner und besonnener gefaßt, wenn der neueste treffliche Bearbeiter der römischen Staats- und Rechtsgeschichte den Einfluß des römischen und

*) Puchta a. a. O. S. 115.

sabinischen Elements in der Art vertheilt, daß er auf das römische die Thätigkeit nach außen, auf das sabinische die innere Ordnung zurückführt (woher der bekannte Gebrauch des Wortes Quirites). So scharfsinnig und geistvoll aber auch Puchta dieß Princip durchzuführen versteht, so kommt uns doch eine solche Trennung der bestimmenden und treibenden Kräfte für das organische Leben eines Staats viel zu fein und scharf, überhaupt viel zu abstract und ideal vor, obgleich wir nicht anstehen, mit Puchta das Eigenthümliche des römischen Volkes vorzugsweise dem sabinischen Elemente zuzuschreiben, während sich aus dem latinischen Bestandtheile Roms die Verwandtschaft mit griechischer Nationalität erklärt. — Mit dem obigen Dogma unsers Verf. können wir uns aber, so wie er es hingestellt, hat, gar nicht befreunden. Es ist geradezu unglaublich, daß die beyden andern Stämme das Stamm- und Familienrecht des sabinischen Stammes wenn auch nur allmählig angenommen haben; das ist jeden Stammes unmittelbarstes, mit seinem ganzen Daseyn identisches, eifersüchtig bewahrtes Besitzthum. Allerdings hat eine Verschmelzung Statt gefunden, diese ist aber nothwendig als gegenseitig zu denken, und wohl am wenigsten als eine bloße Uebertragung, sondern vielmehr als eine allmählige Entwicklung und Fortbildung der verschiedenen Einbringnisse zu einem gemeinschaftlichen Neuen. Wie dem auch sey, den Leser hoffen wir bald zu überzeugen, wie mißlich es mit der Durchführung jenes angeblichen Grundsatzes im Einzelnen aussieht.

Der Verf. stellt uns zuerst (S. 51 — 146) das Stamm- und Familienrecht dar. Auf diesen vorherrschend rechtsgeschichtlichen Theil des Werks müssen wir den Ausspruch anwenden, daß das Gute darin weder neu, noch das Neue immer gut ist. Man kann den Wunsch kaum zurückhalten, daß der Verf. von dem vorhandenen Guten mehr, wenn auch nur benützt, von seinem eigenen Neuen weniger dazugethan haben möge. Dieß Neue ist aber hauptsächlich aus dem Bestreben hervorgegangen, durch Verknüpfung und Combination verwandter Begriffe, durch Aufspürung gewisser Grundanschauungen, durch die Entdeckung des nationalen Ursprungs der einzelnen Einrichtungen neue und tiefere Aufschlüsse zu geben. Wie weit ihm dieß gelungen ist, und ob er sich dabey von solchen Mißverständnissen, welchen Nichtjuristen so leicht ausgesetzt sind, frey zu halten gewußt, mag ein näheres Eingehen auf die wichtigeren Puncte dieses Abschnitts aufzeigen.

Als die Begriffe, in welche der Römer die Rechte des freyen Bürgers theils im Allgemeinen in Beziehung auf den Staat, dann im besondern auf Stamm, Geschlecht und Familie, theils endlich auf das Vermögen gelegt haben, werden zunächst die Worte Caput und manus, „Hauptrecht und Handrecht“ (wer denkt nicht gleich dabey an das Besthaupt und an das Faustrecht?) und zwar in der Weise vorangestellt, daß caput die politischen stammlichen und geschlechtlichen, manus die väterlichen, ehelichen, vermögentlichen Vollrechte (?) in sich begreife. Niebuhrs einzig annehmbare Erklärung des Wortes caput — als die Rubrik jedes Römers in der censorischen Bürgerliste, mit dem, was dabey über seine persönlichen Verhältnisse bemerkt war, — wird deßhalb verworfen, weil sie durch keine Stelle der Alten unterstützt werde. Man muß sich aber verwundern, wie der Verf. diesen Vorwurf und seine eigene Ansicht in einem Odem aussprechen konnte. Denn so geläufig auch der entwickelten römischen Jurisprudenz der Begriff der capitis deminutio ist, so kömmt doch der Ausdruck caput für sich allein in jener abstracten Bedeutung eben so wenig vor, als manus; manus heißt überall, wo es technisch gebraucht wird, die Gewalt des Ehemanns über die Frau in der strengen Ehe; in andern Zusammensetzungen, wie mancipium, liegt der natürliche Sinn der Herrschaft und Gewalt zu Grunde. Wäre nicht unser Verf. aller Mystik so abhold, so könnte man ihn im Verdacht haben, daß bey diesem Haupt- und Handrecht (später ist sogar die Rede von einer ganzen und halben Hand) physiologische Reminiscenzen aus einem einige Jahre ältern Werke im Spiele seyen.

Mit gleichem Undank müssen wir auch die weitere Entdeckung aufnehmen, daß das ganze Verhältniß der Frauen als sabinisch aufzufassen sey. „Denn die ächt römische Sage kennt dasselbe nicht, bevor die Sabiner dem römischen Staatsverband

hinzugetreten sind.“ Die Sage hatte eben früher keine Veranlassung, und wozu brauchen wir die Sabiner zur Erklärung einer Sache, die den Römern mit allen alten Völkern gemein war, die in der Natur der Dinge selbst gegründet ist? Der Verf. giebt uns eben keinen besonders klaren Begriff von jenem Verhältniß, wenn er sagt, das caput der Frauen war nur aufs Familienrecht beschränkt, und eine Manus wird ihnen gar nicht zugeschrieben. Es ist dieß unrichtig, auch wenn wir diese Worte in des Verf. eigenem Sinne gebrauchen, denn eine freye, in Geschlechtstutel stehende Römerin war des streng römischen Eigenthums (die manus begreift ja auch die „vermögentlichen Vollrechte“) ohne allen Zweifel fähig; andere Bemerkungen über diesen Punkt übergehen wir.

Da indeß ein Bürger nur in so ferne der obigen Rechte theilhaftig werden kann, als er einer stammverwandtschaftlichen Corporation angehört, so führt dieß den Verf. sofort auf die Betrachtung der Grundpfeiler des alten römischen Staats, der Tribus, Curien und Gentes. Den Verf. beschäftigen besonders die Namen der Tribus, der etymologische Zusammenhang zwischen Roma und Ramnes, und die etruskische Herkunft der Luceres. Für die letztere hat er aber nichts entscheidendes neues beybringen können. Die Ableitung jenes Namens von Lucumo bleibt problematisch und wenn die römischen Geschichtschreiber selbst in den Luceres Etrusker gesehen haben, so ist dieß keineswegs ein historisches Zeugniß sondern eben auch nur eine historische Speculation. Der Verf. steht aber seiner Annahme durch die anderweitige Behauptung selbst am meisten im Wege, daß die Etrusker zum Staatsrecht wenig mehr beygesteuert haben, als einige äußere Abzeichen der Beamten und der Stände (S. 51). Haben die Etrusker wirklich ein Glied des alten Roms gebildet, so können sie nach ihrer ganzen Bildungsstufe (vrgl. den Verf. S. 28) keinen so geringen Einfluß auf den ganzen Organismus des Staats geübt haben. — Den solennen Ausdruck populus Romanus Quirites hat Niebuhr, wie man weiß, sehr scharfsinnig auf die beyden Hauptbestandtheile des römischen Gemeinwesens, Latiner und Sabiner bezogen; der Verf. verwirft dieß und will unter Quirites nichts weiter als „die politisch miteinander verbundenen“ verstanden wissen. Nun ist allerdings, wenigstens im spätern Sprachgebrauch, Romani der historische und politische Name der Römer nach außen gegen andere Völker, Quirites der politische nach innen in Beziehung auf den eigenen Staat und die Mitbürger als ein Ganzes (S. 61). Allein ursprünglich muß jener Name eine viel concretere und charakteristische Beziehung gehabt haben, und es giebt keine näher liegende und einfachere, als die auf das in der Einheit noch immer unterschiedene Doppelvolk. Die obige Erklärung ist eben so kahl und inhaltsleer, als wenn (S. 57) das Wesen der Inauguration der Tribus darein gesetzt wird, daß sie in der Volksversammlung, die unter Zuziehung der Auguren gehalten wurde, als bestehend anerkannt wurden.“ Als wenn nicht die Hauptsache bey der Inauguration die religiöse Weise gewesen wäre!

In jeder der 30 Curien sind 10, somit in sämmtlichen Tribus 30 Decurien enthalten, diese Decurien sind aber nichts andres als die gentes. Diese gentes, welche also im Beginn der römischen Verfassung eine geschlossene Zahl von 300 hatten, muß man gleichsam als politische Familien betrachten; jede gens umfaßte von Anfang mehrere Familien, die später in noch mehrere auseinander gehen konnten. — Diese Entdeckung Niebuhrs hat man mit Recht (Puchta a. a. O. S. 127) eine der fruchtbarsten für die richtige Einsicht in die alte Verfassung genannt; unser Verf. (S. 62) bestreitet sie in mehrfacher Hinsicht. Er läugnet zuvörderst die Identität der Decurien und der gentes und will unter den ersteren eine unbestimmte Anzahl von gentes verstanden wissen. Denn nach Dionysius sey an der Spitze einer jeden Decurie ein Decurio gestanden; es sey ferner ausgemacht, daß im Verlaufe der Zeit gewisse Geschlechter verwandter Nationen unter die gentes d. h. in die Decurien der gentes aufgenommen worden, und dazu kommt noch die Bemerkung, daß es nicht möglich gewesen wäre die 300 gentes immer vollzählig zu erhalten. Der letzte von diesen Gründen hebt offenbar, wie schon Puchta bemerkt (a. a. O. S. 127 Not.), den vorhergehenden auf; denn die Erhaltung jener vollen Zahl wurde eben durch die Aufnahme neuer Geschlechter möglich. Was aber den ersten Grund an-

langt, so ist dieser von gar keiner Bedeutung; einen Vorstand hatten die gentes ohne Zweifel (einen Geschlechtsältesten); und warum soll der Name decurio, der wohl zunächst eine militärische Beziehung hat, mit ihm unverträglich seyn? — Es ist eine Consequenz der obigen Unterscheidung der Curien von den gentes, wenn der Verfasser die letzteren auf das Band der natürlichen Verwandtschaft gründet.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. II. Hft. ꝛc.

(Fortsetzung.)

IV.

Fränkische Regesten.

(Vom Hrn. C. Heffner.)

Die Fortsetzung der im ersten Hefte des sechsten Bandes begonnenen Regesten. Ueber das Nützliche und Nothwendige dieser Arbeit haben wir uns schon im Bericht über das frühere Heft dieses Archivs ausgesprochen. Zum gegenwärtigen Regesten-Abschnitt vom Jahre 774 bis zum Jahre 815, 7. May reichend, haben die Traditiones Fuldenses bey Pistorius und Schannat — wir hätten auch Schöttgens und Kreyßig's Nachträge hier beygezogen gewünscht — das Hauptmateriale geliefert; ein Beweis für unsere früher aufgestellte Ansicht: die Gründung des Klosters Fulda dürfe in fränkischen Regesten keineswegs fehlen; denn wohin in fränkischen Landen hat nicht die Wirksamkeit der Mönche des heiligen Bonifacius gereicht? — „Wenn man," meint W. E. Tenzel, „dergleichen Bücher (wie die Traditt. Fuld.) von andern Teutschen Provinzen übrig hätte, so würde eine unvergleichliches Liecht in der Historie dadurch angezündet werden." — Doch ist der Fuldaer Traditionen hoher Werth so allgemein anerkannt, daß jedes weitere Lob dieser schätzbarsten Quelle für die fränkische und die deutsche Geschichte überhaupt wohl überflüssig seyn dürfte.

Wir haben zu vorliegenden im Ganzen gut abgefaßten fränkischen Regesten folgende Bemerkungen zu machen. Die 41 Jahre, welche sie umfassen, bieten für die gesammte fränkische Geschichte keine besonders reiche Ausbeute dar. Die Heirath Karls des Großen mit Fastraden, die Fahrt auf der Saale zur Salzburg,

der begonnene Kanal und Karls Fahrt bis zum heiligen Kilian, die Sachsentransplantation, der Friede mit dem byzantinischen Hofe, die Beendigung der sächsischen Kriege, eine zu Salz angeblich 804 gehaltene Reichsversammlung und Karls Tod; dieß werden so ziemlich die in obiger Beziehung verzeichneten Facta seyn. Es scheinen uns aber die gleich hier aufzuzählenden Ereignisse auch einer Stelle in den fränkischen Regesten würdig zu seyn:

778. Vom Lahngau aus wollten die bis an den Rhein verwüstend vorgedrungenen Sachsen eine auserlesene Schaar ihres Heeres nach Fulda zu Plünderung und Mord entsenden; deßhalb ließ Sturmi den Leichnam des heiligen Bonifacius, der seit 24 Jahren in der Kirche zu Fulda geruht, erheben und gegen Hammelburg zu flüchten.

Vita S. Sturmi bey Pertz M. G. H. II. 376. Annales Lauriss. et Einhardi bey Pertz I. 158, 159.

783, 25. März. Stiftung des Klosters Milize durch Emhilt. Pistorii Trad. Fuld. Lib. II. fol. 508, 509.

Wilhelm Ernst Tenzels hennebergische Zehnden, abgedruckt in Johann Paul Reinhard's Sammlung seltener Schriften ꝛc. 1 Thl. Coburg 1763. 8. p. 7 — 12. — Ueber die Lage dieses Klosters in der Würzburger Diöcese eine halbe Stunde von Römhild nach Königshofen zu, Reinhart a. a. O. p. 38. — Vergl. Eckhart animadvers. p. 89. 90.

785/86. Hardrad's Verschwörung; im Sommer 785 entdeckt, im August 786 bestraft.

Annal. Nazariani continuati bey Pertz I, 41. 42. 43.

Annales Lauriss. et Einhardi bey Pertz I. 168 — 169.

Einhardi vita Caroli c. 20. bey Pertz II, 454. 455.

Thegani vita Ludovici Imp. cap. 22 nennt den Hardrad einen dux Austriae, bey Pertz II, 596. — Siehe noch Pertz III. 50. Vorbericht u. s. w.

Neuere: Eckhart Fr. Or. I. 712, 714. Wenk hess. Landesgesch. II. 336, Jäger Gesch. Frankenlandes I. 125. Viehbeck Geschichtsfreund, 109, 110. — Böhmer, Regest. Karol. 14, 15. ꝛc.

* Ein Harterateshuson im westlichen Grabfeld erscheint zum J. 871 als königliches Eigenthum. Trad. Fuld. bey Schannat p. 207 Nro. 516.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. August.

Nro. 159. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Karl Wilhelm Göttling, Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zum Tode C. Cäsars.

(Fortsetzung.)

Er weiß aber dafür außer den nichts beweisenden Stellen des Varro (in hominibus quaedam sunt agnationes ac gentilitates etc.) und Verrius Flaccus (gentilis dicitur ex eodem genere ortus) nur noch eine etwas starke petitio principii vorzubringen, indem er aus der Gerichtsbarkeit der gens über die gentiles, dann aus dem Vormundschafts- und Erbrecht derselben ihre Verwandtschaft herleiten will. Die gentes mögen ursprünglich allerdings eine verwandtschaftliche Basis gehabt haben, sie haben jedenfalls dieselbe sehr bald verloren, indem sie durch die frühzeitigen Cooptationen zu einer Art politischer Corporationen wurden, welcher Charakter derselben durch die bekannte Definition Cicero's hinreichend festgestellt ist. — Was sollen nun aber jene Decurien des Verf. für eine politische Bedeutung haben? Es läßt sich erwarten, daß auf sie diejenige übertragen wird, welche man sonst den gentes beylegt. Sie sind, sagt der Verf., diejenigen Unterabtheilungen der Curien, durch welche eine Repräsentation derselben in Hinsicht auf die drey Gewalten des Staats möglich gemacht wird, der gesetzgebenden im Senat und seinen Decurien, der richterlichen in den Richtern und ihren Decurien, und der ausführenden in den Rittern und ihren Decurien; sie sind also, ähnlich wie die attischen Naukrarien, Wahlcollegien. Es wird sich später zeigen, daß die Voraussetzung dieser ganzen Annahme eine irrige ist, indem weder die Senatoren noch die Ritter aus einer Wahl der Gentes selbst hervorgiengen, und damit verlieren diese von den Gentes unterschiedenen Decurien vollends allen Halt und alle Bedeutung.

Das Erbrecht der Gentilen, nimmt der Verf. an, sey nach den verschiedenen Tribus verschieden gewesen, und dieß sucht er durch eine Reihe von Combinationen zu erweisen, deren Kühnheit zu überraschend ist, als daß wir sie dem Leser vorenthalten sollten. Aus den Münzen der Aelier wird nämlich geschlossen, daß diese die Dioskuren verehrten; aus diesem Cultus so wie aus dem Augurium des Spechts, „das den Aeliern so hoch stand," ist „vollkommen sicher zu schließen," daß die Aelier dem sabinisch-samnitischen Stamm angehörten; nun erzählt weiter Plutarch von dieser Gens, daß alle „älischen männlichen mündigen Gentilen zusammen mit Weib und Kind in einem kleinen Hause als gemeinem Eigenthum gewohnt haben," daraus folgt, — daß nach sabinischem Recht das Erbe eines Gentilen gemeinsam wurde! Da hingegen von Julius Cäsar berichtet wird, er sey reich geworden durch gentilicische Erbschaften, da ferner die gens Julia latinisch ist, so ergiebt sich daraus, daß bey den Ramnes die andere Sitte der Erbvertheilung galt, wornach der älteste der gens das Ganze erhielt. — Der Leser mag daraus ermessen, welche weitere Entdeckungen er von einer solchen überschwenglichen, man möchte sagen mikroskopischen Spürkraft noch zu gewärtigen hat; wir wünschen ihm gerne jene Schwungkraft der Phantasie, ohne welche er dem Verf. auf diesem Felde unmöglich wird folgen können.

Die folgenden Abschnitte S. 73 f. stellen das Familienrecht selbst dar. Wir finden hier so ziemlich das Bekannte wieder, mit einer oft eigenthümlichen Zusammenstellung und mit mancher origineller Zugabe, welche aber nicht immer als Gewinn zu betrachten ist. Gleich am Anfang (S. 77) zeigt sich ein Beyspiel, wie wenig sorgfältig der Verf. mit juristischen Begriffen umgeht, indem er gewissen Kreisen innerhalb der Familie „eigenthümliche Corporationsrechte“ zuschreibt. Er meynt die Propinqui, deren Rechte und Pflichten nach Klenze dargestellt werden. Er weicht dabey in einem Punkte mit gutem Grunde von diesem ab. Klenze nimmt an, daß der Hausvater nur unter Zuziehung des Familiengerichts das Hauskind habe zur Strafe ziehen können. In der That konnte aber der Vater das Kind, das sich vergangen hatte, schon kraft seiner patria potestas strafen und die Beyziehung des Verwandtenkreises hatte nur die Bedeutung einer sittlichen Rechtfertigung des Vaters, nicht die einer rechtlichen Bedingung (S. 78).

Aus der Darstellung des alten Eherechtes wollen wir auf zwey Behauptungen des Verf. näher eingehen, um daran das ganze Verfahren desselben in diesem Theile der Geschichte anschaulich zu machen. Die eine ist die, daß er die confarreirte Ehe als ein sabinisches Institut ansieht. Die Beweise hiefür sind aber nicht besonders stark. Den pontifex maximus und die flamines für sabinische Priester zu erklären, dazu finden wir auch in dem, was §. 80. ausgeführt wird, keine Veranlassung; die 10 Zeugen können eben sowohl auf die 10 Curien derjenigen Tribus deuten, welchen die Neuvermählten angehören, warum gerade auf die 10 Curien des sabinischen Stammes? Wasser und Feuer spielen bey der Confarreation nur eine untergeordnete Rolle, und wenn gleich erst Numa die Römer gelehrt hätte, das tostum far zu essen (die Stelle, Plin. H. N. 18. c. 2, nicht c. 8, scheint aber vielmehr nur von der Anwendung des tostum far bey Opfern zu sprechen), so folgt doch daraus keineswegs, daß er den Gebrauch desselben bey jener Ceremonie eingeführt habe; endlich hatte die sabinische Vermählungsfeyerlichkeit (Seite 9) etwas entschieden kriegerisches, was mit der rein religiösen Confarreation gar keinen Vergleichungspunkt bietet. Wenn der Verf. hinzufügt, daß „man im Raube der Sabinerinnen selbst eine Anerkennung sabinischer Ehegebräuche durch die Römer zu sehen berechtigt seyn möchte,“ so bekennen wir, diese Bemerkung nicht zu verstehen.

Daran knüpft sich aber die weitere Thesis, daß die in manum conventio ein der confarreatio ursprünglich allein zugehöriges Verhältniß gewesen und nachher erst auf die andern Eheformen übertragen worden sey. Es soll nämlich zuvörderst die Coemptio den Latinern angehört und ursprünglich in einem gegenseitigen Kauf bestanden haben; die Idee einer manus sey auf die Coemptio erst bey der Vereinigung der Latiner und Sabiner zu einem Staate übertragen und dadurch der ursprüngliche Sinn eines Kaufs verwischt worden. — Dieß ist alles eben so unerwiesen als unglaublich. Die Coemption war nach dem Zeugnisse der römischen Juristen eine einseitige Mancipation, ein einseitiger symbolischer Kauf, wenn auch von beyden Seiten dabey sollenne Worte ausgesprochen wurden (Huschke Studien, S. 185; v. Schröter in s. Zeitschr., Bd. 14, S. 150). Es fehlt an aller Veranlassung, diese Form nicht auch für die ursprüngliche zu halten. Die späteren Grammatiker, auf welche man sich dabey berufen könnte, haben die Sache nicht aus eigener Anschauung gekannt, definiren aus der grammatischen Wortbedeutung, und können schon darum kein Gewicht haben, weil ihre Definition keineswegs auf die ältesten Zeiten gehen soll und somit der der Juristen widerspricht. Was soll denn nun aber von Anfang die coemtio bewirkt haben, wenn nicht die manus, da zur bloßen Eingehung des matrimonium als solchen zuverläßig von je der bloße Consens genügt hat? Und wie kann man also annehmen, daß diese Wirkung erst später auf dieselbe übertragen ist? — Nun gibt es aber noch einen dritten Erwerbungsgrund der manus, die in manum conventio durch Usus (der Verf. leitet davon, gegen alle Regeln der Etymologie, sogar den Namen uxor her, indem er sich seltsamer Weise auf Odysseus und Ulixes beruft). Der Leser hat es wahrscheinlich schon errathen, was diesem für eine Bestimmung zufällt; der usus kann nichts

anderes seyn, als die Form, in welcher „die in manum conventio nach römisch-sabinischem Gesetze für die Etrusker festgesetzt worden ist," denn die Etrusker hatten die strenge Ehe nicht gehabt. — Letzteres soll sich aus Gajus (I. §. 108) ergeben, der die manus ein jus civium romanorum proprium nenne; allein die Erwähnung der manus ist eine Ergänzung Göschens und in keinem Fall hat Gajus dabey an die alten Stammtribus gedacht. Ferner führt der Verf. eine Erzählung des Plutarch (Camill. c. 15) an, diese ist indeß augenscheinlich eine Ausmahlung einer Notiz, welche Livius (5, 33) viel einfacher und kürzer hat, und aus welcher sich auf die Form der etruskischen Ehe kein Schluß ziehen läßt. Es ist aber die ganze Annahme unstatthaft, daß für Latiner und Etrusker verschiedene Formen der in manum conventio bestanden haben. Wenn die Etrusker wirklich einen Bestandtheil des römischen Staats gebildet haben, so hatten sie nothwendig das commercium und damit die Fähigkeit zur mancipatio und zur coemtio. Der Usus aber ist hier wie in andern Rechtsverhältnissen nur eine Ergänzung der Mancipatio, also ein Surrogat der coemtio. Die Fähigkeit zur coemtio und zum Usus läßt sich somit nicht trennen. Einen desto entschiedeneren Gegensatz bietet zu diesen rein juristischen Vorgängen die religiöse Confarreatio: es hat das meiste für sich, in der letzteren die ursprünglich patricische Form zu erblicken, während die coemptio und der usus dem plebejischen Recht angehört. — Fälschlich legt dabey der Verf. der usurpatio per trinoctium den Zweck unter, dem Vater sein väterliches Recht über seine verheirathete Tochter zu sichern; aus Cicero (pro Flacco c. 34) wissen wir, daß Frauenspersonen, die noch unter väterlicher Gewalt stehen, durch Usus in die manus des Mannes gar nicht kommen konnten, der Usus hatte bey ihnen gar keine Wirkung.

Hinsichtlich der Ehescheidung macht der Verf. die Entdeckung, daß divortium die Auflösung der strengen, repudium die der freyen Ehe bedeute. Es gehört dieß zu den vielen etymologischen Einfällen des Verf., von denen die wenigsten stichhaltig sind. Richtiger wird die Stelle des Gellius (X. 23, vir cum divortium fecerit etc.) erklärt, nur ist dem Verf. entgangen, daß Hasse selbst seine

frühere Ansicht aufgegeben und im Rhein. Mus. f. Jurispr. (II. S. 106) die richtige Auslegung angenommen hat.

In der Abhandlung über die Rechte des Vaters tritt uns zunächst die Ableitung von peculium entgegen. Dieß Wort soll ursprünglich das junge Vieh bedeuten, welches herdenweise Sklaven auf eigene Hand (?) der Herde ihres Herrn einverleibten, und darauf soll der bekannte Ausspruch der römischen Juristen gehen: peculium nascitur, crescit, decrescit, moritur. Es ist aber wohl keine Frage, daß die römischen Juristen dieß lediglich in einem juristischen, idealen und nicht im natürlichen Sinne meynen. Weit wichtiger ist die Behauptung, daß das castrensische Peculium schon von Servius Tullius eingeführt worden sey. (S. 108). Leider ist der erste Grund, der für diese ganz neue Ansicht vorgebracht wird, eine offenbare petitio principii, der zweyte ist irrelevant. Der Verf. führt nämlich die Thatsache an, daß Servius Tullius bey der Stimmung in den militärischen Centuriatcomitien des Volks die Jüngeren von den Aelteren trennt, um sie in ihrer Suffragation von der väterlichen Gewalt vollkommen unabhängig zu stellen. Danach sollte man glauben, es sey ganz ausgemacht, daß die Centurien der juniores ausschließlich oder doch überwiegend aus Haussöhnen bestanden hätten, während vielmehr gewiß ist, daß sie in den auf dem Census beruhenden Stimmcenturien gar nicht seyn konnten, eben weil sie kein Vermögen hatten noch haben konnten, und und ihnen namentlich auch die Kriegsbeute nach ganz klaren Zeugnissen erst in der Kaiserzeit eigenthümlich verblieben ist. Wenn ferner der Verf. die Thatsache herbeyzieht, daß der Nachfolger des S. Tullius, Tarquinius Superbus zuerst einen gerichtlichen Streit zwischen Vater und Sohn hat schlichten müssen (Liv. I. 50), so wissen wir weder, ob der Sohn noch in väterlicher Gewalt gestanden, noch ob der König als eigentlicher Richter oder vielmehr als Schiedsrichter aufgetreten sey.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. II. Heft. Würzburg 1840 8.

(Fortsetzung.)

794, Junius. Bischof Bernwelf von Würzburg wohnt in dem von allen Bischöfen des Frankenreiches (cunctis Regni Francorum seu Italiae, Aquitaniae, Provintiae episcopis etc. Pertz III, 71.) besuchten Concilium zu Frankfurt am Mayn bey, auf welchem die Ketzerey des Elipandus von Toledo und Felix von La Seu de Urgel (orgellitanae sedis episcopus) abermals (792 das erstemal) verdammt wurde.

Pertz I. 351. Einhardi Annales ad ann. 794.
Pertz III. 71. — Böhmer, Reg. Karol. 18.

Nur das dringendste Geschäft oder Krankheit konnte Bernwelf von dieser Kirchenversammlung fern halten.

805, Frühling. Karl M. schickt drey Heere in das Land der Slawen, die Beheimi genannt werden; das eine drang mit dem Könige Karl durch Ostfranken nach dem Fichtelgebirge (hircano saltu trajecto) und durch dasselbe nach Böhmen vor. Von Norden her kamen Sachsen und unzählige Slawen, und das dritte Heer setzte sich aus Bajoarien gegen Böhmen in Marsch. Der Herzog Lecho wird getödtet, das Land 40 Tage lang verwüstet.

Einhardi Annal. bey Pertz I. 192. "
Böhmer, Reg. Karol. p. 24.
Viehbeck Geschichtsfr. 119.

Daß die Ostfranken in diesen Krieg gezogen, leidet keinen Zweifel.

806, 8. Februar. Karl M. theilt zu Thionville sein Reich unter seine drey Söhne. Karl der älteste erhielt Francien und Burgund, mit Ausnahme desjenigen, was Ludwigen zugetheilt wird, dann Alamannien, Pippins Theil ausgenommen, Austrien, Neustrien, Thuringia, Saxonia, Frisia und jenen Theil Bajoariens, der Nordgau heißt (also die Länder nördlich der Donau, darunter auch Franken begriffen). Karl regierte unter der Leitung seines Vaters die ostfränkischen Lande bis an seinen Tod, 2. December 811. Ueberhaupt hob das Dahinsterben seiner beyden ältern Söhne die Reichstheilung van 806 mit allen ihren Punkten und Vorschriften wieder auf, indem nach seiner Brüder Hinscheiden Ludwig der einzige Sohn und Erbe seines großen Vaters wurde.

Pertz III. 140. seqq. — Pertz I. 193.
Böhmer, Reg. Karol. 24. Nro. 181. gibt abweichend von Pertz als den Tag der Theilung den 6. Febr. 806 an.

806. Zweyter Zug nach Böhmen.
Einhardi Annal. bey Pertz I. 193.
cf. Eckhart Fr. Or. II. 46, 47.

807. Hungersnoth und Sterblichkeit herrscht in Deutschland.

Pertz III. 148, 149. Capitulare Aquense anni 807. März ꝛc.
Pertz I. 120.
cf. Eckhart Fr. Or. II. 50.

Wir lassen nun einige Bemerkungen zu den einzelnen Jahren vorliegender Regesten folgen.

Ganz richtig setzt Herr H. als das Jahr der Einweihung des Klosters Lauresheim 774 an; eben so ist wahr, daß nebst andern Bischöfen, z. B. dem Erzbischof Lullus, Wiomadus von Trier, Angilramus von Metz und Waldricus von Passau, auch der Bischof Megingoz von Würzburg dieser Feyer beywohnten. Den Tag derselben bestimmt der Codex Lauresh. I. 18. „in Capite Calendarum Septembrium" d. i. 14. August. Wenn übrigens der am Ende des 12. Jahrhunderts zu Lauresheim verfertigte Codex unter den bey dieser Feyer Anwesenden nebst Karln und seiner Gattin Hildegarde auch dessen drey Söhne, Karl, Pippin und Ludwig mit aufzählt, so ist dieß, was Pippin und Ludwig angeht, schon aus dem Grunde rein unmöglich, weil Pippin den 14. April 776 und Ludwig gar erst 778 geboren wurden. Vergleiche Böhmer Reg. Karol. 9. Pertz I. 118 und 348.

Die Schenkung von Holzkirchen an Fulda ist zum November 776 aufgeführt, allein schon Eckhart Fr. Or. I. 638, 639. u. Böhmer, Reg. Karol. 10 Nro. 79. geben richtiger das Jahr 775, und nach Schöttgen und Kreyßig wäre der Tag der Vergabung der 3. November besagten Jahres.

Das Datum in der Schenkungsurkunde von Hammelburg an Fulda (1. Januar 777), so wie den Ort Jtarital halten wir für Fehler des Setzers; es muß aber 7. Januar (Septimo Idus Januarii Mon. Boic. 28. 1. p. 2.) und Harital heißen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. August.

Nro. 160. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Karl Wilhelm Göttling, Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zum Tode C. Cäsars.

(Fortsetzung.)

Sofort ist nicht abzusehen, warum die Adoption, wie der Verf. S. 110 annimmt, erst später eingeführt worden seyn soll als die Arrogation; es sind dieß ja nicht verschiedene Formen für eine Sache, sondern für verschiedene Sachen. — „Weiber konnten in der Zeit der Republik nicht adoptiren, weil ihnen das Recht der väterlichen Gewalt abgieng, erst in der Kaiserzeit wurde ihnen dieß gestattet.“ (S. 112.) Der Grund blieb auch hier fortbestehen, und einer eigentlichen Adoption wurden die Weiber nie fähig, nur eines Analogon. Auffallend ist es auch, als eine dritte Art der Adoption die durch ein Testament angeführt zu finden. Dem Verf. scheint die gründliche Ausführung Dirksens entgangen zu seyn, welcher überzeugend nachgewiesen hat, daß die sogenannte adoptio per testamentum, die besonders in der ersten Kaiserzeit vorkömmt, keine wahre Adoption, sondern nichts als eine Erbeinsetzung unter der Bedingung war, daß der Bedachte den Namen des Testators annehme, ferner, daß die Bestätigung der testamentarischen Adoption Octavians durch Cäsar in den Curiatcomitien als ein ganz einzeln stehender Vorgang zu betrachten sey.

Ueber die capitis deminutio (S. 114 f.) haben die neuesten juristischen Untersuchungen (von Savigny, Puchta) vielfach neues Licht gegeben, wir wollen daher auf die Darstellung des Verf. nicht näher eingehen und beschränken uns auf eine Angabe der neuen Hypothese, mit welcher bey dieser Gelegenheit die Auslegung des licio cinctus lancem habens, des Costüms, in dem man nach altem Recht seine gestohlne Sache in einer fremden Behausung zu suchen hatte, bereichert wird. Nach dem Verf. heißt lanx nicht eine Schüssel, wie man gewöhnlich annimmt, sondern es bedeutet eine Wagschale, „das Symbol der Gerechtigkeit, des Mein und Dein, zum Zeugniß, daß er nur das Seinige suche“ (S. 116). Es ist in der That sehr glaublich, daß die alten derben Römer, wenn sie auf das Diebsfangen ausgiengen, auf so sinnige Weise eine symbolische Verwahrung gegen argen Verdacht eingelegt haben, und daß sie sich überdieß dazu eines Symbols bedienten, welches ihnen in der obigen Bedeutung erst ziemlich spät durch die griechische Kunst zugeführt worden ist, um abzusehen davon, daß lanx eben nur die Wagschale nicht die Wage selbst bedeutet.

Auch die Darstellung des alten Vermögensrechts (S. 120 f.) bietet uns weniger Stoff zur Beystimmung als zu Zweifel und Verneinung. Das Bemühen, dem Bekannten eine interessante Seite und Wendung abzugewinnen, das vermeyntliche innere Wesen hervorzukehren, hat hier besonders oft den Verf. zu unhaltbaren und übereilten Behauptungen verleitet, und wir haben uns beym Durchlesen dieses Abschnitts an vielen Stellen des Eindrucks nicht erwehren können, den man empfindet, wenn wir ein wohlbekanntes Angesicht plötzlich in irgend einer Verzerrung erblicken. So ist gleich S. 120 die Erklärung des römischen commercium (der Fähigkeit zum quiritarischen Vermögensrecht) durchaus schief. Es soll die rechtliche Gewähr seyn für das Vermögen

oder die gesetzliche (!) Bestimmung, unter welchen Formen von dem zum commercium berechtigten nach dem streng quirit. Rechte erworben (vindicirt) und veräußert werden konnte, während von jenem Besitz, der unter andern Formen erschien, bloß gesagt worden, er sey in bonis einer Person." Fast jedes Wort ist hier eine Ungenauigkeit. Das commercium ist weder eine Gewähr noch eine gesetzliche Bestimmung von Formen. Das in bonis rem habere ist eben so wenig ein Besitz, der „unter andern Formen erscheint," und bildet durchaus keinen Gegensatz zum commercium, da auch die römischen Bürger, somit solche, welche das commercium hatten, etwas bloß in bonis haben konnten; der Gegensatz des in bonis ist, wie jeder weiß, das ex jure quiritium.

In der Geschichte der Testamente überrascht uns die Entdeckung, daß die 7 Zeugen des prätorischen Testaments, da dieses vor dem Praetor urbanus abgegeben wird, die Repräsentanten der urbs Roma oder des Septimontium seyen. Bey dem unverkennbaren inneren Zusammenhang, in welchem die 7 Hügel Roms mit dem Privattestamente stehen, ist diese Vermuthung gewiß sehr annehmbar. — In wieferne die Ausdrucksweise in dem alten Rechtssatze, daß die Mancipation vor nicht weniger als 5 Zeugen vorgenommen werden soll, darauf hindeute, daß von S. Tullius eine andere Zahl festgesetzt war, ist uns eben so unverständlich als es uns unglaublich vorkommt, daß die Römer in solchen Dingen je die ursprüngliche Form verlassen haben. — Sehr unklar und verworren ist die Darstellung des nexum (S. 123). Der Verf. bringt dieß in Verbindung mit dem mancipium. In diesen Zustand soll ein freyer Bürger kommen durch väterliche Gewalt (? d. h. wohl in Folge des Verkaufs des Hauskinds Seitens des Vaters) oder durch eigene Verschuldung, und zwar letzteres ex noxali causa (da diese letztere nur Hauskinder betrifft, welche vom Vater dem Beschädigten mancipirt werden, so fällt dieß mit dem ersten Grund zusammen), oder wegen Insolvenz bey aes confessum. Wer ein Darlehen in der Mancipationsform aufnimmt ist nexu vinctus; wenn er wegen Nichterfüllung seiner Schuld vom Magistrat seinem Gläubiger addicirt und zum mancipium gegeben ist, heißt er ein nexus (i). In dieser Darstellung ist mehr als ein Irrthum. Der Verf. mengt die addictio auf ganz ungehörige Weise in das nexum hinein, und indem er der nexi obligatio bloß die Wirkung beylegt, eine Addiction herbeyzuführen (welche letztere nach altem Rechte jeden insolventen Schuldner traf; s. Walter Geschichte des röm. Rechts, 1840, S. 642, 766), raubt er dem nexum alle selbständige Bedeutung. Ein anderer Irrthum ist der, daß er der addictio die Wirkung des mancipium beylegt; die adiudicati wie die nexi waren aber in einem dem mancipium nur ähnlichen Zustand. Der Verf. hat sich an Niebuhr gehalten, die neuern Forschungen haben aber in diesem Punkte die Unhaltbarkeit seiner Ansicht zur Genüge dargethan (S. neuerlich besonders Walter, S. 642).

Eine neue Ansicht stellt der Verf. (S. 125) über die res mancipi auf. Dieß sollen ursprünglich alle den Römern bekannte Gegenstände des ältesten wahrhaft quiritischen Commerciums gewesen seyn, die auf einen bestimmten namhaften Werth zurückgeführt werden können, bis S. Tullius sie für den Census genauer einzeln selbst benannte, welche letztere dann nach buchstäblichem Recht die einzigen res mancipi geblieben seyen. Diese Erklärung erklärt aber gar nichts. Denn darum handelt es sich eben, warum sich auf jene Gegenstände ursprünglich ausschließlich der quiritische Verkehr beschränkt habe. Ganz anders ist dieses Problem in dem neuesten Werk (Puchta's) über Rechtsgeschichte (S. 133) gefaßt und auf geistvolle und scharfsinnige Weise der Zusammenhang mit dem ältesten Staats- und Rechtswesen nachgewiesen.

Doch lenken wir nach diesem rechtsgeschichtlichen Florilegium mit dem Verf. wieder auf das Staatsrecht ein. Der Darstellung der ältesten römischen Verfassung liegt in der Hauptsache die Auffassung Niebuhrs zu Grunde, wonach die höchste Gewalt beym Volk war und von diesem auf den König übertragen wurde; was der Verf. aus seinem Eigenen hinzuthut, besteht in einem gewissen Schematisiren und Construiren und außerdem in Abweichungen über einzelne Punkte. Wir müssen es bezweifeln, ob unsere Einsicht in das Wesen jener Verfassung durch den Verf. gefördert, jene Auffassungsweise selbst eine tiefere Begründung er-

halten habe. Wir fühlen uns vielmehr zunächst schon verstimmt, wenn wir sehen, wie der Verf., statt sich in die Eigenthümlichkeit jener Zeit und jenes Volkes zu versetzen, in den Vorstellungen und Schlagworten der modernen Staatsweisheit herumtreibt, und durch solche im besten Falle halbwahre Analogien und Vergleiche einen neuen Aufschluß über die älteste Verfassung zu geben vermeint. Sieht es doch in der That nach des Verf. Darstellung in dem ältesten Rom nicht viel anders aus, als in dem ersten besten modernen constitutionellen Staat! Da wird vor allen Dingen (S. 146) gezeigt, wie das Zusammenfassen der verschiedenen Momente des Stamm- und Familienlebens zum Staat dem Stamm der Latiner vorbehalten war, der dem „politischsten" Volk des Alterthums, den Griechen, seine Abstammung verdankt, wie ferner (S. 146) das gesammte öffentliche Recht des römischen Staats sich in eine bürgerliche, kirchliche und militärische Verfassung scheiden, desgleichen wie in ihm eine berathende, eine beschließende (oder legislative und richterliche) und eine ausführende Gewalt lebendig hervortreten mußte. Die legislative Gewalt aber hat zwey Organe, den Senat als die berathende, die Volksversammlung als die beschließende Gewalt (eine berathende Gewalt ist eine contradictio in adjecto). Der Senat bildet eigentlich (?) die Intelligenz des Volks, die dreyhundert Senatoren sind die Repräsentanten der politi chen Intelligenz und darum mußte (die Nothwendigkeit dieser Folgerung ist allerdings sehr einleuchtend) derselbe hervorgehen aus einer freyen Abordnung des Volks durch wirkliche (?) Repräsentation. Ebenso sind die 300 equites die Hauptrepräsentanten (?) der militärischen Macht. Der König ist der erste Beamte der bürgerlichen Verfassung. Was er dem Senat vorlegt, bezieht sich theils auf die inneren Angelegenheiten, die Legislation und die Finanzen, theils auf die äußern Angelegenheiten. Er wird durch das Stimmenmehr in den Curiatcomitien zum rex, d. h. zum ersten Beamten der bürgerlichen Verfassung und erhält die potestas; darauf durch die zweyte lex curiata erhält er das imperium, d. h. er wird der erste Beamte der militärischen Verfassung (!), wodurch er zugleich Richter- und Strafgewalt erhält; durch die Inauguration endlich erhält er die

Vorsteherschaft über die kirchliche Verfassung, und so werden in drey verschiedenen Volksversammlungen drey verschiedene Vorsteherschaften auf denselben Mann übertragen u. s. w. Wie schön und logisch das alles ist! Sollte man nicht glauben, daß die alten guten Quiriter ihren Montesquieu oder richtiger ihren Pölitz gehabt haben, der sie so hübsch systematisch verfahren gelehrt? Oder was soll man sonst zu einer solchen historischen Maskerade sagen?

Sehen wir aber auch von dieser modernen Folie ganz ab, so findet sich in der specielleren Darstellung gar manches ungenaue und unrichtige. Die Senatoren sind nicht durch die Curien sondern vom König nach freyem Ermessen, wenn auch nach gebotenen Rücksichten ernannt worden (S. Rubino Untersuchungen, I, Seite 127). Der Volksversammlung wird ein doppelter Zweck beygelegt, indem sich das Volk entweder wegen Beschlüsse über das Famlienrecht oder wegen Beschlüsse über das öffentliche Recht versammelt. Die Versammlungen der zweyten Art sollen wieder eine dreyfache Beziehung haben, sie sollen sich entweder auf die bürgerliche Verfassung oder auf die kirchliche oder auf die militärische beziehen. Wie viele Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten hier gehäuft sind, wird derjenige leicht ermessen, der erwägt, daß bey den calatis comitiis das Volk gar kein suffragium abzugeben, sondern nur als Zeuge anwesend zu seyn hatte, wie wenig also die Mitwirkung der Curien bey einem Testieract, bey der Arrogation, der detestatio sacrorum, dann bey der Inauguration des rex sacrorum (bey welchem Acte nichts als die Zeichen der Götter und die Auslegung derselben durch die Auguren zur Entscheidung mitwirken konnte), deßgleichen bey der Wahl der flamines, deren Bestellung den Pontifices zustand — als Beschlüsse über das Familienrecht und die kirchliche Verfassung (!) bezeichnet werden können.*)

*) Siehe besonders die treffliche Ausführung Rubino's, Untersuchungen u. s. w. Bd. I. S. 241.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. II. Heft.

(Fortsetzung.)

Ueber Karls des Großen Fahrt auf der Saale 790 wäre noch zu erwähnen gewesen, was Gropp Collect. IV. 594 not. d. und v. Lang im Jahresbericht des Rezatkreises 1830 S. 19 — 27 beygebracht haben.

Wir wollen die Möglichkeit nicht in Abrede stellen, daß Bischof Bernwelf dem Regensburger Concil 792 beygewohnt; aber schon Eckhart Fr. Or. I. 743, 746 hat des Bischofs Anwesenheit beym Kriegszug von 791 als wahrscheinlich, keineswegs jedoch als gewiß betrachtet.

Ob die Verpflanzung der 10,000 Sachsen gerade in die Mayn- Rednitz- ꝛc. Gegenden, und eben auch im Jahre 798 vor sich gegangen; darüber hat schon Koeler in seiner bekannten Dissertatio de Saxonum transplantatione Zweifel erregt. Die transplantirten Sachsen scheinen durch das ganze Frankenreich vertheilt worden zu seyn. So sagen Einhardi annales bey Pertz I. 191, aber freylich erst zum J. 804, „omnes, qui trans Albiam et in Wihmuodi habitabant Saxones, cum mulieribus et infantibus transtulit in Franciam“ etc. oder auch: cum mulieribus et infantibus Deo auxiliante sapientissima dispositione de Saxonia per diversas vias dirigens, funditus exterminavit, et per Gallias ceterasque regiones regni sui (also nicht bloß in den Mayn- und Rednitz-Gegenden) sine ulla laesione exercitus sui dispersit.“ Nur die Annales Sti. Armandi, welche Hr. H. hier auch citirte, haben zum J. 798: „et hospites Capitaneos 1600 inde adduxit et per Franciam divisit,“ unter welchem Lande man wieder nicht blos unser Franken, sondern das Frankenreich überhaupt zu verstehen hat. Auch Einhard (vita Caroli, cap. 7 bey Pertz II, 447), der die Zahl 10,000 angiebt, sagt: „decem milia hominum — — transtulit, et huc atque illuc per Galliam et Germaniam multimoda divisione distribuit.“ Durch diese Verpflanzung aber ward, wie Einhard zu verstehen giebt, der Krieg beendigt. Die Hauptversetzung geschah also nach beyden Stellen Einhards zu Anfang des 9ten Jahrhunderts; indessen steht die Transplantation vom J. 798 nach oben mitgetheilter Stelle der Annales Sti. Amandi nicht wohl zu läugnen.

Nähere Aufschlüsse über den Ort, oder richtiger die Orte, wohin ein Theil der Sachsenhäuptlinge (der Westphalen, der Ostphalen, und Angrarier, 37 an der Zahl) gebracht worden, giebt das Mandatum de Saxonibus obsidibus Imperatori Moguntiae praesentandis, vom Januar oder Februar 802 bey Pertz III. 89, 90. Die Bischöfe von Basel, Constanz und Augsburg, der Abt von Reichenau, und alamannische Grafen hatten sie in ihrer Obhut und sie mußten auf kaiserlichen Befehl media quadragesima zu Maintz vor Karln erscheinen, wohin sie Haito, der Bischof vor Basel, und Hitto, der Graf von Albwinipara zu geleiten hatten. Schade, daß nicht ein ähnliches Mandat für die in den ostfränkischen Ländern sich aufhaltenden Sachsen sich erhalten hat! Denn im Mandatum bey Pertz a. a. O. werden bloß die nach Alamannien in Verwahrung gebrachten namhaft gemacht. Man sieht aus dem bisher Gesagten, daß die Main- und Rednitz-Gegenden nicht der Hauptsammelplatz der transplantirten 10,000 Sachsen gewesen, sondern daß die Versetzten durch alle Provinzen dieß- und jenseits des Rheines (per Gallias, oder per Galliam et Germaniam) vertheilt (multimoda divisione distribuit) worden waren.

Daß die Arnulfischen Bestätigungs-Urkunden vom J. 889 dieser in Ostfranken gebliebenen sächsischen Bevölkerung — die indeß lange nicht so beträchtlich gewesen, als Fries und die übrigen Neueren sich vorstellen — ganz und gar nicht gedenken (Mon. Boic. 28. 1. p. 92 — 99), hat einfach seinen Grund darin, daß Arnulf den ganzen Inhalt der Stiftungs-Urkunden von Wirzburg in seinen Confirmations-Diplomen getreu wieder giebt. Zur Zeit der Stiftung von Wirzburg aber waren bekanntlich noch keine Sachsen verpflanzt worden. Auch Conrad I. (M. B. 28. 1. p. 153, 154, 918, 4. July) hält sich genau an den Text der von Ludwig dem Frommen i. J. 822 19. December (Böhmer Reg. Karol. p. 37 nr. 353.) ertheilten Bestätigungs-Urkunde der Immunität und des Königsschutzes für das Bisthum Wirzburg. Erst unter Otto III. und Heinrich II. aus der sächsischen Kaiser-Dynastie (996 15. Sept. M. B. 28. 1. p. 268 — 1018. M. B. I. cit. p. 478.) kommen neben den „aecclesiae servis, vel sclauis sive parochis, quos bargildon dicunt“ „auch saxones, qui northelbinga dicuntur,“ und zwar in jeder dieser beyden Urkunden zweymal vor (seu in hominibus. seruis. slauis. saxonibus et caeteris accolis). Aus der Urkunde Conrads II. von 1025, 20. May (M. B. 29. 1. p. 14) hingegen sind sie wieder verschwunden (quatinus nullus judex publicus sclavos, servos, sive accolas etc.) und erscheinen erst wieder im Diplome von 1032, 6. July gerade wie im Henricianischen von 1018: ebenso wie in der Urkunde von Heinrich III. 1049, 14. Decemb. (M. B. 29. 1. p. 98. 99). Seitdem aber ist keine Rede weiter von diesen Sachsen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. August.

Nro. 161. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Karl Wilhelm Göttling, Geschichte der römischen Staatsverfassung ꝛc.

(Fortsetzung).

Es ist ferner unrichtig, wenn den Curien die Entscheidung über Krieg und Frieden beygelegt wird, da sich nachweisen läßt, daß die Mitwirkung der Comitien bey Friedensschlüssen erst in der Republik aufkömmt und auch ihre Mitwirkung bey Kriegs-Erklärungen keine Entscheidung genannt werden kann. (Rubino a. a. O. S. 242 f.). — Was aus Anlaß der königlichen Richtergewalt über perduellio und parricidium vorgebracht wird, bietet zu vielen Bemerkungen Anlaß; wir begnügen uns, auf die vortrefflichen neueren Forschungen über diese Punkte (von Rubino, Köstlin, Osenbrüggen, vrgl. diese Anzeigen, d. J., S. 162) zu verweisen und heben nur der Ergötzlichkeit halber hervor, wie sich das latinische und das etruskische Element in den armen perduellis gleichsam theilen: er wird nämlich zuerst auf latinisch mit Ruthen gestrichen und sodann auf gut etruskisch an die infelix arbor aufgehenkt (S. 159). — Der König, sagt der Verf. S. 164, nachdem er in den Curiatcomitien gewählt ist, versammelt hierauf die Volksversammlung, gewiß unter dem Vorsitz des tribunus celerum, um sich lege curiata das imperium übertragen zu lassen. Dieß ist ein offener Widerspruch. Der Magistrat, der die Comitien beruft, sitzt ihnen auch vor, und dieß ist in Beziehung auf die lex de imperio ausser allem Zweifel (Rubino S. 377). — Es drängt sich beym Durchlesen dieses ganzen Abschnitts unwillkührlich die Behandlung desselben Gegenstandes in zwey andern neuern Werken (Rubino und Puchta) zur Vergleichung auf. Wie sehr contrastirt mit dem glücklichen und tiefen Eindringen in den Geist des Alterthums, das wir in beyden finden, (wenn gleich der Verf. des einen einem gewissen systematisirenden Triebe zu viel nachgegeben haben möchte, mit der immer auf der Oberfläche sich bewegenden Methode unseres Verfassers!

Wir überspringen die Darstellung der „kirchlichen“ (S. 167 — 216) sowie der „militärischen Verfassung“ (S. 217 — 221), eilen auch über Tullus Hostilius und den ältern Tarquinius hinweg (in der Auffassung der Plebs folgt der Verf. Niebuhr), um für die Verfassung des Servius Tullius mehr Raum übrig zu behalten. Der Verf. vindicirt diesen König dem Stamm der Latiner, indem er die bekannte Notiz in einer Rede des K. Claudius, welche ihn zum Etrusker stempelt, scharfsinnig so erklärt: „Latiner war er durch Geburt und Herkommen, Etrusker schien er geworden, weil er den Luceres beygeordnet wurde.“ Es beruht diese Deutung, wie man sieht, auf der Ansicht, welche der Verf. von der Nationalität der Luceres hat. Wer ihm darin nicht beystimmt, muß auch jenen Vereinigungsversuch verwerfen. — Was nun aber die Einrichtungen jenes Königs anlangt, so vermissen wir vor allem einen leitenden, das Wesen derselben aufhellenden Ueberblick, wie einen solchen z. B. Puchta a. a. O. S. 157 so schön gegeben hat. Im Einzelnen beschäftigt den Verf. (S. 233) zunächst die örtliche Tribuseintheilung; er folgt im wesentlichen Niebuhr, bringt aber viel gelehrtes Detail über die

genauere Beschaffenheit jener Abmarkung bey. Die Patrizier schließt der Verf. mit Niebuhr von dieser Eintheilung aus, was jedenfalls in factischer Hinsicht richtig ist, da es den Patriziern, wenn sie auch dazu berechtigt gewesen, lange Zeit kaum einfallen konnte, das Tributum zu zahlen und den Tributcomitien beyzuwohnen (Vrgl. Puchta, S. 160). — Sodann kommt der Verf. auf das Centumviralgericht, und indem er dessen Einrichtung (nach Niebuhr) dem Servius Tullius zuschreibt, bestimmt er zugleich das Verhältniß jenes Gerichtshofs zu den Decemviri stlitibus judicandis dahin: da beyden dieselben Gegenstände zur Erledigung zugeschrieben werden, so schienen die Xviri den Magistrat (?) gebildet zu haben, welcher die Streitfragen soweit untersuchte und erledigte (?), daß sie den Cviris als Richtern vorgelegt werden konnten, in einer gleichen Weise wie sich die Thesmotheten in Athen zu den Heliasten verhielten. Der Verf. ist offenbar durch das Irrlicht dieser letztern Analogie zu seiner ganzen Ansicht verleitet worden. Die große Aehnlichkeit, meynt er, welche zwischen der Gesetzgebung des Solon und der römischen des S. Tullius Statt finde, lasse nicht bezweifeln, daß S. T. bey der Einrichtung seines neuen Gerichtshofes die Zusammensetzung und das Verfahren der Solonischen Heliäa vor Augen hatte. Ein derartiges Herüberziehen griechischer Analogien ist aber mehr als bedenklich. Die Selbständigkeit und Originalität der römischen Rechts- und Staats-Entwicklung ist im Allgemeinen und Wesentlichen so unverkennbar, daß jede Einwirkung griechischer Rechts und Staatsansichten im Einzelnen genau begründet und wahrscheinlich gemacht seyn muß, um auf unsern Glauben Anspruch machen zu können. In keinem Falle aber darf man jene angebliche und eingebildete allgemeine Einwirkung griechischer Einrichtungen und Gesetze auf die römischen dazu benützen, um ein griechisches Institut als specielles Modell für dunkle und räthselhafte römische Einrichtungen aufzustellen. Allein auch abgesehen hievon, so ermangelt die obige Annahme in einem weit höheren Grade aller Wahrscheinlichkeit, als irgend eine der zahlreichen Hypothesen über jenen Gerichtshof. Ein solches Verhältniß zweyer Gerichtsbehörden, wie es der Verf. andeutet — dem Verhältniß unserer deutschen Unter- und Obergerichte in Criminalsachen vergleichbar, ist in der römischen Rechtsgeschichte ganz unerhört; auch die spätere Stellung des Magistrates zu dem judex privatus ist eine ganz andere und in der Eigenthümlichkeit des prätorischen Amts begründet. Sodann werden die Xviri stl. jud. und die Cviri überall als zwey verschiedene, selbständige Gerichte erwähnt; die Existenz beyder ist aus ziemlich verschiedener Zeit bezeugt, die der Xviri aus dem Jahr 305 (Liv. III. 55), die der Cviri aber erst aus der Zeit, wo die plebejischen Tribus auf 35 angewachsen waren (Festus. v. Centumv. jud.); aus der unbestimmten Angabe des Dionysius (IV. 25), daß S. Tullius Richter für Privatrechtsstreitigkeiten eingesetzt habe, läßt sich nichts sicheres ableiten ꝛc., jedenfalls ist es nach dem bisherigen noch viel wahrscheinlicher, daß die Xviri als daß die Cviri von jenem Könige eingesetzt worden sind. (Vrgl. Puchta, a. a. O. S. 171).

In der Darstellung des Census und der Centuriatcomitien würde der Verf. manche Mißverständnisse und irrige Behauptungen vermieden haben, wenn er sich die ganze politische Bedeutung dieser wichtigen Einrichtung, die Grundbeziehung derselben zu dem Militärdienst, das Verhältniß der militärischen Centurien zu den politischen klarer gemacht hätte. So nimmt der Verf. an, daß die Classen nicht bloß für die Plebejer sondern auch für die Patricier bestimmt waren, und dieß soll das Beyspiel des Tarquitius darthun, von welchem Livius (3, 27) erzählt, daß er, obgleich Patricier, seiner Dürftigkeit wegen die Feldzüge zu Fuß mitgemacht habe. Jene Annahme ist aber der Sache nach ganz unmöglich, da die Hauptbedeutung der Centuriatcomitien und der Vermögensclassen die war, festzusetzen, wie viel Mannschaft und von welcher Ausrüstung von den verschiedenen Bürgerclassen gefordert werden soll; die Classeneintheilung umfaßte nur die für den Fußdienst in Anspruch genommenen Bürger, den Patriciern gebührte die Ehre des Ritterdienstes, und wenn auch S. Tullius die Rittercenturien den Plebejern geöffnet hat, so konnte er doch nicht daran denken, die Patricier zum Fußdienst zu zwingen, obgleich dieser natürlich keinem, der nicht zum activen Ritterdienst berufen

war, verwehrt gewesen ist; weiter nichts als dieses letztere wird durch das Beyspiel des Tarquitius dargethan, welches überdieß auffallend genug seyn mußte, da es sonst wohl nicht besonders hervorgehoben seyn würde. Es wird also wohl bey der herrschenden Ansicht bleiben müssen, daß die Patricier nur durch ihre Rittercenturien repräsentirt waren, und daß sie in den Classen nur durch ihre Clienten Einfluß hatten. — Ein bereits gerügtes Mißverständniß ist es, wenn G. S. 248 in den centuriis juniorum auch filii familias annimmt. Zu dieser Annahme, welche ganz unzuläßig ist, da die filii familias in jener Zeit kein Vermögen, also auch keinen census und somit auch keine Classe und Centurie haben können, scheint der Verf. vornämlich dadurch gekommen zu seyn, weil er sich die filii fam. nicht anders denn als einen beträchtlichen Bestandtheil des Heeres denken konnte. Auch waren ohne Frage in den militärischen Centurien viele filii fam.; allein diese müssen eben von den politischen (Stimm-) Centurien wohl unterschieden werden; beyde hatten zwar für jede einzelne Classe dieselbe Zahl, aber nicht dieselbe Zusammensetzung. Die Centurienzahl einer jeden Classe enthält die Bestimmung, wie viele Centurien diese Classe zum Heere auszurüsten habe, und zugleich, wie viele Stimmen den Angehörigen dieser Classe in der Volksversammlung zustehen. Es versteht sich von selbst, daß diese letztern nur von den Hausvätern ausgeübt wurden, da nur diese einen Census hatten. Dagegen zum Kriegsdienst in Person waren nur die juniores verpflichtet, und auch diesen wird es ohne Zweifel vergönnt gewesen seyn, einen wehrhaften Sohn als Vertreter zu stellen. (Vrgl. Puchta a. a. O. S. 167).

Den Centurien der Kriegsgewerke und Spielleute legt der Verf. (S. 250) die Bestimmung unter, in jeder Classe eine „Majorität in der Abstimmung hervorzubringen, wenn etwa sämmtliche centuriae seniorum einer Classe für die Sache, sämmtliche centuriae juniorum aber dagegen gestimmt hätten.“ Daraus folgert er dann, da es 5 Classen gibt, daß jener Majoritätscenturien, wie er sie nennt, ebenfalls 5 gewesen seyen. — Wie kann man aber glauben, daß man bey der Einrichtung dieser Centurien den Ausschlag diesen Rebencenturien in die Hand zu geben beabsichtigte, daß so etwas überhaupt der Zweck dieser Centurien gewesen seyn könne? Und wo steht denn, daß in der Volksversammlung unter dem Namen dieser Centurien gerade die Musikanten u. s. w. selbst gestimmt haben (wie Puchta S. 167 treffend bemerkt)? Jene Centurien haben keinen andern Sinn als den, daß die erste Classe außer 80 Centurien Schwerbewaffneter noch 2 Centurien Kriegshandwerker auszurüsten hatte, eben so die zweyte bis vierte Klasse noch 2 Centurien Spielleute (Puchta, S. 163); demgemäß hatten jene Classen auch 3 Centurien mehr. — Die accensi, velati, capite censi und die Proletarier sieht der Verf. mit Recht als Unterabtheilungen der einen Centurie an, welche nach der fünften Classe kam (S. 250); über die Censusabstufung dieser verschiedenen Abtheilungen lassen sich nur Vermuthungen aufstellen, entschieden unrichtig aber ist es, wenn der Verf. die mit 4000 As noch zur 5. Classe ziehen will; Polybius (6, 19) sagt dieß keineswegs. Ueber das Verhältniß dieser Bürger unter der fünften Classe zum Kriegsdienst möchte die Annahme Puchta's (S. 161) das Meiste für sich haben, daß sie keine Stellung im Heer hatten, wiewohl sie angehalten werden konnten, zu dienen, wenn ihnen die Ausrüstung gegeben war.

Zu längerem Verweilen giebt uns noch Anlaß, was der Verf. über die Rittercenturien vorbringt. Wie man weiß, kommen in den Centuriatcomitien 18 Rittercenturien vor, 12 unter dem Namen equitum centuriae, 6 als die VI suffragia. Seit Niebuhr sieht man gewöhnlich (Walter, Huschke, Puchta, S. 163) in den letzteren die patricischen Rittercenturien, in den 12 andern die plebejischen, welche S. Tullius neu errichtet. Diese Ansicht beruht auf den klaren ausdrücklichen Zeugnissen des Livius I. 36 und 43; wie ersehen daraus, daß S. Tullius einmal die alten 3 patricischen Rittercenturien, welche unter Romulus inaugurirt und hierauf durch Tullus Hostilius und Tarquinius Priscus auf einen Inhalt von 1200 Rittern gebracht waren*),

*) Die Zahl bey Livius, 1800, muß, wie Walter S. 28. mit Recht bemerkt, aus Cicero rep. II. 20 so verbessert werden; wenn Cicero sagt, prioribus equitum partibus secundis additis M. ac CC

auf sechs erhöhte; er fügte den drey von Romulus eingerichteten Centurien drey neue hinzu unter den alten Namen, unter welchen jene inaugurirt waren, somit als Ramnes posteriores etc. und machte so aus den drey alten patricischen Rittercenturien sechs *). Dieß deutet entschieden darauf hin, daß diese Vermehrung patricisch war. Außerdem schuf er aber noch 12 neue Rittercenturien ex primoribus civitatis, was offenbar auf die edeln Plebejer geht und auf die Patricier gar nicht bezogen werden kann. So klar und zusammenhängend aber auch diese Zeugnisse des Cicero und des Livius sind, so werden sie doch von unserem Verf. verworfen. Er legt eine Stelle des Festus (Verrius Flaccus) v. sex suffragia, zu Grunde und nimmt an, daß bereits Tullus Hostilius die Rittercenturien auf 6 gebracht, daß Tarquinius Priscus diese Zahl auf 12 erhöht habe, demnach S. Tullius bereits 12 patricische Rittercenturien vor sich gefunden und seine ganze Neuerung darin bestanden habe, sechs neue plebejische Rittercenturien hinzuzufügen, welche eben die VI. suffragia seyen. — Die Gründe des Verf. haben aber keine überzeugende Kraft. Man muß zuvörderst schon jener Stelle bey Festus die Würde, zur Grundlage für diese Frage zu dienen, absprechen, denn sie ist anerkannt verderbt. Und auch so läßt sich in ihr recht wohl der Sinn finden, daß die VI. suffragia aus den drey alten Rittercenturien des Tarquinius gebildet seyen, und aus den drey neuen, welche ihnen von S. Tullius hinzugefügt wurden; von ganz neuen Centurien mit verschiedenem politischen Charakter hätte der Antiquar wohl nicht sagen können: adfectae sunt. — Es ist aber ferner ganz aus der Luft gegriffen, daß bereits Tullus Hostilius die Zahl der alten romulischen Rittercenturien auf 6, Tarquinius auf 12 erhöht habe. Beyde Könige haben zwar die Stärke der Centurien, aber nicht ihre Anzahl vermehrt, ja von dem letztern König wissen wir, wie er letzteres beabsichtigt, aber daran gehindert worden; die 1200 Ritter, welche in den Centurien enthalten sind, bilden deßwegen noch keine 12 Centurien, eine Centurie ist nur ursprünglich ein Inbegriff von 100, so ferne sie aber zugleich eine politische Corporation wird, ist die Zahl der Mitglieder das untergeordnete. Weiter beruft sich G. auf die Verschiedenheit der Ausdrücke bey Livius; von den 12 R.-C. sagt dieser, S. Tullius „scripsit," von den VI. suffragia dagegen: „fecit." Letzteres deute auf eine neue Schöpfung, während „das erstere sprachgemäß von einer schon vorhandenen Einrichtung gelte." Jenes fecit mag immerhin etwas Neues andeuten; S. Tullius erscheint, auch wenn wir die VI. suffragia als patrizisch annehmen, allerdings als Schöpfer, da er aus drey Centurien sechs gemacht hat; ob aber scribere in jener Beziehung nicht gerade so gut als facere von einer ganz neuen Einrichtung gesagt werden kann, wollen wir dem Urtheil aller Sprachkundigen anheimgeben. Endlich meynt der Verf. noch, würde es ganz unpassend seyn, wenn die Stimmen der plebejischen Ritter die der patrizischen überwogen hätten. Allein die ganze Servianische Verfassung ist eine große Begünstigung der Plebs und 6 Centurien mehr oder weniger konnten den Patriziern in keinem Fall ein Uebergewicht geben. — Daß die 12 Rittercenturien nicht patrizisch waren, ergiebt sich aus einer Stelle, welche der Verf. zum Beweise dafür anführt, daß dieselben praerogativa geheißen. Allerdings darf diese Stelle nicht (mit Niebuhr) von Tribut-Comitien verstanden werden, in welchen die Tribuni militum gewählt worden seyen. Wenn man die Stelle genauer ansieht, sagt sie dieß nicht einmal.

---

fecit equites numerumque duplicavit — so soll das Letztere nicht noch auf eine weitere Verdopplung deuten, sondern ist ein erklärender Zusatz: „und verdoppelte so die Zahl der Ritter."

*) Sex item alias centurias tribus ab Romulo institutis sub iisdem quibus inauguratae fuerant nominibus fecit. Göttling S. 254, spricht dem Ablativsatz von tribus bis nominibus seine Berechtigung ab. Man weiß nicht warum.

*) Liv. V. 18 . . . haud invitis patribus praerogativa P. L. C. creant.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. August.

Nro. 162. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Karl Wilhelm Göttling, Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zum Tode C. Cäsars.

(Fortsetzung.)

Denn wenn der alte Licinius Calvus nach bereits begonnenem Wahlact, permissu interregis jure vocatis tribubus, den Wählern an seiner Stelle seinen Sohn empfiehlt, so kann man unter den jure vocatae tribus nicht die Wahlcomitien verstehen, die ja schon begonnen hatten; es ist vielmehr eine den Wahlact unterbrechende Berufung der Tribus zu einer Concio, in welcher Calvus seinen Sohn empfiehlt und zu welcher Avocation er die Einwilligung des Interrex nach bekannten Regeln bedarf. Darauf deutet auch seine Anrede „Quirites". — In Beziehung auf Centuriatcomitien kann der Ausdruck praerogativa immer nur in einem factischen Sinn von Livius gebraucht seyn.

In der Centurie ni quis scivit sieht man gewöhnlich eine eigene Centurie für alle, die sich in ihrer eigentlichen Classe verspätet haben. Nach dem Verf. wäre dieß aber keine besondere Centurie, sondern immer je die nächste Centurie, die noch nicht abgestimmt hatte und in welche der später gekommene eintreten konnte, um abzustimmen. Aus Festus ergiebt sich indeß die Besonderheit jener Centurie ganz unzweifelhaft. Was hätte auch sonst seine Bemerkung für einen Sinn: „sed in ea centuria neque censetur quisquam etc."?

Wir sind dem Verf. bisher so ziemlich Schritt für Schritt gefolgt, und es würde uns nicht an Stoff fehlen, dasselbe Verfahren bis zum Ende des Werkes fortzusetzen. Wir befürchten aber durch das hier unvermeidliche Eingehen auf das Einzelnste nicht nur die Geduld der Leser zu ermüden, sondern auch den dieser Anzeige gegönnten Raum zu überschreiten, und wollen uns daher darauf beschränken, zur Charakteristik der zweyten, kleineren Hälfte des Werks, von der Gründung der Republik bis zu Cäsar's Tod (S. 268 — 516), nur einige wichtigere Puncte zur Besprechung auszuheben. Wir wählen dazu zunächst die Volkscomitien.

Die Centuriatcomitien haben die Wahl der höhern Magistrate, sie haben die Bestätigung der Gesetze. In ersterer Hinsicht ist das Verhältniß der vorausgehenden Senatus auctoritas und der nachfolgenden Lex curiata, wodurch dem Gewählten das imperium ertheilt wurde, zu dem eigentlichen Wahlacte von dem Verf. vollkommen richtig erkannt und dargestellt. In der zweyten Beziehung nimmt er, nach Niebuhr, ebenfalls die Nothwendigkeit einer Bestätigung des Centurienschlusses durch eine nachfolgende lex curiata an; dieses Veto sey den Curien erst durch die Lex Publilia Philonis (v. J 416) genommen worden,*) wonach sie ihre Zustimmung im Voraus zu geben hatten, so daß diese dadurch zu einer bloßen Formalität gemacht sey. — Es ist aber dieses ganze angebliche legislative Bestätigungsrecht der Curien den Centuriat-Comitien gegenüber eine reine Fiction, zu welcher offenbar Analogien moderner Einrichtungen, namentlich das Verhältniß des Oberhauses zu dem Hause

*) Ut legum quae comitiis centuriatis ferrentur ante initum suffragium patres auctores fierent.

der Gemeinen, verleitet haben. Nur da wo ein Beschluß eine religiöse Weihe erhalten mußte, welche die Centuriatcomitien nicht ertheilen konnten, wo es sich um Aenderung der Verfassung, Einführung neuer Magistrate handelte, bedurfte es eines Curienschlusses (s. Puchta S. 174.). Im übrigen hätte derselbe gar keinen Sinn, da das Interesse der Patricier in dem Senate, ohne dessen Gutheißen kein Gesetzesantrag bey den Centuriatcomitien zur Vorlage kommen konnte, bereits hinreichend vertreten war. Die patrum auctoritas ist nach dem constanten Sprachgebrauch des Alterthums *) nichts anderes als die senatus auctoritas, welche jedem Centurienschluß vorangehen mußte, und diese alte Bestimmung hat die Lex Publilia wieder eingeschärft, im Gegensatze zu der Sanction einer andern Lex von demselben Urheber, welche die Gültigkeit der Plebiscite von der nachfolgenden senatus auctoritas abhängig macht. (S. Puchta S. 209.)

Des Zusammenhangs wegen wollen wir gleich hier die Ansicht des Verf. über die Ausbildung der Tributcomitien darstellen. Sie ist folgende. Die Lex Publilia Voleronis v. J. d. St. 282 verschaffte den Tributcomitien das Recht, ein legislatives Plebiscit zu bilden, d. h. sich über alle Gegenstände des gemeinen Wohls auf Antrag eines der plebejischen Tribunen zu berathen und Beschlüße zu fassen. („Der Tribun hat diesen Antrag ohne Zweifel auf dem gewöhnlichen Wege durchgesetzt, indem er ihn dem Senat zur Begutachtung mittheilte und dann von der Gemeinde der Centurien annehmen ließ;“ dieser angebliche gewöhnliche Weg war ganz unmöglich, ein Tribun hatte weder das jus agendi cum senatu noch cum populo.) Ein S. C. wird zwar in der Regel vorausgehen, aber die Comitien sind keineswegs daran gebunden. (Dieß soll wohl heißen, der Tribun bedarf zur Einbringung seiner Rogation keiner Ermächtigung des Senats in der Weise, wie die höhern Magistrate zur Rogation der großen Comitien.) Um allgemeine Gültigkeit auch für die Patricier zu haben, bedarf es noch der Bestätigung der Curien (S. 309). Den Vorberathungen des Senats entzogen sich die Tribunen immer mehr, bis die Lex Publilia i. J. 416 d. St. dieß gesetzlich machte; denn indem dieß Gesetz die vorgängige senatus auctoritas für die Centuriatschlüsse sanctionire, folge daraus von selbst, daß dieselbe für plebiscita nicht nöthig seyn sollte. Der Vormundschaft der Curien entzogen sich die Tributcomitien schon durch die Lex Valeria Horatia v. J. 305, es muß aber die alte Einrichtung restituirt worden seyn, weil sie sich bis zur Lex Publilia vorfindet. Die Lex Hortensia endlich v. 465 verweist alle Patricier aus den Tributcomitien. — Diese ganze Auffassung dieser wichtigen Veränderungen ist nicht glücklich. Mag man auch immerhin trotz des Schweigens von Livius auf die Autorität des Dionysius und Zonaras (mit Niebuhr u. A.) eine Lex Publilia Voleronis v. J. 283 obigen Inhalts über die Plebiscita annehmen, so ist doch nicht abzusehen, warum solche Beschlüsse durch die hinzukommende Bestätigung der Curiatcomitien allgemeine Gültigkeit bekommen haben sollen (so auch Walter S. 87). Wir müssen vielmehr offenbar davon ausgehen, daß jene den Tributcomitien eingeräumte Befugniß das System der übrigen Verfassung zunächst unverändert bestehen ließ. Danach wurden aber alle Gesetze auf den Antrag der höheren Magistrate nach vorgängiger Senatus Auctoritas durch die Centuriatcomitien beschlossen; die Curiatcomitien konnten zwar auch dazu gebraucht werden, waren aber wohl schon lange in dieser Beziehung außer Anwendung. Die einzige Bedeutung eines Plebiscits lag in der durch dasselbe ausgesprochenen Ueberzeugung und Willensmeynung der Plebs, dadurch konnte es die Veranlassung werden zu einem S. C. und in Folge desselben konnte eine Lex auf gewöhnlichem Wege d. h.

*) So verhält es sich auch mit den beyden Stellen, welche der Verf. für seine Ansicht anführt. In Cic. de rep. II. 32 kann die patrum auctoritas nichts andres seyn, als die senatus auctoritas, da in der ganzen Stelle von den patres d. h. vom Senat die Rede ist. Was soll aber vollends Livius beweisen, wo Appius ironisch vorschlägt „nec centuriatis nec curiatis comitiis patres auctores fiant“? Daß unter den patres auctores die Curiatcomitien hier nicht gemeynt seyn können, ergiebt der Zusammenhang. — Die libera ab auctoribus patriciis suffragia (in Sallusts Fragmenten) können ganz füglich ebenfalls auf den Senat bezogen werden.

durch einen Centuriatschluß hervorgerufen werden. Warum sollten gerade hier die Curien die Centuriatcomitien vertreten? Zwar hat man einen inneren Grund darin finden wollen, daß ja die Plebs sich bereits in den Tributcomitien ausgesprochen habe, es also überflüßig scheinen mußte, die Centuriatcomitien zu befragen; man brauchte bloß noch die Einwilligung der Patricier und diese gaben die Curiatcomitien (Walter S. 87 Note). Diese Argumentation übersieht, daß die Plebs in den Tributcomitien in ganz andrer Weise stimmte als in den Centuriatcomitien, so daß leicht der Beschluß in den letztern anders ausfallen konnte als in den Tributcomitien, und geht überhaupt von der unzulässigen Vergleichung der verschiedenen Comitien mit verschiedenen Häusern eines Parlaments aus. — Aber auch Dionysius beschreibt den Geschäftsgang bey mehreren Gelegenheiten so, als wenn die Plebiscite von den Curiatcomitien bestätigt worden. Allerdings, aber er verdient hierin wenig Glauben, da ihm dieser ganze Theil des römischen Alterthums nicht klar geworden ist und an andern Stellen nennt er ausdrücklich die Centuriatcomitien als die bestätigende Behörde (X. 32). Die Stellen, die unser Verf. S. 309. Not. 9 anführt, sind so unbeweisend, daß sie gar keine nähere Würdigung verdienen. — Der Inhalt der Lex Valeria Horatia (305) und der Lex Publilia Philonis (416) so wie der L. Hortensia (467) wird in den Quellen ganz mit denselben Worten angegeben. *) Daß gleichwohl jede derselben etwas neues bestimmt und jenen Comitien größere Freyheiten ertheilt habe, ist eine gewagte Voraussetzung (vrgl. Rubino a. a. O. S. 358). Die Lex Valeria Hor. hat sich höchst wahrscheinlich damit begnügt, nach dem Sturze der Decemvirn die Tributcomitien überhaupt wieder einzusetzen und den alten Zustand, wie er vor den XII Tafeln war, wieder zurückzuführen. Dagegen rechtfertigt die Vergleichung des früheren Zustandes mit späteren Veränderungen allerdings die Annahme, daß die L. Publilia Phil. etwas neues durchgesetzt habe. Nach dem bisherigen kann dieß aber nichts anderes gewesen seyn, als daß die Bestätigung der Centuriatcomitien für überflüßig erklärt wurde; die

*) — ut Plebiscita omnes Quirites tenerent.

diesem Centurienschluß vorausgehende Senatus Auctoritas ist aber geblieben, und so erhält das Plebiscit durch das nachfolgende S. C. Geltung. Darauf deutet das andere Publilische Gesetz über die Centuriatcomitien (s. oben), und nicht, wie G. will, auf die Befreyung der Tributcomitien von der Nothwendigkeit einer vorhergehenden Senatus auctoritas, welche nur eingebildet ist, da die Tribunen bey ihren Rogationen an die Meynung des Senats in keiner Weise gebunden waren. Diese nachfolgende Bestätigung des Senats wurde aber wahrscheinlich durch die L. Hortensia abgeschafft; denn von dieser Lex sagt Gajus, daß durch sie die Ausgleichung der Plebiscita mit den leges vollendet worden sey. — Es ist das Verdienst Puchta's, diesen Zusammenhang klar nachgewiesen zu haben (a. a. O. S. 107).

Von den Tributcomitien liegt der Uebergang auf die Tribunen ziemlich nahe. Anlaß zu Bemerkungen bietet uns zuvörderst, was über ihre Wahl gesagt wird. Den Nachrichten, welche die Wahl dieser Vertreter der Plebs gegenüber den Patriciern vor der Lex Publilia Voleronis (282) den patricischen Curiatcomitien beylegen, hat man aus naheliegenden Gründen von jeher den Glauben versagt. Man legt ihre Wahl den Centuriatcomitien bey, entweder schlechthin (Niebuhr), oder mit nachfolgender Bestätigung durch die Curien (Walter S. 85). Nach unserem Verf. haben sich die Tribunen ihre Nachfolger selbst ernannt und die Curien haben diese Ernennung bestätigt. — Alle diese Annahmen leiden an innerer Unwahrscheinlichkeit. In den Centuriatcomitien wurden zu allen Zeiten bloß magistratus populi erwählt; hätten ferner diese Comitien die Wahl der Tribunen einmal gehabt, so würden sie dieselbe schwerlich verloren haben. Noch unglaublicher ist eine Bestätigung dieser Wahl durch die Curien, wenn man die Bedeutung berücksichtigen will, welche dieselbe bey den höheren Magistraten gehabt hat. Von einer Erwählung der Nachfolger durch die vorausgegangenen Tribunen wissen aber die Quellen gar nichts. Die Cooptation derselben kommt nur zur Ergänzung des Tribunencollegiums fürs laufende Jahr vor, und auch dieß nur als etwas außerordentliches *) (Liv. V. 10). Am ein-

*) Wenn Livius II, 33 von den beyden ersten Tri-

fachsten dürfte man sich jene Theilnahme der Curiatcomitien an der Wahl der Tribunen vielleicht so denken. Sie bestätigten die in den Versammlungen der Plebs ohne Zweifel designirten, und übernahmen dadurch gleichsam in concreto und immer wieder von Neuem die Garantie ihrer Unverletzlichkeit, welche sie in den leges sacratae bereits im Allgemeinen zugesagt haben, und welche ihre Hauptbedeutung ohnehin gegenüber den Patriciern hatte.

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. II. Heft.

(Fortsetzung.)

Im Frühlinge des Jahres 804 kann Karl M. kaum auf der Salzburg gewesen seyn, und dort eine Reichsversammlung gehalten haben, wohl aber war er im Sommer d. J. 803 daselbst (Pertz III. 123.). Im December d. J. 803 befand sich der Kaiser zu Aachen und im Frühlinge und Sommer des folgenden 804ten Jahres hielt er sich in Sachsen auf, von wo er erst im September an den Rhein (Köln) zurückkehrte (Böhmer, Reg. p. 23).

Gerhart und Ippin's Vergabung ihrer Güter in Vuazar losun geht, wie uns scheint, das Würzburger Land ganz und gar nichts an; sondern dieser Ort lag im Fürstbisthume Bamberg, wie aus dem topographischen Zusammenhange, den wir anderswo nachgewiesen, deutlich zu entnehmen ist. Vrgl. Ebirhards Summar. p. 282, nro. 22, Schottgen u. Kreysig I. 41, nro. 54. Ebalibechin (Ebelsbach), Bunahu (Baunach; das Bunahu des Diploms vom 24. März 815, ist nicht Baunach unfern der Baunacher Mündung in den Mayn, sondern, nach Junker, das beym Schloße Wildberg am Haßberge gelegene, oder Bundorf unterhalb der Baunach-Quelle, oder endlich vielleicht ein ausgegangener

bunen sagt: hi tres collegas sibi creaverunt, so ist der Sprachgebrauch zu beachten, nach welchem creare von dem Magistrat gesagt wird, der die Wahl seines Nachfolgers oder Collegen leitet (Rubino a. a. O. S. 17). Bey Livius III, 35 ist bloß die Rede davon, daß die abtretenden Tribunen sich selbst wieder wählen lassen (ut semet ipse creare posset quod praeter tribunos plebis et id ipsum pessimo exemplo nemo unquam fecisset.)

Ort), Eibingo (Ebing), Bratigun (Prechting), Ebelesfelt (Ebensfeld), Hengesfelde (Pfersfeld), Wazerlosum (Dürren- oder Weich-Wasserlos) loca circa Mogum.

Folcher's Schenkung seiner Güter in dem Orte Juzzelenheim (vielleicht Gössenheim) ist vom 27. März (VI. Kalend. Aprilis) des Jahres 811 datirt und mit dem Beysatze „die Palmarum“ versehen. Da aber das 43te Jahr der Regierung Karls d. Gr. gleich 811 ist, in diesem Jahre jedoch Ostern am 13. April, folglich Palmsonntag am 6. April fiel, so muß das Datum dieses Diplomes an irgend einem chronologischen Fehler leiden.

Ueber die 814, 15. Februar vorkommenden Lahbouma findet Hr. H. befriedigenden Aufschluß im Coder Lauresh. I. p. 24 (770, 1. Junius), in den Legibus Bajuvar. ed. Mederer p. 187, 188 und bey J. Grimm deutsche Rechtsalterthümer. Daraus wird Hr. H. ersehen, daß ein Theil der Einkünfte Ferting's von den Lahbouma nicht gemeynt seyn könne, sondern eine pars Capturae in bestimmt angegebenen Gränzen (de illis arboribus, quae nuncupantur ad duas virgas, usque ad locum etc.) welche an Fulda vergabt wurde.

V.

Geschichtliche Beschreibung der Burg Hohenburg ob der Werrn. Mit deren Grundriß.

(Vom Herrn Dr. Franz Nicolaus Wolf.)

Am Schluße der Beschreibung führt Hr. W. seine „Beweisstellen“ an. Den ersten Platz behaupten: „Archivalische Notizen und Urkunden, mitgetheilt vom Hrn. Landstand Binder, Gutsbesitzer des vormals von Drachsdorfischen Ritterguts Adelsberg.“ — Sodann folgen: „Dorfbuch von Bühler vom J. 1584, alte Rechnungen über die Beneficien auf Hohenburg, gesammelte, zerstreute Urkunden, Andres fränkische Chronik vom Jahre 1803, S. 463,“ endlich: „die geöffneten Archive für die Geschichte des Königreichs Bayern, 2ter Jahrgang, 3tes Heft, S. 209 folg.“ —

In diesen geöffneten Archiven nun ist ein vom kgl. Archivar Johann Ignaz Seidner im December d. J. 1822 verfaßter Aufsatz zu lesen, welcher den Titel führt: Diplomatische Nachrichten über den Erwerb der Herrschaft Hohenberg (Homburg) an der Wern in Franken gelegen, durch das Hochstift Würzburg und Schicksale derselben, nebst einigen sich darauf beziehenden Notizen von den erloschenen Geschlechtern der Ritter von Hohenburg und der Dynasten von Bickenbach.“

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. August.

Nro. 163. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Karl Wilhelm Göttling, Geschichte der römischen Staatsverfassung ꝛc.

(Schluß).

Unnöthige Schwierigkeiten macht sich der Verf. über die lex tribunicia prima, welche bey Festus h. v. vorkommt. Sie ist offenbar nichts andres als die erste Einsetzung der Tribunen in dem zwischen beyden Ständen abgeschlossenen Bundesvertrag. Gerade so nennt Cicero (in Verr. I. 16) das Gesetz, wodurch Pompejus die durch Sulla so sehr beschränkte tribunicische Gewalt wieder hergestellt hat, legem tribuniciam. — Die Ausübung des den Tribunen zustehenden Anklagerechts wegen Verletzung der leges sacratae soll nach dem Verf. von einer vorausgegangenen Genehmigung des Senats abhängig gewesen seyn. Dagegen sträubt sich aber nicht nur die Natur der Sache, es fehlt auch an allen geschichtlichen Beweisen. Zwar werden Senatsschlüsse in Beziehung auf solche Anklagen erwähnt, aber diese haben eine politische, keine juristische Bedeutung; sie sind Demonstrationen des Senats, welche den Tribunen erwünscht seyn mußten, weil sie das Gewicht ihrer Anklage verstärkten, aber sie konnten ohne Zweifel auch ohne diese Genehmigung des Senats eine Anklage verfolgen. — Das Veto, welches dem Tribunen gegen seine Amtsgenossen selbst zusteht, konnte gewiß, wie auch der Verf. S. 293 mit Recht annimmt, nur gegen positive Maßregeln derselben gebraucht werden, aber nicht gegen ihre Intercession. Ein Veto gegen das Veto ist schon gegen den Grundsatz: prohibentis melior conditio; denn durch das letztere Veto würde die positive Maßregel, gegen welche das erstere gerichtet ist, aufrecht erhalten (A. M. Puchta, S. 181).

Die Censoren (S. 328) wurden bekanntlich in den Centuriatcomitien gewählt und in denselben Comitien auch bestätigt, nicht in den Curiatcomitien wie die andern höhern Magistrate, weil sie kein Imperium haben. Der Verf. erklärt diesen zweyfachen Wahlact dahin, in der ersten Versammlung werde den Censoren die Censio, in der zweyten die Censura ertheilt. Dieß ist unmöglich. Die Censura d. h. wohl die Sittenrichtergewalt, war ein unmittelbarer Ausfluß ihres Amts, den Census abzuhalten und die Bürger nach ihren verschiedenen Ständen zu verzeichnen, über die Reinheit der politischen Abtheilungen zu wachen u. s. w. — Eine andere unrichtige Behauptung ist die, daß von der censorischen Rüge und Strafe eine Appellation des Gestraften an das Volk Statt fand (S. 340), „welches, wenn der Beklagte die Unrichtigkeit jenes Erkenntnisses (?) darzuthun vermochte, sich zuweilen bewogen fand, die Strafe wieder aufzuheben.“ Die ganze Stellung der Magistrate gegenüber dem Volk, die Bedeutung des Amts der Censoren, zu dem es gehörte ut moribus praeessent, widerlegt diese Meynung vollständig. Die angezogenen Stellen sind Beyspiele, wo Männer, welche die Censoren für unwürdig erklärt, später vom Volke geehrt worden sind, was mit einer Aufhebung der censorischen Strafe in keiner Weise etwas zu thun hat.

Eine eigenthümliche Ansicht unsers Verfassers ist es, daß er auch für die spätere Zeit keinen besondern census equester statuirt, diesen vielmehr mit dem Census der ersten Classe identificirt, so daß

letzterer die Fähigkeit und die Verpflichtung gegeben, als eques zu dienen. Der Verf. führt dafür die Thatsache an, daß dem Angeber der bacchanalischen Umtriebe, P. Aebutius, vom Senat eine Belohnung von 100000 As und zugleich die Freyheit vom Kriegs- und namentlich vom activen Ritterdienst zuerkannt worden. Bereits Puchta (S. 227) hat dem Verf. vorgehalten, daß jener Aebutius nach allen Umständen der Erzählung von seinem Vater ein beträchtliches Vermögen geerbt haben müsse und also zur Zeit jenes Geschenks keineswegs für bettelarm gelten könne. Jene Ansicht unseres Verf. spielt aber eine wichtige Rolle bey seiner Construction der spätern Centuriatcomitien, welche wir zum Schlusse noch kürzlich besprechen wollen.

Der Verf. setzt diese Umgestaltung in die Zeit, wo die Zahl der 35 Tribus bereits geschlossen war, d. h. nach dem J. 521; warum? lediglich weil er es so für seine übrige Auffassung braucht. Ueber das Wesen jener Veränderung giebt es überhaupt zwey Ansichten. Die eine sieht die alten Classen als fortdauernde Grundlage der neuen Comitien an, und beschränkt die ganze Aenderung darauf, daß in jeder Classe, statt der bisherigen Centurien, Tribuscenturien stimmen, indem jede Tribus zu jeder Classe 2 Centurien der Jüngern und der Aeltern stellt. Die andre Ansicht läßt die Classenunterschiede verschwinden und sieht die neuen Comitien als modificirte Tributcomitien an. Auf eine feine und scharfsinnige Weise hat diese letztere Auffassung Puchta ausgebildet (a. a. O. S. 220). Dem ersteren Systeme huldigt unser Verf. Er bringt 350 Centurien heraus und findet eine schlagende Bestätigung dieser Zahl — in den Tagen des Mondjahres, weil auf das Fest der Perenna, der Göttin des Mondjahrs, das Fest der Wiedervereinigung der Plebs gefallen sey. — Man sieht nicht ein, was diese Reform mit dem Feste jener Wiedervereinigung zu schaffen hat, und ohnehin hat man sich in jenen spätern Zeiten bey solchen Aenderungen gewiß nicht von Kalendermystik, sondern von freyer politischer Reflexion leiten lassen. Auch bringt der Verf. jene Zahl nur durch die völlige Eliminirung der Rittercenturien heraus, indem er den ordo equester für identisch mit der ersten Classe ansieht; dieß ist aber

ein entschiedener Irrthum und wird durch klare Stellen vollständig widerlegt.*) D.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. II. Hft. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Seidner behauptet, in der grauen Vorzeit hätte das Bergschloß Hohenberg den Rittern von Tief gehört, welche sich erst im 14. Jhrhdte (1303 Lupoldus de Hohenberg miles dictus de Tief, et Henricus frater ejus) von ihrer Burg Hohenberge genannt hätten. Derselbe Gelehrte bemerkt zum Tode des Dietrich von Hohenburg 1381 — 1383, daß mit diesem das hohenbergische ritterbürtige Geschlecht erloschen sey. „Die Grafen und Dynasten, setzt er bey, sind von den Rittern dieses Namens bekanntlich ganz verschieden.“

Ungeachtet dieser genealogischen Asserte Seidners hat Hr. W. dennoch für gut gefunden, uns, nach vorgängiger kurzer Beschreibung der Burg und Mittheilung einiger vordem in der Schloßkapelle, nun an der Kirchenmauer zu Gössenheim befindlichen Grabsteine mit Inschriften **) die frühere Geschichte der Ritter von Hohenburg darzulegen.

Urkundlich, sagt er, reicht ihre Abstammung bis in das 10te Jhrdt. hinauf. Otto von Hohenburg sey zu Hessen 992 gestorben. Arnold von Hohenburg lebte

*) Cic. Phil. II. 16. — sortitio praerogativae, deinde prima classis vocatur, tum suffragia, deinde II. classis vocatur. Die Emendation dieser Stelle (tum suffragatur II. classis) hat, von anderem abgesehen, schon den Grundsatz der Kritik gegen sich, wonach die schwerere Lesart den Vorzug verdient. Es ist leichter erklärlich, wie unter der Hand eines unwissenden Abschreibers das ihm unverständliche suffragia sich in ein suffragatur verwandeln konnte, als umgekehrt. — Ferner Liv. XLIII., 16. Hier werden die XII Equitum centuriae ausdrücklich erwähnt, und zwar stimmen sie vor der ersten Classe. Daß Cicero in der obigen Stelle diese Centurien nicht erwähnt, darf wenig Bedenken erregen. Es war ihm dort um eine ganz genaue Schilderung der Abstimmung keineswegs zu thun.

**) 1391 † Dietrich de Hohenburg. 1429 ein Bickenbach ohne Vornamen, 1449 Heinrich de Bickenbach.

972 zu Homburg an der Lahn und hatte von seiner Hausfrau 2 Söhne, Adolph und Reinhard, welche beyde aus Hessen 1008 ausgezogen seyen. Der Erstere habe Adolphsbühl — nun Adelsberg an der Werrn —, Letzterer 1018 auf dem Setzberg ob der Werrn eine kleine nach seinem Geschlechtsnamen benannte Burg — Hohenburg — gegründet. Gegen die räuberischen Ueberfälle der Besitzer der Burgen Trimbeck und Saleck hätten beyde Brüder gemeinschaftlich die nun in großartigen Trümmern liegende Burg Hohenburg in den Jahren 1028 — 1031 erbaut. Hr. W. beruft sich zur Begründung dieser Thatsachen auf 2 Lapidar-Inschriften am Eingang der Burg und an der Wohnung des Burgherrn, welche General von Drachsdorf, Herr zu Adelsberg, am 21. März 1751 aufnehmen und hierüber ein Notariats-Instrument fertigen ließ. Inschriften aus dem 3ten Decennium des XI. Jhrhdts. und zwar an Burgen befindlich, welche so vielfältigem Wechsel der Schicksale ausgesetzt waren, gehören, zumal wenn sie in deutscher Sprache abgefaßt sind, — wie dieß mit der 2ten Inschrift der Fall ist — zu den ganz außerordentlichen Seltenheiten. Eben auch eine historisch-genealogische Rarität sind die von der Burg entnommenen Geschlechtsnamen im XI. Jhrhdt. und Hr. W. mag es uns schon nachsehen, wenn wir, bis bessere Beweise vorgebracht werden, weder an das hohe Alter dieser Hohenburge, noch an den Inhalt dieser Inschriften aus dem XI Jahrhundert in solcher Fassung glauben können. — Mit Jobst von Hohenburg (gest. 1225) erlosch Adolphs Mannsstamm. Die hier aus seinem Testamente von 1221 mitgetheilten Stellen scheinen wiederum der Zeit der Abfassung desselben nicht anzugehören.

Nicht viel länger als Adolphs Stamm blühte Reinhards Mannsstamm, von welchem in gerad absteigender Linie Lobmann 1172, Kurt, Lobmanns Sohn, und Kurts Söhne, Dietrich und Heinrich abstammen. Der Erstere, Domherr zu Würzburg, bestieg den bischöflichen Stuhl, den er von 1223 — 1225 behauptete. Heinrich, sein Bruder, mit Anna Maria von Castell († 1233) vermählt, hatte drey Kinder; Conrad († 1229), Magdalena, die den Dynasten Günther von Bickenbach ehelichte, und Agnes, welche im Kloster Schönau den Schleyer nahm.

Hierauf werden kürzlich die Gränzen der hohenburgischen Besitzungen angegeben und bemerkt, die Ritter zu Hohenburg auf dem Setzberge wären des Bisthums Würzburg und Herzogthums Franken Erbmarschälle gewesen. Kein Wort ist gesagt von Lupold miles de Tief und seinem Bruder Heinreich, nichts von seinem ältern Sohn Dietrich, der die Hohenburgischen Besitzungen durch Erwerb in der Umgegend vermehrte. Wir erfahren auch nicht, wie Dietrich der Jüngere, dessen Hausfrau Elisabeth gewesen, mit Lupolds älterem Sohne Dietrich im genealogischen Zusammenhange stehe. Wir werden vielmehr von Heinrichs Descendenz im 15ten Jhrhdt. sogleich zu Dietrich dem Jüngern im 14. Jhdt. fortgerissen, befinden uns jedoch fortan auf historisch-diplomatisch wohlbegründeten Boden; denn was nun in der Darstellung des Hrn. W. folgt, ist wortgetreu aus Seidners obenangeführter Abhandlung genommen. Nur ist nach den Worten Seidner's: „Das Leibgeding des jungen (blödsinnigen und kranken) Bickenbach ist sogleich auf die Gefälle der Stadt Haßfurt versichert worden," — ein Brief des Velten von Blofelten von 1471 eingeschoben, worin sich dieser gegen die von Conrad IX. von Bickenbach 1469 geschehene Veräußerung Hohenburgs an das Stift Würzburg verwahrt, welche Differenz jedoch 1475 ausgeglichen wurde. Deßgleichen ist eingeschoben eine abhanden gekommene Lapidarschrift, welche besagt, daß der Fürstbischof Rudolph von Scherenberg Schloß und Amt zum Stift Würzburg gekauft, 1471. Dann wird im Abdrucke des Seidnerschen Werkes fortgefahren bis S. 105, 106, wo der Kauf der beyden Dörfer Bühler und Münster durch Bischof Rudolf, und eine alte Gewohnheit, die in diesen Dörfern hinsichtlich ergriffener Missethäter herrschte, eingeschaltet sind.

S. 109 ist in Seidners Abhandlung die auf Hohenburg haftende Schuldenlast von 17000 fl., welche Bischof Julius abgelöst, und dessen auf die Burggebäude verwendeten Summen eingeschoben; auch ein Blick auf dieses Bischofs Bemühungen geworfen, die katholische Lehre im Hohenburgischen herzustellen. Hierauf ist wieder Seidner zur Hand genommen, dann des Bauernheeres mißlungener (1525) Angriff auf Hohenburg, und der Oberamtmänner und Keller bis zu Ende des 17. Jhrhdts., sowie der Veränderung mit dem Amtssitze bis 1838 gedacht.

Wiederum sind nun Seidners Worte gebraucht bis: Endlich veräußerte noch die Herrschaft das Hoffeld zu Sachsenheim — — laut Kaufbriefs vom 1. Juny 1814", wo Hr. W. an die Stelle des Wortes Herrschaft unbedenklich Hochstift gesetzt hat, mit dem es bekanntlich i. J. 1814 längst vorüber war.

Im Ganzen kann man annehmen, daß in dieser geschichtlichen Beschreibung der Hohenburg 18 Seiten aus Seidners Werk entnommen und hier mit wenigen Einschiebseln wieder abgedruckt worden sind. Der Grundriß, neben dem sich auch eine Ansicht der Burg befindet, ist gut und wohl das Verdienstlichste am Ganzen.

VI.

Ueber den Geist der Statuten, welche der große Fürstbischof Julius zu Würzburg seiner neubegründeten Universität gab.

(Vom k. Universitäts-Professor Hrn. Dr. Fröhlich.)

Ein Redewerk, welches, wie uns scheinen will,

nach Inhalt und Fassung ganz und gar nicht in diese Zeitschrift gehört.

VII.

Reformacion halszgerichtz zu wurtzpurg.

(Aus einer Papierhandschrift vom Ende des XV. Jahrhunderts, mitgetheilt von Herrn Prof. Dr. Reuß.)

Diese „vernewte Ordnung des halsgerichts“ beschäftigt sich zumeist damit, wie es mit einem des Todes schuldigen Verbrecher gehalten werden soll. Aus dem Gefängniß kommt er in den Stock vor dem Rathhauß. Schultheiß, Zentgraf, die 7 Stadtgerichtsschöpfen von Wirzburg und 5 auswendige Schöpfen — 2 von Zelle aus der Gassen, 2 von Buttelbrun, 1 von hüchberge — besetzen das Gericht jenseits des Mayns an der Brücke, während der „schadbar“ (schedlich) Mann im Stocke sitzt. Der Kläger mit seinen Freunden erbittet sich vom Schultheißen einen Fürsprecher, und, gestattet es dieser, so nimmt der Kläger einen aus den 12 Schöffen. Angegeben ist die Formel des Fürsprechers wegen Nichtannahme dieses Amtes Krankheitshalber. Ist er aber durch Rechtsspruch in diese Verrichtung, wofür er 1 fl. empfängt, eingewiesen oder bestätigt, so fordert er die Vorführung des Beklagten. Das Geleite nimmt der Zentgraf, gefolgt vom Kläger und seinen Freunden, in der Art vor, daß er mit den ihn begleitenden Gerichtsknechten zum Stock reitet, den Beklagten aus demselben thut, und vor das Gericht hinausführt, indem er ihm mit dem Stabe vorreitet. An den Stellen, wo man den Missethäter zu beschreien pflegt, hält der Zentgraf still (die Formel des Geschreyes: „Waffnet hie über unnsern und des lanndts schedlichen man.“ „Dieb, Diebjo.“ —) Bey den Seylern gegen den alten rewssen über wird zum 1ten male, unterm Thor von St. Gottharts Kirche zum 2ten male, beym Zollhäußlein auf der Brücken zum 3ten male, jedesmal 3mal vom Kläger und seinen Freunden gerufen.

Angekommen vor Gericht, beschauen ihn die Schöpfen, um ihn recht zu erkennen. Der Zentgraf, aufgefordert vom Schultheiß, der wieder des Klägers Fürsprecher angeregt, betheuert bey seinem Amts-Eid, daß er den schadbaren Mann nach Recht und Urtheil hieher gebracht. Der Fürsprech fragt die Richter, wie der Kläger seinen Spruch auf den schadbaren Mann bringen soll, damit ihm sein Recht geschehe, und bittet um Erneuerung des Spruches. Der schadbare Mann hat nun gleichfalls seinen Fürsprech aus den Schöpfen. Der römische König hat die Ordnung der sibner und Nachfolger, den Schwur zu leisten, abgethan. — Die Verwirkung eines jeden Uebelthäters, die er selbst bekannt, oder die ihm durch den Beschädigten zu Recht genug bewiesen ist, bedingt das Urtheil. Doch soll durch

Tortur kein Bekenntniß übereilt werden. Des Missethäters Bekenntniß soll öffentlich verlesen werden. Er spreche nun „jo oder nayn,“ so kann sein Urtheil gesprochen werden. Der Fürsprech des Klägers fragt, wie man den schadbaren Mann strafen wolle? Folgt nun die Strafbestimmung: Henken, Ertränken, Köpfen, Verbrennen, Rädern, je nach der begangenen Uebelthat u. s. w. Nach gefälltem Urtheil erheben sich Schultheiß, Zentgraf und Schöpfen und ziehen zur Richtstatt, ohne daß vorher dem Schuldigen der Stab hingeworfen würde. Dieß geschieht erst, wenn er gerichtet ist. Der Zentgraf reitet mit seinem Stabe vor dem schadbaren Mann, und geleitet ihn und den Kläger nebst seinen Freunden bis zur Richtstätte u. s. w.

VIII.

Geschichte und Verfassung des adeligen Damenstifts Waizenbach.

(Mitgetheilt vom k. Legationsrath, Hrn. Dr. Scharold.

Magdalena Regina von Jöstelsberg, die Wittwe des Generals von Truchseß errichtete am 1. Oct. 1733 im ritterschaftlichen Schlosse und Dorfe Waizenbach, Cantons Rhön-Werra, 2 Stunden von Hammelburg gegen Saalmünster gelegen, ein adeliges Damenstift, anfänglich für 4 fränkische Fräulein, die das 18te Jahr erreicht haben, der evangelisch-lutherischen Religion zugethan waren, und ihre 8 Ahnen zählten. Zwey Präbenden blieben für ein Fräulein von Stetten und ein Fräulein von Truchseß besonders bestimmt, welche auch von Erlegung der Receptionsgelder von 400 fl., so bey einem Fräulein vom fränkischen —, von 800 fl. frk. bey einem Fräulein von auswärtigem Adel, befreyt waren. Als Vorstand des Stifts war der Ritterort Rhön-Werra aufgestellt. Dreymal in der Woche sollten die Stiftsfräulen Betstunden halten. Keine durfte über 4 Monate im Jahre bey Strafe eines halben Gulden für den Tag abwesend seyn. Ganz arme Fräulein wurden ohne Bezahlung des Receptions-Geldes aufgenommen. Die Bezüge der Pröbstin, der Stiftsfräulein, die Stiftsgüter und Capitalien, eben so auch die Passiva mit ihren Zinsen und die Kosten der Administration sind aus der großherzoglich-würzburgischen Hofrechenkammer (1808) angegeben.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. August.

Nro. 164. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Skizze der geognostischen Verhältnisse der nächsten Umgegend Aschaffenburgs, entworfen von Martin Balduin Kittel. Mit einer geognostischen Karte und einem Blatte Gebirgsdurchschnitte darstellend. Aschaffenburg 1840. 4. IV. und 63 S.

A. F. Speyer's Recension dieser Skizze in den Heidelberger Jahrbüchern 1842. S. 264.

Bey der großen Vernachlässigung, welche die Geognosie auf unsern höheren Unterrichtsanstalten bisher erfahren hat, kann es nicht befremden, daß die Kenntniß der geognostischen Verhältnisse Bayerns noch höchst mangelhaft ist. Von keinem unserer größeren Gebirge ist in neueren Zeiten eine geognostische Beschreibung oder die Aufnahme einer Karte erschienen. Noch sehen sich die Felsenhäupter unserer Alpen vergebens nach dem Naturforscher um, dem sie das Geheimniß ihrer räthselvollen Strukturverhältnisse entdecken könnten. Des bayerischen Waldes finstere Schluchten sind seit Flurl's Zeiten von keinem Geognosten wieder beleuchtet worden. Das fränkisch-pfälzische Juragebirge ist, so zu sagen, vor zwey Decennien erst entdeckt worden und, zur Zeit nur in seinen Hauptverhältnissen erörtert. Die große fränkische Ebene mit ihren Hügelzügen ist fast noch von keinem Geognosten eines Blickes gewürdigt worden.

Unter solchen Umständen ist jeder Beytrag zur geognostischen Kenntniß unseres Landes eine willkommene Gabe und deßhalb haben wir auch die vorliegende Skizze des Prof. Kittels mit Dank aufgenommen. Ohne an seinen Vorgängern eine sonderliche Stütze zu haben, hat er mit großem Fleiße und Eifer der geognostischen Erforschung der Aschaffenburger Gegend sich zugewendet und die erlangten Resultate in einer kurz gefaßten Beschreibung und in zwey schön gezeichneten Karten dargelegt. Ref. hat dieser Arbeit das ihr gebührende Verdienst schon im vorigen Jahre in diesen Blättern zuerkannt. *)

Bey all dieser Anerkennung wird es natürlich immerhin einzelne Punkte geben, hinsichtlich derer sich eine Differenz zwischen dem Verf. und dem mit dem Gegenstande vertrauten Leser herausstellen kann. Ref. selbst hat zuerst bemerklich gemacht, daß die Schilderung der Flötzformation in Prof. Kittels Skizze nicht genügen könne; er will weiter hinzusetzen, daß er die vielen neuen Namen, womit der Verf. große Varietäten von Gebirgsarten bezeichnet, nicht nothwendig findet, und daß er die Darstellung der Glieder der Kieselreihe einfacher gewünscht hätte. Diese Ausstellungen können gleichwohl der gedachten Skizze ihren Werth nicht nehmen, und der billige Leser wird über den einzelnen Mißständen, die ihm aufstoßen, die lobenswerthen Bemühungen des Verf. um Ausmittlung der zum Theil sehr schwierigen geognostischen Verhältnisse der Umgegend Aschaffenburgs nicht verkennen. Man bedenke nur, daß dieß ein erster Versuch ist und ein altes Sprichwort meynt schon, aller Anfang sey schwer. Was ferner die Darstellung der Flötzformation anbetrifft, so

---

*) Beyträge zur Kenntniß der Zechsteinformation des Spessarts im 13ten Bande der Münchn. gelehrten Anzeigen S. 270.

ist ihre Auffassung im Spessarte sehr erschwert und eine richtige und vollständige Kenntniß der Zechsteinformation insbesondere kann daselbst über Tage kaum erlangt werden. Wer nicht Gelegenheit hatte ihr Verhalten durch den Kahler Bergbau, der nun wohl für alle Zeiten zum Erliegen gekommen ist, kennen zu lernen, kann leicht über ihre einzelnen Glieder getäuscht werden, und wer nicht aus eigner Anschauung mit dem Mannsfelder Kupferschiefergebirge, als dem klassischen Terrain für diese Formation, sich vertraut zu machen vermochte, wird bey Vergleichung der ersteren mit der letztern kaum vor einzelnen Irrungen gesichert seyn. Referent wenigstens gesteht gerne zu, daß er ohne die Mittheilungen seines sel. Freundes Bezold's, ehemaligen Bergmeisters zu Kahl, der mit dem Mannsfelder Kupferschiefergebirge eben so bekannt war als mit dem des Spessarts, zur Publication seiner Abhandlung, über die Spessarter Zechstein-Formation niemals gekommen wäre.

Ganz Anders als Ref. es gethan, wird Kittels Skizze in den Heidelberger Jahrbüchern behandelt. Von einem Recensenten, der sich als A. F. Speyer unterzeichnet hat, hat sie eine eben so böswillige als beschränkte und im Ausdruck ungeschickte Beurtheilung erfahren.

Böswillig nenne ich sie, weil sie statt in ruhiger wissenschaftlicher Besprechung den Gegenstand zu behandeln, in hämischem Tadel sich gefällt, weil sie über das Gute und Löbliche der Arbeit hinweggehend an Kleinigkeiten sich festhält, und überall eine Veranlassung sucht, den Verf. im gehässigen Lichte darzustellen.

Beschränkt habe ich die Recension genannt, weil der Standpunkt, auf den sich der Recensent gestellt hat, eben so beschränkt ist als es seine Kenntniß von den geognostischen Verhältniffen des Spessarts zu seyn scheint.

Wie man bald gewahr wird, steht er im guten Glauben an die Wahrheit der geologischen Theorien, die ihm von seinen Lehrern beygebracht worden sind. Dieß wollten wir ihm nun nicht so sehr verdenken, da ein eignes Urtheil sich zu bilden, nicht Jedermanns Ding ist, aber eine große Beschränktheit ist es zu wähnen, daß man außerhalb der

Schule, oder um mit den Recensenten zu sprechen, daß „der andere Ansichten besitzende (!) Mineralog“ — die Hypothesen ebenfalls für Axiome gelten lassen würde, und daß man demnach berechtigt sey, aus dem Standpunkte hypothetischer Ansichten die Richtigkeit positiver Thatsachen zu verwerfen. Der größte Theil des Tadels, den der Recensent in reichlichem Maaße und hämischer Weise über diese Skizze verbreitet, rührt davon her, daß ihr Verfasser seine Darstellungsweise nicht nach der Schule, zu welcher sich der Rec. bekennt, gemodelt hat. Dieß erkennen wir aber gerade für ein Hauptverdienst des Verfassers an, daß er die Thatsachen nicht nach vorgefaßten irrigen Schulansichten, sondern nach dem Befunde in der Natur geschildert, daß er seinen eigenen Weg eingeschlagen hat, wenn er ihn auch zu „dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft widerlichen Deductionen“ geführt haben sollte. Wenn der Recensent in seiner Afterweisheit fragt: „wer möchte wohl heut zu Tage geschichteten Felsarten zugehörige (sic!) Theorien auf Massengebirge anwenden, oder gar Struktur mit Schichtung verwechseln,“ so haben wir für ihn die Antwort bereit: alle werden es thun, die die Schulbrille nicht aufgesetzt haben und dieselbe Erscheinung daher mit demselben Namen benennen, gleichviel, ob sie bey Ur- oder Flötzgebirgen sich einstellt, ob diese oder jene Doktrin hiedurch gefährdet wird oder nicht. Statt pedantischer Weise um die Terminologie und Hypothesen seiner Schule sich zu ereifern, hätte Recensent besser gethan, wenn er zur genaueren Kenntniß der geognostischen Beschaffenheit des Aschaffenburger Distrikts einen Beytrag geliefert hätte. So aber schweigt er gerade da, wo es, wie z. B. bey der Formation des Todtliegenden und Zechsteines um Berichtigungen und Erweiterung der Untersuchungen zu thun gewesen wäre, oder wenn er einmal in einer faktischen Berichtigung auftreten will, gelingt ihm solche nicht immer zum Besten. Wenn er z. B. den Grünstein läugnet, so kann ich dagegen versichern, daß ich und mein seliger Freund Bezold den Grünstein im Spessart anerkannt haben. Wenn der Recensent die 69 Angaben des Verf. über das Streichen und Fallen verschiedener Urgebirgsarten mit der Bemerkung abzufertigen ver-

meynt, daß solche mühsame Abmessungen wenig Nutzen darbieten, so hätte er dieß im vorliegenden Falle durch Wiederholung dieser Abnahmen nachweisen, außerdem schweigen sollen. Denn der Verf. der Skizze leitet gerade aus diesen Abnahmen Folgerungen her, die der Schuldoctrin des Recensenten höchst unangenehm seyn müssen die aber durch einen Machtspruch nicht um ihren Kredit gebracht werden können.

Endlich habe ich diese Beurtheilung ungeschickt im Ausdruck genannt, weil sie, während sie dem Verf. Ansichten ohne Begriff, ohne Theorie, ohne Logik vorwirft, gleichwohl nicht im Stande ist ihren Gegenstand im strengen Begriff zu erfassen und im gehörigen logischen Ausdrucke mitzutheilen. Es ist in dieser Recension ein so mühseliges Ringen nach dem Ausdruck, die Sprache ist so ungeschickt gehandhabt, daß der Recensent die formelle Darstellung gar nicht hätte berühren sollen, um die Kritik nicht gegen sich zu kehren.

Vorstehende Bemerkungen werden hinreichen, um das Verhältniß der angezeigten Recension zu ihrem Gegenstande ins gehörige Licht zu stellen.
Suum cuique. A. Wagner.

Die Waldverderber und ihre Feinde, oder Beschreibung und Abbildung der schädlichsten Forstinsekten und der übrigen schädlichen Waldthiere, nebst Anweisung zu ihrer Vertilgung nnd zur Schonung ihrer Feinde. Ein Handbuch für Forstmänner, Oeconomen, Gärtner und alle mit Waldbäumen Beschäftigten, von Dr. J. T. C. Ratzeburg, Professor an der k. preuß. höhern Forst-Lehranstalt ꝛc. Mit 6 in Stahl gestochenen colorirten, 2 lithographirten schwarzen Tafeln und einem Holzschnitte. Berlin 1841. XVI und 118 S. 8. Preis 2 Thlr. 15 Gr.

Unter den Schriftstellern über Forst-Zoologie nimmt Ratzeburg unstreitig den ersten Rang ein.

Dieß hat er hauptsächlich durch sein umfassendes Werk über „die Forstinsekten“ erwiesen, das in technischer, wie in wissenschaftlicher Hinsicht gleich vortrefflich zu nennen ist. Indeß, theils der hohe Preis, theils die streng wissenschaftliche Behandlung desselben hat es vielen nicht zugänglich werden lassen, bey denen gleichwohl die Behandlung der Waldbäume ihr einziges oder doch ein hauptsächliches Geschäft ausmacht. Um dem Bedürfnisse dieser Praktiker zu entsprechen, hat Ratzeburg vorliegendes Buch abgefaßt. Wie er selbst sagt, gieng seine Absicht dahin: „die wichtigsten Forstinsekten und Wirbelthiere so zu beschreiben, und die verschiedenen Zustände der Forstinsekten und deren Fraß durch genaue, größtentheils kolorirte Abbildungen so zu versinnlichen, daß der Forstmann, Oekonom und Gärtner, selbst der minder Gebildete, im Stande wäre, jene darnach zu erkennen; und sich alsdann mit den wichtigsten Zügen der Lebensweise und den zu ergreifenden Maßregeln zur Verminderung der schädlichen, zur Erhaltung der nützlichen, umständlich bekannt zu machen.“

Was der Verfasser mit diesen Worten versprochen, hat er in vollem Umfange geleistet. Diese Versicherung wird genügen, um nicht näher ins Einzelne eingehen zu müssen, und wir wollen nur wünschen, daß recht viele Forstmänner und Oekonomen aus diesem Buche die Belehrung sich erholen mögen, die sich in selbigem in reichem Maaße vorfindet. Dann wird auch immer mehr das Vorurtheil verschwinden, als ob bey großen Waldverheerungen durch Insekten weiter nichts als das Zerstörte wegzuräumen zu thun wäre; man hat bereits in vielen Fällen wirksame Mittel zur Vernichtung der schädlichen Insekten, also zur Erhaltung der Wälder gefunden, mit denen Jeder, der einen Forst zu verwalten hat, wohl bekannt seyn soll. Vermittelst der sehr genau und schön ausgeführten Kupfertafeln lernt er leicht die waldverderbenden Insekten in ihren verschiedenen Zuständen kennen und weiß dann je nach der Verschiedenheit ihrer Lebensweise, die schicklichen Mittel ihren Verwüstungen Einhalt zu thun auszuwählen.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Band, II. Heft.

(Schluß.)

IX.

Ueber den Vorschlag des Herrn geistlichen Rathes Haas in Bamberg zu einer fränkischen Münzsammlung.

(Vom Hrn. Professor Dr. Jos. Gutenäcker.)

Hr. G. kommentirt des Hrn. geistl. Rathes Haas Vorschlag zu einer allgemeinen fränkischen Münzsammlung in der Art, daß er das Schwierige, ja, das Unmögliche desselben zeigt; dann aber darauf dringt: Jeder der historischen Vereine Frankens solle die Münzbeschreibung und Abbildung für sein Territorium als besondere Aufgabe betreiben. Er wünscht deshalb die Gründung eines historischen Vereines zu Aschaffenburg, dessen Aufgabe dann in dieser Beziehung die Sammlung, Beschreibung und Abbildung der Fuldaer und Mainzer Münzen seyn müßte. Gleichfalls beantragt er die Gründung eines historischen Vereines zu Eichstädt. Er giebt genau an, welche Münzen in der Münzsammlung aufzunehmen wären, zeigt den großen Werth solcher speciellen Sammlungen, sowie die ungegründete Befürchtung des Hrn. Haas: „einzelne örtliche Sammlungen würden niemals weder das große wissenschaftliche Interesse, noch den äußern Glanz des Reichthums, der Mannigfaltigkeit und den Ueberblick der gravirenden Kunst entfalten, wie eine größere Sammlung," indem er auf eine möglichst vollständige Sammlung Würzburger Münzen den Blick zu richten bittet. Zur schnellern, sicherern und mit geringerem Kostenaufwange verbundenen Anlegung der bezeichneten Sammlung schlägt Hr. G. vor: „Nicht bloß die . . . histor. Vereine in Franken, sondern überhaupt alle jene Vereine, welche die Numismatik von ihrer materiellen Seite behandeln, verbinden und verpflichten sich wechselseitig zum Ankauf all der Münzen und Medaillen, welche zum Bereiche der zu gleichen Zwecken verbundenen Vereine gehören, nnd geben diese entweder austauschweise oder um den Ankaufspreis an die betreffenden Sammlungen ab. Auf alle jene Münzen und Medaillen, welche um den Kurs- oder Metallwerth angekauft werden können, wird unbedingter Auftrag gegeben, für andere läßt sich nach ihrem Alter, ihrer Schönheit, Seltenheit ꝛc. ein allgemeiner Aufgabspreis bestimmen, in wichtigen Fällen mögen besondere Anfragen zum Ziele führen. Doch hier genügt die bloße Andeutung, und ins Einzelne gehende Bestimmungen müssen von der in dieser Absicht sich verbindenden Gesellschaft festgesetzt werden ꝛc."

Ob nun die hist. Vereine in Franken ernstlichst geneigt sind, auf eine solche wechselseitige Verpflichtung und Verbindung einzugehen, dieß muß die Zeit lehren. Zum Schluße wünscht Hr. G., die Vereine Frankens möchten sich vor Ausarbeitung des wissenschaftlichen und technischen Theiles der Münzkunde über die dabey zu beobachtenden allgemeinen Grundsätze, sowie über äußere Ausstattung der zu edirenden numismatischen Werke vereinigen.

X.

Mannigfaltiges.

(Vom Hrn. Prof. Dr. Gutenäcker.)

1. Die Münze des Grafen Johann von Wertheim. Wir haben in unserm Bericht über das III. Heft des V. Bandes dieses Archivs, Nr. XI. schon auf Hrn. G's. Ansicht aufmerksam gemacht.

2) Horatii ars poetica. Auch dieser hier gegebenen Berichtigung und genaueren Beschreibung des Msts. ist bereits früher gedacht worden.

Die Beylagen zu diesem II. Hfte. des VI. Bdes. enthalten.

1) den 10ten Jahresbericht des hist. Vereins von Unterfranken ꝛc. für 1839/40, erstattet den 27. August 1840. vom Director des Vereins, Hrn. Dr. Karl Gottfr. Scharold.
2) Das Verzeichniß der sämmtlichen Erwerbungen für die Vereinssammlung von Hrn. Conservator G. Seuffert.
3) Die Namen der Ausschuß-Mitglieder.
4) Das fortgesetzte Verzeichniß der ordentlichen,
5) der Ehren-Mitglieder.

Dr. G. Th. Rudhart.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 4.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. August.
Nro. 165. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der allgemeinen Versammlung der k. Akademie der Wissenschaften am 16. Juny 1842 eröffnete der neuernannte Vorstand derselben, Hr. Staatsrath Baron von Freyberg die Sitzung mit folgendem Vortrage:

Meine Herrn!

Seyen Sie mir vor allem auf das freudigste gegrüßt bey diesem ersten Zusammentreffen in einer allgemeinen Sitzung sämmtlicher drey Classen unseres gelehrten Vereines. Seyen Sie mir hiebey aber auch auf das ernsteste gegrüßt. Denn wenn Akademieen zu jeder Zeit den Beruf haben, sich vorzugsweise mit den Grundlagen und der Richtung der ihrer Pflege und Förderung überwiesenen Wissenschaften zu befassen — so wird dieser Beruf ein um so ernsterer in einer Zeit seyn, in welcher diese Grundlagen selbst sich auf bedenkliche Weise in Frage gestellt — diese Richtungen großen Schwankungen sich ausgesetzt finden. Ich betrachte aber den Zeitpunkt, in welchem mir der ehrenvolle Beruf zu Theil geworden ist, an Ihre Spitze zu treten, wirklich als einen solchen, in welchem die Wissenschaften in der bemerkten Beziehung in einer höchst bedeutungsvollen Krisis sich befangen finden.

Die Bemühungen auch der größten Geister des letzten Jahrhunderts, auf dem Wege einer unbedingten Freyheit des Denkens zu einer Lösung der letzten und höchsten Lebensfragen zu gelangen, wollen zu keinem befriedigenden Resultate führen.

Das Bedürfniß des menschlichen Geistes nach absoluter Wahrheit und positiver Gewißheit ist aber ein so wesentlich in seiner Natur begründetes und schlechthin unabweisbares, daß es mit der Hinweisung auf bloße Möglichkeiten und Denkbarkeiten in die Länge nicht beruhigt werden kann. Wenn daher die Philosophie bey ihren Antworten auf jene Fragen, sich wirklich auf keine Autorität als eben immer nur auf jene unbestimmte Erkenntniß-Quelle berufen, und also den Fragenden immer wieder nur auf sich selbst zurückweisen könnte, — so möchte ihr Kredit überhaupt zuletzt in Gefahr kommen. Daß es aber jetzt wirklich nahe an dem sey, kann der Unbefangene sich wohl nicht länger verhehlen. Eine Gefahr dieser Art abzuwenden, die wahre Philosophie bey Würde und Ehren zu erhalten, stellt sich denn auch — und zwar gegenwärtig mehr denn je, als die ernste Aufgabe denjenigen heraus, welche in einer Verbrüderung gemeinschaftlicher Kräfte und Pflichten vorzugsweise berufen sind, über dem Heiligthume der Wissenschaften zu wachen. Darum seyen Sie mir, ich wiederhole es, auf das ernsteste und freudigste gegrüßt, denn ich erkenne in dem tiefernsten Momente der Krisis, in welchem der menschliche Forschungsgeist eben jetzt begriffen ist, zugleich die Frühlingsdämmerung einer schönen Zeit, in welcher derselbe — des Irrens müde — heraustretend in voller Freyheit aus seiner Selbstbefangenheit, und aus der lebendigen Quelle der Wahrheit und des Lichtes schöpfend, auch um so viel mehr wahres Licht und lebendige Wahrheit um sich her verbreiten wird.

Die Wichtigkeit des Berufes — gerade unserer Akademie, mitzuwirken bey der großen Aufgabe;

die ewigen und positiven Grundlagen der Wissenschaften in Evidenz zu stellen, und die Haupt-Richtpunkte für die Forschung anzudeuten — geht aus der Sache von selbst hervor. Das Maaß der Pflichten und der Verantwortlichkeit aber, — mit denen sich dieser Verein den persönlichen Verhältnissen seiner Mitglieder und dem Umfange der ihm zu Gebot gestellten Mittel nach belastet findet — müssen stets der Gegenstand unserer ernsten Erwägung bleiben. Viele dieser Mitglieder sind zu Staatsämtern — viele zu dem Lehramte berufen und mit der Verwaltung der wissenschaftlichen Sammlungen und Hülfsmittel betraut. Und so finden sich Kräfte und Erfahrungen bey uns vereint, welche in der Theorie, so wie im praktischen Leben zu wirken berufen sind, und an welche um so größere Anforderungen gestellt werden, je größer das Maaß des in sie gesetzten Vertrauens ist.

Und ist nun die Zeit in welcher solche Anforderungen an uns gestellt werden, schon an sich — eben wegen der Krisis in welcher die Ansichten über die Fundamente des wissenschaftlichen Besitzes und in Folge dessen auch über die Methode des Forschens sowie des Lehrens sich befinden, eine höchst bedeutungsvolle — so kömmt noch überdieß die so mächtig anschwellende Masse der Kenntnisse, als Frucht einer mannigfaltigen Thätigkeit hinzu. Die Aufgabe, jene Massen des Stoffes zu beherrschen, die bezeichneten Thätigkeiten zu charakterisiren und ihnen, in so weit sie es verdienen, zu folgen — ja was noch mehr ist, selbst die Signale für weitere Forschung selbst zu geben — gewinnt also gleichzeitig an äußerem Umfange wie an innerer Tiefe.

Um aber eine solche Aufgabe mit Besonnenheit und Gründlichkeit, ja mit wenigstens annähernder Vollständigkeit zu lösen, ist es wohl zunächst ein Haupterforderniß, den Zuwachs auf allen unserer Pflege unterstellten wissenschaftlichen Gebieten, sowie die wichtigeren litterarischen Erscheinungen sich möglichst evident zu halten, und in einem lebendigen, nachhaltigen Verkehr mit allen jenen Instituten und Personen zu bleiben, von welchen Zuwachs und Förderung auf den bezeichneten wissenschaftlichen Gebieten zu erwarten ist.

Und daher habe ich die nähere Erörternng einiger sich hierauf beziehenden Fragen zum Hauptgegenstand unsrer heutigen Besprechung ausgesetzt.

Doch bevor wir zu dieser Berathung schreiten, habe ich der verehrten Versammlung Nachricht von dem zu geben, was seit der letzten allgemeinen Sitzung bey der Akademie vorgekommen ist.

Nachdem der Herr Vorstand die Sitzung mit diesem Vortrage eröffnet hatte, gab er Nachricht von dem, was seit der letzten allgemeinen Sitzung zur Förderung der akademischen Correspondenz mit auswärtigen gelehrten Gesellschaften geschehen war, und noch zu verfügen seyn möchte. Derselbe beantragte auch die Herausgabe eines akademischen Almanachs, zu dessen Abfassung unverweilt die geeigneten Beschlüße gefaßt wurden.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. Juny 1842.

Herr Professor Dr. v. Kobell hielt einen Vortrag: 1) Ueber einen Zinkspath von Nertschinsk.

Bekanntlich kann man Zinkspath und Kieselgalmey auf naßem Wege leicht unterscheiden, aber auch vor dem Löthrohr zeigt sich ein Unterschied, wenn man beyde mit salpetersaurer Kobaltauflösung befeuchtet und glüht. Der Zinkspath nämlich verhält sich wie Zinkoxyd und nimmt wie dieses eine deutliche grüne Farbe an, der Kieselgalmey aber nimmt eine blaue Farbe an, welche nur durch einzelne grünliche Stellen unterbrochen ist. Diese Reaction rührt offenbar von seinem Gehalte an Kieselerde her, denn sie zeigt sich auch bey ganz thonerdefreyen Varietäten. Im Kieselgalmey ist daher der Zinkgehalt vor dem Löthrohre vorzüglich durch den Beschlag der Kohle erkennbar, wenn man die Probe mit Soda gehörig glüht und dann in die Nähe des Beschlages einen Tropfen Kobaltauflösung fallen läßt und die beschlagenen Stellen zum Glühen erhitzt. Man erkennt dann den Beschlag leicht als von Zinkoxyd herrührend, indem er so be-

handelt beym Erkalten grünliche Flecke zeigt, wie ich zuerst in meinen mineralogischen Tafeln hierauf aufmerksam gemacht habe.

Bey einer solchen Untersuchung mit mehreren Galmeyarten fiel mir das Verhalten eines Zinkspaths von Nertschinsk auf, indem dieser durch die graue Farbe, welche er beym Erhitzen annimmt, einen Eisengehalt verrieth, welcher das Erscheinen der grünen Farbe mit Kobalt hinderte. Ich stellte daher eine Analyse damit an und wählte dazu ausgezeichnet reine Stücke, welche mit lichten gelben Farbe durchscheinend waren.

Als die salzsaure Auflösung durch Abdampfen in die Enge gebracht wurde, zeigten sich glänzende nadelförmige Krystalle von Chlorbley. Sie wurden im Wasser wieder aufgelöst und Schwefelwasserstoff durch die Auflösung geleitet und das Schwefelbley abgesondert. Es verrieth vor dem Löthrohre durch den braunrothen Beschlag, der sich neben dem des Bleyoxyds zeigte, Spuren von Cadmium.

Die Auflösung wurde weiter eingedampft, das Eisenoxydul durch Salpetersäure aufs Maximum oxydirt und dann mit kohlensauerm Baryt gefällt. Der überschüßige Baryt wurde mit Schwefelsäure abgeschieden, filtrirt und das Zinkoxyd mit kohlensauerm Kali in der Wärme gefällt. Die weitern Bestimmungen waren die gewöhnlichen. Vorläufige Versuche hatten schon gezeigt, daß von Kalk- und Talkerde nur unbedeutende Spuren vorhanden waren.

Auf diese Weise wurde erhalten:

Kohlensaures	Zinkoxyd	96,00
„ „	Eisenoxydul	2,03
„ „	Bleyoxyd	1,12
		99,15

Um mich zu überzeugen, daß der Bleygehalt nicht zufällig von eingemengtem Bleyglanz herrühre, wiederholte ich die Probe hierauf mit ganz durchscheinenden Stücken von blaßer Schwefelfarbe.

Ich löste sie in Salpetersäure auf, versetzte die Auflösung mit Aetzammoniak bis zur Fällung und fügte dann Schwefelsäure zu. Dadurch wurde der anfangs entstehende Niederschlag bis auf das

schwefelsaure Bleyoxyd aufgelöst, welches letztere vor dem Löthrohre leicht zu reduciren war.

Es ist eigenthümlich, daß in der Klasse der vicarirenden Mischungstheile, wozu sie gehören, Bleyoxyd und Zinkoxyd nur selten zusammen vorkommen. Kersten allein hat in dem Bleyspathe von Monte Poni in Sardinien einen Gehalt von kohlensauerm Zinkoxyd aufgefunden; der Galmey von Nertschinsk giebt das entgegenstehende Beyspiel von einem bleyhaltigen Zinkspath. Vielleicht findet man noch mehrere und an Bleyoxyd reichere dergleichen Zinkerze, wenn man darauf achtet. Die Untersuchung ist leicht, wenn die salpetersaure Auflösung mit Aetzammoniak gefällt, der Niederschlag mit Schwefelsäure wieder aufgelöst und der Rückstand mit Soda vor dem Löthrohre behandelt wird.

2. Ueber einen Meerschaum von Theben in Griechenland.

Durch Hrn. Director von Gärtner erhielt ich vor einiger Zeit ein problematisches Mineral von Theben, welches ich einer nähern Untersuchung unterwarf. Es ist von einer gelblichrothen mit etwas Grau gemischten Farbe, unebnem, groberdigem Bruche matt, auf dem Striche glänzend und saugt begierig Wasser ein.

Vor dem Löthrohre ist es unschmelzbar, färbt sich graulichschwarz und reagirt auf die Magnetnadel. Von Säuern wird es zersetzt und scheidet gallertartige Kieselerde aus, ohne eine vollkommene Gallerte zu geben.

Das Resultat der Analyse war:

Kieselerde . .	48,00
Eisenoxyd mit einer Spur von	
Thonerde . .	12,40
Talkerde . .	20,06
Wasser . . .	19,60
	100,06

Eine besondere Untersuchung erwies, daß nur eine sehr geringe Quantität des Eisens als Oxydul enthalten sey.

Man könnte dieses Mineral als eine besondere Species ansehen, wollte man ein Eisenoxydsilicat darin annehmen, ich bin aber der Meynung, daß der größte Theil des Eisenoxyds als solches oder als Eisenoxydhydrat nur beygemengt sey, wofür auch das Vorkommen eingewachsener Parthieen von Eisenocker sprechen dürfte.

Abstrahirt man also vom Eisenoxyd, so ergiebt sich ein Talkerdesilicat von der Formel $MgSi^3$ und dazu eine Quantität von 2 Mischg. Wasser, wenn von letzterem ein Theil, wie es unzweifelhaft ist, theils dem Eisenoxyd angehört, theils als hygroskopisch betrachtet werden muß.

Die Formel $Mg\,Si^3 + 2\,Aq$ ist aber die des Meerschaums, wie solcher nach den Analysen von Berthier und Döbereiner zusammengesetzt ist. In der neueren Zeit hat jedoch Lychnell die Formel $Mg\,Si^3 + Aq.$ dafür aufgestellt, indem er das Mineral vor der Analyse, um es von hygroskopischem Wasser zu befreyen, über Schwefelsäure im luftleeren Raume trocknete. Ich muß bemerken, daß bey Mineralien, welche ihr Wasser leicht abgeben, diese Art, das hygroskopische Wasser zu entfernen, nicht wohl mit Sicherheit angewendet werden kann und es ist meines Wissens schon vor längerer Zeit durch Hofr. Vogel gezeigt worden, daß auf demselben Wege der Kupfervitriol entfärbt werden kann.

Wenn man aber die Charakteristik des blauen Kupfervitriols geben will, so würde man mit Unrecht für diesen Zweck denjenigen analysiren, welchem auf irgend eine Art 2 oder mehr Mischungsgewichte Wasser entzogen wurden, also auch nicht den unter der Luftpumpe mit Schwefelsäure weiß gemachten, und deßhalb bin ich der Ansicht, daß die ältere Formel des Meerschaums, welche mit den direkten Angaben der Analysen meistens genau übereinstimmt, vor der von Lychnell aufgestellten den Vorzug verdiene.

Der Meerschaum von Theben enthält kleine rundliche Geschiebe verschiedener Gesteine eingemengt und soll, frisch aus der Grube genommen, weich und plastisch seyn.

---

3. Ueber die Krystallisation des Ammoniakbrechweinsteins.

Herr Dr. Buchner übergab mir vor einiger Zeit Krystalle eines Weinsauern Antimonoxyd-Ammoniaks, welches derselbe gegenwärtig analysirt und von welchem er glaubt, daß es dem Kalibrechweinstein analog zusammengesetzt sey. Diese Krystalle gehören zum rhombischen Systeme und sind deßhalb merkwürdig, weil sie einen ausgezeichnet hemiedrischen Charakter haben, wovon im rhombischen System außer am Bittersalz und Weinsauern Kali kein ähnliches Beyspiel bekannt ist.

Die meisten dieser Krystalle bestehen aus einer Combination zweyer Rhombenpyramiden mit der basischen Fläche, nach welcher vollkommene Spaltbarkeit stattfindet.

Mit ziemlicher Genauigkeit konnte die Neigung der Pyramidenflächen zur basischen Fläche, annähernd die ebenen Winkel der Basis gemessen werden. Mit diesen Daten berechnen sich die Winkel der einen Pyramide P, welche man als die vorherrschende zur Stammform wählen kann, wie folgt:

$$\left.\begin{matrix} 103^\circ\ 42' \\ \\ 108^\circ\ 57'\ 4'' \end{matrix}\right\} \text{Scheitelkantenwinkel}$$

116° Randkantenwinkel.

$$a : b : c = 1.0965 : 1 : 0.9407$$

Bey der zweyten Pyramide ergab sich der Werth von $a = 1{,}9897$ aus dem Neigungswinkel der Flächen zu P berechnet, wobey wegen Kleinheit und Unebenheit der Flächen die Messung zwischen $166\frac{1}{2}$ u. 167° schwankte. Setzt man diese Pyramide $= 1\frac{4}{5}\,P$, so wird die Tangente $a = 1{,}9737$ und berechnet man daraus die Neigung der Fläche zu P, so findet man $167^\circ\ 9'$, daher es sehr wahrscheinlich ist, daß dieser Pyramide, welche untergeordnet erscheint, das Zeichen $1\frac{4}{5}\,P.$ zukomme.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 5.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. August.
Nro. 166. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. Juny. 1842.

(Fortsetzung.)

Herr Professor Dr. v. Kobell hielt einen Vortrag:

3. Ueber die Kryställisation des Ammoniakbrechweinstein.

Die Pyramide P hat einen entschieden hemiedrischen Charakter, weßhalb die Krystalle Tetraederähnlich erscheinen, aber auch die Flächen von $1\frac{4}{5}$ P. treten häufig nur zur Hälfte auf.

Bey einer Vergleichung dieser Krystalle mit den bekannten des Kalibrechweinsteins zeigt sich ein unverkennbarer Isomorphismus und es läßt sich in diesem Falle wohl mit Sicherheit voraussagen, daß die Mischung beyder eine analoge seyn werde, wodurch ein neuer Aufschluß über das Vicariren von Kali und Ammoniak zu erwarten ist. Die Winkel beyder Salze sind:

	Ammoniakbrechweinstein.		Kalibrechweinstein.	
P.	103° 42′	„	103° 3′	Bernhardi.
Scheitelktw.	108° 57′ 4″	„	108 10′	Bernhardi.
Randktw.	116°	„	116° 40′	Bernhardi.
$1\frac{4}{5}$ P : P =	167° 9′	„	166° 40′	Brooke.

Außerdem werden am Kalibrechweinstein von Soret noch die Flächen von $\frac{1}{2}$ P. mit den Winkeln von 86° 40′ und 93° 20′ angegeben. Ob von diesen Krystallographen am Kalibrechweinstein auch Hemiedrie beobachtet wurde, weiß ich nicht, da mir die Originalabhandlungen zur Vergleichung fehlen.

v. Kobell.

Herr Conservator Lamont gab nachstehende Notizen über:

1) Mittlere magnetische Declination in München und ihre jährliche Abnahme. Wenn die neuesten Beobachtungen im magnetischen Observatorium der königlichen Sternwarte mit denen von der letzten Hälfte des Jahres 1840 zusammengestellt werden, so ergiebt sich die jährliche Abnahme der magnetischen Declination = 6′ 40,8″. Wird nun aus den zweystündigen Beobachtungen von 1840 die mittlere Declination für jeden Tag abgeleitet und die sämmtlichen so erhaltenen Bestimmungen vermittelst der oben angegebenen jährlichen Bewegung auf den 1. August 1840 reducirt, so erhält man für diese Epochen als Endresultat

Mittlere Declination = 17° 0′ 21″ westlich.

Die Beobachtungen erweisen übrigens, daß, wenn die magnetische Declination eine jährliche Periode hat, solche sehr gering sey müsse.

2) Verbesserung der absoluten Intensitäts-Bestimmungen wegen des in den Magneten inducirten Magnetismus. Die Bestimmung der absoluten Intensität umfaßt

zwey Operationen, nämlich Schwingungs-Versuche und Ablenkungs-Versuche. Bey den erstern ist der Magnet ein magnetischer Meridian, bey den letztern bildet er einen Winkel mit dem Meridian. Wenn nun durch die erdmagnetische Kraft Magnetismus in dem Stahl inducirt wird, so ist das magnetische Moment in beyden Lagen nicht gleich, und die Berechnung (bey welcher das Moment als gleich vorausgesetzt wird) bedarf einer Verbesserung. Die im hiesigen Observatorium angestellten und mehrfach abgeänderten Versuche haben eine große Anzahl von Bestimmungen geliefert, woraus folgende Sätze abgeleitet worden sind:

a) in jedem Magnet wird durch die erdmagnetische Kraft eine nicht unbedeutende Quantität Magnetismus inducirt.

b) Die Quantität des inducirten Magnetismus ist nach Umständen sehr verschieden, und hängt vorzugsweise von der Härte des Stahles ab. Uebrigens scheint es nicht wohl möglich diese Quantität mit andern meßbaren Eigenschaften der Magnete, so in Verbindung zu bringen, daß es nicht nöthig wäre für jeden einzelnen Magnet, den man gebrauchen will, die Untersuchung eigens vorzunehmen.

Die Verbesserung, welche an den im hiesigen Observatorium früher gemachten Beobachtungen anzubringen ist, findet sich $= -0{,}0019$: wären Magnete gebraucht worden von ungefähr demselben Grade der Härte, wie jene sind, welche von Meyerstein in Göttingen gemacht werden, so würde die Verbesserung mehr als das doppelte der oben erwähnten Größe betragen haben.

3) Neue Einrichtung des Differential-Instruments für Horizontal-Intensität. Die bisher in dem hiesigen Observatorium gebrauchte Einrichtung erfordert, daß jedesmal auch auf die Variationen der Declination Rücksicht genommen werde: Durch folgende Abänderung wird das letztere überflüßig gemacht. Man nähere die beyden Ablenkungsmagnete der freyen Nadel bis sie die Einwirkung des Erdmagnetismus vollständig aufheben; aldann befestige man über oder unter der freyen Nadel einen kleinen Magnet, horizontal und senkrecht auf den magnetischen Meridian, so wird sich die freye Nadel ebenfalls senkrecht auf den magnetischen Meridian stellen, und die Aenderungen der Horizontal-Intensität anzeigen.

4) Neue Methode die absolute Inclination zu bestimmen. Ueber einer horizontalen Messingschiene, die sich im magnetischen Meridian befindet, hänge man eine Doppelnadel, welche durch den Erdmagnetismus nicht afficirt wird, auf, und befestige darüber oder darunter einen kleinen Magnet, wodurch die Doppelnadel ebenfalls senkrecht auf dem Meridian gehalten wird. Nun stelle man südlich eine weiche Eisenstange auf die Messingschiene in dem magnetischen Meridian und unter dem Winkel x gegen den Horizont geneigt, so wird dadurch die Doppelnadel abgelenkt werden: aldann lege man nördlich einen Magnet auf die Schiene, der die Doppelnadel in ihre frühere Lage zurückführt.

Die Kraft, womit der Magnet auf die Doppelnadel wirkt, (und die man aus seiner bekannten Entfernung und Stärke berechnen kann) dient als Maaß der Kraft, welche der im weichen Eisen inducirte Magnetismus ausübt. Wir wollen diese Kraft f nennen.

Hierauf drehe man die Schiene um 180° ohne die Stellung des Eisenstabs gegen die Doppelnadel zu ändern und messe wieder auf die oben angezeigte Weise die Kraft des inducirten Magnetismus, die $= f'$ seyn soll, so lehrt die Theorie, daß die Tangente der Inclination

$$= \frac{f + f'}{f - f'} \text{cotg. } x$$

sey. Um x zu eliminiren, bringe man den weichen Eisenstab in eine Lage, daß er den Winkel $90 - x$ mit dem Horizont bilde (was mit einer sehr einfachen Vorrichtung geschehen kann) und wiederhole die obigen Messungen. Sind dießmal die Kräfte $= f''$ und f''', so haben wir wieder die Tangente der Inclination

$$= \frac{f'' + f'''}{f'' - f'''} \text{ tg. } x;$$

aus beyden Gleichungen ergiebt sich endlich die Tangente der Inclination

$$= \sqrt{\frac{f + f'}{f - f'} \cdot \frac{f'' + f'''}{f'' - f'''}}$$

Der etwa im Eisenstabe befindliche permanente Magnetismus muß durch Umkehren desselben eliminirt werden, auch ist der Einfluß des Magnets, womit die Messungen gemacht werden, auf den Eisenstab, in Rechnung zu bringen.

Ein Aufsatz des Hrn. Dr. Buchner jun. wird mitgetheilt über das Weinsteinsaure Antimonoxyd = Ammoniak. (Ammoniak-Brechweinstein).

Dieses dem gewöhnlichen oder Kalibrechweinstein analoge Doppelsalz wird erhalten, wenn saures, weinsteinsaures Ammoniak in wässeriger Auflösung mit Antimonoxyd digerirt wird, und seine Bildung bietet eines der schönsten Beyspiele vom Uebergang des amorphen Zustandes eines Körpers in den krystallisirten dar. In der That tritt hier die Krystallisation nicht eher ein, als bis die Auflösung durchs Abdampfen eine solche Consistenz erlangt hat, daß sie beym Erkalten eine steife, durchsichtige Gallerte bildet. Mitten in derselben bilden sich nach und nach die ausgebildetsten Krystalle, welche Hr. Prof. v. Kobell näher zu bestimmen die Güte hatte.

Manchmal ereignet es sich, daß, wenn man aus der Gallerte mit einem Glasstabe die Krystalle herausnehmen will, durch diese Bewegung das Ganze wieder dünnflüssig wird und zugleich eine große Menge eines krystallinischen Pulvers sich ablagert. Ich habe mich durch die Analyse überzeugt, daß dieses Pulver dieselbe Zusammensetzung habe, wie die ausgebildeten Krystalle.

Da Hr. Prof. v. Kobell durch die krystallographische Untersuchung zu dem interessanten Resultat gelangt ist, daß die Krystalle des Ammoniak-Brechweinsteins dieselbe Form haben, wie die des Kalibrechweinsteins, jener also mit diesem isomorph ist, so war ich begierig, durch die chemische Analyse bestättigen zu können, was durch die krystallographische Untersuchung bereits vorhergesagt wurde, nämlich, daß der Ammoniakbrechweinstein

auch eine dem Kalisalz analoge Zusammensetzung besitze.

Dieses ist auch wirklich der Fall: der Ammoniakbrechweinstein besteht aus 1 Aeq. Antimonoxyd, 1 Aeq. Ammoniumoxyd, 2 Aeq. Weinsteinsäure und 2 Aeq. Krystallwasser, oder mit andern Worten, er hat dieselbe Zusammensetzung, wie der gewöhnliche Brechweinstein; nur ist in ihm das Kali durch ein Aequivalent Ammoniumoxyd (Ammoniak und Wasser) ersetzt.

Das Ammoniaksalz wird an der Luft auch trübe und porzellanartig, wie das Kalisalz, nur verliert es sein Krystallwasser langsamer und schwieriger.

Der Ammoniakbrechweinstein verdient die Aufmerksamkeit der Aerzte; er löst sich in Wasser viel leichter auf, als das Kalisalz und hat, wie die Versuche bereits gelehrt, eine energische Wirkung auf den menschlichen und thier. Organismus.

Ich beschäftige mich jetzt mit dem Studium mehrerer anderer weinsteinsaurer Doppelsalze, welche bis jetzt wenig oder gar nicht gekannt waren. Das weinsteinsaure Antimonoxyd-Natron will nicht deutlich krystallisiren, sondern bildet mehr eine sulzige, krümmliche Masse. Das weinsteinsaure Antimonoxyd Lithion oder der Lithionbrechweinstein bildet eine durchsichtige Gallerte, in welcher erst nach langer Zeit einige kleine prismatische Krystalle zum Vorschein kommen. Das weinsteinsaure Wismuthoxyd-Kali erhält man als eine weiße krystallinische Kruste; völlig amorph sind das weinsteinsaure Eisenoxyd-Ammoniak das weinsteinsaure Chromoxyd-Ammoniak und das weinsteinsaure Thonerde-Ammoniak.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. July 1842.

---

1. Herr Conservator Lamont trug vor:

1) Ueber die Sonnenfinsterniß vom 8. July. Er bemerkte, daß die vollständige Reduction der theils von ihm selbst am Refractor theils von den HHrn. Leonhardt und Kozubowschky am Heliometer gemachten Beobachtungen noch nicht habe bewerkstelliget werden können. Was die Hauptmo-

mente betreffe, so seyen sie in folgender Weise beobachtet worden:

Anfang,	mittlere Zeit	
5^h	33′	5″,3 Lamont
5	33	0,5 Leonhardt
5	33	18,8 Bauer und Hoffmann

Ende,	mittlere Zeit	
7^h	31′	42″,7 Lamont
7	31	42,8 Leonhardt
7	31	51,2 Baur und Hoffmann.

2) Ueber das Drehungsmoment, welches ein horizontaler, senkrecht über oder unter einer freyen Nadel befindlicher Magnet, auf diese ausübt. Er bemerkte, daß bey den meisten Lagen, in welchen ein Magnet auf eine freye Nadel ein Drehungsmoment ausübe, man ein sehr complicirtes Verhältniß erhalte, so daß, wenn es darauf ankomme, die Größe des Drehungs-Moments anzugeben, mancherley Schwierigkeiten sich darbieten: namentlich sey dieß der Fall, wenn die Größe des Drehungsmoments aus der Entfernung berechnet werden soll. In dieser Beziehung erlange man einen großen Vortheil dadurch, daß man den Magnet senkrecht über oder unter der Mitte der freyen Nadel stelle: man habe nämlich alsdann nur den horizontalen Winkel zu messen den der Magnet mit der Nadel mache, das Drehungsmoment sey dem Sinus dieses Winkels vollkommen proportional. Dieß sey ein höchst einfaches zugleich für die Messung vortheilhaftes Verhältniß, welches nicht bloß bey der in der vorigen Sitzung erwähnten absoluten Inclinationsbestimmung sondern auch in vielen andern Fällen Anwendung finde.

---

2. Herr Konservator Zuccarini giebt Nachricht über eine monströse Feige.

Man hat mit Recht schon längst die sogenannte Frucht der Feigen nicht für eine wahre Frucht, das Resultat einer einzigen Blüthe, sondern für eine Anhäufung von vielen Blüthen, für einen eigenthümlichen Blüthenstand angesehen, dessen fleischiger Stiel sich gleichsam eingestülpt hat und dadurch die sehr zahlreichen einhäusigen Blüthen dicht gedrängt neben einander in einer ringsum geschlossenen und selbst vom Scheitel durch Deckblättchen gesperrten Höhlung eingeschlossen hält. Die Analogie mit andern Urticeen, wo der Stiel sich zwar nicht umstülpt, aber sich doch in eine fleischige Scheibe ausbreitet, wie z. B. bey Dorstenia, ja selbst die Anhäufung det Blüthchen in den Köpfchen der Korbblüthigen gaben dieser Ansicht die größte Wahrscheinlichkeit. Aber bis zur Evidenz war die Sache doch nicht erwiesen, weil noch keine Uebergänge zwischen der geschlossenen Höhlung der Feige und der flachen Fruchtscheibe z. B. von Dorstenia vorlagen.

Vor einigen Tagen brachte mir nun einer meiner Zuhörer eine noch unreife, monströse Feige, welche diesen Uebergang deutlich nachweist und noch manches Interessante weiter darbietet. An derselben waren nämlich nicht allein die Blüthen sämmlich an der geöffneten Spitze der Feige aus der Höhlung frey an das Licht hervorgetreten, sondern die grüne Wandung der Höhle selbst zeigte sich auch als aus verwachsenen Brakteen zusammengesetzt. Im normalen Zustande sind diese Brakteen völlig zu einer homogenen Masse, der fleischigen später saftigen Wandung der Feige verschmolzen, in der Monstrosität zeigten sie sich aber nicht nur am Gipfel frey voneinander, sondern erschienen auch fast der ganzen Länge nach durch Furchen zwar nicht getrennt aber doch umrissen. Dadurch erhielt der Blüthenstand die größte Aehnlichkeit mit dem periclinium einer Composita dessen Schuppen sowohl mit einem fleischigen Clinanthium, als unter sich zu einer Masse verschmolzen wären.

Die ans Licht hervorgetretenen Blüthen hatten größtentheils ihre normale Bildung behalten, nur war der 3 — 5 spaltige Kelch derber geworden und hatte sich grün, an der Spitze blaßroth gefärbt. Sämmtliche Blüthen waren weiblich, Fruchtknoten und Griffel gut ausgebildet. Sie standen theils einzeln auf ziemlich langen etwas keulenförmigen und mit 2 Deckblättchen versehenen Stielchen, theils waren auf ähnlichen Stielen 3 — 5 Blüthen in dichotomer Vertheilung vereinigt, wie in der Familie der Urticeen und Artokarpeen die gablige Verästelung der Blüthenstände ohnedieß häufig vorkommt.

Ich behalte mir vor, an einem andern Orte diese interessante Monstrosität durch genaue Abbildungen weiter zu erörtern.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 6.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. August.

Nro. 167. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. July 1842.

Ueber die Tension oder Spannkraft der concentrirten Schwefelsäure in getrockneter Luft. Von Dr. A. Vogel, jun. Adjunct am chem. Laboratorium des K. General-Conservatoriums.

Faraday hat gezeigt, daß Queckſilber ſtets eine Schicht von Queckſilberdämpfen über ſich ſtehen hat, auch bey gewöhnlicher Temperatur, wodurch Goldblätter amalgamirt werden. Der Kochpunkt des Queckſilbers iſt + 360° C., die Schwefelſäure kocht aber ſchon bey + 326 ° C, alſo bey einer niedrigeren Temperatur, als Queckſilber. Es war daher kaum zu bezweifeln, daß die Schwefelſäure eine Tenſion, wenn auch eine noch ſo geringe haben müſſe. Daß die Tenſion der Schwefelſäure bisher nicht beachtet wurde, rührt nur von dem Umſtande her, daß concentrirte Schwefelſäure aus der Luft Waſſer anzieht, ſich verdünnt und mithin bey der gewöhnlichen Temperatur keine Tenſions-Erſcheinungen zeigen kann. Anders verhält ſich dagegen die Schwefelſäure in trockner Luft.

Die Frage über die Tenſion der Schwefelſäure iſt in neuerer Zeit von Berzelius angeregt und wichtig geworden, indem derſelbe bey Beurtheilung der von Dumas und Staß mitgetheilten Verſuche über die Beſtimmung des Atomgewichts der Kohle durch Verbrennung reiner Kohle, Bedenken darüber äußert, daß das zur Verbrennung verwendete Sauerſtoffgas, nachdem es vorher durch kauſtiſches Kali getrocknet war, noch über concentrirte Schwefelſäure geleitet wurde.

Es ſey mir erlaubt, das hieher Bezügliche mit ſeinen eigenen Worten *) anführen zu dürfen: „ — wenn das Gas (nämlich das zur Verbrennung der Kohle verwendete Sauerſtoffgas) auf die bey Dumas' und Staß' Verſuchen angegebene Weiſe durch Schwefelſäure geleitet wird, ſo muß im Fall die Schwefelſäure eine Tenſion hat, eine kleine Menge davon in dem Gas abdunſten, die, nach der ungleichen Temperatur, welche die Säure durch ihre größere oder geringere Entfernung von dem Feuerherd während eines mehrere Stunden lang fortgeſetzten Verſuches erhalten hat, auf der Wage bemerkbar werden kann, da ſie aus dem Gaſe durch das Kalihydrat aufgenommen wird. Davon wird dann die Folge ſeyn, daß die verbrannte Kohle mehr Kohlenſäure gegeben zu haben ſcheint, als ſie wirklich hervorgebracht hat. Gewiß verdient es ausgemittelt zu werden, in wie weit die Schwefelſäure eine ſolche Fehlerhaftigkeit des Reſultats veranlaßt.“

Dieſe von Berzelius geäußerten Zweifel waren es, welche mich veranlaßt haben, über die Tenſion der Schwefelſäure einige Verſuche anzuſtellen.

Zur Auffindung der Schwefelſäure wird Chlorbaryum ſtets als das ſicherſte Reagens angewendet, weßhalb ich mich auch dieſes Körpers bey meinen Verſuchen bediente. Die Schwefelſäure, die ich verwendete, war chemiſch reine rectificirte engliſche Schwe-

*) S. Berzel. Jahresber. 21. Jahrg. 2. H. S. 69.

felsäure, welche vorher noch aufgekocht wurde, um die allenfalls darin sich befindende schwefligte Säure zu entfernen. Um das Chlorbaryum vollkommen von seinem Wassergehalt zu befreyen, wurde es zum feinsten Pulver zerrieben und mehrere Tage lang stark getrocknet. Nachdem ich nach dem Trocknen noch von seiner vollkommnen Auflöslichkeit in Wasser mich überzeugt hatte, brachte ich in den obern Theil einer kleinen Glocke, welche mehrere Tage hindurch vermittelst Chlorcalcium über der Queckſilberwanne ausgetrocknet war, einen Theil des gepulverten Chlorbaryum in einer dünnen Schichte auf Papier ausgebreitet. Die Schwefelsäure befand sich in einer flachen Schaale auf einem Teller unter der Glocke, unfähr 1 Zoll von der Chlorbaryumschichte entfernt. Nachdem die Glocke mit Queckſilber gesperrt war, ließ ich sie während 3 Tagen an einem kühlen, wenigstens vor dem directen Einwirken der Sonnenwärme vollkommen geschützten Ort ruhig stehen. Es fand sich bey der Untersuchung, daß die über Schwefelsäure auf die angegebene Art suspendirte Schichte Chlorbaryum sich nicht mehr vollkommen in Wasser auflöste, sondern die Auflösung war schwach milchicht. Die Trübung verschwand auch nicht auf Zusatz von chemisch reiner Salzsäure, welche ich anwendete, um den durch die Kohlensäure der Luft möglicherweise gebildeten kohlensauren Baryt aufzulösen.

Unter eine andere Glocke mit trockner Luft brachte ich 2 kleine Cylinder Gläser, das eine mit Schwefelsäure, das andere mit getrockneten Chlorbaryum gefüllt. Auch in diesem Falle, wo nur sehr kleine Oberflächen geboten waren, zeigte sich nach 3 Tagen eine sehr bemerkbare Unauflöslichkeit des Chlorbaryums in Wasser.

In dem folgenden Versuche bemühte ich mich, die Tension der Schwefelsäure annähernd zu bestimmen. Unter eine durch Chlorcalcium mehrere Tage getrocknete mit Queckſilber gesperrte Glocke brachte ich eine Schaale mit 6 Unzen concentrirter Schwefelsäure und darüber ungefähr $\frac{1}{2}$ Zoll von der Oberfläche der Schwefelsäure entfernt auf einem flachen Teller eine dünne Schicht gut getrocknetes Chlorbaryumpulver. Nach 5 Tagen untersuchte ich das angewendete Chlorbaryum und fand, daß es sich nicht mehr vollständig in Wasser, welches zur Vorsicht mit Salzsäure versetzt war, auflöste, sondern es blieb ein Rückstand von 1,011 Gran. Daß dieses Ungelöste wirklich schwefelsaurer Baryt war, zeigte sich bey der Behandlung mit Kohle. Ich glühte nämlich die geringe Menge des unlöslichen Rückstandes mit dem dreyfachen Gewichte Kohlenpulver in einem verschlossenen Platintiegel und übergoß alsdann die geglühte Masse mit Salzsäure. Es entwickelte sich dadurch hydrothionsaures Gas, welches sowohl deutlich durch den Geruch, als durch das leichte Schwärzen eines darüber gehaltenen Bleypapiers deutlich erkannt wurde. Statt des Chlorbaryum wendete ich in einem andern Versuche kaustisches Kali an. Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß dasselbe keine Spur von Schwefelsäure enthielt, indem der darin durch Chlorbaryum entstandene Niederschlag sich vollkommen in reiner Salzsäure wieder löste, brachte ich eine Quantität dieses chemisch reinen Kali, nachdem ich es vorher geschmolzen, unter eine trockne Glocke über concentirte Schwefelsäure, wie dieß in den oben beschriebenen Versuchen mit Chlorbaryum geschehen war. Nach drey Tagen löste ich das angewendete Kali in destillirtem Wasser auf; und präcipitirte mit Chlorbaryum. Der Niederschlag löste sich nicht mehr vollständig in reiner Salzsäure auf, sondern es blieb eine sehr bemerkbare Trübung, woraus hervorgeht, daß sich durch das in der trocknen Luft abgedunstete Schwefelsäuregas etwas schwefelsaures Kali gebildet hatte.

Die mitgetheilten Versuche zeigen, wie es mir scheint, daß im lufttrocknen Raume über concentrirter Schwefelsäure sich stets eine Schicht von Schwefelsäuregas befinde, wie es Berzelius in der oben angeführten Stelle seines Jahresberichtes aus der Analogie schließend schon angedeutet hat.

Dumas und Staß leiteten das zu ihren Verbrennungen der Diamanten nöthige Sauerstoffgas, nachdem es durch Kalihydrat schon getrocknrt war, zur völligen Austrocknung noch durch ein Rohr, welches mit kleinen in concentrirter Schwefelsäure getränkten Bimssteinstücken gefüllt war. Um zu beobachten, in wie fern dieses Verfahren durch die Tension der Schwefelsäure eine Fehlerquelle werden könne, ließ ich einen durch Chlorcalcium getrockneten Luftstrom durch ein Rohr streichen, welches mit in con-

centrirter Schwefelsäure getränkten Bimssteinstücken gefüllt war. Die Mündung des Rohres wurde an dem einen Ende in eine gebogene Spitze ausgezogen und tauchte in ein Glas mit gesättigter Chlorbaryumlösung. Nach mehrstündigem Durchströmen der Luft war eine leichte Trübung der klaren Lösung nicht zu verkennen. Jedoch konnte der Niederschlag wegen seiner zu geringen Quantität durch das Gewicht nicht bestimmt werden.

Ob in den Versuchen von Dumas und Staß das Austrocknen des Sauerstoffgases über concentrirter Schwefelsäure wirklich Veranlassung zu weniger genauen Resultaten gegeben habe, wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls aber möchte es in Berücksichtigung der mitgetheilten Versuche vorzuziehen seyn, bey sehr delikaten Arbeiten die nöthigen Gasarten nicht über Schwefelsäure zu trocknen.

In der Sitzung der historischen Classe vom 25. Juny las Herr Ministerialrath v. Fink nachstehende Abhandlung zur Geschichte der i. J. 1599 erschienenen Landes-Ordnung in der Oberpfalz.

Die bayrischen Landstände hatten im 15. Jahrhunderte öfter sowohl die Erklärung der Landesfreyheiten, als auch eine allgemeine Landes- und Polizeyordnung auf den Landtagen zur Sprache gebracht. Das Jahr 1516 machte in beyden Hinsichten Epoche, indem in erster Hinsicht ein Landesgrundgesetz, und in letzter Beziehung eine Landes-Ordnung — gewissermaßen ein Polizey-Codex zu Stande kamen.

Als nach Vereinigung der Churlande mit dem gesönderten, neumarktischen Herzogthume in der Oberpfalz eine gesammte Landschaft gebildet worden, ward die Erinnerung rege, daß die Oberpfalz einst ein Bestandtheil von Oberbayern gewesen, womit das Verlangen nach gleichen Rechten mit den bayerischen Landständen erwecket worden ist.

Daher kam es, daß schon auf dem oberpfälzischen Landtage v. J. 1527 die Anträge in beyden

obenerwähnten Rücksichten zur Erwägung gebracht wurden. Diese Sache erhielt jedoch keinen weitern Vorschritt, als daß dem Landschafts-Ausschuße zur Berathschlagung ein Tag (auf Vocem Jucundidatis) in Amberg angesetzt worden. *)

Diese Tagsatzung ist ohne Erfolg geblieben.

Zu einer erklärten Landesfreyheit ist es in der Oberpfalz unter pfälzischer Regierung nicht gekommen. Die Churfürsten der Pfalz beschränkten sich darauf, auf die Beschwerden der oberpfälzischen Ritterschaft die Entschließungen v. 1567, 1579 und 1598 zu ertheilen.

Was die Städte und Märkte belangte, gaben ohnehin die einzelnen Privilegien Ziel und Maß. Für Gegenstände der Landespolizey erließen die Churfürsten der Pfalz von Zeit zu Zeit einzelne Landgebote. Dahin gehören z. B. die Jagdverbote in Beziehung auf das kleine Wildpret v. 1511, 1524, 1527, 1529, 1546, 1552 und 1554, das Landgebot v. 1534, die Wollordnung v. 1545, die Waldordnung v. 1563 u. m. a.

Gleichwohl fand es Churfürst Friedrich III. für zweckmäßiger, dem ständischen Ausschuße im J. 1567 den Entwurf einer vollständigen Landes- und Polizey-Ordnung vorlegen zu lassen. **) Da die Absicht des Churfürsten bey den Landständen keinen Eingang fand; so möchte es hier an seinem Platze seyn, sowohl die Personen als auch die Gründe der ständischen Opposition näher zu bemerken, indem der Geist der späteren Gesetzgebung hieraus zu beurtheilen ist. Der Ausschußtag zu Amberg dauerte vom 27. Jänner bis 10. April 1567. Hiebey waren gegenwärtig Johann Georg von Gleissenthal, Prälat zu Speinshart; Euvelstätter, Verwalter zu Kastel und Johann Georg Groß, Verwalter zu Michelfeld als Abgeordnete des Prälaten Standes. Von der Ritterschaft erschienen Veit Hanns von Brand Landmarschall, Leonhard Bocksteiner Doctor, Christoph v. Plassenberg und Jobst von Kindsberg. Die Abgeordneten von Amberg, Neumarkt, Nabburg, Weiden, Kemnath, Kam, Neunburg und Auerbach, so wie von den Märkten Pressat und Bruck vertraten den dritten Stand.

---

*) Ob.-Pfälz. Wochenblatt 1801. S. 333.
**) Ob.-Pf. Wochenbl. S. 1801. S. 354.

Seit dem 1. April verstärkte sich dieser Ausschuß mit Michael, Abt zu Reichenbach und Friedrich Kurz, Verwalter zu Walderbach, aus dem Prälatenstande; und von der Ritterschaft mit Bernhard von Turlingen, Jorg von Freudenberg, Alexander Pflug, Raphael von Bertholdshofen, Ludwig von Eib, Endres Jorg von Murach, Jakob Fuchs und Wernher Türrigel.

Die Stände verglichen sich zu einer Erklärung auf das ihnen vorgelegte Libell, welches den Namen einer Polizey- und Landsordnung des Fürstenthums der Pfalz in Bayern erhalten sollte.

Schon gegen den Eingang oder die Vorrede wurden Erinnerungen gemacht. Es war nämlich als Motiv angeführt worden: „daß in diesem Fürstenthume bey männiglich, über allerhand der löblichen (Regierungs) Vorfahrer ausgegangene gute Ordnungen und Mandaten vielfältige sträfliche Laster und andres ärgerliches unchristliches Leben und Wesen sammt allerley Anordnungen dermassen eingerissen und überhand genommen haben, daß der Churfürst nothwendig auf solche Mittel zu denken verursacht worden, damit diese Laster und Unordnungen ab- und dagegen zu Führung eines stillen, ruhigen christlichen Lebens uud Wesens andere heilsame und nützliche Ordnungen angestellt wurden.

Hierdurch fanden sich die Landstände gekränkt. Sie stellten vor: „wiewohl eine Zeit her in diesem der Pfaltz Fürstenthum, (wie auch in andern (anderswo) mehr) viele sträfliche Laster im Gange seyen; so haben doch die Stände sich jederzeit dahin beflissen, damit den ausgegangenen Ordnungen und Mandaten, soviel möglich gehorsam gelebt und nachgesetzt worden. Sollten nun in diesem Libell oder Polizey-Ordnung, jetzt oder künftig dieses Fürstenthums Stände und Unterthanen deßwegen insonderheit und vor andern (wie in der Präfation geschehen) angezogen werden; so sey gnädigst zu ermessen, zu was für schimpflichen Nachreden und Verkleinerung solches (wo es durch den Druck zu den benachbarten Orten kommen sollte) allgemeiner Landschaft gerathen und gedeihen möchte.“

Die Stände baten daher: „ihrer hierunter

(und in andern Artikeln, da von den Amtleuten von Adel Meldung geschehen geschehen soll) gnädigst zu verschonen, und dagegen derselben Vorältern vielfältigen, geleisteten getreuen Dienste bey dieser churfürstlichen Pfalz mit Gnaden eingedenk zu seyn.“

Schon diese Einleitung läßt auf eine Mißstimmung der Stände schließen. Die weitere ständische Aeußerung über sechs Hauptpunkte nebst der schließlichen Erklärung klärt die damalige Lage der Dinge noch näher auf.

Der erste Punct bezog sich auf das erste Buch des Libells, welches von Besuchung der Kirchen und von dem Kirchendienste handelte, worüber besonderes Gesetz und Ordnung vorgenommen, auch künftig überdas eine sonderbare Kirchenordnung gemacht werden soll.

Die Stände erwiederten: „Dieses sey in anderen publicirten Polizey- und Landes-Ordnungen im Reiche deutscher Nation eines Theils gar unterlassen, anderen Theils aber dergleichen Satzungen auf die angerichtete und der Augsburgischen Confession gemäß gestellte Kirchen-Ordnung gewiesen worden. Weil aber in diesem Titel des Libelles von der Augsburgischen Confession keine Meldung geschehe, noch viel weniger die Stände wissen können, ob die künftige Ordnung der Augsburgischen Confession gemäß und gleichlautend seyn werde oder nicht; so können sie, die Stände, bey diesem Punkte auf ein mehreres nicht einwilligen noch eingehen, sie haben denn eine lautere Erklärung, daß dieselbe mit der Augsburgischen Confession und darüber gestellten Apologie, deßgleichen mit den Ceremonien und Gebräuchen, wie diese nach Ausrottung des Papstthums in dieser churfürstlichen Pfalz angestellt worden und noch sind, übereinstimmen soll.“ Die Stände trugen darauf an, „daß dieses ausdrücklich in den bemerkten Artikel gesetzt werden sollte.“

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 7.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. August.
Nro. 168. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Fortsetzung der Abhandlung, welche in der Sitzung der historischen Classe vom 25. Juny Herr Ministerialrath v. Fink „zur Geschichte der im J. 1599 erschienenen Landes-Ordnung in der Oberpfalz“ vorlas.

Hierin bestand ein Zwiespalt derselben mit dem, der reformirten Confession ergebenen Churfürsten Friedrich III., welcher sich auf dem Landtage von 1566 gegen die Lehren der Augsburgischen Confession, insbesondere über deren Lehrbegriff vom Abendmahle (de coena domini) mit einer Art von Härte ausgesprochen, wohl selbst den Unterthanen gemäß Religions-Friedens bloß das Recht der Auswanderung bevor gelassen hatte. Gleichwohl standen die oberpfälzischen Landstände nach dem damaligen teutschen Staatsrechte in einem bessern Rechte, indem die reformirte Confession das deutsche Reichsbürgerrecht noch nicht (sondern später im W. F.) erhalten hatte. Ueberdas war die hauptsächlich aus eigenem Antriebe angenommene Augsburgische Confession bey den Einwohnern der Oberpfalz in Fleisch und Blut übergegangen, woraus der Widerstand zu erklären ist, welcher dem Eindringen der reformirten Confession nachmals unter blutigen Scenen — entgegengesetzt worden ist.

Der zweyte Punkt betraf die politischen Sachen und Ordnungen, worüber sich das zweyte Buch des Libelles verbreitete. Die Stände fanden hierin, „daß der Römisch-Kaiserlichen Majestät und des heiligen Reichs Landfriede angezogen und bekräftiget, nicht minder über denselben allerhand, dem Stande der Ritterschaft insbesondere beschwerliche Satzungen angeordnet worden sind. Sie erachteten es für eine Nothdurft, wo je in diesem Fürstenthum eine Polizey-Ordnung angerichtet werden sollte, daß jener Landfriede gleichergestalt von Wort zu Wort derselben einverleibt, die Stände auch dabey gelassen (wie sie denn demselben nachzuleben sich jederzeit schuldig erkennen) und dagegen die überbeschwerlichen Anhänge dieses Libelles umgangen würden.“

Zum dritten Punkt „haben die Stände auf gepflogenes fleißiges Nachsehen und Gegenhalten befunden, daß in den nachfolgenden vier Büchern, und fast das ganze Werk durchaus (allein mit Ausnahme des Titels: vom Kirchendienst und etlicher weniger Artikel) aus des heiligen Reichs Ordnungen und Abschieden, desgleichen aus den hievor in dieser churfürstlichen Pfalz publicirten Mandaten und der Städte gemeinen Satzungen, insonderheit aber und mehrern Theils aus des Fürstenthums Bayern in Druck ausgegangenen Lands-Ordnungen gezogen, allein die Titel und Artikel nicht in ihrer Ordnung gelassen, sondern geändert, hin und wieder versetzt, auch etliche mit sonderbaren neuen Eingängen und Vorreden gemehrt worden sind.“ „Wo in benannter bayerischer Landes-Ordnung dem Stande der Prälaten, der Ritterschaft auch Städten und Märkten kraft habender Privilegien und alten Gebrauches, es sey in Ertheilung von Satzungen, Strafen und Wändelsachen oder auch in anderen Fällen etwas zu gut gelassen und gegeben wird, davon ist in diesem

Libell oder Polizey-Ordnung nichts gemeldet, sondern alles dasjenige, so zu Erhaltung aller, dreyer Stände von Römischen Kaisern, Königen, Chur- und Fürsten habenden Privilegien, Freyheiten, Rechte, Gerechtigkeiten, Gewohnheiten, alten Herkommen und Gebräuchen dienstlich und förderſam seyn sollen und mögen, umgangen worden, nur daß bisweilen in vorfallenden Sachen die Wörter: ordentliche, gerichtliche und Hofmarks-Ober- und Gerechtigkeiten gesetzt worden sind, womit aber diejenigen Stände, welche nicht ordentliche oder gerichtliche Obrigkeit oder auch Hofmarksgerechtigkeit hätten, der niedern Gerichtsbarkeit auf ihren Unterthanen und Gütern in zutragenden Fällen stillschweigend (wie zu vermuthen) entsetzt seyn und bleiben müßten, ungeachtet, was dieselben dagegen befreyt oder vor Alters her im Gebrauch gewesen wären." *)

Zum vierten Punkt bemerkten die Stände: „es ist in der bayrischen Ordnung sonderlich auch dieses vorgesehen, wo ansehnliche und hochwichtige Satzungen und Ordnungen bey sonderbaren Strafen gesetzt, daß der Herzog von Bayern dieselben nicht für sich selbst, sondern mit Rath und Bewilligung seiner Landschaft ordnet, und also mit ihrem Vorwissen die Handhabung und Vollziehung verschaffet, welches aber in diesem Libell oder Polizey-Ordnung nicht behalten, sondern die Strafe unmittelbar, den Ständen sowohl, als andern Unterthanen auferlegt wird. So werden auch solche Verbote wider den Gebrauch der bayrischen Lands-Ordnung dermassen geschärft und mit Leib- und Geldstrafen belegt, daß den Unterthanen (wie auch den Landständen selbst) nicht wohl möglich, denselben zu entfliehen, und sollten dann die Geldstrafen darauf eingebracht werden, gereichte solches zu der Unterthanen Verderben."

Zum fünften Punkt wurde erinnert: „es sind über das alles die vornehmsten Artikel in allen sieben Büchern dermaßen gestellt, daß wegen deren zweifelhaften Verstandes in künftiger Zeit zwischen den churfürstlichen Amtleuten, desgleichen den Ständen mehr Ursach zur Disputation nnd Weitläufigkeit gegeben; dann (der Stände Besorgniß und Vermuthen nach) Richtigkeit gemacht wurde."

*) Die angeregte Streitfrage erläutert sich zunächst aus der Geschichte der Einführung des summarischen Civilverfahrens in der Oberpfalz. (Verh. des hist. Vereins für den Regenkreis IV. Jahrg. I. Heft. S. 102, 103 ff.)

Für das Sechste wurde entgegnet: „Demnach in diesem Libelle oder Polizey-Ordnung von allerhand mehreren Ordnungen Meldung geschieht, als da sind: Kirchenordnungen, Ehgerichtsordnung, Amtsordnung, Hochzeitordnung, Wollordnung, Jahr- und Wochenmarktordnung ꝛc. davon die Stände, ehe eine durchgehende Polizeyordnung beschlossen und ratificirt wird, nothwendiges Wissen haben sollen, als welche sich an künftige und unbewußte Dinge nicht wohl binden lassen können; darum könne, nach Erachten der Stände, ehe das geschehen, dieses Libell den Namen einer bekräftigten Polizey- oder Landesordnung füglich nicht haben." „Ueberdas habe der durchleuchtige Herr Herzog Wolfgang Pfalzgraf die Stadt Weiden wegen des Gezirks Parkstein von jetziger Berathschlagung abgefordert."

Der Bezirk Parkstein war nämlich unter gemeinschaftlicher Hoheit der Landesherrn der Oberpfalz und des Fürstenthumes Pfalz Neuburg, daher die zur oberpfälzischen Landschaft berufenen parksteinischen Stände nach angehörter Proposition von dem Landtage abzutreten pflegten. *)

Dazu bemerkten die Stände: „in dem Libelle werden bey den vornehmsten Punkten die Stände sämmtlich an die ausgegangene Waldordnung, um derselben nachzuleben, gewiesen, die doch wegen des Stifts Waldsassen, so in dem bemeldten Parksteiner Gezirk gelegen, von Herzog Reichard **) Pfalzgrafen nicht angenommen, deßgleichen von dem Stand der Ritterschaft, ihn damit zu verschonen, unterthänigst gebeten worden. Es ist daher zu besorgen, daß von beyden hochermeldten Herren Pfalzgrafen diese oder eine andere Polizey-Ordnung künftig nicht angenommen werden möchten."

*) Feßmaier Staatsgeschichte der Oberpfalz Bd. I. S. 278. Mehreres in der Zeitschrift: die geöffneten Archive III. 3. S. 193 ff.

**) Herzog Reichard, ein Bruder des Churfürsten Friedrich III., erhielt mit Einwilligung des Churfürsten als Landesfürsten, Erbschutzherrn und Kastenvogts durch Cession des Administrators Heinrich Rudolf von Wetze im Jahre 1560 die Administration des Stiftes Waldsassen, wozu im J. 1563 alle Rechte auf dieses Stift von dem Prior und Convente gegen Pensionen abgetreten wurden.

Die Stände fügten schlüßlich die Erklärung bey:

„Sowohl aus diesen und anderen oberzählten vornehmsten, dergleichen viel mehreren erheblichen Ursachen, (welche jetzt der Kürze halben umgangen, aber künftig und auf dem Fall der Noth ausdrücklich vorgebracht werden können) will es — dem Ausschusse — und den andern Ständen sämmtlich ganz beschwerlich seyn, sich dießfalls in Etwas einzulassen, viel weniger eine Polizey-Ordnung, wie die jetzt verfaßt ist, zu bewilligen; denn wie schwer solches — dem Ausschusse — und allgemeinen Landständen, derselben Erben, desgleichen der jetzt abwesenden und nachkommenden halben zu verantworten seyn würde, haben Se. fürstl. Gnaden — der Statthalter in der Oberpfalz Herzog Ludwig, Churprinz — gnädig und hochverständig zu ermessen.“

„Damit aber Se. Chur- und fürstl. Gnaden sehen und spüren, daß die allgemeinen Landstände und der Ausschuß alles dasjenige, so zum Nutzen, Wohlfahrt und Aufnehmen dieses Fürstenthums und dessen Unterthanen gedeihen mag, zu fördern begierig und geneigt sind; so soll ihnen in aller Unterthänigkeit nicht zuwider seyn, wofern Se. Churfürstl. Gnaden über hievor in diesem Fürstenthum wohlangerichtete Gesetze und Ordnungen je eine sonderbare (Ordnung) aufrichten zu lassen vermeinen, daß demnach von Sr. Churfürstl. Gnaden etlichen derselben Räthen, so des Landes und der Unterthanen Gelegenheit und Vermögen wissen *), neben der Landschaft aus den drey Ständen dazu verordneten Befehl gethan werde, welche alsdann in Sr. Churfürstl. Gnaden Verlag und Kosten alle dieses Fürstenthums Gelegenheit mit Fleiß erwägen, und also mit gutem, zeitlichen rathsamen Bedacht aus hievor ausgegangenen löblichen und nützlichen Mandaten, auch in Städten, Märkten und auf dem Land gebräuchlichen Ordnungen und Satzungen eine solche Polizey-Ordnung verfassen, und begreifen, welche diesem Fürstenthum seiner Gelegenheit halben dienlich und annehmlich, dazu jedem Stande an seinen von Röm. Kaisern, Königen, Chur- und Fürsten habenden Privilegien, Freyheiten, Rechten, Gerechtigkeiten, alten Herkommen und Gebräuchen unabbrüchig sey.“

„Und wo überdas neue Satzungen und Ordnungen zu machen seyn würden, (sollte) das durch derselben beiderseits Geordnete nicht nach eines andern, sondern dieses Fürstenthums und alsó jeden Orts und Bezirks der anstossenden Benachbarten Gelegenheit nach, gleichfalls (durch) dieselben (doch alles auf Sr. Churfürstl. Gnaden Ratification) auch bedacht und aufgerichtet, forthin solche Polizey-Ordnung neben Sr. Churfürstl. Gnaden auch durch die Stände verfertigt, dazu die Clausel — dieselbe zu ändern, mindern und mehren — ebenergestalt auch auf die Stände gestellt werden, wie sich dann Ihre Churfürstl. Gnaden in dem überantworteten Libell im Beschluß zum Theile selbst gnädigst erboten haben, damit also neben eines Landesfürsten auch der armen Leute Ehre, Nutzen und Wohlfahrt zugleich gefördert werde.“

Klar ist zu entnehmen, daß es sich bey den Ständen darum handelte, das bisherige Recht der Autonomie gegen die neue Gesetzgebung zu retten, ein Recht, welches in den Augen römischer Rechtsgelehrten nur ein Gräuel seyn konnte.

Es stand hiemit der innern Verfassung des Fürstenthums der Pfalz in Bayern eine wesentliche Veränderung bevor. Für den Fall dieses Schiffbruches klammerten sich die Stände wenigstens an die bisher bestandenen autonomischen Satzungen und Gebräuche an, und wollten auch das Rettungsboot ihrer Theilnahme an der Gesetzgebung nicht fahren lassen.

In zwei Hauptpunkten trennten sich daher die Interessen des Landesfürsten und der Stände, nämlich in Beziehung auf Gewissensfreyheit und auf Autonomie, worüber eine Vereinbarung ganz unmöglich schien.

Indessen machten die Stände noch folgenden Vergleichs-Vorschlag:

„Im Falle aber dieses, (der) allgemeinen Landschaft unterthänigst rathsame Gutachten Seiner Churfürstlichen Gnaden nicht gefallen sollte, (dessen sich

*) Offenbar war hier ein Bedenken gegen die churpfälzischen Doctoren des römischen Rechtes stillschweigend zu verstehen gegeben.

doch die Stände unterthänigst nicht getröſten) ſo iſt der Stände ſammtlich unterthänigſt Bitten, Se. Churfürſtl. Gnaden wollen denſelben, neben vorigen ſonderlich bey den Städten und Märkten habenden Ordnungen und Gebräuchen, des Fürſtenthums Bayern publicirte Landsordnung ſammt derſelben Erklärung (wie dann im Fürſtenthum Neuburg dergleichen geſchehen) ſoviel dieſes Fürſtenthums Gelegenheit jeden Orts erleiden mag, gnädigſt vorlegen, bewilligen und zulaſſen; ſintemal dieſes Fürſtenthum in vielen Gelegenheiten mit dem bayriſchen Fürſtenthum vermengt iſt, und participiret."

„Außer deſſen wiſſen die Stände nichts zu bewilligen, inmaſſen ſich dann auch dieſelben unterthänigſt getröſten, Se. Churfürſtl. Gnaden werden ohne derſelben Bewilligung dieſe oder eine andere beſchwerliche und nachtheilige Ordnung ihnen den Ständen nicht aufdringen noch publiciren laſſen!" *)

Unter dieſen Vorſchlägen hatte das Beyſpiel von Pfalz-Neuburg einen ſcheinbaren Grund, indem dieſes Fürſtenthum im J. 1554 Landesfreyheiten mit der Erklärung derſelben nach bayeriſchem Vorbilde erhielt. Allein dieſe Vorſchläge ſcheinen zum Voraus für Churpfalz nicht annehmbar geweſen zu ſeyn, ſowohl weil jene Erklärung bei dem Hofe zu Heidelberg keinen Anklang fand, als auch weil die Erhaltung der ſtädtiſchen Autonomie hiemit verbunden worden.

Die Folge war, daß die landesfürſtliche Propoſition auf ſich beruhend blieb.

Churfürſt Friedrich III. ſtarb im J. 1576, ohne ſeinem Eifer für die Ausbreitung der reformirten Religion den beabſichteten Erfolg verſichert zu haben.

Seine Churnachfolger Ludwig VI. hatte hatte als ehemaliger Statthalter der Oberpfalz eine Vorliebe für dieſes Gebiet und für die damit weſentlich verbundene Augsburgiſche Confeſſion gewonnen.

Wenn auf den Landtagen von 1577, 1579 und 1583 das ehemalige Projekt der Landes-Ordnung nicht mehr zur Sprache kam; ſo beweiſet dieſes, daß die Hauptſache der Abſichten des Hofes zu Heidelberg, nämlich die Religionsveränderung in der Oberpfalz nicht mehr beſtanden hatte.

Als Friedrich IV. nach zurückgelegter vormundſchaftlicher Leitung, welche ihn mit dem Geiſte ſeines Großvaters beſeelte, die Zügel der Regierung ergriff, war in der Oberpfalz das Vertrauen in der Art geſchwunden, daß allenthalben, unter der Verzweiflung an einer geſetzlichen Reichshülfe des unthätigen Kaiſers Rudolf II., in den oberpfälziſchen Städten die geſetzlichen Bande ſich löſeten und Aufſtände entbrannten. *) Nachdem dieſer fruchtloſe Widerſtand mit den Waffen in der Hand zertreten war, wurde zu Neumarkt im J. 1598 ein Landtag in Gegenwart des ſiegreichen Chnrfürſten eröffnet **) Eine Frucht hievon war die Landes-Ordnung, welche im J. 1599 im Drucke erſchien. Da dieſes Druckwerk unter die Seltenheiten gehört, ſo möchte zuvörderſt eine kleine Ueberſicht hievon hier ſtatt finden. Dasſelbe enthält einen Eingang oder eine Vorrede, einen Inhalt von ſechs und dreyßig Titeln und einen Beſchluß. Der Inhalt theilet ſich in die Polizey-Ordnung Tit. I. (S. 1 — 64), in die Almoſen-Ordnung Tit. II. (S. 65 — 94), in die Vormundſchafts-Ordnung Tit. III. (S. 95 — 132), und in die Landes-Ordnung im engern Sinne Tit. IV. — XXXVI. (S. 133 — 384). Hier iſt der Ort nicht, jenen Inhalt ausführlich zu erörtern.

*) Nach Landtags-Acten im Mſpte.

*) Feßmaier angeführte Staatsgeſchichte B. I. S. 237 ff.

**) Das Nähere bei Feßmaier a. a. O. S. 274 ff.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 8.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. August.

Nro. 169. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Schluß der Abhandlung, welche in der Sitzung der historischen Classe vom 25. Juny Herr Ministerialrath v. Fink „zur Geschichte der im J. 1599 erschienenen Landes-Ordnung in der Oberpfalz“ vorlas.

Im Allgemeinen ist jedoch nicht unbemerkt zu lassen, daß die bereits entmuthigte Landschaft sich bloß auf ein Uebereinkommen über zwey unerhebliche Punkte, nämlich über Gewicht, Elle und Maß, sodann über die Taxen der Inventuren, Rechnungen Schreibgebühren und anderer Amtsverrichtungen vorbehaltlich beschränkte *). Geduldig nahm sie dahin, daß in der Vorrede der Landes-Ordnung von Lastern und Unordnungen in der Oberpfalz Erwähnung geschah, daß dagegen die Augsburgische Confession mit Stillschweigen umgangen, daß die allgemeine Verbindlichkeit der Landes-Ordnung erklärt, daß die zeitweise Bekanntmachung derselben angeordnet, und stillschweigend die bisherige Autonomie aufgehoben wurde. Somit war das System der Einheit der innern Verfassung, und der gleichförmige Mechanismus der Verwaltung eben so geltend gemacht, als wenn die Gelehrten eines spätern philosophischen Jahrhundertes zu Rathe gesessen wären.

Uebrigens wurde bey dem Punkte künftiger Erläuterungen, Mehrungen und Besserungen von der Mitwirkung der Stände keine Meldung gemacht, und ihrer ehemaligen Selbstständigkeit dadurch der Todesstoß gegeben.

*) Feßmaier a. a. O. S. 282.

In der Sitzung vom 23. July las Hr. Prof. Höfler eine Abhandlung über einige Gegensätze im Kampfe K. Heinrich's IV. mit Papst Gregor VII., welche im Auszuge mitgetheilt wird.

Das große Werk einer kirchlichen Reformation, welches von den deutschen Päpsten mit so großer Umsicht eingeleitet und mit ungemeiner Ausdauer fortgeführt worden war, schien in dem letzten Regierungsjahre Papst Nikolaus II. nicht bloß gehemmt zu seyn, sondern auch durch eine gewaltige Reaction gegen den römischen Stuhl selbst verdrängt zu werden. So sehr Kaiser Heinrich III. durch die tüchtigste Benützung des Einflusses, welchen er als Schutzherr der römischen Kirche auf die Besetzung des päpstlichen Thrones erlangt hatte, durch die Erhebung der würdigsten Männer auf die Bischofssitze des Reichs, durch die Förderung der religiöswissenschaftlichen Anstalten seinerseits ins Werk zu setzen trachtete, was Clemens II., Damasus II., Leo IX., Victor II., dann nach des Kaisers Tode Stefan IX. und Nicolaus II. durch Wort und That, durch Vorbild und Ermahnung, durch Schärfung der ältern und Erlaß von neuen Gesetzen durchzuführen gesucht, so gelang es doch weder ihm, noch den Päpsten, den Clerus von Deutschland und der Lombardey so zu reformiren, wie es die Bedürfnisse der Kirche und des Reichs erforderten, und ihr eigenes, nur auf die Förderung des Friedens und der christlichen Ordnung gerichtetes Streben verlangte. Der Tod hatte wie den Kaiser, so auch diese Päpste in der Blüthe der Jahre und inmitten der Durchführung jener Plane überrascht, die mit seltner Consequenz dem einen von dem andern überantwortet

waren und die jeder mit aller Kraft auszuführen suchte. Wenn aus irgend etwas mußte die Nothwendigkeit der gegen das Concubinat der Priester und die Simonie in ihrer dreyfachen Gestaltung ergriffenen Maßregeln gerade aus dem Umstande hervorgehen, daß von 5 Päpsten, trotz der nicht unbedeutenden Verschiedenheit ihrer Stellung und Persönlichkeit, jeder die Bahn seines Vorgängers betrat. Schon unter Papst Leo hatte sich eine mächtige und gefährliche Opposition unter den deutschen Prälaten geäußert, welche zwar, als das Haupt derselben, Gebhard von Eichstädt, als Victor II. Papst geworden war, wieder verschwand, allein nur, um unter Papst Nicolaus desto stärker und zwar in einem Augenblicke wieder aufzutauchen, wo die in den Tagen P. Stefans des IX. begonnene Opposition der Lombarden bereits das Schwert zur Entscheidung aufgerufen hatte, und Mailand der Tummelplatz der laxen und der strengen Partey geworden war. Als unter diesen Verhältnissen Papst Nicolaus II., um wenigstens den römischen Stuhl dem Gewirre der Parteyen zu entreißen, durch sein Wahlgesetz das vollendete, was Papst Leo IX. durch die Erhebung so vieler Ultramontanen zu Kardinälen begonnen, so steigerte er hiedurch nur die Opposition; ja gerade das gesetzliche und heilsame Mittel, zu dem er griff, veranlaßte, daß die unkirchliche Partey der Lombarden auf eine Unterstützung von Seiten der Deutschen rechnen, diese für gewisse Fälle selbst der Beystimmung der Römer versichert seyn konnten. *)

So lange aber aus dem Cardinals-Collegium oder den, den letzten Päpsten befreundeten Männern ein Papst gewählt wurde, war für diejenigen, welche sich der Strenge der Canonen entziehen wollten, keine Hoffnung auf Nachsicht für ihr sündhaftes Treiben vorhanden. Da aber der letzte Papst Bischof von Florenz gewesen, und von den fünf letzten nur Stefan vor seiner Erhebung eine Würde in Rom selbst bekleidet, warum sollte jetzt nicht die Wahl auf den Erzbischof von Ravenna oder Mailand, oder den Bischof irgend einer lombardischen Stadt fallen können, von dessen Milde und Nachsicht gegen die herrschenden Laster man überzeugt

*) Siehe Giesebrecht annales Altahenses. II.

seyn konnte? Diese Partey hatte an Guibert von Parma, den die Kaiserin Agnes zu ihrem Kanzler in Italien ernannt hatte, einen einflußreichen Beschützer und während sich nun nach der Wahlordnung des verstorbenen Papstes die Cardinäle zu einer neuen Wahl anschickten, begaben sich die Hauptleiter des Complots, Guibert und die simonistischen Bischöfe von Vercelli und Piacenza und wohl auch der von Parma an den Hof der Kaiserin, die Wahl eines Mannes „aus dem Paradiese Italiens *)“ zu betreiben, welcher mit ihren Schwächen Mitleid habe. Auch ohne hievon eine Ahndung zu haben, befanden sich die Cardinäle bereits in einer höchst mißlichen Lage. Das römische Volk, welches schon bey der Wahl Papst Stefans gezeigt hatte, wie müde es sey, aus der Hand des Kaisers einen Papst zu erhalten, verlangte von ihnen mit täglich wachsendem Ungestüm, sie sollten zur Wahl schreiten; andererseits trat ihnen aber das Wahldecret des verstorbenen Papstes entgegen, welches ihnen bey Strafe des Bannes gebot, nicht nur sich an die von ihm bestimmte Ordnung zu halten, sondern auch die Rechte des künftigen Königs und Patriciers zu wahren. Band sie so einerseits das von P. Nicolaus erlassene Wahlgesetz **), so war es doch andererseits nichts weniger als in dem Sinne dieses Papstes gelegen, daß der päpstliche Stuhl nach dem Gutdünken eines unmündigen Knaben besetzt werden sollte. Als nun unter dem römischen Volke die Parteywuth so furchtbar zunahm, daß zu fürchten war, es möchte, würde die Papstwahl länger verschoben werden, ein blutiger Kampf zwischen den Bürgern entstehen, entschloß sich das Cardinals-Collegium schnell einen Papst zu wählen, ***) vereinigte sich aber auf den Bischof Anselm von Lucca, einen strengen und entschiedenen Mann, welcher außerdem dem Kaiserhause

*) Der Lombarden Bonizo ap. Oefele II. S. 807. deliberant non aliunde se habere Papam nisi ex paradiso Italiae talemque, qui sciat compati infirmitatibus eorum.

**) Sieh die merkwürdige disceptatio synodalis inter regis advocatum et Romanae Ecclesiae defensorem. Harzheim concil. Germ. III. S. 132.

***) So erzählen den Vorgang der defensor R. ecclesiae nnd der Bischof von Ostia III. c. 20.

innig befreundet war. *) Zwar war damit das Wahlgesetz Papst Nicolaus II. überschritten; allein da der Ausbruch des Bürgerkrieges im entgegengesetzten Falle unvermeidlich, die Gefahr dringend war, erachtete das Collegium es für besser, die Verantwortung auf sich zu nehmen, als zum Blutvergießen Anlaß zu geben. Und da noch bey Lebzeiten des Papstes Nikolaus die kaiserlich gesinnten Bischöfe Deutschlands **) alle Akten des Papstes, damit aber auch das Wahldecret sammt der Clausel zu Gunsten des Königs für null und nichtig erklärt hatten, und der Cardinal Stefan, welcher die Bestimmungen des römischen Concils dem Könige zu überbringen hatte, gar nicht vorgelassen worden war, so daß er nach fünftägigem Warten unverrichteter Dinge wieder abreisen mußte, ***) so konnte wohl am wenigsten von Seite der Deutschen verlangt werden, daß die Cardinäle das Wahldecret als bindend erachteten und sich in ihrer Wahl dadurch bestimmen ließen. Was aber jetzt von ihrer Seite geschehen war, war unstreitig nicht bloß im Interesse des Friedens und der Aussöhnung, es lag dieses Bestreben auch so unverkennbar vor, daß die Verblendung der Parteywuth allein dasselbe mißdeuten konnte.

Und dennoch ward dieß der erste Keim zu jener unseligen Verwirrung, welche die Erhebung des erstes Gegenpapstes, Cadalous von Parma, dann einer Reihe anderer, endlich den 50jährigen Kampf Heinrichs IV. und V. gegen die Päpste und den Umsturz der friedlich eingeleiteten Reformation, die Vernichtung dessen zur Folge hatte, was die deutschen Päpste in so großen Bemühungen versucht, Kirche und Reich zu Einem Ziele zu lenken.

Hatte man von Seiten der Rathgeber der Kaiserin Agnes schon unter Papst Nicolaus keine Scheu vor maßlosen Schritten getragen, so fiel diese jetzt völlig hinweg. Leicht beredeten die lombardischen Bischöfe, an welche sich der Graf Gerard von Galeria angeschlossen, der unter Papst Nikolaus durch den Herzog Gottfried seiner Güter und des bis dahin behaupteten Uebergewichts in Rom beraubt, von dem Concil aber excommunicirt worden war *) — die Kaiserin, es sey das Recht des jungen Königs verletzt worden. Ein Concil ward in Basel versammelt und daselbst Cadalous von Parma zum Papst gewählt, ein Mann, dessen größte Bedeutung in seinem großen Besitzthum lag.

Es war dieß ein Ereigniß von größerer Wichtigkeit, als man gewöhnlich ihm beyzumessen pflegt.

Die Bahn, welche Deutschland seit 16 Jahren — den wichtigsten dieses Jahrhunderts — befolgte, war damit verlassen, die Grundsätze der Reformation, deren Durchführung Heinrich III. einen Glanz verliehen, daß die Geschichte ihn zu den größten Fürsten nicht bloß des Mittelalters zählen muß, waren aufgegeben, die Entwicklung Deutschlands mußte eine neue Richtung nehmen, als der in Basel gewählte Papst, der Mittelpunkt, die Stütze und Hoffnung der Simonisten und beweibten Geistlichen unter dem Schutze der Kaiserin mit einem beträchtlichen Gefolge nach Rom zog, den canonisch gewählten Nachfolger Nikolaus II., Alexander II., den Freund Leo's IX., der sich zu dessen Grundsätzen bekannte, aus der Stadt der Apostel zu treiben.

Es ist nicht unsere Absicht, die Einzelheiten des Kampfes zu beschreiben, sondern vor Allem darzustellen, wie sich in seinen Wechselfällen das Nationalgefühl der Deutschen aussprach, welche Stellung in ihnen jene Männer behaupteten, die Deutschland mit besonderm Rechte seine Kinder, seinen Stolz und seine Lust nennen darf.

Es kann freylich Niemand sagen, wohin die Dinge gekommen wären, wenn statt Alexander II. Honorius II. — so nannte sich Cadalous, — als Papst wäre anerkannt worden. Allein wenn man bedenkt, welche Verwirrung der weltliche Regent eines einzigen Reiches, Heinrich IV., durch Begünstigung der Simonie und seine, wenn auch nicht absichtliche, doch factische Verhinderung der Durch-

*) Qui regis tanquam domesticus et familiaris erat. Leo. Ost.

**) Daß die Stelle der disceptatio: rectores autem S. 137 nur auf P. Nikolaus bezogen werden kann, geht unwiderleglich aus dem Zusammenhange hervor.

***) disceptatio S. 138.

*) Bonizo S. 806.

führung der Cölibatgesetze hervorbrachte, so ist es möglich, die Wirkung zu ermessen, die ein Papst, welcher der so oft schon durch die Concilien geächteten Richtung zugethan war, auf die ganze Christenheit hervorgebracht haben würde. Die Erblichkeit der priesterlichen Würde, das Aufhören aller göttlichen und sacramentalen Ordnung der Dinge, die Auflösung aller bestehenden Verhältnisse, eine kirchliche und politische Revolution und zuletzt eine allgemeine Anarchie würden die unausbleiblichen Folgen dieser Wendung der Dinge gewesen seyn. Daß aber diese nicht eintrat und neben der unabwendbaren destructiven Entwicklung, welche aus der Aufstellung und Begünstigung des Gegenpapstes hervorgehen mußte, ein steter, wahrhaft germanischer, das Beste fördernder Gegensatz läuternd und reinigend Bahn zu brechen vermochte, war eben die Frucht jener trefflichen Einrichtungen der vorhergegangenen 16 Jahre, war das Resultat des von den deutschen Päpsten und Kaiser Heinrich III. dem deutschen Volke gegebenen Aufschwunges, verdankte Deutschland den Männern, die theils aus der Schule jener Päpste hervorgegangen, theils ihren Grundsätzen zugethan waren und diese in ihrem Kreise geltend machten. Ihrer Treue gegen die Kirche und deren Bestimmungen verdankte Deutschland gleich sehr die Erhaltung seiner politischen, wie seiner religiösen Freiheit, des Christenthums und der ganzen darauf beruhenden Bildung.

Der Entschluß des Erzbischofs Anno von Cöln und des Herzogs Otto von Bayern, den jungen König aus den Händen seiner Mutter zu entreißen und dieser und ihrem vornehmsten Günstlinge, dem Bischof Heinrich von Augsburg, die Regierung abzunehmen, brachte, als ihm die Ausführung auf dem Fuße nachgefolgt war, eine durchgreifende Veränderung der Dinge in Italien, wie in Deutschland hervor. Der Entfernung des Bischofs Heinrich folgte die Absetzung Guiberts als Reichskanzler, und der Erzbischof, welcher die Zügel der Regierung ergriffen *), übernahm jetzt auch die ehrenvolle, aber höchst schwierige Aufgabe, selbst nach Italien zu

*) Mit welchen Modificationen sieh Lamb. Aschaff. ad ann. 1062.

gehen und die gestörte Eintracht des Reiches und der Kirche wieder herzustellen *).

Es war dieß unstreitig die glänzendste Epoche in dem thatenvollen Leben dieses durch die Schärfe seines Geistes, wie durch die Reinheit seiner Gesinnungen und den hohen Ernst seines Wesens hervorragenden Kirchenfürsten. Er hatte das gefährdete Ansehen des künftigen Reichsoberhauptes bewahrt, die Freyheiten der deutschen Völker, die gleich sehr in den eigenen Rechten wie in denen ihres Königs begründet waren, sicher gestellt; er erschien seiner Zeit gleich einem Jojodas des neuen Bundes. Petrus Damiani selbst forderte ihn auf, **) mit allen Kräften zu arbeiten, daß der römische Stuhl in der öffentlichen Meinung nicht sinke und die Christenheit nicht dadurch in Irrthum gerathe. Er möge daher sein Möglichstes beytragen, daß ein allgemeines Concil ***) statt finde, um das Toben des Cadalous zu bändigen und dem König- und Priesterthum den gewünschten Frieden zu schenken. Der Gegenpapst hatte unterdessen versucht, mit Gewalt ein Rom einzudringen, und war, als ihn das erste Mal Herzog Gottfried daran gehindert hatte ****), in dem nächstfolgenden Frühjahre wieder vor Rom erschienen. Schon war die St. Peterskirche in seinen Händen, als er plötzlich von seinen Schaaren verlassen, in die Engelsburg flüchten mußte, wo er von Cencius in Haft gehalten wurde, bis er sich um 300 Pfund Silber einen schmählichen Abzug erkaufte †).

*) Anno sic melius cogitans, quam ut regnum sacerdotio uniretur etc. Bonizo p. 808.

**) Harzh. concil. III. S. 148.

***) So wenig gegründet ist, was Giesebrecht (Annal. Altah. II. Abschn. V.) über die Absichten der kirchlichen Partey gegen ein Concil schreibt.

****) Vita Alexandri II. a Card. Aragonio.

†) Bonizo p. 807. unoque clientulo contentus, unius jumenti adjumento inter oratores Bercetum aegre pervenit.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 9.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. August.
Nro. 170. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Fortsetzung der Abhandlung über einige Gegensätze im Kampfe K. Heinrich's IV. mit P. Gregor VII., welche in der Sitzung vom 23. July Hr. Prof. Höfler las.

Allein indem die streitige Frage unerwartet auf eine für Alexander II. so günstige Weise entschieden wurde, war sie es noch nicht im Geiste jenes Mannes, welcher damals im Namen des 12jährigen Heinrich die Geschicke Deutschlands leitete. Anno hatte, als er diesen seiner Mutter abnahm, das ganze Episcopat für die Ruhe und die Rechte Deutschlands zu betheiligen gewußt, indem er dem Bischofe der Diöcese, in welcher sich der König jedesmal aufhielt, einen bestimmten Antheil an der Regierung zuwandte. Einem Manne wie Anno, der keinen andern Lebenszweck kannte, als die strengste Erfüllung der Pflichten des Evangeliums, war aber so lange nicht zur Genüge geschehen, als nicht auch die Rechtsfrage entschieden und die Wiederkehr ähnlicher Verwirrungen wo möglich für alle Zeiten verhindert war. Tief fühlte der Erzbischof, in welch innerer Verbindung das Priesterthum und das Königthum ständen, und wie das Gedeihen des Volkes auf ihrer einträchtigen und gegenseitigen Durchdringung beruhe. Nicht das Interesse irgend einer Kaste *), sondern das Wohl und Weh des Reichs, die Principien, nach denen Kaiser Heinrich III. ruhm- und segenvoll regiert, standen auf der Spitze; riß jetzt das Priesterthum sich vom Reiche los, indem es den Königen keinen Einfluß auf die Besetzung des Papstthums gestattete, oder trennte sich das Königthum vom Priesterthum, indem es dasselbe seinen Zwecken unterwarf und es durch Anstrebung eines ungebührlichen Einflusses zu den äußersten Schritten drängte, so war die alte Ehe vernichtet, die Kaiser Karl der Große und Papst Leo III. zwischen Priesterthum und Königthum geschlossen, die innere und äußere Einheit, auf der die Cultur des Abendlandes, das Uebergewicht Europas beruhte, wohl für immer zerrissen. Die Erhaltung so theurer Güter hing jetzt von dem mehr oder weniger umsichtigen Auftreten des Erzbischofs, des Hüters von Deutschland ab: er knüpfte es noch einmal an Rom und Italien, an die Sache des Christenthums und der gesellschaftlichen Ordnung.

Bey dieser Sachlage war jedoch Anno keineswegs gewillt, unveräußerliche Rechte des Reiches aufzugeben, und wenn Alexander widerrechtlich gewählt war, denselben im Namen des Reiches anzuerkennen; allein schon im Herbste 1062 hatte sich die Stimmung der Deutschen auf dem Concil zu Augsburg entschieden gegen Cadalus erklärt, und als sich nun immer mehr die Gewißheit herausstellte, daß dieser sich nicht als Papst zu halten vermöge, bewog Anno in Rom den Papst Alexander, den Zwiespalt einer Synode zur Entscheidung zu überlassen. Als aber diese im Jahr 1064 *) in Mantua zusammen kam, erschie-

*) Wie Giesebrecht meint, das Interesse der hohen Aristokratie Deutschlands.

*) Wie Giesebrecht gegen Pagi erwiesen.

nen hiezu alle lombardischen Bischöfe, von den Fürsten des Reiches Herzog Gottfried und der Bayernherzog Otto, welcher zur Veränderung der Regentschaft so Vieles beygetragen, und da Cadalus gar nicht gewagt hatte, mit Alexander II. zusammenzutreffen, so wurde dieser nicht nur allgemein als Papst anerkannt, sondern auch die Ansprüche des Cadalus von Allen verworfen. Als die abgefallenen Bischöfe sich des Schutzes von Seiten des Reiches beraubt und das Ansehen Aleranders so fest begründet sahen, zögerten sie nicht länger, die nöthigen Schritte zur Aussöhnung zu thun, und da auch in Mailand nach harten Kämpfen die Partey der Patariner die Oberhand gewann 1066, schon früher in Florenz Petrus der Feurige gleich Ariald und Erlembald in Mailand, und der Papst in dem römischen Concil des Jahres 1063 durch Bekräftigung der Verordnungen Leos IX. und Nicolaus II. die Simonie und das Concubinat geächtet hatten, so war der Sieg der Kirche über die Welt entschieden und es schien durch die vereinten Bemühungen so vieler Männer und von allen Nationen der Durchführung der von den deutschen Päpsten beabsichtigten Reformation nichts mehr im Wege zu stehen.

Es war diese aber nicht bloß Sache einer Partey, wie man sie denn gewöhnlich auf den Kanzler der römischen Kirche, Hildebrand, und auf den von ihm geleiteten Papst zurückzuführen sucht. Der Same, welchen der deutsche Leo IX. in allen Theilen des Abendlandes ausgestreut, gieng fröhlich auf; wie an ihm alle bessern Richtungen der frühern Periode einen Mittelpunkt gefunden, so war von seiner Zeit an ein immer größerer Ernst, ein immer stärkeres Streben nach Abschälung des Kirchlichen von aller menschlichen Zuthat, nach einer Umgestaltung des ganzen Lebens fühlbar. Diese ward von den Päpsten, dem regulären, von der großen Mehrzahl des Weltclerus begünstigt, von zahllosen Laien gewünscht; es kam jetzt nur auf die Fürsten an, dieser Bewegung sich anzuschließen und dadurch das richtige Verhältniß der weltlichen Macht zur geistlichen zu bestimmen.

Es war jedoch eine eigenthümliche Fügung, daß gerade in diesem verhängnißvollen Augenblicke an der Spitze der deutschen Nation ein Kind stand, welches der Leitung seiner Mutter hatte genommen werden müssen, und, zu früh mit der Macht vertraut, diese zum Spielzeuge seiner Launen herabwürdigte. Und wie Deutschland eines kräftigen und besonnenen Herrschers entbehrte, so gieng es, die Normannen ausgenommen, fast allen übrigen Staaten. Hiezu kam noch, daß jene Generation in Deutschland, welche an den schönen Tagen Kaiser Heinrichs III. thätigen Antheil genommen, dem Grabe zueilte, jedoch durch eine nicht minder merkwürdige Fügung erst hineinsank, nachdem der Hauptsturm glücklich bestanden, der sich schon damals von allen Seiten zusammenzog. Noch hatten sie damals jene Stellungen inne, die ihnen auf das Reich wie auf die Kirche einen gesetzlichen und wohlthätigen Einfluß gestatteten und ehe sie nicht eine allgemeine Umwälzung hieraus verdrängte, war für jene keine Hoffnung des Emporkommens vorhanden, die durch Vernichtung der kirchlichen Freiheit den Umsturz der weltlichen Rechte, das Emporkommen der Willkühr und damit ihre eigene Macht zu befördern suchten.

Es fällt nicht in die Zwecke dieses Aufsatzes, darzuthun *), wie Heinrich IV. immer mehr jene Männer von sich zu entfernen suchte, welche gleichsam eben so viele Repräsentanten des alten Systems seines Vaters, eben so viele Säulen der kirchlichen und politischen Freiheit des deutschen Vaterlandes waren. Die beschränkte Auffassung jener Zeit, wie sie sich aus einem unvernünftigen Hasse gegen alles das, was man hildebrandisch zu nennen beliebte, und aus einer ebenso beschränkten Vorliebe für alles dasjenige gestaltete, was zu den Planen Heinrichs gehörte, den man in merkwürdiger Verdrehung als einen Beschirmer der politischen und Geistesfreiheit betrachtete, hat vor Allem den richtigen Gesichtspunkt in Betreff des wahrhaften Interesses und des Bedürfnisses der Deutschen außer Acht gelassen, Anschauungen späterer Zeiten in diese ohnehin verwickelten Umstände herübergetragen und dadurch Alles in Zerrüttung und Verwirrung gebracht. Es

*) Um so weniger, als diese Verhältnisse in neuerer Zeit von einem Mitgliede unserer Akademie auf das Gründlichste und Klarste auseinandergesetzt wurden. Döllinger Lehrbuch der Kirchengeschichte II. 1. Abthlng. Regensb. 1838.

kann jedoch einerseits nicht genug gesagt werden, wie der Streit, der unter Papst Gregor VII. eine so gewaltige Höhe erreichte, nicht bloß ein deutscher, sondern ein allgemeiner war, der alle Völker des Abendlandes, gleichviel aus welchem Stamme, betraf, und wie eine allgemeine Lebensfrage und Seelenprobe der Reihe nach alle betreffen mußte; andererseits, daß schon damals von Heinrich IV. der Versuch gemacht wurde, alle Verhältnisse in Deutschland seiner Willkühr unterzustellen, wodurch dann stets neue Ungerechtigkeiten nothwendig wurden, um sich auf dem einmal eingeschlagenen Wege erhalten zu können. — —

Die Legende erzählt, in den Tagen Kaiser Heinrichs II. oder des fränkischen Conrad's II. hätten sich zu Paris *) der gleichen Studien wegen drey deutsche Knaben aus guten Häusern befunden, Gebhard aus einem angesehenen schwäbischen Geschlechte**), Adalbero aus dem Hause der bayerischen Grafen von Lambach, der von mütterlicher Seite aus Ostfranken stammte **), und Altmann ***) von edler westphälischer Abkunft. Als sie eines Tages an einem Brünnlein sitzend ihr Brod aßen, seyen sie, auf Knaben Art von der Zukunft schwatzend, endlich übereingekommen, sie müßten Bischöfe werden. Gebhard habe sich den ehrwürdigen Sitz des hl. Rupert, Adalbero den des hl. Kilian †), Altmann aber die ehemalige Metropole von Lorch zugedacht *). Dann aber, wenn ihnen dieß gelungen, wollte jeder Gott zu Ehren ein Kloster gründen **). Und so sey es denn auch gekommen. Die 3 Knaben wuchsen zu 3 Bischöfen empor und wurden, als Erzbischof Anno zu Anfang des großen Kirchenstreites 4. Dec. 1075 gestorben, die festesten Säulen der von dem Könige untergrabenen Ordnung der Dinge. Gebhard ward unter P. Leo im Jahre 1055 Priester und erster Kaplan Heinrichs III., endlich 1060, nachdem er als einer der Angesehensten des königlichen Hofes gegolten und Kanzler des Königs geworden ***), der Nachfolger des Erzbischofs Baldwin von Salzburg, von Heinrich IV. mit Ring und Stab belehnt, von Papst Alexander mit dem Pallium beschenkt und zum päpstlichen Legaten in Deutschland ernannt. Adalbero wurde (1045) Bischof in Würzburg, und führte als solcher Gebhard als erwählten Erzbischof zur Consecration nach Salzburg ****). Altmann †) aber erst Canonicus und Vorstand der Schule in Paderborn, dann Probst zu Aachen und Caplan Kaiser Heinrichs III., kam mit der Kaiserin Agnes nach Passau, machte dann die große Wallfahrt nach Jerusalem im Jahre 1064 mit, und ward bey seiner Rückkehr nach dem Tode des Bischofs Engelbert durch den Einfluß der Kaiserin auf den bischöflichen Stuhl in Passau erhoben; er empfieng von seinem Jugendfreunde, dem Erzbischofe Gebhard die Consecration ††).

Ungefähr um dieselbe Zeit, in welche die Anfänge dieser 3 Kirchenfürsten fallen, ward auch der Keim der Größe eines andern deutschen Mannes gelegt. Ulrich, der Sohn Bertolds, eines der angesehensten Bürger in Regensburg, welcher bey

*) Daß Paris schon damals von Deutschen, der Studien wegen besucht ward, bezeugen unter andern auch die Nachrichten über Willram, Mönch von Fulda und Scholastiker von Bamberg, qui in Parisiensi gymnasio philosophiam multis annis gloriose docuerat. Io. Trithem. chron. Monast. Hirsaug. ad a. 1064.

**) Alto Suevorum stemmate. Vita S. Gebehardi AEpi Salisb. ap. Canisium lect. antiq. VI. S. 1227. Ingolstad. 1604. 4°.

***) Vita Adalberonis episcopi ap. H. Pez script. rer. Austriae II. S. 7. fol — Bavariam, terram patrum suorum. S. 11.

****) Vita prior et altera B. Altmanni in Act. ss. Bolland. ad diem VIII Augusti. Antwerp. 1735. Mens. Aug. Tom. II. p. 366. 378 fol. — in Westfalia claris parentibus editus.

†) Ussermann. Episcopatus Wirceb. Adalbero starb 6. Oct. 1690.

*) Vita prior Altmanni c. 1. n. 7. Er starb 10. Aug. 1091.

**) Dieß erzählt die Vita S. Gebhardi noch besonders. S. 1230.

***) Hansiz Germ. sacr. II. p. 174.

****) Hansiz l. c.

†) Vir apostolicae conservationis et magnarum in Christo virtutum. Lamb. Aschaff.

††) Hansiz Germ. Sacr. I. p. 256.

Kaiser Heinrich III. in großen Gunsten stand, war an dem kaiserlichen Hofe aufgewachsen, vertauschte jedoch den weltlichen Dienst bald mit dem kirchlichen, und ward durch seinen Oheim, den Bischof von Freysing *), Diakonus, dann Propst. Als er hierauf nach Jerusalem gezogen und nach großen Gefahren glücklich in die Heimath zurückgekehrt war, begab er sich nach Regensburg, wo in ihm der Gedanke erwachte, wenn möglich, ein Kloster zu gründen. Da jedoch wegen der daselbst herrschenden Verwirrung der gelegene Augenblick nicht gekommen schien, vertheilte er all sein Hab und Gut unter die Armen, und überredete den Scholastikus der Stadt, Gerardus, mit ihm nach Clugny zu gehen und dort das Mönchsgelübde abzulegen. Beyde wurden auch von dem Abte Hugo unter die Mönche aufgenommen. Ulrich blieb im Kloster und erlangte durch die Heiligkeit seines Wandels bald ein solches Ansehen unter den Seinigen, daß der Abt ihn dazu verwandte, neue Klöster des Cluniacenser Ordens auf deutschem Boden zu gründen. Er war es auch, der auf Bitten des Abtes Wilhelm von Hirsau die Gewohnheiten der Cluniacenser beschrieb **), und damit Sitte und Gebrauch derselben, wo er nicht selbst durch sein eigenes Beyspiel sie lehren konnte, anderen zur Befolgung eröffnete ***). Als er dann, ein unermüdlicher Streiter für die glorreiche Sache des Heilands, am 14. July 1091 starb, hinterließ er nicht nur den Seinigen das vollendetste Beyspiel christlicher Tugend ****), sondern neben dem unauslöschlichen Andenken an seine engelgleiche Erscheinung auch den Ruhm, noch spät zu den Männern gerechnet zu werden *), welche in dem Zeitalter geistiger Anarchie dem geistigen Leben feste Normen, dem Evangelium thatsächliche Geltung zu geben suchten.

Während aber Ulrich, seitdem er das Ordenskleid genommen, dem Klosterleben ausschließlich angehörte und deutscher und französischer Entwicklung zum Verbindungsgliede diente, ward Gerard erst zum Großprior von Clugny verordnet **), und da er sich durch seine Weisheit, wie durch die Strenge seiner Sitten so auszeichnete, daß er unter so vielen Prälaten und Mönchen für würdig befunden wurde, der Nachfolger des hl. Petrus Damiani zu werden, ernannte ihn P. Gregor VII. zum Cardinalbischof von Ostia, als welcher er, in sein Vaterland zurückgesendet, von dem deutschen Könige Kerker und Schmach für die Vertheidigung der Freyheit und der Reformation der Kirche ärndtete.

An diese Männer, von welchen nicht die geringsten theils durch ihre Geburt, theils durch ihre Wirksamkeit Bayern angehören, schließt sich die Reihe derjenigen an, welche mit Anno von Cöln in innig er Verbindung auch nach seinem Tode seine Grundsätze aufrecht erhielten. Hieher gehören aber nicht bloß die Brüder Annos, Werinher, Erzbischof von Magdeburg, und Burchard, Bischof von Halberstadt ***), welcher selbst sein Blut für die Sache der Kirche verspritzte, nachdem er zuerst schon in dem Streite des Cadalus für Alexander II. Partey genommen. ****)

---

*) Wahrscheinlich Ritker. Cf. Mabillon All. Ord. S. Benedicti spec. VI. p. II. p. 783. n. b. Meichelbeck hist. Frising. I. p. I. erwähnt unsern Ulrich nicht.

**) d'Achery spicilegium T. IV.

***) Quorum conscriptio tam per Alemanniae quam et aliarum regionum monasteria longe lateque pervolavit. Vita B. Udalrici c. 34.

****) Cf. Vita B. Udalrici monachi Cluniac., prioris monasterii de cella in silva nigra ap. Mabill. AA ss. spec. VI. T. II. p. 779. S. 33 etc.

*) Pauli Bernriedensis de reb. gest. Gregorii VII. c. 118. — IV praecipui rectores fuere, videlicet canonicae vitae renovator eximius Altmannus episcopus de Patavia et be. rec. Odalricus prior de Cluniaco, venerandi patres Wilhelmus de Hirsaugiae et Sigefridus de S. Salvatoris cella.

**) Sapientia, consilio ac morum gravitate insigniter praepollens. Vita S. Udalrici c. 12.

***) Pauli Bern. l. c. c. 120.

****) Harzh. concil. III. S. 128.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 10.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. August.
Nro. 171. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Fortsetzung der Abhandlung über einige Gegensätze im Kampfe K. Heinrich's IV. mit P. Gregor VII., welche in der Sitzung vom 23. July Hr. Prof. Höfler las.

Auch Hermann Bischof von Metz, welcher später zweymal durch Kaiser Heinrich aus seinem Bisthum vertrieben wurde, reiht sich als Schüler Annos an diesen an und wird mit unter den Verfechtern der Kirche genannt, die weder Verfolgung noch Verführung von ihrer Treue abwendig zu machen vermochte. *) Nicht minder Benno von Meißen, ein Schüler Bernwards von Hildesheim, und damit eines der Verbindungsglieder, durch welche die Blüthe der sächsischen Periode auf die der fränkischen Kaiser überkam, und den im Jahr 1060 Werner von Magdeburg zum Bischof weihte **); endlich wohl auch Wernher von Merseburg, von welchem ein Chronist erzählt, er habe zu seiner Zeit allein in Sachsen an der Kirche festgehalten ***). — —

Diejenigen unter den Neuern, welche die Geschichte Heinrichs IV. geschrieben haben, legen in der Regel den Anstalten wenig oder gar keinen Werth bey, welche in aller Stille von einzelnen Prälaten zur Förderung des kirchlichen Lebens gegründet worden sind. Diese haben aber nicht bloß eine Bedeutung in Bezug auf die Kirchengeschichte, sondern in gleichem Grade auch auf die Geschichte des Völkerlebens; sie dienten zur Befestigung der Sitte in einer Zeit allgemeiner Immoralität, zur Verbindung verschiedener Völker untereinander; sie brachten die Kunde ihrer Zeit auf eine ferne Generation, und standen so als Vermittler verschiedener Geschlechter und Länder da. Alle Zeugnisse der Schriftsteller reichen sich aber ebenso die Hand, um die Nothwendigkeit einer Reformation der zügellos gewordenen Mönche zu erweisen, als die Bemühungen der bessern Bischöfe in den verschiedenen deutschen Ländern in dieser Beziehung in Einklang stehen. Zugleich greifen hier auch die Anstalten der frühern deutschen Päpste ein und bewirken, daß so von mehreren Seiten auf den einen Punkt hin gearbeitet wurde. In Italien war als ein wirksamer Damm für die Ausgelassenheit der Geistlichen das gemeinsame Leben unter einer bestimmten Regel eingeführt worden; auch war in jüngster Zeit durch Petrus Damiani nach dem Vorbilde des hl. Romuald und durch den hl. Johannes Gualbertus eine Reformation des Mönchthums durchgeführt worden. An der Gränze von Deutschland und Frankreich blühte in noch ungeschwächtem Glanze unter dem hl. Hugo das Kloster zu Clugny, das damals durch den hl. Ulrich seine Zweige über Breisgau und den Schwarzwald nach Deutschland herein ausbreitete. Der hl. Anno, welcher in Italien die verbesserte Mönchsordnung kennen gelernt hatte, beschloß, die Canonici, welche seit den Zeiten Kaiser Ludwigs des Frommen an den deutschen Stiftern und in den Klöstern die Oberhand gewonnen hat-

*) Vie de Herimanne de Metz in der hist. liter. de la France VIII. S. 330.

**) Ossilegium S. Bennonis. Monach. 1765. 4. S. 8.

***) Berth. Const. ad an. 1093.

ten, zu entfernen, und dieselben italienischen Mönchen und den nach ihrer Disciplin reformirten Deutschen einzuräumen.

Demnach entfernte er im Jahre 1071 die Canonici aus Saalfeld und setze statt ihrer Mönche ein. Als er aber Siegeberg gründete, führte er aus dem Kloster Fructuaria Mönche dahin, die ein Spiegel der Zucht für Andere wurden. Dieses wirkte auf die übrigen Erzbischöfe und Bischöfe dergestalt ein, daß nun die einen aus Clugny, die andern aus Görz *), wieder andere aus Siegeberg selbst Mönche kommen ließen und ihnen die Reformation der Klöster ihrer Sprengel anvertrauten. **) So ward im Stillen jene übernatürliche Ordnung der natürlichen und weltlichen entgegengesetzt, welche nicht auf die Vernichtung, wohl aber auf die ununterbrochene Beherrschung des Sinnlichen gerichtet war. Immer mehr tritt die bestimmte, nach besondern Gesetzen geordnete Entwickelung der vagen, beschränkt nationalen und äußerlichen entgegen, sucht diese zu durchdringen, umzugestalten und den höhern Zwecken des allgemein christlichen Lebens unterzuordnen. Es war aber, je mehr die weltliche Macht sich mit den Anforderungen der Kirche in Zwiespalt setzte, die ganze deutsche Bildung in Frage gestellt worden. Gerade in Beziehung auf diesen Punct hatte Deutschland noch keine ernsthafte Probe ausgestanden, da die Einführung und Fortbildung des Christenthums unter dem Schutze, ja mit besonderer Begünstigung der frommen Fürsten früherer Tage geschehen war. Daß der König und künftige Kaiser selbst mit dem Beyspiele der Auflösung voranschritt, war neu und mußte ebendeßhalb alle Verhältnisse im Innersten erschüttern, wo nicht gar umkehren. Und dennoch war der König, über welchen nachher, als der am meisten berufen war, diesem Treiben zu steuern, die ganze Fluth der Ereignisse sich ergoß, in mancher Beziehung mehr der leidende, als der handelnde

*) Welche Wirkung dieß an manchen Orten hervorbrachte, zeigt sich am besten in Bamberg, als Egbert von Görz daselbst Abt wurde; die schlechten Mönche ergriffen sogleich die Flucht „tanquam folia“ setzt Lambert hinzu; „quae vento raptantur.“

**) Vita B. Annonis I. c: 23.

Theil, indem der schlechtere Theil der Mönche, welcher sich lediglich auf den Gelderwerb geworfen, alle Vornehmen und Großen bestürmte, um zu dem Besitz von Abteyen und Bisthümern zu gelangen, welche sie aber nur zur Wiedererlangung jener Summen benützten, die sie zu deren Habhaftwerdung ausgegeben *). Und da die Habsucht nie bey dem einem Erwerbe, die Ungerechtigkeit nie bey der einen Bedrückung stehen bleibt, so war damit ein ganzer Kreis von Unthaten gegeben, welcher in der Regel damit endigte, daß das Kloster ausgesogen, alle Mönche in die gleiche Bahn des Verderbens geschleudert und einer solchen Verachtung Preis gegeben wurden **), daß eine Reaction eintreten mußte und nun die Reformation durch Berufung „transalpinischer Mönche“ mit Leichtigkeit durchgeführt werden konnte.

Die Bemühungen Papst Leo's IX., das Kloster Hirschau wieder herzustellen, **) waren nicht sogleich mit einem günstigem Erfolge gekrönt worden. Erst im Jahre 1060 ward von dem Grafen Adalbert von Calw vorzüglich auf Dringen seiner Gemahlin Wiltrude der Grundstein zu der Kirche gelegt; aber noch ehe dieselbe nebst den übrigen Baulichkeiten fertig geworden, betrieb die Gräfin, welcher die Unzuverlassigkeit ihres Gemahles für die Vollendung des ihnen von ihrem Oheim so sehr eingeschärften Unternehmens Sorge machte, die Berufung von Mönchen. Diese kamen von Einsiedeln ***), wo die kleine Celle des hl. Menrads bereits zum stattlichen Kloster und zur trefflichen Schule emporgewachsen war †), 12 an der Zahl, an ihrer Spitze Friedrich, der, aus einem angesehenen schwäbischen Geschlechte,

*) Sieh die lange Stelle bey Lamb. ad ann. 1071.

**) Ista dominici agri zizania - totum sacri gregis corpus quasi tabe quadam infecerant, ita ut omnes similes aestimaremur nec esse in nobis putaretur, qui faceret bonum, non esse usque ad unum. Lamb.

***) Deutsche Päpste Bd. II. S. 66.

****) 4. Dec. 1064. Mabill, aa, ss- T. cit. p. 231. de venerabili Friderico abb. Hirsaug.

†) Quorum fama laudis in omnem terram longe lateque cum honore et admiratione se diffuderat. Mab. S. 232.

jetzt der Abt des wiederhergestellten Klosters wurde. Da aber derselbe von dem Grafen völlige Befreyung von aller weltlichen Macht verlangte, schenkte dieser falschen Anklagen Gehör und entsetzte den Abt, welcher in seiner Niedrigkeit eben so sehr ein Vorbild der Geduld wurde, wie er es früher in Demuth und Enthaltsamkeit gewesen war. Als nun wenige Monate vor seinem Tode *) Wilhelm aus Bayern Abt geworden war **), wußte dieser den Mönchen, deren Zahl er von 15 auf 150 brachte, eine so eigenthümliche und ersprießliche Thätigkeit einzuhauchen, daß die Verdienste des Klosters um Wissenschaft und Religion gleich groß wurden, und Abt Wilhelm selbst den gegründeten Ruf eines der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit erlangte. ***)

Als aber der Streit zwischen dem Kaiserthum und Papstthum wirklich ausbrach, reichten wenige Jahrzehnte hin, um Alles, was seit den Tagen des großen Carls gegründet worden war, in Frage zu stellen. Da sollte zuerst ein ganzes deutsches Volk der Rachelust des Königs aufgeopfert werden; bald wurden die Privilegien der Bayern, durch die das fränkische Kaiserhaus groß geworden, endlich aller übrigen von dem Könige verletzt, und ein Land nach dem andern der Schauplatz des Kriegs, der mit kurzen Unterbrechungen an 47 Jahre dauerte. Zwey Kaiser, sechs Päpste, fünf Gegenpäpste, vier Gegenkönige traten auf; wie in den Zeiten Rothars, des Longobardenkönigs, hatte in Deutschland beynahe jedes Bisthum einen zweyfachen Hirten. Nur von 1075 — 1092 wnrden 12 große Schlachten geliefert. Sachsen war der Schauplatz eines mehr als 7jährigen Kriegs. Wie die größern deutschen Städte Metz, Augsburg, Würzburg ꝛc. wiederholt erobert und wiedergenommen wurden, so war auch vor allem Rom der Tumelplatz der wildesten Fehden geworden; als es Robert Guiscard im Jahr 1084 verließ, legte er den größten Theil der Altstadt in Asche. Auf dem Zuge K. Heinrichs nach Schwaben,

*) 1070 Mabill. l. c. S. 236 n. 13.

**) Wilhelmus Bavariorum prosapia, religiosis parentibus exortus. Vita ejusd. auct. Heymone coaequali et B. Wilhelmi discipulo, ap. Mab. AA. ss. saec. VI. Tom. II. p. 717. etc.

***) Mabillon l. c.

im J. 1078 wurden an 100 Kirchen verwüstet; ein Rachezug der Sachsen trug die Verheerung nach Ostfranken; das Elsaß, Bayern, die österreichische Mark, die Rheingegend, Sachsen, Franken, Schwaben, Thüringen, erfuhren wiederholt die Gräuel eines verheerenden Krieges.

Mit Unwillen hatte Erzbischof Gebhard den Kampf gegen die Sachsen wahrgenommen, den der König bis zur Vernichtung des deutschen Volksstammes zu treiben suchte, und war wohl schon dadurch in die Ungnade des Königs gefallen. Doch begann für ihn die eigentliche Wendung der Dinge erst mit dem Wormser Concil 1076. Auf diesem hatten, obwohl sie anfänglich mannhaft dem bösen Treiben Wiederstand geleistet, selbst Adalbero von Würzburg und Hermann, Bischof von Metz, zuletzt die an den Papst gerichteten Synodalschreiben unterzeichnet. Gebhard hatte das Concil gemieden; bey der Aufregung, welche die Decrete des Papstes und des römischen Concils gegen die Priesterheirath in Deutschland hervorgebracht, sich mit großer Umsicht und Ruhe benommen *) und da von der Gewaltthätigkeit der Zeit Alles zu erwarten war, die Zugänge zu seinem Hochstifte mit festen Schlössern verwahrt. Dennoch aber vermochte er weder den Krieg noch die Verfolgung von seinen Gränzen ferne zu halten, sondern es riß sich damals, was zu Ungarn gehörte, los und griffen die nächsten Anhänger des Königs nach den umliegenden Gütern des Erzstiftes. **) Als hierauf Heinrich nach seiner Aussöhnung mit dem Papste nach Regensburg kam, ertheilte er dem Erzbischof sicheres Geleit zu seiner Verantwortung wegen der wider ihn vorgebrachten Klagen. Der Erzbischof weigerte jedoch jedwede Rechenschaft abzulegen, so lange seiner Kirche die unrechtmäßig entrissenen Güter vorenthalten würden undbe gab sich endlich, an der abschlägigen Antwort des Königs dessen wahre Absicht erkennend, um alles Blutvergießen zu vermeiden, aus seinem Stifte hinweg (Oct. 1080) in freywilliges Exil, erst nach Schwaben, und dann nach Sachsen.

*) Gregor hatte ihn selbst (1074) zu größerer Strenge ermahnt. Calles annal. V. p. 638. 639.

*) Unusquisque vicina sibi quasi ex permissione regis vendicans. Vita S. Gebehardi c. 3. p. 20.

Schon fand er daselbst Genossen gleicher Ausdauer und gleichen Unglücks.

Bereits 4 Jahre früher hatte Bischof Altmann, von Heinrich auf Bitten der unkeuschen Geistlichen vertrieben, seiner Diöcese den Rücken gekehrt. Als er die Beschlüsse des römischen Concils erhalten, hatte er sogleich von seinem Clerus die Entfernung der widerrechtlich genommenen Weiber verlangt, und als die Geistlichen widerstrebend, sich auf die Nachsicht früherer Bischöfe beriefen, verkündete der Bischof selbst dem ganzen Volke das geschärfte Gebot der Keuschheit, rettete jedoch nur mit Mühe vor dem Andrang der wüthenden Concubinarier sein Leben. Sein eigener Probst, den nachher, als der laxen Observanz zugethan, Heinrich IV. zum Erzbischof von Trier ernannte, stellte ihm entgegen die Lehre auf, wie es dem Könige erlaubt sey, kirchliche Würden für Geld oder wie er sonst wolle, zu vergeben, ohne daß deßhalb die Kirchenstrafen auf ihn ausgedehnt werden dürften. Altmann schloß dafür den Urheber einer solchen Doctrin, die die Kirche der Willkühr und Habsucht der weltlichen Macht Preis gab, von der Genossenschaft der Gläubigen aus; sah sich aber, während der Propst die Partey des Gegenpapstes verstärkte, selbst genöthigt, vor Heinrichs Grimm zu entweichen. Er begab sich nach Sachsen, wohin um eben diese Zeit aus harter Gefangenschaft Bischof Burchard von Halberstadt, nachdem er seinen Wächtern entronnen, zurückgekehrt war, dann nach Rom zu dem Papste, mit dem er Schmach und Verläumdung ertragen, und legte sein Bisthum, das er wie die übrigen deutschen Bischöfe aus Laienhand empfangen, in dessen Hände nieder. Allein schon im Jahr 1076 sandte ihn Gregor VII. mit dem Patriarchen Sigehard von Aquileja als päpstlichen Legaten zu dem Reichstage nach Tribur, wo Altmann die Erz = und Bischöfe von Trier, Straßburg, Verdün, Lüttich, Münster, Utrecht, Speyer, Basel, Constanz von dem Banne lossprach, *) und sich mit ihnen eidlich verband, wenn Heinrich nicht Genugthuung leiste, ihn nicht mehr als König anzuerkennen.

*) Hansitz nach einer reichhaltigen Handschrift des Berthold von Constanz (Germ. sacra I. p. 264).

Zu diesen beyden Bischöfen gesellten sich bald nachher Adalbero von Würzburg, Hermann von Metz und die sächsischen Bischöfe, die Heinrich aus der Haft entlassen hatte, während der Bischof von Augsburg bald in sein Bisthum eingesetzt, bald daraus vertrieben war, an der Stelle der treuen Bischöfe, die königlichen unter dem Schutze der Waffen in ihren neuen Bisthümern gleich Miethlingen hausten und Heinrich sich der Güter der Vertriebenen bemächtigte.

Ein eigenthümlicher Unterschied tritt uns aber bey der Thätigkeit der einzelnen Bischöfe, vor allem der bedeutendsten unter ihnen, Gebhards und Altmanns, entgegen. Beyde hatte das Exil einem eifrigen und segensreichen Wirken entnommen. Gebhard hatte das Bisthum Gurk in Kärnthen und inmitten des Gebirgs Kloster Admont gegründet und so nach der Weise seiner Vorfahren, die Salzburg als eine Hochwacht des Christenthums und deutscher Civilisation betrachteten, an der Gränze deutscher und slavischer Völkerschaften dem Glauben und der Sitte eine feste Stätte bereitet. Altmann aber hatte zur Unterstützung der Passauer Bischöfe das Kloster des heil. Nicolaus in der Vorstadt von Passau gegründet, und daselbst Mönche aus verschiedenen Klöstern aufgenommen *); ein zweytes, Godwich, das durch die wissenschaftliche Bildung seiner Mönche einen besondern Ruhm erlangte, ward von ihm um dieselbe Zeit erbaut. Ja sein Eifer, den Clerus zu reformiren und ihn zur Erkenntniß der Pflichten seines Standes zu bringen, gieng so weit, daß ihn P. Gregor wiederholt zur Mäßigung ermahnte, um nicht durch zu weit getriebene Strenge die Schwachen der Kirche noch mehr zu entfremden. Bis dahin hatten die beyden Jugendfreunde ganz ähnliche Bahnen verfolgt; unter den außerordentlichen Verhältnissen jedoch, die jetzt eintreten, ergiebt sich bey der Verschiedenheit des Charakters auch eine größere Verschiedenheit des öffentlichen Benehmens.

*) Ideo fundavimus ut praelati ejusdem tanquam intimi secretarii et summi capellani successores nostros in suis debeant oneribus supportare.
Diploma fundationis.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 11.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. August.
Nro. 172. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Fortsetzung der Abhandlung über einige Gegensätze im Kampfe K. Heinrich's IV. mit P. Gregor VII., welche in der Sitzung vom 23. July Hr. Prof. Höfler las.

Altmann ergriff auf das entschiedenste Partey für die Sache P. Gregor's VII. und beförderte, um eine politische Stütze zu erlangen, unumwunden die Wahl des Gegenkönigs Rudolf. Vergebens beraubte ihn Heinrich aller seiner Güter und überließ diese seinen Getreuen. Selbst als Rudolf die Gunst der Deutschen schnell wieder verloren und Ostern des J. 1077 nur 3 Bischöfe an seinem Hofe zu Augsburg erschienen, war Altmann mit seinem Jugendfreunde Adalbero, den die Partey Heinrichs aus seinem Bisthume vertrieben hatte *), unter diesen. In demselben Jahre findet man ihn auf Seiten des päpstlichen Legaten, welcher den Kaiser bannte; dann auf dem römischen Concil des J. 1078, dann wieder in Sachsen, von wo er mit seinem Leidensgefährten Hermann von Metz mit Mühe den Verfolgungen der Königlichen entrinnend sich aufs Neue 1079 nach Rom begab. Erst im Jahre 1080 kehrte er und zwar als päpstlicher Legat nach Deutschland zurück, während um dieselbe Zeit Clemens III., das Geschöpf Heinrichs, zur Bekämpfung P. Gregors nach Italien aufbrach. Jetzt ward Altmann die Seele der deutschen Opposition gegen den abgesetzten König. Auf seinen Antrieb wandte sich Welf von Bayern gegen den kaiserlichen Bischof von Augsburg, den er verjagte; er bewog den Markgrafen Leopold von Oesterreich mit andern Fürsten gegen Heinrich in ein Bündniß zu treten, vertrieb die sittenlosen Mönche aus St. Florian und Kremsmünster und hielt so das kleine Häuflein der der Kirche treu ergebenen muthig zusammen. Wie in Italien eine Frau, die große Gräfin Mathildis, welche selbst unter der Leitung des vortrefflichen Bischofs Anselm von Lucca stand, hielt in Deutschland unter den schwierigsten Verhältnissen B. Altmann die Sache der Kirche aufrecht. Zahlreiche Briefe des Papstes an ihn beweisen, welche große Stütze Altmann ihm war und wie auf seiner Umsicht und Thätigkeit der Sieg der Kirche in Deutschland beruhte. Als der Tod des K. Rudolfs, den der Pabst viel später als Altmann anerkannt hatte, die Verwirrung in Deutschland auf den Gipfel brachte, so erging von Seite Altmanns bereits an den Ungarkönig Ladislaus, den Gemahl der Schwester H. Bertholds, welcher mit H. Welf und Markgraf Leopold die Sache des Papstes vertrat, die Einladung, die Königskrone anzunehmen. Allein Papst Gregor selbst ermahnte den Bischof und die Getreuen der Kirche, mit der Wahl eines deutschen Königs nicht zu rasch zu verfahren. Auf keine Eigenschaft sollten sie aber hiebey so sehr sehen, als auf Gehorsam gegen die Kirche; nur wer gehorsam, demüthig und nützlich sey *), werde der Kirche genehm seyn. Er übersandte auch dem Bi-

*) Ussermann Episcop. Wirceburg. p. 52.

*) Obediens et S. ecclesiae humiliter devotus ac utilis.

schof eine Eidesformel für den neuen König, der sich verpflichten sollte, der Lehensmann des hl. Petrus und des Papstes zu seyn. In der That gelang es ihm auch, die Wahl des Landgrafen Hermann zum deutschen Könige zu bewirken und den Osten Deutschlands den Anhängern Heinrichs bis zu seinem Tode dergestalt streitig zu machen, daß er den Erzbischof Gebhard nach Salzburg zurückführen und als apostolischer Legat die Wahl Thiemo's *) zu dessen Nachfolger vornehmen lassen konnte. Adalbero, welcher, nachdem er gleichfalls im Kampfe mannhaft ausgehalten, sein Stammgut Lambach, wohin er sich, aus Würzburg vertrieben, zurückgezogen, in ein Kloster umgewandelt hatte, leistete nebst dem Bischof Maynward von Freysing seinem Freunde in der Consecration des neuen Erzbischofs die canonische Beyhülfe und starb dann in demselben Jahre am 6. October 1090. Nur 10 Monate überlebte ihn Altmann, worauf Erzbischof Thiemo ihm den letzten Liebesdienst erwies und die Leiche nach Gotewich brachte. Schon in der nächst folgenden Zeit ward er als ein Heiliger verehrt.

Auf einen anderen Standpunkt als Altmann hatte sich Gebhard von Salzburg gestellt. Auch er war in Forchheim bey der Wahl des Gegenkönigs gewesen und obwohl die Kärnthner, Bayern, Oesterreicher und Böhmen anfänglich auf Heinrichs Seite standen, hatte Gebhard dennoch nicht gezaudert, so vielen Feinden beynahe allein sich entgegen zu stellen. Als aber hierauf Heinrich den Grafen von Mosburg, Berchthold, zum Erzbischofe von Salzburg ernannte, Gebhard 9 volle Jahre in dem Exile verweilen mußte, ward er nicht müde, durch die überzeugendsten Gründe die streitenden Parteyen zum Frieden zu bewegen, damit der Kampf, welcher bereits unvermeidlich geworden, nicht mit Schwert und Lanze, sondern mit geistigen Waffen geführt und entschieden werde. Alle Denkmäler seines Wirkens, die auf uns gekommen sind, tragen diesen ehrenvollen Charakter, der ihn hoch über alle Parteyen stellte. Nicht als ob es ihm an Muth oder Festigkeit der Ueberzeugung, an Anhänglichkeit an die Sache P. Gregors gefehlt hätte. Allein in ihm sprach das Gefühl des Unheilvollen der Zustände, die er erlebte, für beyde Parteyen so lebhaft; er baute so sehr auf die überzeugende Kraft der Wahrheit, daß er rücksichtslos für sich selbst mitten im Feldlager nicht aufhörte, Worte des Friedens zu sprechen. Das gränzenlose Unglück der Zeit und die beyspiellose Verwirrung aller Begriffe über die Schranken der weltlichen und geistlichen Macht, so wie das tiefe Gefühl von der erhabenen Würde des bischöflichen Amtes, Heinrichs erkauften Bischöfen gegenüber, veranlaßte ihn — das undankbarste und schwierigste Geschäft zu übernehmen, die Sprache der Liebe, der Vernunft und der Religion zu denen zu reden, welche an der Kirche nichts als ihre Güter liebten. Gerade deßhalb war aber der Beytritt eines so ruhigen, umsichtigen und durch Tugenden aller Art hervorleuchtenden Mannes zu der Sache des Gegenkönigs für Heinrich IV. ein Verdammungsurtheil vor Welt und Nachwelt, dessen Last den Beytritt seines gesammten Anhangs aufwog. Und es gehörte der Leichtsinn und die vorurtheilsvolle Befangenheit dazu, mit welcher Jahrhunderte lang der Streit zwischen Papst Gregor VII. und Heinrich IV. aufgefaßt wurde *), um ein so wichtiges Moment zu übersehen.

Zweymal wurde deßhalb Gebhard von den Sachsen erwählt, bey Besprechungen mit ihren Gegnern das Wort zu führen. Noch ist die Rede **) erhalten, welche er einmal den kaiserlichen Bischöfen von Cöln, Trier, Bamberg, Speyer und Utrecht gegenüber hielt. Er erinnerte sie, welche Unbilden auf ihn gehäuft worden, als er mit dem eifrigsten Willen noch dem Könige diente; wie oft er vergeblich die Bischöfe aufgefordert, sich für ihn zu verwenden, damit doch nicht für seine Treue alles erdenkbare Elend auf ihn gehäuft werde. Sie möchten bedenken, wie der König Priester, ohne daß sie

*) Dieser erduldete später in Paläſtina, nachdem er nur mit Mühe dem Tode durch die kaiserliche Partey entgangen, den Märtyrertod durch die Saracenen.

*) Ein neuerer Schriftsteller, v. Sybel, weiß von Gebhard nur zu erzählen, wie er erklärte, er werde auch einem lasterhaften Papste anhangen. Mehreres Stenzel, ohne ihn jedoch, wie wir glauben, so gewürdigt zu haben, wie er es verdiente.

**) In colloquio silvae Capuanae.

eines Verbrechens überwiesen oder auch nur gesetzlich angeklagt worden, gleich Räubern in den Kerker geworfen; diejenigen, deren er nicht habhaft werden konnte, aus ihren Sitzen vertrieben; die Kirchengüter, von welchen die Bischöfe theils selbst zu leben, theils den Armen den Unterhalt zu spenden hatten, an die Genossen seiner Laster verschleudert habe. Das Erzstift sey verwüstet, seine Verwandten und Lehensleute seyen ohne einen Anlaß zum Kriege gegeben zu haben, ermordet worden *). Vergeblich habe er selbst den König und die Anwesenden zu einem rechtlichen Verfahren zu bewegen gesucht. Die Bischöfe möchten erkennen, wie sie die Hirten und nicht die Verderber der Seelen seyn sollten; die Fürsten und Ritter, daß ihnen das Schwert zur Vertheidigung der Unschuldigen, nicht zu deren Ermordung gegeben sey; sie sollten ihre christlichen Brüder, ihre Stammgenossen und Verwandte nicht mehr mit Feuer und Schwert verfolgen. Gerne sey alles verziehen, was sie Böses gethan, nur möchten sie künftig ihre Sache mit Gründen, nicht mit Morden verfechten **). Noch immer seyen er und die Seinigen bereit, des großen Elends ungeachtet, das der König ihnen zugefügt, ihm Treue und Unterwerfung eidlich zu versprechen und gerne zu leisten; nur könnten sie sich nicht überzeugen, daß Heinrich, so lange er auf den eingeschlagenen Pfaden verharre, ohne Verletzung der Gewissen und Beeinträchtigung der Seelen als König anerkannt werden könne. Würde die Gegenpartey sie eines Besseren belehren, so wollten sie gerne der Wahrheit Gehör schenken. So verlange er denn nichts weiter, als jene möchten beweisen, daß Heinrich noch mit Recht König seyn könne, oder ihm den Beweis führen lassen, daß er es nicht seyn könne; jedenfalls aber sollten sie davon abstehen, mit Feuer und Schwert zu verfolgen ***)

So war die Sprache des Mannes, der in Deutschland nach dem Könige beynahe das größte Ansehen genoß, der von Heinrich auf das Empfindlichste gekränkt, verfolgt und vertrieben worden war. Jeder, auch der Befangenste, wird gestehen müssen, wie der Geist des Evangeliums wohl mit Heinrichs Gegnern, nicht aber mit dessen Anhängern war, die sich der Sprache des Rechts und der Wahrheit verschlossen.

Auch noch auf einem anderen Gespräche, dem zu Pertestadt finden wir Gebhard in ähnlichen Bemühungen *). Am meisten aber giebt der lange, einer Abhandlung zu vergleichende Brief Gebhards an den Bischof Hermann von Metz Zeugniß von seiner Friedensliebe und der Trefflichkeit seiner Gesinnungen **).

Er drang hiebey auf die alte, von den bewährtesten Kirchenvätern aufgestellte Lehre, daß es den Gläubigen nicht erlaubt sey, mit den Gebannten Umgang zu pflegen, jeder also eine bestimmte Norm empfangen habe, von welcher eine Abweichung aus weltlichen Gründen nicht zugegeben werden könne. Daß aber in diesem, über allen Zweifel erhabenen Punkte unter den Bischöfen und Priestern ein Meynungszwiespalt eingetreten, habe das Verderben der Völker herbeygeführt, sey die Wurzel vieler Uebel geworden. Was die Parteyen in ihrer Raserey hervorgebracht, was bey der gegenwärtigen Aufregung der Dinge von den Untergeordneten Uebles geschehen, falle mit Recht auf die Häupter der falschen Lehre zurück. Nicht von denjenigen, welche der alten und unveräußerlichen Lehre der Kirche folgten, sey der Bruch des Kirchenfriedens entstanden. ***) Deßhalb werde aber auch dereinst das vergossene Blut von denen gefordert werden, welche der Lehre der Apostel untreu, die Eintracht der Gläubigen zerrissen, die Meynungen der Väter verkehrten und dadurch

---

*) Janingius a. a. O. VI. p. 156.

**) Causam rationibus non caedibus agite.

***) Der Ausgang dieses Gespräches ist in folgenden Worten aus dem Schreiben des Erzbischofs Hermann von Metz enthalten c. 3: nihil profecimus — nobis audientiam denegantes aliis quibus valent et quantum valent, sinistra de nobis insinuant, nos seductos et seductores, nos perfidos, nos imminentium malorum caput.

*) 1085 Calles VI. p. 812.

**) Janingius a. a. O. VI. p. 157 — 165.

***) c. 2.

die bischöfliche Würde verächtlich machten; die die Zwietracht zwischen Bischof und Volk zum Ausbruch brachten und wie sie die hl. Schrift willkührlich interpretirten, so auch die richterlichen Aussprüche der Kirche in sträflicher Willkühr hintansetzten und gänzlich verachteten. Selbst wenn die Excommunication nach der Behauptung des Getroffeneu unrechtmäßig verhängt worden, *) sey Unterwerfung nothwendig; indem wohl niemals ein Excommunicirter eingestehen werde, er habe den Bann verdient, und somit alle Ordnung sich auflösen müssen. Gänzlich rechtlos sey aber auch nicht minder das Verfahren wider den Papst, der doch am wenigsten ungehört und von den ihm untergebenen Bischöfen habe verurtheilt werden dürfen. **) Clemens III., der weder von dem Clerus gewählt noch von dem Volke verlangt worden, könne gar nicht als Bischof anerkannt werden; die Furcht der ewigen Verdammniß müsse von ihm jeden Katholiken ferne halten. Die Verläumdungen, welche die Gegenpartey auf den Papst häuften, seyen vollends in Bezug auf die Rechtsfrage ohne allen Werth, da dem Papste nicht nach Ansehen seines Lebens, sondern seiner Würde wegen Gehorsam geleistet würde **); das ganze Treiben könne zuletzt unmöglich zu etwas Anderem führen, als daß das Unrecht zum Rechte würde, daß die selbst mit Schuld Beladenen mit Gebannten Umgang pflügen und nach der Willkühr der weltlichen Macht den Gehorsam gegen jene Macht abschüttelten, welche der Heiland zur Grundlage seiner Kirche aufstellte. Den Feinden des römischen Stuhles würde dadurch Hülfe und Unterstützung geleistet. Unter dem Vorwande, von dem einmal geschworenen Eide nicht abweichen zu können, verübten ihre Anhänger die blutigsten Gräuel; sie selbst aber läugneten, des Eides entbunden werden zu können, während im bürgerlichen Leben der Fall so oft eintrete, daß die Absolution von ungerechtem Eide ertheilt werde. Woher käme es jedoch, daß sie diesen Eid so

*) c. 3. **) c. 4.

**) Diese erst unlängst wieder verdrehte Stelle (bey Sybel) lautet so: Si de vita illius agitur, nos non pro vitae suae consideratione illi obedimus, sed pro ministerio collatae in illum dignitatis. c. 4 n. 35.

gewissenhaft hielten und sich dessen nicht mehr erinnerten, den jeder Bischof bey seiner Ordination dem Papste schwor. Offenbar setzten sie diesen der Conspiration nach, in welche sie sich am Hofe Heinrichs eingelassen. Darüber sey doch wohl kein Zweifel, daß diejenigen, auf deren Rath und Unterstützung hin der König wagte, was er unternahm, in geistlicher wie in weltlicher Beziehung den Eid der Treue brachen und als die allgemeinen Feinde anzusehen seyen *). So weit sey aber jetzt die Verwirrung gestiegen, daß diejenigen, welche einst Treue geschworen, in Kraft dieses Schwures zur Apostasie und Treulosigkeit gezwungen, und treulos genannt würden, wenn sie nicht eine Treulosigkeit begehen wollen **). Die katholischen Bischöfe hätten jedoch nichts beschworen, als was sie unbeschadet ihres Amtes vollziehen könnten. Das aber liege nicht in dem Amte und den Pflichten eines Priesters, dazu Hülfe oder Rath zu schaffen, daß ein christlicher Fürst die Leute zur Abweichung vom christlichen Gesetze zwinge und die widerstrebenden verfolge; daß er die Priester vertreibe und die Heiligthümer wie nach dem Rechte der Erbschaft in Besitz nehme; daß er die Gaben der Gläubigen, die für die Armen bestimmten Güter, zu seinem und der Seinigen Zwecken verwende, wie ein zweyter Nero die Apostel und deren Glieder verfolge, und den falschen Simon gegen den wahren (Petrus) errege; daß er die Orte, welche mit dem Blute der Heiligen geweiht sind, mit dem Morde der Diener des Apostelfürsten beflecke. Dieses alles werde aber von den neuen Kirchenlehrern noch als Treue gegen den apostolischen Stuhl ausgelegt, indem sie diesen von dem gegenwärtigen Papste trennten.

*) c. 5. n. 49.

**) c. 6. no. 54.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 12.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. August.
Nro. 173. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe am 20. August 1842 der k. Akad. d. Wissenschaft. las Hr. Min.-Rath von Fink folgenden Aufsatz vor: „Zur Entwickelungsgeschichte der städtischen Autonomie in der Oberpfalz mit Rückblick auf ihren Untergang."

Hier soll von der Entwickelung der Autonomie der oberpfälzischen Städte gehandelt werden. Auch bey den Klöstern und bey dem Ritterstande, selbst bey Landgemeinden trat dieser Fall ein, was aber anderweitigen Auseinandersetzungen vorzubehalten ist. Und wenn hier, wie in anderen Aufsätzen des Verf. nur von der Provinz Oberpfalz die Rede ist, so möge die Erwägung statt finden, daß für die Uebersicht der allgemeinen teutschen Rechtsverhältnisse der Vergangenheit, gleichwohl auch die Aufklärungen des Rechtszustandes einzelner, ehemals deutscher Reichsgebiete als sachdienliche Beyträge und Hülfsmittel zu erachten seyn dürften.

Belangend den Ursprung jener städtischen Autonomie, welcher hauptsächlich aus der von Kaiser Ludwig dem Bayer gewährten Begünstigung des Bürgerstandes sich ableitet, ist sich auf den Aufsatz in den Gelehrten Anzeigen Nr. 127 vom 28. Juny 1842 zu beziehen. Hier handelt es sich sonach um den weitern Gang der Entwickelung, welcher für den gegenwärtigen Zweck nur im Umrisse darzustellen ist.

Zuvörderst ist auf die ehemalige Hauptstadt Amberg Rücksicht zu nehmen, indem sie ein leuchtendes Vorbild für die übrigen Provincialstädte gewesen ist, wie sie denn von dem Freyheitsbriefe v. J. 1310, nach welchem der Rath oder die bürgerlichen Schöffen der Stadt zu (autonomischen) Satzungen ermächtigt waren, einen fruchtbaren Gebrauch gemacht hat.

Daher entsprangen die Stadrechte dieser Stadt, welche allmählig von 1360 bis 1381 ihre Entstehung erhielten, und auf das Gerichtsverfahren, auf Privatrechte, auf Polizey- und Handwerks-Sachen, auf Bauten, Mühlen- und Hammerwerke, auf das Erzbergrecht, auf Handwerks- und Ehehafts-Gebräuche, auf die Bergordnuug und auf den Stadtzoll sich erstreckten. *) Hiezu kamen noch weitere Satzungen über das Siegeln der Briefe v. J. 1368 und 1379, über die Rathsordnung 1367 und 1370, über die Besichtigung der Marken, über die Verpachtung der Stadtwage und über die Bestallung des Nachrichters. **)

Im Jahre 1552 erschien in Folge eines Beschlusses des innern und äußern Rathes der Stadt eine Bau- und Portungsschau-Ordnung, welche in 36 Artikeln bestand. ***)

Durch den Freyheitsbrief des Kurfürsten Frie-

*) Schenkl: Sammlung ber Freyheiten, Rechte, Gesetze, Gewohnheiten und Polizeyordnungen der Stadt Amberg aus dem 14. bis 16. Jahrhundert. Amberg 1820. 8. S. 9 bis 65.

**) Schenkl angef. Samml. S. 66 — 69.

***) Schenkl angez. Samml. S. 71 — 107.

drich II. v. 24. April 1553 erhielten jene autonomischen Befugnisse eine nähere Bestimmung, wie denn den Bürgermeistern und Rathe zu Amberg jene bisher allein — ohne Beyziehung des kurfürstlichen Landrichters — verhandelten Wändel, welche wegen Uebertretung bürgerlichen Gehorsams, der Gebote und Verbote, mit Bierbrauen, mit Bäckern, Metzgern und in andern dergleichen Fällen sich ergeben haben, auch für alle Zukunft allein zu bestrafen überlassen worden, was jedoch nur auf die der gemeinen Stadt mit Pflichten zugethane Bürger und Einwohner, so wie auf deren Angehörige zu verstehen war. *)

Gestützt auf den erwähnten Freyheitsbrief und das bisherige Herkommen, nach welchem das besondere Gesetzbuch der Stadt Amberg jährlich nach gehaltener Rathwahl öffentlich verkündet worden, erließ der Bürgermeister und Rath am 24. Sept. 1554 eine Kundmachung des erneuerten, mit den jüngst erlangten Freyheiten vermehrten, und sonst an vielen Orten geänderten und gebesserten Gesetzbuches **).

Hier wird es genügen, den Inhalt der einzelnen Titel zu bemerken, aus welchen das Gesetzbuch besteht, nämlich: Tit. I. Polizey-Satzungen §§. 1 — 51; Tit. II. von (dinglichen oder) sächlichen Verträgen, §§. 52 — 57; Tit. III. von Ehepakten, Erbschaften, Testamenten und Vormundschaften, §§. 58 — 63; Tit. IV. von Burgerrechten, deren Erwerbung und Verlust, §§. 64 — 70; Tit. V. von Schulden, Bürgschaften und Pfandschaften, §§. 71 — 84; Tit. VI. von Bestandschaft, Leihe, Miethe, Hinterlage und von veruntreuetem oder gestohlenem Gute, §§. 85 — 89; Tit. VII. von den Handwerkern, Item von Taglöhnern und Ehhalten, §§. 90 — 101; Tit. VIII. von Kramm- und Markt-Polizey, §§. 102 — 108; Tit. IX. von Ungesperrtheit und Reinlichkeit der Gassen und öffentlichen Plätze, §§. 109 — 111; Tit. X. wozu eine besondere Begünstigung des Rathes erforderlich ist, besondere Privilegien des Raths und der Bürgerschaft, §§. 112 — 120; Tit. XI. Nachtrag von Polizeygesetzen, §§. 121 — 140.

Damals befand sich die Stadt Amberg auf dem Culminationspunkte ihrer Autonomie, welche aber noch unter der churpfälzischen Regierung durch die Landesgesetzgebung, nämlich durch die Landes-Ordnung von 1599 und durch das Landrecht von 1606 vollends verdrängt worden ist, so weit sie gegen die besondere churfürstliche Entschließung vom 9. December 1597 *) noch bestehen konnte.

Nächst Amberg ist die Stadt Neumarkt in Rücksicht zu nehmen, in welcher das Bewußtseyn einer Reichspfandschaft und einer besondern Verbindung mit der Reichsstadt Nürnberg einen aufstrebenden Geist erweckte, wozu die Bestätigungen ihrer Rechte, Freyheiten, Handvesten und Gewohnheiten durch Kaiser Ludwig im J. 1331, so wie durch die nachfolgenden Römischen Kaiser nicht wenig beytragen mochten **).

Es ist daher begreiflich, daß diese Stadt durch eigenthümliche Statuten die Verhältnisse der Gerichtsordnung, der Privatrechte, der polizeylichen Gegenstände mit Einschluß der Vormundschaften und des öffentlichen Gemeindeverhältnisses autonomisch festgesetzt hatte***). Sie wachte mit solcher Sorgfalt gegen die Schmälerung ihrer Rechte, daß sie sogar im Jahre 1580 ihre Beschwerden bis an das Reichskammergericht in Speyer gelangen ließ, worüber noch im J. 1592 durch kurfürstliche Commissarien Verhandlungen gepflogen worden †)

Der Widerstand gegen die Einführung der reformirten Confession ††) bahnte auch hier den Weg

---

*) v. Löwenthal Geschichte der Stadt Amberg Urk. LXXII. S. 81 und 82.

**) Schenkl: der churfürstl. Stat Amberg Gesatzbuch ꝛc. 1554, herausgegtben 1825. 8.

*) v. Löwenthal Gesch. der Stadt Amberg S. 301 ff. und Urk. N. LXXXVII. S. 112. ff. Zu vergleichen ist Feßmaier Geschichte der Oberpfalz B. I. S. 237 ff.

**) v. Löwenthal Geschichte des Schultheißenamts und der Stadt Neumarkt S. 159 ff. und Urk. VIII. S. 221.

***) v. Löwenthal ang. Gesch. S. 153 — 155 und Urk. VI. (von 1319) S. 219.

†) v. Löwenthal a. a. O. S. 156.

††) Feßmaier Gesch. der Oberpfalz I. B. S. 238 ff.

wie anderwärts in der Oberpfalz, zum Sturze der Autonomie.

Die Stadt Nabburg, welcher schon in ihrem ersten Freyheitsbriefe die Theilnahme an den Rechten der Stadt Amberg zugestanden worden, machte hievon bey der Autonomie einen ausgedehnten Gebrauch, wie dieses aus einem Statutenbuche, unter der Benennung instituta civilia vom J. 1405 erhellet, wozu noch die Rathtsbeschlüße im 15. und 16. Jahrhunderte kamen. Die Gegenstände solcher Statuten betrafen das Gerichtsverfahren, das Privatrecht, darunter insbesondere die Pflichten der Grundholden (genannt Mannschaften), die Polizey mit Hinsicht auf Sicherheit, auf Nahrungsmittel, Weidenschaften, Handwerke und Gewerbe, wohin auch die Bräu-Ordnungen gehörten. Dazu kamen die Bestimmungen für die Vormundschaften, die Schulmeisterordnung und die Rathsordnung *).

Die Aufregung gegen die Einführung der reformirten Confession war so groß, daß zu Nabburg am 6. July 1592 ein Auflauf entstand, wobey der churpfälzische Pfarrverwalter Sebastian Praidtschedel von den Aufrührern ermordet worden. Kurfürst Friedrich IV. ließ hierüber der strengen Gerechtigkeit ihren Lauf, und beschränkte in einer Urkunde vom 11. Februar 1597 die Freyheiten der Stadt auf solche Weise, daß ohne Anwesenheit des churpfälzischen Pflegers kein Rathsbeschluß künftig zu fassen war, womit die bisherige Autonomie ihr Ende erreichte **).

Daß die dritte Chur- und Gezirksstadt Kemnat und neben der bereits erwähnten Gezirksstadt Neumarkt die übrigen Gezirksstädte Auerbach, Kam und Neunburg vor dem Walde ihres Orts in dem Gebrauche der Autonomie nicht zurückgeblieben seyen, kann ohne besondere urkundliche Nachweisung schon aus dem Geiste der damaligen Zeit geschlossen werden. Unzweifelhaft kann der Bestätigung hievon entgegengesehen werden, wenn die Urkunden dieser Städte, so weit sie nicht durch die häufigen Brandunglücke zu Grunde gegangen sind, zur Veröffentlichung sollten gebracht werden.

*) Nach den Urschriften. Man sehe Auszüge hievon in dem Vers. einer Geschichte des Vicedomamtes Nabburg S. 93, 94, 97, 102, 103, 109—111, 114 — 122, 128, 131, 133, 147, 153, 155, 156.

*) Nach ungedruckten Quellen.

Die Autonomie der oberpfälzischen Städte hatte früher zum Abfall der Provinz von der römisch-katholischen Kirche und für die Verbreitung der Augsburgischen Confession wesentlich mitgewirkt *). Sie kämpfte nachmals vergeblich gegen die landesherrliche Reformationsgewalt des Kurfürsten Friedrich IV., wobey die Städte Auerbach, Eschenbach, Kemnat, Nabburg und der Markt Kirchenthumbach mit der in offene Empörung übergetretenen Stadt Amberg eine besondere Verbindung eingegangen haben **). Ein gleiches Loos theilten sie in dem Untergange ihrer Autonomie.

Einen großen Einfluß hatte übrigens die Autonomie auf die Ausbildung der sogenannten vogteylichen Gerichtsbarkeit ***); was jedoch einer anderweitigen Entwickelung vorzubehalten ist.

*) Feßmaier angez. Gesch. S. 199 ff.

**) Feßmaier angef. Gesch. S. 237 ff.

***) Man pflegte auch die vogteyliche Gerichtsbarkeit im 16. und folgenden Jahrbunderte mit dem Ausdrucke: niedere Gerichtsbarkeit zu bezeichnen, was besonders bey der reichsunmittelbaren Vogt zu wichtigen Mißverständnissen führen mußte.

Schluß der Abhandlung über einige Gegensätze im Kampfe K. Heinrich's IV. mit P. Gregor VII., welche in der Sitzung vom 23. July Hr. Prof. Höfler las.

Allein selbst wenn in den Concilien die Strenge das Maß der Sanftmuth überschritten hätte *), würde es rechtgläubigen Bischöfen geziemt haben, einem katholischen Fürsten zu rathen, seine Unbilden nur in so weit zu rächen, daß er nicht die göttliche Rache auf sich lade, die Gesetze der Kirche nicht gänzlich mit Füssen trete, und nicht mit Mord, Brand und Verheerungen das betreibe, was nur mit kirchlichen Besprechungen zu betreiben war. Nun aber konnten sie nicht einmal die Ausrede gerechter Wiedervergeltung für sich in Anspruch nehmen, indem, ehe noch der Papst den Bann gesprochen, sie sich im J. 1076 zu Worms versammelt und ohne daß Papst Gregor etwas davon ahnden konnte, sich von ihm losgesagt hätten **). Bis dahin habe noch zwischen dem Königthum und dem obersten Priesterthum die Eintracht bestanden; zu Worms aber sey ein neues Gesetz aufgerichtet worden, des Inhaltes, daß der Knecht eines Fürsten das Recht habe, dem obersten Bischofe den bischöflichen Stuhl zu verbieten. Zu diesem Schritte seyen sie aber durch keinen Vorgang veranlaßt worden, ohne einen weiteren Grund seyen sie somit Störer des Friedens, Zertrümmerer göttlicher und menschlicher Gesetze geworden. Möchte ihnen der allmächtige Gott doch wenigstens die Gnade verleihen, daß sie nicht zu einem solchen Anfange ein ähnliches Ende hinzufügten.

Man sieht vor Allem aus diesem Briefe, wie damals alle jene Fragen, deren Lösung Jahrhunderte hindurch Deutschland in Bewegung erhielt, angeregt wurden. Niemand wird aber dem Manne seine Bewunderung versagen, welcher, obwohl selbst dem Aeußersten Preis gegeben, was den Einzelnen betreffen kann, doch weder die Ruhe noch das Maß verlor, und so sich auf eine Höhe des Ueberblicks und der richtigen Durchdringung der Verhältnisse erschwang, die weit über seine Zeit hinaus gieng und ihm selbst ebenso zum Ruhme, wie seinem Gegner zum vernichtenden Tadel gereichte. Faßt man aber die vereinzelten Bemühungen jener Männer zusammen, die während des größten inneren Sturmes, der bis jetzt Deutschland betroffen, die alten und wahren Principien des Reiches, wie sie aus der schönsten Blüthe desselben herstammten, verfochten; bedenkt man, daß der Kampf mit geringer Unterbrechung bis zum Jahre 1122 dauerte und von den fränkischen Kaisern mit allen Mitteln der Gewalt und der Hinterlist geführt wurde, so wird man eingestehen müssen, daß, was Deutschland in Bezug auf seinen inneren Fortschritt wirklich Gutes daraus errang, es vor Allem jenen Männern zu verdanken hat, die gleich bey dem Ausbruche des Streites allen Versuchungen, die Bahn des Rechts zu verlassen, muthig widerstanden, und je mehr die Welt sich ins Arge verkehrte, wenn auch in verschiedenen Sphären, doch zu gleichem Zwecke kraftvoll wirkten und so zuletzt die empörte Fluth wieder bezwangen.

*) Etsi in illis synodalibus judiciis districtio mansuetudinem incessisset, ita ut domnus Apostolicus plus solito et non pro materia super eos manum congravarit, decuerat tamen orthodoxos episcopos catholico principi suadere etc. c. VI. n. 57. Auf diese Stelle scheint Stenzel, Geschichte Deutschlands unter den fränk. Kaisern, den sonderbaren Ausspruch gestützt zu haben (S. 513): „er (Gebhard) selbst gab zu, daß Gregor übereilte Urtheile gefällt!!“ Offenbar berechtigt diese Stelle zu keiner solchen Auslegung.

**) Hoc fermentum totam ecclesiae massam corrupit. c. 6. no. 59.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 13.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. September.

Nro. 174. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der phil. philos. Klasse der k. Akademie der Wissenschaften den 2. July 1842 hielt Herr Prof. M. J. Müller nachstehenden Vortrag: Ueber den Ursprung des Namens Pehlvi.

Bevor in die Untersuchung, woher der Name der Pehlvisprache komme, eingegangen wird, muß noch eine Vorfrage erörtert werden, die freylich, wenn es sich um den Namen irgend einer andern Sprache handelte, ziemlich überflüßig erscheinen dürfte. Diese Frage ist: ob denn wirklich der Name Pehlvi der Sprache gebührt, die wir jetzt so benennen d. h. derjenigen, in welcher die heiligen Bücher der Ormuzdanbeter der zweyten Epoche geschrieben sind, und die, obwohl im Grunde vollkommen arisch, sich durch einen bedeutenden Zusatz von semitischen Elementen characterisirt.

Daß wir Recht haben, daran zu zweifeln, geht aus folgendem hervor: Nie wird in irgend einem Texte der heiligen Bücher selbst dieser Name genannt: wenn er vorkömmt, so ist dieß bloß in Ueberschriften, Unterschriften oder sonst zufälligen Notizen, die der neuern Zeit angehören, und also nur beweisen, daß die jetzigen Parsen, etwa nur aus Bequemlichkeit, sich dieses Namens bedienen. Man kann hier nicht einwenden, daß die Tradition ein nicht leicht zu beseitigendes Gewicht habe; denn ich hoffe zu zeigen, wie diese Tradition entstanden ist. Auch ist die Beylegung eines falschen Namens nicht ohne Beyspiel: und um nicht zu weit von meinem Kreise mich zu entfernen, nenne ich bloß das Zend, welches Wort bis auf, uns ganz nahe, Zeiten nie jene Sprache, in der die ältesten zoroastrischen Bücher geschrieben sind, noch eine Sprache überhaupt bedeutet hat. Zend (djanda) bedeutet Buch oder Text, wie das aus Neriosengh dem gelehrten Parsen, der mehrere zoroastrische Bücher in das Sanskrit übersetzt hat, hervorgeht (cf. Burnouf. commentaire sur le Yaçna, avantpropos p. XVI.); und wenn man zu einer gewissen Zeit anfieng zu sagen lughati zend, لغت زند so war dieß gewiß nicht zu übersetzen: Zendsprache, sondern Sprache des Zend, d. h. des heiligen Buches, wie wir etwa sagen, die Sprache der Bibel: das ist übrigens noch mehr bewiesen durch den Zusatz pâzend لغت زند و پازند der sich so häufig seit Akbars Zeit und seit der Abfassung des Ferhengi djihângîrî findet. Obwohl auch dieses Wort, pâzend, jetzt für den Namen einer Sprache genommen wird, so ist dieß doch eben so falsch, als das zuvor angeführte. Wenn Zend Buch heißt, so kann Pazend (oder eigentlich Pâizend) nur bedeuten: die Stütze des Buches, und ist darunter der Commentar zu verstehen, wie denn dieß schon aus Masudi, einem der ältesten und gelehrtesten Forscher der Araber, erhellt.

Fragt man aber, was hat man nach den uns zugänglichen Documenten für eine Sprache unter Pehlvi anzunehmen: so scheint dieß schwer zu beantworten. Bey arabischen Schriftstellern und bey den Persern, die die alten Sprachen ihres Vaterlandes aufzählen, (Masudi, Ibn mokaffa, Jacut, Hamza Ispahani, Ibn Haukal, die Verf. des

Borhani qati, Ferhengi djihangiri, Heft kulzum, Abulfaradj elwarrak) wird zwar das Pehlvi nie vergessen, als eine Sprache, die der alten Zeit Irans angehört; da aber bey keinem irgend eine charakteristische Eigenschaft (wie etwa Mischung zweyer verschiedener Idiome) noch auch ein Wort aus derselben angeführt wird, so läßt sich für unsern Zweck nichts daraus gewinnen: eben so wenig als aus andern Schriftstellern, die bloß nebenher und im Allgemeinen über das Pehlvi als eine alte heilige Sprache sich äußern, wie denn z. B. Hafiz die Nachtigall, als Sinnbild der nach Gott strebenden Seele, im Pehlvi die Geheimnisse der Liebe aussprechen läßt.

bulbul zi schâchi serv begulbângi pehlevi
mi ch^{u}and dûsch dersi makâmâti ma'nevi

(Gazel aus Jai. Münch. Hdsch. S. 125. Vers.)

Aber näher kommen wir vielleicht durch Nachrichten von Schriftstellern, die das Pehlvi selbst verstanden haben oder verstanden haben wollen.

Der erste ist Firdusi, dieser größte Epiker der Perser, ja des neuen Orients überhaupt. Bekannt ist, daß er seine Sagen aus in Pehlvi geschriebenen Büchern genommen hat, ja er gibt nicht undeutlich zu verstehen, daß er eine Kenntniß dieser Sprache gehabt. Hiebey fällt nun vor allem auf, daß unser Pehlvi als Priestersprache, höchstens Staatssprache, auf Monumenten ꝛc. schwerlich wohl für Epopöen, die doch wohl dem ganzen Volk angehören und in einer für es verständlichen Sprache geschrieben seyn müssen, passen konnte: wobey noch das bedeutendere Moment zu berücksichtigen ist, daß das Pehlvi, so lange es lebte, nur einem ziemlich abgegränzten Theil des iranischen Reiches unter den Sassaniden zuzuschreiben ist, einem Theile, der außerhalb des eigentlichen Persiens liegt, wo das persische Element nicht einmal das vorwaltende war, und gerade am weitesten von Chorasan entfernt, wo zuerst Liebe für alterthümliche Romanzen sich wieder erhob, und wo sicherlich nie ein Wort unseres Pehlvi gesprochen worden ist. Was mir aber am evidentesten erscheint, ist der Umstand, daß im ganzen Schahname kein specifisch pehlvischer Ausdruck sich findet, in sechzigtausend Doppelversen nicht einer; und wäre dieß zu vermeiden gewesen, wenn Firdusi nach pehlvischen Exemplaren arbeitete? Obwohl ich mich nicht rühmen kann, das ganze Schahname durchgelesen zu haben, so darf ich doch wohl die obige Behauptung wagen, da mir die Glossarien zu Firdusi, gedruckt (in Macans Ausgabe) ungedruckt (in Pariser Handschriften) zu Gebote standen, wo doch die seltnern Worte des Dichters aufgezählt und erklärt sind. *)

Ja man kann noch weiter gehen, und vielleicht positiv die Unkenntniß Firdusis in Bezug auf pehlvi Schrift und Sprache nachweisen. Jedermann kennt die Geschichte der drey Söhne Feriduns Selm, Iradj und Tur, die von Firdusi und selbst nach ihm, von persischen Historikern erzählt wird. Auch in den Pehlvibüchern kommen jene drey Namen vor: aber dort z. B. Bundehesch (Paris. Hdsch. p. 214) heißt der letztere nicht Tur, sondern Tûtsch, woraus die Parsibücher Tûdsch **) oder Tuz machen (dsch und z wechseln im Parsi, wie noch im Neupersischen). Wie kam nun Firdusi auf Tur? im Pehlvi konnte er nicht auf eine Verwechslung des Tsch und R fallen, auch nicht im Parsi, wenn dieses in Zendcharakteren geschrieben war: hatte er aber ein Parsibuch in neupersischer Schrift, so war der Name hier تور, woraus freylich mit Weglassung des Punktes تور werden konnte. Daß aber Tur nicht etwa als Schreibefehler für Tuz bloß dem Copisten des Schahname zur Last fällt, dieß wird hinlänglich durch die Absichtlichkeit widerlegt, womit Firdusi jene Namen durch ein Wortspiel in Verbindung mit Turan bringt.

diger tûr râ dâd tûrân zemîn

(Schahname, Mohl's Ausg. I. 138.)

Ein anderes Wort ist Dizhukht, das Firdusi aus dem Pehlvi erklären will als rein, oder vielmehr Gengi dizhûcht als „reines Haus" der

*) Schon durch die obige Bezeichnung „specifisch pehlvische Ausdrücke," sind natürlich alle jene Worte ausgenommen, die schon in frühester Zeit aus dem Pehlvi in das Parsi übergegangen waren, und die Firdusi im Munde des Volkes vorfinden mußte: worüber bey einer andern Gelegenheit.

**) Diese Form haben auch moslemische Forscher z. B. Hamza Isfahani, der aber freylich eine gelehrtere Kenntniß des alten Persiens hatte als Firdusi.

erhabene Palaſt des Dhahhak (Zohak), der dann, wahrſcheinlich in Folge dieſer Erklärung, mit dem geheiligten Hauſe (Jeruſalem) oder Beitulmokaddes identificirt wurde.

— — Be beitulmokaddes nihâdend rûi. — (Tschu ber pehlevânî zebân rândend, Hemi gengi dizhûchtesch ch^{u}ândend; Betâzî kunûn châneï pâk ch^{u}ân Berâverde eivâni dbahhâk dân *).

Aber dizhûcht iſt weder pehlviſch, noch bedeutet es rein. Offenbar iſt dizhûkht das pârſiſche دژهوخت (duzhûkht), das ſo häufig zwiſchen دشمت duschmat und دژهورشت duzhuverscht vorkömmt (ſchlecht gedacht, ſchlecht geſprochen, ſchlecht gethan), entgegenſtehend dem humat, hûcht und huvarscht (gut gedacht, gut geſprochen, gut gethan). Jenes heißt aber mit einem härteren Laute in Pehlvi dusch hucht. Dieſer Name als δυσώνυμος paßt auch ſicherlich beſſer für die Wohnung des verruchten Dhahhak. Daraus folgt aber hinlänglich, daß Firduſi nicht pehlvi verſtand, und nicht aus in pehlvi geſchriebenen Büchern ſchöpfen konnte. Alles weist darauf hin, daß, was er Pehlvi nennt, eine ältere Form des Neuperſiſchen war, worin die Volksbücher in den letzten Zeiten der Saſſaniden abgefaßt wurden, und die zunächſt nichts mit der ältern Prieſterſprache zu thun hatte, die wir jetzt Pehlvi zu nennen gewohnt ſind.

Bevor ich noch einen andern Auctor, der pehlvi verſtanden hat, berühre, muß ich noch eine Zwiſchenbemerkung machen, die aber ſelbſt für meinen Satz ein bedeutendes Gewicht hat; nämlich unſere Sprache hat wirklich bey den Parſen einen ganz eigenthümlichen Namen, huzvâresch oder uzvâresch *), oder vielmehr huzuaresch. Nun findet ſich dieſer Name ſchon ziemlich früh, zur Zeit des Abbaſſiden Manßurs, bey einem bekannten Schriftſteller, Ibn Mukaffa, von dem im kitabulfihrist eine Stelle hierauf bezüglich enthalten iſt (cf. M. Quatremère mémoire sur les Nabatéens J. as. mars 1835. 256. vergleiche kitabulfihrist. cod. Vindob. p. 15 vers.) Ibn Mukaffa ſpricht von dem Uzvaresch (oder wie er es nennt Zevaresch, wobey das vorangehende hu oder u abgefallen iſt, wie in zebân oder zevân aus huzvân) zwar nicht als Sprache, ſondern als Schrift: die zwey Worte, die er aber anführt, ſind genau die aus dem Aramäiſchen in das Pehlvi übergegangenen Ausdrücke für Fleiſch und Brod, wie ich in der angeführten Stelle des Journal Asiatique gezeigt habe. Wenn ſich auch dieſer Schriftſteller in der Annahme des Uzvaresch als bloßer Schrift geirrt hat, ſo iſt dieß für unſere Theſe noch beweiſender; denn gerade er führt das Pehlvi neben andern noch als eine der alten Sprachen Perſiens an, ohne zu erwähnen, daß dieß mit dem Huzvaresch etwas zu thun habe. Ja, was die Sache vollends entſcheidet, Ibn Mukaffa iſt gerade der Mann, der alte Volksbücher, wie das Königsbuch (Chodaname) und die Apologenſammlung Kalila we Dimma aus dem Pehlevi in das Arabiſche überſetzte. Er verſtand alſo Pehlevi und es fiel ihm auf, daß im Huzvareſch ſich ſemitiſche Worte finden

*) Mohls Ausgabe p. 96. Macan p. 39. In einer etwas andern Folge, und mit unbedeutenden Varianten ſtehen die Verſe im Ferhangi djihangiri ſ. v. (Pariſ. Hdſchft.)

**) Ich habe dieſes Wort im Journal Asiatique Avril 1839 p. 339 seq. erklärt als zuſammengeſetzt aus hu εὖ und zuar, zuhr (Opfer), alſo: Sprache des Gottesdienſtes und eine Stelle aus einem Riwajet (manuscr. d'Anquetil VII. fonds p. 106) angeführt, der ich hier noch eine andre beyfüge. Sie findet ſich im Manuscr. d'Auquetil VI. fonds p. 94. und lautet (aus dem Zend-Charakter transſcribirt): çarê. bun. vân. yast. ba. khata. awçtâ. yâ. khata. çĕvât. avâit. navèst. kè. uzvârs. bèt. Ohne in die Erklärung der erſten Worte einzugehen, die etwas zweifelhaft ſind, gebe ich bloß die Ueberſetzung der Hauptparthie, die für unſern Zweck hinreicht. „Das .... muß man mit der Schrift des Avesta (ſogenannte Zendſchrift) oder mit der Schrift. von Sewad, die das Uzvaresch iſt, ſchreiben.“ Daß hier uzvaresch bloß für die Schrift gilt, macht nichts: das Wort bedeutet ſowohl dieſes, als auch Sprache, wie das ſonſt und ſpeciell in der im Journal Asiatique angeführten Stelle aus Mspt. VII. F. anerkannt iſt. Es iſt hier bloß um den Namen zu thun. Sewad iſt nichts anderes als der bekannte Diſtrict in Irak; worüber ſpäter. (In den Worten çĕvat, avâit, bèt ſollte das ſchließende t mit einem Punkt unten verſehen ſeyn. Dieſer Character fehlt in der Druckerey: er entſpricht dem neuperſ. ت oder vielmehr nach alterthümlicher Weiſe dem ث als Auslaut.)

und gerade solche, die er auf jeder Seite der Werke hätte treffen müssen, die er aus dem Pehlevi übersetzte. Diese Sprache, das wahre Pehlevi, muß also, wie wir schon oben mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthet haben, eine von semitischen Einflüssen unangetastete Volkssprache Persiens gewesen seyn; und hat nichts zu thun mit unserm fälschlich sogenannten Pehlvi *).

Ein letztes Moment ist folgendes. In dem Tarichi guzide finden sich pehlevische Gedichte, deren Sprache in der That ganz von unserm Pehlvi abweicht. Ich verdanke die Indication dieser Strophen der Freundschaft des Hrn. Baron v. Hammer, in dessen Manuscript S. 335 vers. und 340 rect. sich dieselben befinden, das eine von Izzeddin hamadani, das andere von Djulahe Ebheri (djûlâhe ebheri bezebâni pehlevi asch'âri nîkû dâred, minhâ schi'r — — Jzzeddin hamadâni asch'âri pehlevi khob dared, schi'r — —). Ich wage nicht zu sagen, daß ich jene Gedichte vollkommen verstehe, aber dieß ist sicher 1) daß kein specifisch pehlvisches Wort oder eine derley Form vorkömmt, 2) im Gegentheil, daß alles schon die weicheren parsi oder neupersischen Laute hat, 3) daß Nomina wie tscheschm, chûn etc. gebraucht werden, wo man ainman, damia etc. erwartet hätte, und Verbalformen wie kerd, was in pehlvi rein unmöglich ist, da hier dieses Verbum sein *r* nicht allein im Präsens, sondern auch im Präteritum in *n* verwandelt hat (kant).

Nach diesen Erörterungen können wir nun zu der Frage übergehen, woher der Name Pehlevi?

Die gewöhnliche Meinung ist *), daß es vom persischen pehlu, die Seite, herkomme, und also

*) Um kein neues Wort zu gebrauchen, fahre ich fort, unsre Sprache Pehlvi (in der corrupten Form) zu benennen, nnd reservire den Namen Pehlevi für den Dialect, der ihn allein verdient, und den wir so eben erkannt haben.

*) Die zuletzt noch von Hr. J. Mohl Iournal Asiatique März 1841 p. 162 in Schutz genommen worden ist. Hr. Mohl citirt einen Vers des Schahname

etwa die Grenzsprache bedeute; natürlich in der Voraussetzung, daß Pehlvi die Sprache Mesopotamiens oder des arabischen Irak ist, des am meisten gegen Westen vorgeschobenen Striches von Iran. Dieß angenommen, jedoch nicht zugegeben, so möchte doch schwierig seyn, der persischen Sprache die Bedeutung „Gränze" für das Wort pehlou zu vindiciren. Kömmt es wirklich auf diese Art gebraucht vor (was ich aber nicht weiß), so muß dieß in der Verbindung mit andern Worten seinen Grund haben; die Bedeutung wäre dann keine wesentliche, dem Wort inhärirende, sondern eine bloß zufällige: und sollte aus einem solchen ein so allgemeiner Gebrauch des abgeleiteten Adjectivs haben entstehen können? Ist es annehmbar, daß man, weil latus in einem gewissen Nexus Gränze bedeuten kann, man überhaupt und allgemein eine Gränzsprache „Lateralsprache" nenne.

Annehmbarer ist die Vergleichung des Wortes Pehlevi mit Pehlevan, Heros, Kämpe; also Pehlevi etwa die Sprache der Pehlevanen, der Helden: und da diese die alte Zeit Persiens repräsentiren, die Sprache des alten Persiens überhaupt.

---

bedân dîn ki ch^{u}âni werâ pehlevi
(ed. Macan 1247)

und bemerkt: „ce vers prouve que l'on prononçait également pehloui et pehlewi et montre que la dérivation qui fait venir pehlewi de pehlou „frontière" est parfaitement légitime." Abgesehen davon, daß hier pehlevi ein Epitheton der Religion ist, und ganz allgemein altpersisch heißt, abgesehen davon, daß pehloui hier gelesen werden soll, wogegen noch viele Einwendungen zu machen sind, so kann sich doch jene Legitimität bloß darauf beziehen, daß es grammatikalisch erlaubt ist, aus der Endung *u* im Nisbet *ewi* zu machen. Ob dann das Wort pehlu Gränze oder etwas anderes bedeute, wäre damit noch nicht abgemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 14.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. September.
Nro. 175. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der phil. philos. Klasse der k. Akademie der Wissenschaften den 2. July 1842 hielt Herr Prof. M. J. Müller nachstehenden Vortrag: Ueber den Ursprung des Namens Pehlvi.

(Schluß.)

Diese Meynung findet sich schon bey den Persern selbst, z. B. in den Wörterbüchern Heft kulzum und Ferhengi djihangiri. Bey den letztern z. B. (Vorrede p. 14. Handschr. der asiatischen Gesellschaft zu Paris) heißt es: djem'î markûm çâchte end ki loghati râ ki pehlevânân i pâi tachti kejân bedân tekellum mîkerde end pehlevî mî nâmend. Gestehen muß man aber, daß die Ableitung grammatikalisch sich nicht rechtfertigen läßt.

Gegen eine andere Meynung, die sich ebenfalls in den genannten Lexicis findet, und pehlev in der Bedeutung Stadt nimmt, so daß pehlevî so viel als Sprache der Städter bedeutet, könnte man anführen, daß ja der Landedelmann, Dihkan, sein Königsbuch in Pehlevi schrieb.

Eine letzte Ansicht, die von den besten Gewährsmännern unterstützt ist, und die sich auch durch ihre Natürlichkeit empfiehlt, scheint mir allen andern, auch wenn sie nicht die gerügten Mängel hätten, vorzuziehen. Ich werde nicht die secundären Quellen wie z. B. Heft kulzum, Ferh. djihangiri etc. citiren, sondern nur die beyden Hauptschriftsteller, aus denen die spätern schöpften, vorführen, Schriftsteller, die anerkanntermassen als gelehrte Forscher nnd älteste Zeugen allen Glauben verdienen. Es sind Hamza isfahani und Ibn mokaffa. Die Stelle des einen wird von Jakut in seinem Marasid ulittila, unter dem Worte فهلو (Leidner und Pariser Handschrift), die des andern von dem Verfasser des Kitabulfihrist Seite 14 der Wiener Handschrift citirt. Bey Jakut heißt es: „Fehlv (der Vocal des Lam ist nicht angegeben: nach dem Heftkulzum ist es ein e). Man sagt auch Fehleh. Hamza Isfahani sagt: die alten Perser hatten fünf Sprachen. Die fehlevische, derische, farisische, chuzische (so muß gelesen werden) und sorjanische. Was die fehlevische betrifft, — so hat sie ihren Namen von Fehleh, womit die fünf Districte Isfahan, Rei, Hamadan, Mah Nihawend und Adherbeidjan bezeichnet werden — " *) Ohne irgend eine wesentliche Veränderung sagt dasselbe Ibn Mukaffa. In Ferh. djihang. ist noch Dinaur beygefügt.

*) فهلو با فتح ثم السكون ولام يقال فهلة قال حمزة الاصبهاني كان كلام الفرس قديما يجرى على خمسة السنة الفهلوية والدرية والفارسية والخوزية والسريانية فاما الفهلو — — وهي لغة منسوبة الي فهلة وهو اسم يقع علي خمسة بلدان اصبهان والري وهمدان وماه نهاند وآذربيجان

Diese Districte machen aber gerade das alte Medien in seinem vollen Umfang aus. Und wir hätten somit das wahre Pehlevi als die Sprache Mediens. Daß man in späterer Zeit, wo alle jene früheren ethnographischen und linguistischen Verhältnisse verwischt waren, den bestimmten Begriff von pehlevi aufgab und bloß etwas altpersisches, gleichviel aus welcher Epoche und welcher Gegend darunter verstand, hat durchaus nichts Auffallendes: es ist in Europa etwas ähnliches mit dem Worte gothisch vorgefallen.

Gehen wir nun zu dem grammatikalischen Ursprung des Wortes über. Die Schwierigkeiten sind hier größer, weil die Worte, die einen ähnlichen Laut mit Pehlevi haben, nur wenige sind. Doch findet sich sehr häufig eines, nämlich פהלום oder פהרום im Pehlvi; pahlum im Parsi, verdorben manchmal in puhulām, puhulūm ꝛc. Dieses Adjectiv entspricht ganz genau dem zendischen vahista, vortrefflichst, heiligst und kommt besonders ganz regelmäßig in der Verbindung פהלומאהוראן pahlum ahvan (entsprechend dem zendischen ahum vahistem) vor, die vortrefflichste Existenz oder Wohnung: nämlich der Himmel, wie denn Anquetil auch immer auf diese Weise übersetzt, obgleich oft mit Unrecht.

Es wäre vielleicht unmöglich eine Etymologie für dieses Wort zu finden, wenn es sich nur unter dieser Form zeigte: aber man trifft neben demselben noch eine andere, nämlich pâschum oder paschum באשום פשום in pehlvi: und zwar so, daß oft das eine Manuscript paschum, das andere pahlum hat, oder das nämliche Mpt. beyde Formen die eine als Erklärung der andern, so daß ihre Identität vollkommen bewiesen ist; eben so im Parsi paschum, faschum, paschām. Dieses letztere ām kommt wahrscheinlich davon her, weil das â vor einem Nasal wie a°, o ja sogar wie u von den jetzigen Persern ausgesprochen wird. Ich finde unter den Rivajets in einem kleinen Briefe der im Samarkand = Dialect geschrieben zu seyn scheint, كلوم statt كلام, was das Umgekehrte wäre, ûm statt âm.

Daß aber pâhlum und paschum auch grammatikalisch ganz genau dasselbe Wort darstellen, geht aus einer Bemerkung hervor, die ich in der Pehlvilautlehre gemacht habe, daß nämlich ein alter Zischlaut sch sich im Pehlvi und Parsi in die Gruppe hr oder hl umsetzt. So wird

parvahr (ferouer)	aus	fravaschi
çpahr*) oder çpihr	„	thwâscha
ahlub	„	aschava

ja selbst die Namen der Stammältern des menschlichen Geschlechts Meschi und Meschiane finde ich bey Hyde und bey Masudi (kitâb uttenbih. Paris. Mpt. p. 59 rect.) als Mehli und Mehline aufgeführt. Obwohl ich diese Form noch in keinem parsischen Mspt., das mir zu Gebote stand, traf, so glaube ich doch annehmen zu dürfen, daß Masudi hier einer bestimmten Parsitradition folgt. Es wäre sogar nicht unwahrscheinlich, daß auf diese Weise aus dem Worte casd (Casdim) der Name der Chaldäer entstanden ist, indem der Zischlaut in hr oder hl verwandelt würde, also kahrd oder kahld. Da die Griechen die Aspiration in der Mitte nicht ausdrücken konnten, so warfen sie dieselbe auf den anfangenden Consonanten, etwa wie φροῦδος aus πρὸ ὁδοῦ.

Auf diese Weise sind wir nicht nur nicht beschränkt, auf pahlum zu operiren, sondern haben auch gewonnen, daß diese Form die secundäre, pashum aber die ursprüngliche ist; bestimmen wir die wahre Bedeutung des Wortes.

Man würde sich vielleicht irren, wollte man unser pahlum mit pehlu zusammenbringen, so daß es wie pehlevan einen starken (Mann) bedeutete, wozu der Sinn von pehlu als Hüfte, Seite einige Berechtigung gäbe. Aber die Texte der heiligen Schriften sind durchaus entgegen. Ueberall entspricht es, wie schon bemerkt, dem zendischen vahista. Daher in den solenellen Verbindungen mit ahvân vortrefflichste (Wohnung), = zend. ahu vahista, und mit ahlâisch vortrefflichste (Reinigkeit) = zend ascha vahista, oder für sich: az. hçtân.

*) Die Verwandlung des thw in çp ist durchgängiges Gesetz.

pahulum (Cod. Anq. VI. (.7.) „der Vortrefflichste von allen, die da waren.“ In Ormuzd jescht (Cod. Anq. V. fonds. p. 95.) me. tat. nâma. framrûidhi. achâum. ahuramazda. yat. tê. açti. mazistĕm tcha. vahistĕmtcha. çraêstĕmcha: „nenne mir, o reiner Ormuzd, jenen Namen, der dir ist, den größten, vortrefflichsten, beßten“) entspricht ebenfalls in der Pehlviübersetzung das Wort pahlum dem zend. vahista, das sich auf den Namen des Ormuzd bezieht, wo über die wahre Bedeutung der Commentator keinen Zweifel übrig läßt. Die drey zendischen Epitheta mazista, vahista, çraêsta sind auf folgende Weise erklärt: מיהסט פן טן פהלרם פן כסם ניוכטום פן אדידונטן d. h. „der größte dem Körper (der Ausdehnung) nach, der trefflichste dem Werthe nach, der schönste zu sehen“: also Superlative des Guten nach Materie, Gehalt und Form, wie wir uns ausdrücken würden: und gerade der Gehalt, das Innerlichste trifft unser pahlum. — Im Sad der Bundehesch, einem spätern Buche, das aber offenbar aus alten Quellen geschöpft hat (Cod. Anq. XII. 108. coll. 787.) spricht Ormuzd zu den Feruer der Heiligen: schomârâ mardumi paschâm nâm kunem: ya'ni ân heme merdumân ki der giti bûde end we bâschend, schumâ ez ischân hem bihter bâschîd we der bihischt gorûtmân djâigâhi schumâ bulendter uchoschter dihem: „Ich will euch den Namen merdumi paschâm zulegen, das heißt, von allen Menschen, die in der Welt waren und seyn werden, sollt ihr die beßten seyn, und im höchsten Himmel den erhabensten uud schönsten Platz haben.“ (in der zweyten Stelle beynahe wörtlich so). Die Worte sind formell und beweisen zugleich, daß in einer andern Stelle (Afrin Rapitan Cod. VII. f.,) fravahrĕ yalān paschām mrdān) paschâm nicht wie Anquetil, der es durch brave (zend. avest. II 71) übersetzt, meint, ein müßig Zusatzer zu yalān ist, sondern eine neue Qualification. Der Verfasser des Afrin will nicht überhaupt die Helden, die als solche ja auch Sünder seyn können, feyern, sondern jene, die zugleich tugendhaft und würdig der himmlischen Wohnungen sind.

Wäre irgend eine Verbindung des Wortes pahlum mit pehlevân, so müßte man eher sagen, daß pehlevan von dem erstern herkomme, als umgekehrt, so daß nämlich das Wort seine ursprünglich religiöse Bedeutung verloren und eine weltliche bekommen habe, was in der That nicht unwahrscheinlich ist bey dem mehr oder weniger theocratischen Zustande jener alten Völker, der allmählig in einen mehr äußerlichen übergieng.

Es frägt sich nun, welche Etymologie finden wir für pahlum oder paschum. Nach vielen Versuchen, die gerade hier bedeutende Schwierigkeiten haben, weil sie nicht analytisch sondern bloß synthetisch oder combinatorisch seyn können, also eine größere Anzahl von Möglichkeiten darbieten, verglich ich dieses Wort mit andern, in denen ein sch vorkömmt, und die die Eigenthümlichkeit haben, daß sie vor dem Zischlaut ein R oder L auswerfen, z. B. schaná aus lischana; âtasch aus atarsch; kischvar aus kĕrĕschwar, kesch aus kĕrĕsch etc. Nach dieser Analogie könnte man für paschum eine Wurzel parsch aufstellen. Diese findet sich wirklich in den semitischen Dialecten, und ist auch in das Pehlvi aufgenommen worden, mit der gewöhnlichen Endung פרשונטן, das mit dem parsischen vetchârtan alternirt: im Vokabular ist es durch vezârden erklärt, die erweichte Form des so eben angeführten pârs. Verbums, wo es aber Anquetil falsch durch passer übersetzt, indem er vezârden und vedorden verwechselt, Worte, die aber vollkommen getrennt sind, wenn sie gleich im neuesten Persischen vermöge gewisser Lautgesetze auf dieselbe Weise ausgesprochen werden. Dieses Verbum vetchartan = parschuntan heißt aber segregare, separare, discernere, genau wie das semitische parasch. Unter der Voraussetzung, daß unser paschum damit zusammenhängt, wie wäre es in der Verbindung mit ahvan (Wohnung) zu denken? Das nächste wäre locus discretus ab orco, oder vielleicht discretus a mundo mixto (gaêtha): aber wie dann, wenn das Adjectiv einen Mann bezeichnet, wie in früher angeführten Beyspielen, oder verbunden mit dem Worte ahlâisch (Reinigkeit)?

Man muß sich erinnern, daß in den aramäischen Sprachen parasch auch in einem religiösen Sinn gebraucht wird, deo separare z. B. afra-

schuth, perischuth (v. Buxtorf) purschono, poruschuto (v. Michaelis) etc. etc. Auf dieselbe Weise erklärt sich der Name Jehovas schem hammephorasch bey den Rabbinen d. h. der Name, der exclusive der Gottheit gehört. Um diese Combination zu verstärken, braucht man nur noch an die semitischen Wurzeln kdsch und hhrm erinnert zu werden.

Wenn diese Discussion einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit mit sich führt, so muß ich doch gestehen, daß sie keine vollkommene Evidenz gewährt. Es fehlen einige Mittelglieder von der einen Seite: auf der andern ist es unangenehm, zu einer semitischen Etymologie die Zuflucht zu nehmen, da die Pehlviendung u m mir bisher bloß bey Wörtern aus der arischen Sprachclasse vorgekommen ist. — Ich muß aber noch einer sonderbaren Coincidenz erwähnen.

Das Zendwort pĕrĕçu (Seite, sanskrit parçvam) ist im Pehlvi in pahluk übergegangen. Kann man das ç, das sich in pĕrĕçu findet, mit dem s c h in ascha etc. (siehe oben) vergleichen, so mag man wohl dieselbe Umwandlung des Zischlautes in h r statuiren: wir würden dann annehmen, daß das r in pĕrĕçu abgestossen worden ist, eine Unregelmäßigkeit, die wir aber bereits bey einigen andern Pehlviwörtern nachgewiesen haben. Von allen Wörtern nun, die im Zend vorkommen, hat unstreitig pĕrĕçu die größte Analogie mit den Namen Persiens (pârç): ferner das Pehlviwort pahluk ist in seiner äußern Form ganz identisch mit p e h l u, wodurch, wie wir gesehen haben, ein Theil Irans und zwar das alte Medien bezeichnet wurde. Könnte nun nicht von da das Wort pahlum herkommen, das specifische Epitheton eines Anhängers des Zoroaster, der es wirklich ist, dann des Paradieses, das ihm speciell bestimmt ist, endlich der altiranischen Helden, der Pehlevani?

Speciös ist dieß sicherlich in Bezug auf äußere Conformität: aber die Unmöglichkeit einer Verbindung zwischen den Begriffen S e i t e und H e i l i g k e i t ist zu schlagend, als daß wir uns dabey verweilen dürften. Darf man eine Vermuthung in dieser Sache aussprechen, so könnte man etwa auf diese Weise folgern: der Sinn der Heiligkeit, Gottgeweihtheit scheint für den Stamm pasch oder parsch erwiesen, wenn auch vielleicht noch einige Zweifel über die Etymologie obwalten. Ist es unmöglich, daß die alten Medier ihr Land, das h e i l i g e, g o t t g e w e i h t e genannt haben? Sicherlich nicht. Hat ja doch ein anderer Name, den das parsische und indische Volk sich beygelegt haben, aryya, airya, woher noch der heutige Name Persiens (Iran) stammt, eine ähnliche Bedeutung: v e r e h r u n g s w ü r d i g. — Daß der Name pârc Persien, dieselbe Bedeutung habe, dagegen streiten die Lautgesetze nicht unbedingt: ja es kann sogar noch ein positiver Grund angeführt werden, nämlich das Wort pârçâ oder pârçâi, das noch jetzt im Neuparsischen einen f r o m m e n, g o t t g e w e i h t e n Mann bedeutet. Ist dieß richtig, so wären die Namen der beyden Hauptprovinzen Irans, P e r s i s und M e d i a v o l l k o m m e n i d e n t i s c h dem Ursprunge nach, jedoch mit dialectischer Verschiedenheit *). Daß aber e i n Name für mehrere Provinzen gilt, kann durch ein ganz nahes Beyspiel belegt werden: nämlich airya, das allerdings eigentlich das ganze arische Volk bezeichnet, aber speciell auch einzelne Provinzen Arran, Airyama (Elam), ja selbst Irâk, wie ich nach positiven Zeugnissen nachgewiesen habe. (Journ. asiat. l. c. 298 seq.)

Ueber die Entstehung unsers Pehlvi und seine geographische Ausbreitung ein anderes Mal.

*) Ich mache hier noch auf eine orientalische Genealogie aufmerksam, wonach als Sohn des Noachiden Sem P e h l e v aufgeführt ist, und als dessen Sohn Pârç. Kann man hier nicht die Andeutung des historischen Factums finden, daß die p e r s i s c h e Dynastie auf die m e d i s c h e (pehlevische) folgte.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 15.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. September.
Nro. 176. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Hr. J. M. Müller legte ferner der Klasse noch einen Bericht vor: über die arabischen Manuscripte, betreffend die drusische Religion, im Besitze Sr. Majestät des Königs.

In Folge der Occupation Syriens durch die ägyptischen Heere erwarb sich Herr Clotbey, der verdienstvolle Vorstand des Medicinalwesens in den Ländern des Vicekönigs Mohammed Ali, mehrere arabische Handschriften, die auf die Religion der Druſen Bezug haben.

Um dieselben der europäischen Wissenschaft zugänglich zu machen, sandte er sie an verschiedene Bibliotheken, einen ansehnlichen Theil derselben. aber an Se. Majestät den König von Bayern, Allerhöchstwelche sie den Schätzen der kgl. Hof- und Staatsbibliothek einzuverleiben geruht haben.

Viele Jahre hindurch hatte der unsterbliche Silvestre de Sacy sich mit den Dokumenten der drusischen Religion in den Handschriften der Pariser Biblothek beschäftigt, und noch kurz vor seinem Tode erschien von diesem unermüdeten Forscher ein Meisterwerk, die Exposition de la réligiòn des Druzes in zwey Bänden. Nur sein für die Wissenschaft allzufrühes Hinscheiden verhinderte die Herausgabe von. drusischen Schriftterten als pièces justificatives jener Darstellung. Wenn nun auch die gelehrte Welt durch dieses Buch eine Menge reicher Aufschlüße über jene höchst interessante Religionsformation des Orients erhalten hat, so mußte sie doch bedauern, nicht auch die Originalien selbst zu besitzen, die denn doch für den selbstständigen Forscher selbst neben einer so meisterhaften Entwicklung, wie die Sacysche, unentbehrlich ist. Diesem Bedürfnisse hat Herr Clotbey durch Verbreitung dießfälliger Handschriften, die früher so schwer zu erhalten waren, auf eine zum Dank verpflichtende Weise abgeholfen; ja es hat sich herausgestellt, daß wir dadurch zum Besitze von Schriften gelangt sind, die dem verewigten Sacy gar nicht bekannt waren, und die ihm von größtem Nutzen für seine Untersuchungen hätten seyn können.

Wir geben zuerst das Verzeichniß der Manuscripte, und werden dann noch einige Worte über den wissenschaftlichen Gewinn, der aus ihnen zu ziehen ist, beyfügen.

1) Handschrift nro. 7. 19 Blätter, klein Octav; neu, hübsch geschrieben.

Sie enthält vorerst einen Katechismus der drusischen Lehre, wie sie jetzt aufgefaßt wird, und zwar, wie bekannt, ziemlich abweichend von der primitiven Idee derselben. Er ist bereits gedruckt in Museum borgianum und in Eichhorns Repertorium für bibl. und morgenl. Literatur XII. p. 202 — 221. Dann folgt die Bekenntnißformel mithâku welijji zzemân; vergl. Sacy Chrestomathie arabe (arab. Text p. 82. Eichhorn am angeführten Orte p. 222). Zuletzt kömmt der Tractat der Geheimnisse errisâletu lmausumetu bilesrâr, worüber Sacy Exposition de la réligion des Druzes I pag. CCCCXCV.

2) Handschrift nro. II. 110 Blätter in Octav;

nicht geradezu schön, aber deutlich geschrieben mit kräftigen Zügen und sehr correct.

Sie enthält 35 von den 113 kleineren Tractätchen, Risalets (vergleichbar den Briefen der Apostel), aus denen Sacy seine Darstellung des drusischen Religionssystems schöpfte. Mehrere derselben sind mit Glossen und Randbemerkungen versehen.

Hier die Angabe ihres Inhaltes, verglichen mit der Notice des manuscrits druzes in Sacy's Exposition de la rél. des Druzes. tom. I.

1) Risalet ul arab 12 Seiten. Sacy. nro. lix.
2) Risalet ul yemen etc. 11 Seiten. Sacy. nro. lx.
3) Risalet ul hind etc. (an die Unitarier von Hind und Hindâstân, wie es im Texte heißt) 10 Seiten. Sacy. nro. lxi.
4) Errisaletu lmausumetu biltakri' iwelbeyâni etc. 10 S. Sacy. lxii.
5) Err. lmaus. bitadibi lweledi etc. 10 Seiten. Sacy. lxiij
6) Taubîchu Sehlin. 12. Seiten. Sacy. lxxxii.
7) Risalet ulbenâti 'lkebiretu 7 Seiten. Sacy. lxxxv. (gedruckt in Sacys Chrestomathie).
8) Risalet ulbenâti ssaghiretu 4 Seiten. Sacy. lxxxvi. (gedruckt.)
9) Almakâlatu fi rreddi ala lmonadjdjimîn. 10 Seiten. Sacy. lxxxvii.
10) Errisal. lm. bibedvi lchalki. 7 Seiten. Sacy. lxxxviij. Ein sehr interessanter Tractat über die drusischen Speculationen, bezüglich auf Cosmogonie, den Sacy für seine Exposition nicht benützte, wie er es wohl verdient hätte. Die Angabe: „c'est une reponse à un unitaire qui avait consulté Moktana sur la nature de l'ame," läßt nicht im geringsten vermuthen, was hinter dieser Abhandlung steckt, die offenbar nebst dem Keschfulhhakâjik die Grundlage der philosophischen Auffassung des Drusismus in den ersten Zeiten seines Entstehens enthält. Ihr Verfasser ist der fünfte Minister Moktana; also eine der ersten Auctoritäten.
11) Elmau'iza. 4 S. Sacy. lxxxix.
12) elmuwâdjeha. 3 S. Sacy. xc.
13) Mukâtebàtuschscheichi abi luetâyib. 2 S. Sacy xci.
14) Menschûrun ila âli abdillahi. 5. S. Sacy. xcii.
15) Djewâbu kitâbi ssâdeti. 4 S. Sacy. xciij.
16) elkitâbu 'lmonfedhu ala yadi Serâyâ. 5 S. Sacy. xciv.
17) Tedhkiret. 3 S. Sacy. xcv.
18) Mukátebetu nasri bni fotûhh. 7. S. Sacy. xcvj.

Diese 3 letzten Abhandlungen enthalten scheinbar nichts Religiöses. Sacy hat die Vermuthung ausgesprochen, sie möchten Allegorien seyn *); eine Vermuthung, die sehr wahrscheinlich wird durch die Randbemerkungen unseres Manuscriptes. So wird in Nro. 16 die Einnahme Siciliens durch die Griechen als ein Ueberhandnehmen der Anhänger des äußerlichen Gesetzes erklärt. Noch deutlicher wird in Nro. 17 jener trügerische Verwalter (Sacy l. l. „cet écrit — parait — dirigé contre un administrateur de quelque village ou métairie, qui s'était attribué la propriété de ces biens) geradezu als jener Sikkin *) bezeichnet, der, wie aus Sacy selbst bekannt ist, aufgenommen in die Gemeinschaft und Hierarchie der Drusen sich eine unabhängige Gewalt anmaßte, ja wegen seiner Aehnlichkeit mit Hakim bi emr illah den Gottchalifen selbst zu spielen wagte. Dieselbe Erklärung, mit Angabe noch mehrerer anderer Punkte, die sonst räthselhaft geblieben wären, findet sich in den Glossen von Nro. 18. Der Besitzer des Landgutes, das von dem schlechten Verwalter (Sukein) veruntreut wird, ist Moktana, der fünfte Minister, und der Divan ist der Divan des Verstandes d. h. des Hamza selbst, des ersten Ministers u. s. f. Uebri-

*) Für die ersten zwey Nummern: „il serait possible cependdent que cet ecrit et le précédent ne fussent que des allégories" für die dritte „on peut appliquer à cet écrit ceque j'ai dit des deux pièces précédentes."

*) Welche Gründe Sacy für die Schreibung des Namens Sikkin hatte, weiß ich nicht. In unsern Manuscripten finde ich die Punctation Sukein.

gens spricht schon der pathetische Ton, in dem alle 3 Schriftchen gehalten sind, für die Richtigkeit dieser allegorischen Auffassung.

19) Essidjillu lwâridu ila nassr. 2 Seiten. Sacy. xcvii.

20) Menschûru sscheichi abi lma'áli. 3 S. Sacy. xcviii.

21) Menschûrun ila djemâ 'ati abi Turâb. 3 S. Sacy. xcix.

22) Risaletu djebeli ssummâk. 1 S. Sacy. c.

23) Menschûrun ila âli abdillah etc. 3 Seiten. Sacy. ci.

24) Menschûru abi Alî. 3 S. Sacy. cii.

25) Men. remz. liabilchair. 6 S. Sacy ciii. Die von Sacy vermuthete (übrigens schon durch den Titel angedeutete) allegorische Bedeutung dieses Tractates wird durch die Glossen unserer Handschrift bestätigt.

26) Menschûru 'sscharti welbatti. 7 S. Sacy. civ.

27) Mokâtebetun ila sschoyuchi llewâbîn. 5 S. Sacy. cv.

28) Men. fi zikri ikâlati Saad. 6 Seiten. Sacy. cvi.

29) Mok. ilasscheichi abi lma'âli. 4 S. Sacy. cvii. Auch hier geben die Glossen Aufschluß: sie nennen wiederum den Sukein.

30) Men. ila lmahalli lazhari' sscherîf. 10 S. Sacy. cviii. Die Glossen wichtig. Der auch von Sacy erwähnte Diwan der Glückseligkeit ist der Diwan des Moktana selbst.

31) Men. Nasr. 7 S. Sacy. cxix.

32) Mok. remz. ila âli abi Turâb. 6 S. Sacy. cxx.

33) Errisaletu 'lwasiletu ila 'ldjebeli lenveri. 7 S. Sacy. cxxi.

34) Mok. esscheichi abi lma'âli. 7 S. Sacy. cxxiii.

35) Menschûru 'lghaibet. 5 S. Sacy. cxxiii.

3) Handschrift VIII. 8. 34 Blätter: „Keschful khakâjik, Enthüllung der Wahrheiten." Eine der wichtigsten und ersten Schriften der drusischen Religion, von Hamza, dem ersten Minister selbst geschrieben: sie enthält die Geburt oder vielmehr die successive Emanation der fünf Minister nebst der Entstehung des Bösen. Sie ist aufgeführt in Sacys Notice des manuscrits druz. p. CCCCLXIX unter Nr. XIII., näher beschrieben im zweyten Band Seite 42. Die Schrift, obwohl in groben Zügen, ist deutlich und correct. Die Conjectur Sacys l. c. p. 52, der inda mâ hhâra setzt statt des in seiner Handschrift befindlichen sinnlosen inda mâra, wird vollkommen durch die unsrige bestätigt.

4) Handschrift nro. IV. 4. 148 Blätter: deutlich und correct geschrieben. Die französische Notiz giebt als Inhalt des Buches an: Questions et explications sur la réligion des Druses. Daß es am Anfang verstümmelt ist, zeigt gleich der erste Satz: „dann kehren wir zurück zu dem geistigen Widersacher"; daß es den Commentar eines Werkes enthält, ist bey dem ersten Blicke offenbar: dieses Werk ist aber gerade das in unsrer Handschrift nro. VIII. enthaltene; das treffliche Keschful hhakâjik, von p. 11 an, mit Ausnahme von fünf Blättern, die einem andern Werk angehören (Hdschrft. nro. VI.) Obwohl der Commentar nicht vollständig ist (doch umfaßt er mehr als zwey Drittheile), so ist er doch im höchsten Grade schätzbar, da gerade von da an, wo er beginnt, auch die wichtigsten Punkte des Systems vorgetragen werden, und der Verfasser ausführlich, klar und erschöpfend (sowohl im Grammatikalischen als Dogmatischen) ist und sicherlich einer der am tiefsten eingeweihten Theologen war. Sacy hat dieses Buch nicht gekannt.

5) Handschrift nro. VI. 4. 120 Blätter: ungefällige Schrift. Der aufgeklebte französische Zettel giebt den Inhalt des Buches so an: Passages du pentateuque, des pseaumes, de l'évangile et du Koran expliqués à l'avantage de la réligion druze, im Ganzen zwar richtig; doch ist der wahre Verhalt der Sache folgender. Voran stehen zwey Blätter, die die Inhaltsanzeige der citirten Stellen aus den genannten Büchern geben; dann folgen 8 Blätter, von einer ganz andern Hand, als der Haupttheil des Buches, geschrieben, und aus der Mitte eines andern Buches herausgenommen. Nun folgt das eigentliche Werk, ohne Titel, mit den fol-

genden Worten beginnend, بل تفضل منه ورحمة عليكم وانجاز ما اوعدكم به علي السن حدود دعوته وعبيد دولة و حدانيته d. h. (nicht euer Verdienst ist es, daß der Herr euch durch mich seine Offenbarung mittheilt) „nein sondern Gnade von seiner Seite und Barmherzigkeit und damit erfüllt werde was er euch versprochen hat durch den Mund der Minister seines Predigtrufes und der Diener des Hofes seiner Einzigkeit.“ Hierauf folgen nun Stellen *) aus den heiligen Schriften der Hebräer, Christen und Moslimen, sowohl der Buchstaben Gläubigen (aus dem Koran) als der allegorisirenden Batenier (aus dem Tawil), um zu beweisen, daß selbst in den Documenten der frühern Religionen alles auf die letzte Offenbarung Gottes in der Person Hakems hinweise, und Juden und Christen und Moslimen Unrecht haben sich an die Vergangenheit zu halten.

Jener Satz aber, mit dem unser Buch beginnt, und woran es sich ganz anschließt, ist genommen aus der Schrift des Hamza Keschful hhakâjik, in unsrer Handschrift nro. VIII. Blatt 4 vers. Nun muß aber noch angeführt werden, daß die dem Buch vorausgehenden 8 Blätter, die erst später beygelegt zu seyn scheinen, den Commentar über das Stück aus dem keschfulhhakâjik enthalten, das von Blatt 4 rect. Zeile 6 unserer Handschrift **) bis zu der oben angeführten Stelle geht, und ebenfalls enthält das letzte Blatt, das ganz neu eingeklebt ist, noch die Erklärung des Satzes felehu lhhamdu wesschukru wahhdahu, der unmittelbar auf jene Stelle folgt. Ob wir also in unsrer Handschrift einen mutilirten Commentar des Keschfuhhakâjik besitzen, oder ob in der That ein Ganzes, das sich bloß an die angeführte Stelle jenes Buches anknüpft, mag zweifelhaft erscheinen. Doch glaube ich mich für das letztere entscheiden zu müssen, und zwar aus folgendem Grunde: Mitten in der Handschrift IV finden sich 5 Blätter (66 — 70), die weder mit dem Vorhergehenden noch Nachfolgenden irgend einen Zusammenhang haben, und

*) Solcher Citationen (schewâhid) sind 105.

**) welâna fakad dâret iledwâr etc.

so betitelt sind: نبذة من كتاب الشواهد تكملة للكراس wovon die ersten vier Worte bedeuten: „Ein Stück aus dem Buch der Beweisstellen oder Citationen (schewâhid) *).“ Nun enthalten diese Blätter gerade einen Auszug aus unsrer Schrift, von Blatt 99 rect. bis Bl. 109 verso. Und so hätten wir für diese auch den Titel gefunden, nämlich Kitâbusschewâhid.

Ich bemerke noch, daß der Verfasser unter Taurat (Tora) nicht bloß die fünf Bücher Mosis begreift, sondern auch andre alttestamentliche Bücher, wie denn z. B. gleich die erste Stelle aus Isaias ist, die auch Moktana zu ähnlicher Beweisführung in einem andern Buche benützt. Siehe Sacy Exp. II. p. 485.

Am Ende ist noch ein Gedicht beygefügt, schlecht geschrieben, ohne Titel und Anfang, verstümmelt.

6). Handschrift nro. III. in kleinem Octavformat 166 Blätter, ohne Titel: klein und undeutlich geschrieben.

Sie enthält die verschiedensten Aufsätze, die sich auf den Drusismus beziehen; eine allgemeine Darstellung der religiösen Ideen, und Erklärung einzelner Punkte, Aufzählung der verschiedenen canonischen Schriften, Erzählung von Djebr ben djabir, Gebete, die bey verschiedenen Gelegenheiten z. B. nach Lesung gewisser heiliger Tractate zu sprechen sind, und eine Menge Gedichte, Hymnen auf Gott, auf die Minister u. s. f. Von dieser ganzen poetischen Literatur der Drusen kannte Sacy bloß das schi'r unnefs, den Lobgesang der allgemeinen Seele.

*) كراس kennt Freytag bloß als Plural von كراسة und übersetzt dieß durch pars libri. Kuras ist aber speciell ein Heft von 5 halben Bogen oder 10 Blättern, ein quinternio, wie denn aus solchen die orientalischen Manuscripte bestehen. cf. Lane, manners and customs of the modern Egyptians I. 265. Die zwey letzten Worte heißen also: „zur Ausfüllung des Quinternio.“

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 16.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. September.
Nro. 177. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Hr. J. M. Müller legte ferner der Klasse noch einen Bericht vor: über die arabischen Manuscripte, betreffend die drusische Religion, im Besitze Sr. Majestät des Königs.

(Fortsetzung).

7) Handschrift Nr. V. klein Quart. 62 Blättern von einer deutlichen Hand correct geschrieben, sehr alt dem Ansehen nach; die erste Seite und wenig andre etwas abgerieben. Die französische Notiz giebt den Titel ziemlich richtig an: kitâb unnokat weddewâjir: le point et le cercle (oder besser: das Buch der Punkte und der Kreise, oder: der Centra und Peripherien) mit dem Beysatz: livre tres estimé pour les dogmes de la réligion druse. In der That ist es ein vortreffliches Buch und bisher ist noch keine Schrift bekannt geworden, die das drusische System so vollständig darstellte wie diese. Die Cosmogonie, wenn man so sagen darf, die Hervorbringnng der wirkenden Ursachen oder Minister (hhodûd), ihr Verhältniß zu einander, Entstehen der Seelen und der Natur, eine Psychologie, dann die Entwicklung der Religionen durch die successiven Manifestationen der Gottheit bis zu ihrer letzten vollkommnen Erscheinung in Hakem, wird alles in großer Ausführlichkeit und mit philosophischem Sinne dargestellt. Die speculative Entwicklung schließt sich zunächst an die Tractate Keschfulhhakâjik von Hamza und Bedvulchalk von Moktana an. Wir haben sicherlich hierin das Werk eines der ausgezeichnetsten drusischen Theologen. Schade, daß Sacy es nicht gekannt hat: er hätte manches deutlicher machen, ja selbst richtiger darstellen können. Vielleicht finden wir Gelegenheit, das gelehrte Publikum näher mit diesem interessanten Werke bekannt zu machen.

8) Handschrift Nr. IX. enthaltend 34 lose Blätter, Privatbriefe gemischten Inhalts.

9) Handschrift Nro. I. in Quart, 169 Blätter mit einer kritzlichen Hand geschrieben, sehr anstrengend für das Auge, wozu noch der Mangel vieler diakritischer Punkte kömmt. Die französische Notiz besagt, das Buch handle de l'unité de dieu d'après l'opinion des Metoualli. (Metoualli oder eigentlich Muteewwila heißen die Schiiten überhaupt, von der allegorischen Erklärung des Korans, speciell aber die in Syrien wohnenden zwischen dem Libanon und Antilibanon). Der Titel des Buches ist „Kitâb ullewâmi 'i lilahijjeti fi lmebâhhithi 'l kelâmijjeti: Buch der göttlichen Strahlen enthaltend theologisch-scholastische Untersuchungen“ sein Verfasser: elmikdad ibn Abdallah essijûrî elesedî: vom Jahre 804 der hidjra: unser Manuscript wurde nach einer Copie des Originals gefertigt im Jahre 849. Wie schon aus der obigen Angabe hervorgeht, ist das Buch kein druzisches: hat aber an sich Interesse genug: nicht bloß von der Einheit Gottes handelt es, sondern umfaßt in streng wissenschaftlicher Form die ganze speculative Theologie der Imamiten, d. h. der Anhänger Alis nebst seinen 11 Nachfolgern: es beginnt mit der Entwicklung der nothwendigen philosophischen Kategorien, geht auf Gott, dann auf die Prophetenschaft, und (der wichtigste Theil) auf das Imamat über, und endlich auf das Weltende. Es

ist reich an Details, nicht bloß in Bezug auf die imamitische Auffassung des Islams, sondern auch in der Polemik gegen fremde Religionen und die divergirenden Secten des Muhammedanismus. Am Ende findet sich noch ein kurzes Credo der Imamiten.

Aus dem vorliegenden Verzeichnisse ersehen wir, daß unsre Sammlung einen großen Theil der von Sacy benützten Quellen enthält, außerdem aber noch sehr viele andere, die derselbe nicht kannte, und zwar mehrere davon von größtem Werthe, so daß ihr Besitz nur als eine Zierde unsrer Hofbibliothek betrachtet werden kann.

Wenn dem eifrigen Forscher in der Geschichte menschlicher Entwicklung oft schon ein kleiner Beytrag zur Aufhellung jener großen Arbeiten des Menschengeschlechtes in Bildung von Religionen werth ist, so muß ihm noch mehr willkommen seyn, wenn ihm auf einmal die beynahe vollständige Literatur einer der merkwürdigsten Secten des Orients zu Gebote steht. Und als solche darf der Drusismus bezeichnet werden, nicht nur an und für sich, sondern im Zusammenhange mit der gesammten Entwicklung des Islams, von dem er eine Seite bis zur letzten Consequenz geführt hat.

Es kann kein Zweifel seyn, daß den Kern des Islams eine Ausschließlichkeit Gottes bildet, die alles Menschliche unendlich transcendirt, und somit also auch den Begriff der Vermittlung, wie er im Christenthum angenommen wird, vollkommen läugnet. Aber merkwürdig gerade diese Idee der Mediation insinuirte sich in die geistigen Bewegungen des mohammedanischen Orients und schien eine vollkommne Zerstörung des ursprünglichen Glaubens vorzubereiten. Jene Idee schloß sich unmittelbar an Ali und dessen Nachkommen an, die in einer fortlaufenden Kette die Menschheit mit dem ersten Stifter der Religion, und da dieser einer göttlichen Offenbarung gewürdigt worden, mit der Gottheit selbst verknüpfen sollten; und damit ja kein Aufhören dieses Bandes Statt habe, wird der letzte Imam als nicht gestorben betrachtet, sondern bleibt reservirt in irgend einem verborgenen Orte bis zum Ende der Welt. Die Prädicamente Alis und seiner Descendenten wurden immer höher gefaßt, bis man zu ihrer Apotheose schritt und sie als Manifestationen der Gottheit selbst ansah. Das äußere Hülfsmittel dazu war das Tawil oder die allegorische Erklärungsweise der heiligen Bücher, im Gegensatz zu dem Tenzil, der Offenbarung nach dem bloßen äußerlichen oder Buchstabensinn aufgefaßt. Durch viele Stufen verlief diese Glaubensentwicklung; ihre letzte war der Drusismus.

Es würde den Raum dieses Vortrages überschreiten, wollte ich eine vollständige Darstellung des drusischen Systems nach unsern neu erworbenen Quellen mittheilen. Nur etwas weniges über Punkte, worin sie ein Mittel geben, die Sacysche Exposition in ein helleres Licht zu setzen oder zu verbessern.

Wir nehmen zu diesem Zwecke die wichtige Stelle aus dem Keschful hhakâjik, die Sacy im II. Theil p. 47 folg. mittheilt, und die über die Entstehung der Qualitäten des Bösen handelt.

Der universelle Verstand, die erste Emanation aus dem strahlenden Lichte der Gottheit, die den Herrn entbindet selbst mit der Welt sich zu vermischen, hatte Gehorsam dem Schöpfer geleistet durch sein Hintreten und Zurückweichen auf seinen Befehl. Da sah er sich einzig und ohne Nebenbuhler und glaubte auch so durch alle Zeiten zu existiren. „Mais notre Seigneur haut et digne de louanges, produisit de son obéissance la rebellion, de sa lumière les tenèbres, de son humilité l'orgueil et de sa sagesse l'ignorance; ce qui fit quatre qualités élémentaires, opposées aux quatre qualités élémentaires bonnes, qui sont l'Intelligence et ses qualités, savoir la chaleur de l'intelligence, la force de la lumière, le repos de l'humilité, le froid de la sagesse et l'humidité de la matière, laquelle fait partie des substances élementaires et cependant leur est étrangère.“

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der seit dem 24. July 1841 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

I.

Vom Inlande.

a. Von gelehrten Gesellschaften.

Von dem historischen Verein von Oberbayern:

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte dritter Band 2. u. 3. Heft. München 1841. 8.

Von dem historischen Verein von Schwaben und Neuburg:

Jahresbericht desselben für das Jahr 1841. Augsburg 1842 8.

Von dem historischen Verein von Oberpfalz und Regensburg:

Verhandlungen desselben, Regensburg 1841.

Von dem historischen Verein von Oberfranken:

Vierter Bericht über das Bestehen und Wirken desselben.

Von dem historischen Verein von Mittelfranken;

Zehnter Jahresbericht desselben, Ansbach 1841.

Von dem historischen Verein von Unterfranken:

Eilfter Jahresbericht desselben, sammt Mitglieder-Verzeichniß, Würzburg 1841. 8.

Archiv des hist. Vereins VI. Bd. II. Heft, Würzb. 1840. 8.
VII. = I. = = 1841. 8.

Pfälzische Gesellschaft für Pharmacie und Technik und deren Grnudwissenschaften:

a) Jahrbuch für practische Pharmacie und verwandte Fächer Bd. IV. Heft 1 — 8. Landau, 1841. 8.
= V. = 1 — 3 incl. = 1842. 8.

b) Reden, gehalten den 14. Novbr. 1841 in der Festsitzung derselben, Kaiserslautern 1842. 8.

c) Die in der Pfalz und den angränzenden Gegenden üblichen Volksheilmittel gewürdigt von Dr. Pauli. Gekrönte Preisschrift der pfälzischen Gesellschaft. Landau 1842. 8.

Königliche Botanische Gesellschaft in Regensburg:

a) Denkschriften derselben III. Bd. Regensburg 1841. 8.

b) Bericht über die erste von derselben Gesellschaft zu Regensburg veranstaltete Blumen-, Gemüse- und Frucht-Ausstellung, Regensburg 1841. 4.

b) Von einzelnen Gelehrten.

Von dem Herrn v. Hagen, ersten rechtskundigen Bürgermeister in Bayreuth:

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken I. Bd. Bayreuth 1841 8.
II. = 1. Heft = 1842 8.

Von dem Herrn Dr. A. Mayer, freyres. Stadtpfarrer von Eichstädt, z. Z. in Zürich:

Einleitung in die alte röm. Numismatik. Zürich, 1842. 8.

Von dem Hrn. Dr. Osann, k. b. Hofrath u. Prof. der Physik u. Chemie ꝛc. in Würzburg:

D:e Anwendung des hydroelectrischen Stromes als Aetzmittel, Würzburg 1842. 8.

Von dem Hrn. Prof. Dr. Rudhart in Bamberg:

Aelteste Geschichte Bayerns und der in neuester Zeit z. Königr. Bayern gehörigen Provinzen, Bamberg 1841. 8.

Von dem Hrn. L. F. Strehler, Lehrer an der Gewerbsschule zu Ingolstadt:

Uebersicht der um Ingolstadt wildwachsenden phanerogamischen Pflanzen. Ingolstadt 1841. 4.

Von dem Herrn Prof. Dr. Andreas Wagner in München.

Bericht über die Leistungen in der Naturgeschichte der Säugethiere während der beyden Jahre 1839 — 1840, Berlin 1841.

Von dem Herrn Ritter Carl Friedrich von Wiebeking in München:

Exposé des travaux de Thomas Telford, ingenieur civil, Munich 1842. gr. 4.

II. Vom Ausland.

a) Von gelehrten Gesellschaften.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Basel:

Bericht über die Verhandlungen derselben vom August 1838 bis July 1840. IV. Basel 1840. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin:

Abhandlungen derselben aus dem Jahr 1839. Berlin 1841 4.

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen:

a) aus dem Jahre 1841 (Juny bis December) 8.

b) aus dem Jahr 1842 (Januar bis April inclus.) 8.

Von der Academia Caes. Leopold. Carolina naturae Curiosorum Bonnae:

Nova Acta.

Tom. XIV. suppl. Vratislaviae et Bonnae 1829 4.
XV. p. I u. II. „ „ 1831 =
XV. suppl. „ „ 1831 =
XVI. p. I. 1832. p. II. 1833 „ — =
XVI. suppl. I. Vratislav. et „ 1834 =
XVII. p. I u. II. „ „ 1835 =
XVII. suppl. „ „ 1836 =
XVIII. p. II. „ „ 1838 =
XVIII. suppl. I. „ „ 1841 =
XIX. „ II. „ „ 1841 =

Von der Académie R. des sciences et belles lettres de Bruxelles:

a) Bulletins de l'Académie des sciences etc.
Année 1840. T. VII. 1 u. 2 partie Bruxel. 1840. 8.
= VIII. 1 partie „ 1841 =
Bulletin de la Séance
du 6. Nvbr. 1841. Nr. 10. T. VIII. 1841 =
4. Dcbr. 1841. „ 11. T. VIII. 1841 =
du 14. et du 15. D. 1841 „ 12. T. VIII. 1841 =

b) Annuaire de l'académie royale etc.
7. Année. Bruxelles 1841 12.
8. Année „ 1842 12.

c) Nouveaux mémoires de l'Académie royale des sciences etc. T. XIII Bruxelles 1841 4.
T. XIV „ 1841 4.

d) Memoires couronnés par l'Acad. R.
T. XIV II. partie 1839—1840 Bruxel. 1841 4.
T. XV. I. partie 1840—1841 Bruxel. 1841 4.

e) Des moyens de soustraire l'exploitation des mines de houille aux chances d'explosion. Bruxelles 1840. 8.

f) Sur les phénomènes que présente une masse liquide libre et soustraite a l'action de la pesanteur (Extrait du tome IX. no. 1. des Bulletins) 8.

g) Instruction pour l'observation de phénomènes periodiques. (Extrait du tome IX. no. 1. des Bulletins.) 8.

h) Nouveau catalogue des principales apparitions d'étoiles filantes. (Extrait du tome XV. des memoires.) 8.

i) Programme des questions proposées pour le concours de 1843. par l'académie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles. 4.

k) Compte-rendu des séances de la commission r. d'histoire, ou recueil de ses bulletins
Tome V. Séance du 3 Juillet 1841. I. Bulletin. Bruxelles 1841. 8.
Tome V. Séance du 15 Decbr. 1841. II. Bulletin. Bruxelles 1842. 8.

l) Collection de Chroniques Belges inedites. Publiée par ordre du Gouvernement. (commission roy. d'histoir.)
Tom. I. Bruxelles 1836. 4.
Tom II. Bruxelles 1838. 4.

Von der Philosophical Society of Cambridge:

Transactions of the Cambridge philosophical Society. Volume VII. Part. II. Cambridge 1841. 4.

Von der Société helvétique des sciences naturelles:

Actes de la société helvétique des sciences naturelles. 25. Session. Fribourg 1841. 8.

Von der Oberlausitz'schen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz:

a) Lausitzsche Monatsschrift 1793 — 1808. Görlitz 12.

b) Neues Lausitzsches Magazin: I. — IX., daun XIII. — XVIII. XIX. 1. 2. u. 4. Heft. Görlitz 8.

c) Anzeigen der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wiss. zu Görlitz. Neue Folge I. bis VIII. St. v. 1833 — 1841. 8.

d) Scriptores rerum lusaticarum: I. und II. Band, jeder 2 Lieferungen. Görlitz 1837 — 1839. 8.

e) Die Bibliothek der oberlausitz. Gesellschaft der Wissenschaften, alphabetisch verzeichnet. 8.

f) Verzeichniß der oberlausitzischen Urkunden
I. Band in VIII Heften v. J. 965 — 1490.
II. Band IX. — XX. Heft v. J. 1490 — 1803.

Von der k. Societät der Wissenschaften in Göttingen:

a) Götting'sche gelehrte Anzeigen für das Jahr 1840. 1. u. 2. Bd. Göttingen. 8.
do. 190 — 192. Stück. Göttingen 12.
do. der I. Band auf das Jahr 1841. Göttingen 1841. 8.

b) Commentationes societatis regiae scientiarum Gottingensis. Volumen VIII. Göttingen 1841. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 17.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. September.

Nro. 178. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Hr. J. M. Müller legte ferner der Klasse noch einen Bericht vor: über die arabischen Manuscripte, betreffend die drusische Religion, im Besitze Sr. Majestät des Königs.

(Schluß.)

Hiebey sind nun folgende Punkte undeutlich;

1) woher die guten Qualitäten des Verstandes kommen;
2) die Bedeutung der verschiedenen Qualitäten;
3) warum statt vier Qualitäten auf einmal fünf genannt werden;
4) was humidité de la matiére vorstellen soll.

Auf diese Fragen dürfen wir nur die betreffende Stelle des Buches der Punkte und Kreise herstellen, um den erwünschten Aufschluß zu erhalten: (p. 4 vers.)

„Und als der Verstand seinen (Gottes) Ruf vernahm und das Geheimniß seines Sinnes verstand, und hinantrat zu dem, wozu ihn Gott einlud, und zurück trat von dem, was er ihm verbot; da entstand in der Substanz des universellen Verstandes die elementare Bewegung der Sehnsucht gegenüber seinem Elemente und seinem Erschaffer, und er bewegte sich gegen seinen Schöpfer und Hervorbringer: da wurde in seiner edeln Substanz aus dieser Bewegung die Wärme des Verstandes, die da ist der Gehorsam; dann als er ruhte und fest stand in dem Bekenntnisse der Einheit seines Schöpfers und sich unterwürfig bezeigte vor der Ehre der Gegenwart (unmittelbarer Wahrnehmung), da wurde aus dieser Ruhe und Unterwerfung die Kälte der Weisheit *). So waren nun in seiner vollkommnen Substanz zwey sich gegenüberstehende, sich entsprechende, gepaarte Naturen, eine active und passive. Hernach wirkte die Wärme des Verstandes auf die Kälte der Weisheit durch die Vermittlung der göttlichen Belehrung (Inspiration) und es entstand aus der Mitte beyder eine dritte Natur, die da ist die Kraft des Lichts, welche resultirt zwischen der Verstandeswärme und der Starrheit der Weisheitskälte; jedoch das Präponderirende darin kömmt von Seite der Verstandeswärme. So wurde die Lichtkraft eine trockene reine Natur; dann wirkte die Verstandeswärme noch einmal auf die Weisheitskälte, und es ward zwischen beyden eine vierte Natur, die Ruhe der Demuth, welche resultirt aus der Mitte der Wärme und der Feuchtigkeit der Kälte: und die Demuthsruhe ist eine vierte Natur, in welcher das Präponderirende von Seite der Weisheitskälte herkömmt. Was aber die Weichheit der Materie betrifft, so ist sie die erste Natur, die in der Substanz des universellen Verstandes vor allen seinen Naturen geschaffen war, ihr Princip und ihr Geist ist, und deren Kraft durch alle genannten Naturen durchgeht, ihre Ordnung zusammenhaltend. **)“

*) hhilm; vielleicht eher ruhige Ueberlegung, was besser zu der Kälte stimmt und zu der andern, moralischen, Bedeutung des Wortes Sanftmuth.

**) Als Probe des Styls dieser metaphysischen = theo=

Hiemit ist vollkommen erklärt, wie diese Naturen entstehen und was sie für einen Sinn haben. Zugleich zeigt sich der Mangel der Darstellung im Keschful hhakâjik in Bezug auf die Zahl derselben, indem hier die vier abgeleiteten nicht streng von der Grundqualität unterschieden werden: auch scheint die Sacysche Uebersetzung: l'humidité de la matière, la quelle fait partie des substances élémentaires, et cependant leur est étrangère nicht genau zu seyn. Ich würde so übersetzen, und wie mir scheint sogar wörtlicher: welche eingeht in die Naturen *), und doch außer ihnen (für sich) bleibt.

Eine bedeutende Abweichung ist noch der Name dieser Fundamentalqualität, der bey Sacy: humidité de la matière ist. Welche Lesart auch der große Orientalist vor sich gehabt haben mag, das darf kühn behaupt werden, daß sie falsch seyn muß: denn erstens hat nicht nur unser Manuscript des Keschful hhakâjik ليو نة الهيولي „Weichheit der Materie", so wie auch die übrigen Quellen, sondern es kann auch dem ganzen Zusammenhang nach kein anderer Begriff an dieser Stelle stehen. Wie bey den dualistischen Systemen haben wir auch im Drusismus ein gewaltiges Mittel der Interpretation in dem Parallelismus und Contrast der Ideen, die sich auf die zwey Welten des Guten und Bösen, des Himmlischen und Irdischen ꝛc. beziehen. Was steht nun dem ليو نة des Verstandes in der Natur seines Widersachers gegenüber? Es ist معاندة d. h. das Widerstreben, die

---

logischen Darstellung setzen wir den arabischen Text her:

فلما سمع العقل نداه فعلم سر معناه واقبل لما دعاه وادبر عما نهاه فبدت في جوهر العقل الكلي صلوات الله عليه حركة الشوق العنصرية الي مقابلة عنصره ومبديه وتحرك نحو مبديه وباريه فتكون في جوهره الشريف من تلك الحركة حرارة العقل وهي الطاعة ثم لما سكن واستقر في توحيد باريه وخضع لعزّ المشاهدة فتكون من تلك السكون والخضوع برودة الحلم فصار في جوهره الكامل طبعين متقابلين متضادين من بردين جين فاعل ومفعول ثم انفعلت برودة الحلم بحرارة العقل بوساطة المادة الالهية فتكون من بينهما طبعا ثالثا وهو قوة النور وهو طبع مستفاد من بين الحرارة العقلية وجمود برودة الحلم والغالب في قوة النور من جهة حرارة العقل ولذلك صار قوة النور طبعا يا بسا صافيا ثم انفعلت برودة الحلم بحرارة العقل ايضا فتكون من بينهما ايضا طبعا رابعا وهو سكون التواضع وهو طبع مستفاد من بين الحرارة ورطوبة البرودة فصار سكون التواضع طبعا رطبا والغالب فيه من جهة برودة الحلم واما ليونة الهيولي فهي الطبع الاول المغطور في جوهر العقل الكلي قبل الطبايع كلها وهو اصلها ورحها وقوته سارية في الطبايع المذكورة وضابطة لنظامها

Kleine Unrichtigkeiten, die der Kenner des Arabischen leicht verbessert, habe ich stehen lassen.

*) Ich glaube auch besser tabî'a durch Natur zu geben, und Substanz, was einen andern Sinn hat, für djauher reserviren zu müssen.

Widerspänstigkeit. Und welcher Begriff ist diesem in der umgekehrten Ordnung der Dinge mehr correlat, die Feuchtigkeit oder die Weichheit? Offenbar die letztere. Die Weichheit repräsentirt das absolute Hingeben an die Gottheit (die elementare Sehnsucht des Verstandes zu seinem Elemente), wie das Widerstreben schon durch den Namen die Abwendung vom Göttlichen ausdrückt.

Aber auch die Entstehung des Widersachers ist viel bestimmter in unserm Buche der Kreise, als in der Quelle Sacys. Nicht, wie es hier steht, zog Gott aus den guten Eigenschaften der Intelligenz die schlechten des Rivals heraus (was so, simpliciter, ohne irgend ein Mittelglied, vollkommen unverständlich ist); sondern erst nachdem er ungehorsam geworden war, entstanden die letztern natürlicherweise, correspondirend den guten.

Hier die Darstellung (pag. 11. vers.)

„Da nun der universelle Verstand seit seiner Schöpfung mit großen Gaben ausgestattet war, sah er auf sich selbst mit dem Auge der Isolirung, der Verehrung und der Macht, wie geschrieben steht: da sah er es *) ohne einen Gleichen, der ihm ähnelte, ohne Nebenbuhler, der sich gegen ihn erhübe, ohne Gegner, der sich mit ihm vergleichen könnte. In diesem Moment trat aus ihm der Punkt der Finsterniß hervor, das ist, der geistige Nebenbuhler, dessen Ausgang von dem Lichte des universellen Verstandes ohne Vermittlung zwischen beyden geschah. Und es näherte sich ihm der Hochgelobte von seinem Range; und der gesegnete Verstand führte ihn zu ihm und leitete ihn zu der Erkenntniß seines Schöpfers und Herrn. Er nahm die Leitung an und wurde geführt. Der Erhabene rief ihm zu, heran zu treten und ihm Gehorsam zu leisten. Er trat heran und war gehorsam. — Darauf befahl ihm der Erhabne, Hochgelobte, gehorsam zu seyn dem Verstande; aber er weigerte sich **), den Befehl zu vollführen, und bewegte sich zum Ungehorsam. Da entstand in seiner dunkeln Substanz aus dieser Bewegung die Wärme des Ungehorsams, dann als er ruhte und fest stand (verharrte) in der Feindseligkeit, da wurde aus dieser Ruhe die Kälte der Thorheit. Auf diese wirkte die Wärme des Ungehorsams durch Vermittlung des göttlichen Willens und es entstand aus ihrer Mitte eine dritte Natur, die Trockenheit der Finsterniß. Hernach traten nochmals in Wechselwirkung die genannten zwey Naturen, und es entstand aus ihnen eine vierte Natur, die Feuchtigkeit des Stolzes. (Was das Präponderirende in den zwey letzten Eigenschaften sey, wird eben so deducirt wie bey der Theorie des Verstandes.) Was die Natur des Widerstrebens (معاندة Widerspänstigkeit) betrifft, so ist sie die Kraft, die durch die genannten Naturen hindurchgeht, ihre Ordnung zusammenhaltend. Und so steht sie der Weichheit der Materie in den Naturen des Verstandes gegenüber.“ Diese letzte Qualität, das Widerstreben, die doch absolut nothwendig ist, fehlt bey Sacy.

Auch aus dem Commentar des Keschf. (Handschrift nro. IV.) ließen sich manche Berichtigungen der Sacyschen Uebersetzung dieser Exposition geben; so wird die Stelle (Sacy II 50): „sa force s'insinue dans les canaux du sang“ die kaum verstanden werden kann, ganz einfach so erklärt: „seine Kraft strömt so durch den Menschen, wie das Blut in den Adern,“ was auch dem arabischen Original sich mir näher anzuschließen scheint.

*) Die Stelle ist aus Keschfulhh. p. 7. Das es bezieht sich auf ein vorhergehendes شخص sein Individuum; seine Individualität.

**) Niemanden entgeht die Analogie dieser Erzählung mit den Versuchen, die in andern Theologien des Orients gemacht wurden, um zu erklären, wie die Sünde in die Geisterwelt gekommen.

Verzeichniß

der seit dem 24. July 1841 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von der Hollandsche Maatschappy der Wetenschappen te Harlem:

Naturkundige Verhandelingen derselben. Tweede Verzamling. 1. Deel. Harlem 1841. 4.

Von der k. däniſchen Akademie der Wiſſenſchaften in Kopenhagen:

a) Deren philosophiske og historiske Afhandlinger
I. Deel Kopenhagen 1823. 4.
II. Deel Kopenhagen 1824. 4.
III. Deel Kopenhagen 1827. 4.
IV. Deel Kopenhagen 1830. 4.
V. Deel Kopenhagen 1836. 4.
VI. Deel Kopenhagen 1841. 4.

b) Oversigt over det Kongelige danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger og dets Medlemmers Arbeider i Aareh 1841. 4.

Von der R. Astronomical Society of London:

Derſelben memoirs Vol. XI. London 1840. 4.

Von der Linnean Society of London:

The transactions etc. Vol. XXIII. Parth the Fourth. London 1841. 4.

Von der Zoological Society of London:

a) Procedings. Part. VIII. 1840. London 1840. 8.
„ Januar bis Septbr. 1841. London. 1841. 8.

b) Transactions, Vol. II. Part. 5. London 1841. 4.

Von der Société R. d'Agriculture de Lyon:

Annales des sciences physiques et naturelles d'agriculture et d'industrie
Tom. I. année 1838. Lyon 1838. 8.
„ II. „ 1839. „ 1839. 8.
„ III. „ 1840. „ 1840. 8.

The London- Edinburgh and Dublin Philosophical Magazine and Journal of Science. Nro. 121. July 1841. London 1841. 8.

Von der k. Academia di Scienze, Lettere ed Arte di Modena:

Albo offerto agli sposi eccelsi Francesco Ferdinando d'Austria d'Este e Adelgonda Augusta di Baviera. Modena 1842. gr. 4.

Von der Société Impériale des Naturalistes de Moscou:

Bulletins. Année 1840 N. I—IV. Moscou. 1840. 8.
Année 1841 N. I. „ 1841. 8.

Von der allgemeinen ſchweizeriſchen Geſellſchaft für die geſammten Naturwiſſenſchaften in Neuchatel:

Neue Denkſchriften derſelben Band V. Neuchatel 1841. 4.

Annals of the Lyceum of natural history of New York I — IV. Vol.

Von der Académie des Sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances.
Tom. IX. Juillet—Décembre 1839. Paris 1840. 4.
„ X. Janvier—Juin 1840. „ „ 4.
„ XI. Juillet — Decbr. 1840. „ „ 4.
– XII. Janvier — Juin 1841. „ 1841. 4.
„ XIII. Juillet — Decbr. 1841. „ 1842. 4.
„ XIV. No. 14. 4. Avril 1842. „ „ 4.
„ XIV. No. 15. 11. Avril 1842. „ „ 4.
„ XIV. No. 16. 18. Avril 1842. „ „ 4.
„ XIV. No. 17. 25. Avril 1842. „ „ 4.
„ XIV. No. 18. 3. Mai 1842. „ „ 4.
„ XIV. No. 19. 9. Mai 1842. „ „ 4.

Du Mouvement scientifique et litteraire en Europe, pendant l'anné 1840. (extrait de la revue de Bibliographie analytique. Décembre 1840.) Paris 1841. 8.

Von der kaiſ. ruſſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften in Petersburg:

a) Memoires de l'académie imp. etc.
IV. T. 3. und 4. Lief. Petersburg 1841. 4.
VI. Serie IV. T. 6. Lief. Petersburg 1841. 4.
VI. Serie V. T. 1. u. 2. Lief. Petersb. 1840. 4.
VI. Serie V. T. 3. u. 4. Lief. Petersb. 1840. 4.
VI. Serie T. IV. Premiere partie. Sciences math. et phys. 5. u. 6. Lief. 4.
VI. Serie T. V. Seconde partie. Sciences naturelles. 5. u. 6. Lief. 4.
VI. Serie T. VI. Seconde partie. Sciences naturelles. 1 — 5. Lief. 4.

b) Bulletin scientifique publié par l'Académie etc.
No. 163 — 168 T. VII. 19 — 24.
No. 169 — 192 T. VIII. 1 — 24.
No. 193 — 204. T. IX. 1 — 12.

c) Recueil des actes de la séance publ. etc. tenue le 29. Decbr. 1840. Petersburg 1841. 4.

Von dem Corps des ingenieurs des mines de Russie (durch Herrn v. Cancrin):

Annuaire magnétique et metéorologique etc. Année 1839. Petersburg 1841. 4.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 18.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. September.
Nro. 179. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung zur Feyer des Allerhöchsten Geburts- und Namensfestes Seiner Majestät des Königs, am 25. August 1842.

Vorwort des stellvertretenden Vorstandes der Akademie, Herrn Hofrath Thiersch.

Indem die königliche Akademie ihrer Verfassung zu Folge mit dem Auftrage beehrt ist das Allerhöchste Geburts- und Namensfest Seiner Majestät des Königs als ihres allerdurchlauchtigsten Beschützers in einer allgemeinen öffentlichen Sitzung zu feyern, bietet sich ihr auch dieses Jahr die erwünschte Gelegenheit den allgemeinen Gefühlen und Erwägungen des Vaterlandes, die ein solcher Tag in dem Herzen des bayerischen Volkes erregen muß, Worte zu geben. Wir preisen vor Allem die göttliche Vorsehung, daß sie des Königs kostbares Leben auch dieses Jahr erhalten und ihn von einer Reise, die er zur Erholung von anstrengender und schwerer Arbeit seines k. Berufes nach den ihm theuern und gesegneten Fluren eines südlichen Landes unternahm, neugestärkt und erquickt in die Mitte seines treuen Volkes zurückgeführt hat. Mit gleichen Gefühlen des Dankes erinnern wir an den göttlichen Seegen, der sich in demselben Jahre über das k. Haus verbreitet hat. In Folge desselben ist es geschehen, daß das Herz Seiner Majestät durch die Vermählung einer geliebten Tochter, der Erbin aller mütterlichen Tugenden erfreut wurde, einer Vermählung, welche die Gewähr dauernden Glücks in sich selber trägt, und daß in dem gleichen Zeitraume die von seinem ganzen treuen Volke getheilten Wünsche des Monarchen der Verwirklichung entgegen reifen, die Vermählung seines Erstgebornen in einer Weise vollzogen zu sehen, welche mit dem Glück seines Lebens zugleich die Dauer jener Eintracht und jenes aufrichtigen und herzlichen Zusammenwirkens für das allgemeine Wohl des deutschen Vaterlandes auch für die Zukunft verheißt, deren Gründung und Wahrung für die Gegenwart das edle Gemüth Seiner Majestät so lebhaft erfüllt und die er sich zu einer der höchsten Aufgaben seines erhabenen Regentenberufes gestellt hat. Im Sinne desselben Berufes ist es geschehen, daß während die zum Schirm von Bayern schon früher vorgekehrten Arbeiten durch unverdroßene Beharrlichkeit fortgesetzt und durch den Beginn neuer ergänzt wurden, im Laufe dieses Jahres ein anderes glorreiches Unternehmen seinem Ziele entgegengeführt war, das bestimmt ist, die beyden mächtigen Ströme Deutschlands für die Schiffahrt zu verbinden und dem Königreich an der großen Begebenheit jenen Antheil des Handels und der Gewerbe zu sichern, der ihm bey seiner Lage im Herzen von Deutschland, bey dem Reichthum seines Bodens, bey der rüstigen Thätigkeit und geistigen Regsamkeit seiner Bewohner und der wachsamen Einsicht seiner Regierung gebührt. Während aber die Arbeiten an jenem großen Unternehmen im Kampfe mit den Schwierigkeiten der

Natur ihrem Ziel entgegen strebte, ward ein anderes nicht weniger umfassendes großes und bedeutsames Werk entworfen und begonnen, welches die beflügelte Verbindung der Völker unter einander mit allen ihren unberechenbaren Folgen von Norden herein auch über Bayern ausdehnt und uns in die Zauberkette des neuen Weltverkehrs verschlingen soll, die bald alle Länder des deutschen Bodens unter sich und mit Ungarn, Italien, Frankreich und Polen und Rußland verknüpfen wird.

Nicht ohne nähern Grund gedenkt aber die Akademie der großartigen Unternehmungen in dieser Stunde, denn außer dem Glanze, welchen sie auf eine Regierung werfen, deren bedeutsamen Abschnitt wir heute feyern, bestimmt uns auch ihrer zu gedenken die Pflege der mathematisch-physikalischen Wissenschaften, welche der Akademie in einem ihrer Haupttheile vertraut ist und die in der Anwendung auf die Bedürfnisse und Anforderungen jener großen Wahrnehmungen einen ihrer vorzüglichsten Triumphe feyert.

Doch im Geist vorschauender Weisheit, welcher mit den materiellen Interessen der Völker die idealen Bedürfnisse und Anforderungen umfaßt, hat unser huldvoller Monarch und Beschützer in derselben Zeit, wo dem Verkehr diese großen Wege geöffnet und der Größe von Deutschland ein fester Grund gelegt wurde, ein Werk zum Ziele geführt, das er vor mehr als 30 Jahren in Zeiten unserer tiefsten Erniedrigung beschlossen und in den Tagen der wieder gewonnenen Freyheit auszuführen begonnen hat, und das er im Begriffe steht, noch diesen Herbst als ein Denkmal früherer Größe und als ein Bollwerk künftiger Eintracht von Deutschland zu eröffnen. Es geziemt aber vorzüglich an dieser Stelle und in diesem feyerlichen Augenblicke dessen zu gedenken, daß die Eröffnung der Walhalla durch den erhabenen Gründer selbst in einer Schilderung ihrer Genossen eingeleitet wurde, in welcher sein mächtiges Wort verkündiget, wodurch Deutschland in der Vergangenheit stark und schwach geworden, was seine Freyheit und Größe gebaut und untergraben hat. Während diese Worte und Mahnungen über Deutschland weithin erklingen, vereinigen wir uns alle zu dem Wunsche, in der Erwartung, daß in dieser Zeit großer Hoffnungen und Gefahr sie nicht umsonst aus königlichem Gemüthe geschöpft wurden.

Ist es gestattet und durch die Stellung der Akademie geboten, von der Erinnerung an das Allgemeine, Oeffentliche und Große auf unsere eigene geräuschlose und allein den Wissenschaften gewidmete Thätigkeit überzugehen, so dürfen wir mit einigem Vertrauen hervorheben, daß auch in den Monaten, welche seit der letzten öffentlichen Darlegung unserer Thätigkeit verflossen sind, die Akademie des Schutzes nicht unwerth gewesen ist, dessen sie Seine Majestät auch in dieser Zeit gewürdiget hatte.

Die Arbeiten der Klassen hatten ihren ungestörten Fortgang, in der ersten oder philosophisch philologischen Klasse wurden außer mehreren wissenschaftlichen Aufträgen Gegenstände der orientalischen und klassischen Literatur und Philosophie behandelt und der Druck der dritten Abtheilung des III. Bandes ihrer Denkschriften mit der Abhandlung von Sulp. Boisserée über eine durch ihre bildlichen Vorstellungen höchst merkwürdige Kaiser-Dalmatika und einer andern von Herrn Baron von Hammer über die rechtmäßige Thronfolge nach den Begriffen des moslimischen Staatsrechtes begonnen, mit deren Vortrag ihr berühmter Verfasser uns heute vor einem Jahr an diesem Orte selbst erfreut hat.

Wir bemerken, daß der zu ihr gehörige arabische Druck mit den neuen Lettern vollzogen wurde, welche durch die Vermittlung der Akademie eine Officin dahier erworben und durch unmittelbare Anweisung unseres Mitgliedes, des Hrn. Prof. Joseph Müller in Gebrauch gesetzt hat. Die Akademie ist dadurch in den Fall gekommen, auch die Folge von wichtigen Abhandlungen über orientalische Literatur liefern zu können, die Herr Prof. Müller seit einer Reihe von Jahren vorgetragen hat und die aus Mangel an passenden Typen bis jetzo ungedruckt bleiben mußten; sie werden den folgenden Theilen unserer Denkschriften zur Zierde gereichen. Noch in den letzten Tagen kam das Werk zur Vorlage, welches Hr. geh. Rath v. Klenze, Mitglied der I. Klasse, über die Walhalla geliefert und in welchem er in einer des großen Baues würdigen Weise diese durch Schilderung und Kupfertafeln auf das zweckmäßigste erläutert hat.

In der zweyten oder mathem. phys. Klasse kamen außer einer Reihe von Bearbeitungen, wissenschaftlichen Aufträgen der allerhöchsten Stelle und Abhandlungen oder Berichte über physikalische, chemische, naturgeschichtliche und physiologische Gegenstände zur ausführlichen Behandlung die in mehreren Gegenden Deutschlands wahrgenommenen und vorzüglich durch Einsendungen und Berichte aus der Pfalz zu unserer Kenntniß gekommene Krankheit der Kartoffel. Von den Mitgliedern dieser Klasse, den Conservatoren v. Martius und Zuccarini wurden umfassende Arbeiten darüber vorgelegt, welche gedruckt und über das Land verbreitet dazu wesentlich beytragen werden, daß dem gefährlichen Uebel gesteuert und es in so weit gehoben werde, als es nicht von trockener Witterung und andern klimatischen Ursachen erzeugt wird.

Herr Conservator Steinheil ist auch in dem letzten Semester bemüht gewesen, die Anfertigung berichtigter astronomischer Instrumente und die Entdeckung der Galvanoplastik zu verfolgen. Er hat ein neues unter seiner Leitung ausgeführtes und für die Wiener Sternwarte bestimmtes Photometer eigener Construction vorgelegt, ebenso einen verbesserten tragbaren Meridiankreis, dessen optische Axe zugleich Drehungsaxe des Kreises ist, endlich einen optischen Messer des Gehaltes flüßiger Massen, welcher eine für den Gebrauch weit bequemere Construction zeigt, als die früheren, und dessen allgemeine Verbreitung und Anwendung zur Bestimmung des Gehaltes spirituöser Getränke und des Bieres durch königlichen Beschluß bereits eingeleitet ist.

Demselben ist es gelungen, die von Sturz angebene Vergoldung direct auf Zink und Zinn zu firiren, was von der Akademie zu Paris als unausführbar ist bezeichnet worden. Ebenso hat er eine sehr wohlgelungene matte Vergoldung, dem Pariser Matt vollkommen ähnlich, durch galvanische Legirung einer geringen Quantität Queckſilbers erhalten; während diese Versuche gemacht wurden, war er auf eine wichtige, die Spiegelteleskope betreffende Entdeckung geleitet. Nachdem er nämlich mehrere Teleskopspiegel galvanoplastisch vergoldet hatte, um sie vor Oxydation zu schützen, zeigte sich die höchst überraschende und folgenreiche Erscheinung, daß sie nach einer solchen Vergoldung $\frac{1}{5}$ mehr Licht reflectirten als vorher. Dadurch ward die Möglichkeit gegeben, die Telescopspiegel selbst galvanoplastisch zu bilden und die großen Schwierigkeiten und Unkosten der ausgedehnten Glasbildung zu vermeiden.

Diese wichtige Entdeckung verspricht der Katoptrik, nachdem sie während der letzten Zeit in Deutschland fast aufgegeben war, einen neuen Aufschwung; auch hat der thätige Erfinder dieser Spiegel-Vergoldung bereits über ihre Anwendung bey astronomischen Meßinstrumenten berichtet und die Vortheile nachgewiesen, welche sie bey dem Meridiankreis und bey der parallaktischen Aufstellung großer Teleskope in der Weltare gewährten, und welcher die Hoffnung rechtfertigt, daß man auf dem Weg galvanisch vergoldeter Spiegel zu einer neuen Potenz in den Dimensionen der Teleskope kommen werde.

Endlich hat ebenderselbe eine Abhandlung über die von ihm auf dem St. Petersthurm ausgeführte Einrichtung vorgelegt, nach welcher bey Nacht in der Umgegend jeder Ort, in welchem Feuer ausbricht, sich alsogleich auffinden und erkennen läßt.

Die Abhandlung ist im Auftrage des k. Ministeriums des Innern geschrieben, welches ähnliche Einrichtungen für ganz Bayern in Aussicht gestellt hat.

Hr. Prof. Kobell legte nebst neuen galvanoplastischen Bilderdrucken die große $2\frac{1}{2}$ Schuh im Geviert haltende galvanische Kopie einer gestochenen Platte vor, bey welcher nach der von ihm angegebenen Versilberung und Sicherung gegen das Verwachsen die Schwierigkeiten gehoben sind, welche der galvanischen Vervielfältigung größerer Kupferplatten noch entgegenstanden. Bereits sind viele zum Theile kostbare Platten nach dieser Anleitung auf das Vollkommenste copirt worden und diese Kunst kann darum als in München praktisch eingeführt, betrachtet werden.

Herr Lamont, Conservator des k. Observatoriums, fuhr fort, die Beobachtungen des Erdmagnetismus zu leiten und die Gründung des meteorologischen Vereins in einer Weise zu besorgen, daß sie schon jetzt über die Grenzen von Bayern sich weit hinaus erstreckt. Seine in der Klasse zum Vortrag gekommenen Abhandlungen betreffen die

Bestimmung der Horizontalintensität des Erdmagnetismus nach absolutem Maaße, die mittlere magnetische Deklination in München und ihre alljährliche Abnahme, die Verbesserung der absoluten Intensitätsbestimmung wegen des in den Magneten inducirten Magnetismus und eine neue Einrichtung des Differential-Instrumentes für Horizontal-Intensität, endlich eine neue Methode die absolute Intensität zu bestimmen.

In einem Vortrage über das Erdbeben zu Athen wurde derselbe durch die von ihm gemachten Beobachtungen zu dem Schluße geführt, daß Erschütterungen des Erdbebens sich von dem Erzeugungsorte auf weite Strecken ausdehnen und da wo sie nicht mehr stark genug sind um mittelbar wahrgenommen zu werden, sich noch an den magnetischen Instrumenten vermöge der Empfindlichkeit ihrer Aufhängungsart zeigen, auch von starken und plötzlichen Aenderungen der erdmagnetischen Kraft begleitet sind und außerordentliche Bewegungen der Magnetnadel zu Folge haben.

Der Druck der neuen Abtheilung ihrer Denkschriften hat die Klasse mit der Beschreibung des Pyroskops von Steinheil begonnen, welches durch eine panoramatische Zeichnung der Umgegend von München auf 8 großen Tafeln erläutert ist, daran schließt sich eine Arbeit von Prof. Schönbein in Basel, welche die Natur des eigenthümlichen Geruches erläutert, der sich sowohl am positiven Pole einer Säule während der Wasserelectrolyse, wie auch beym Ausströmen der gewöhnlichen Electricität aus Spitzen entwickelt. Dieser Abhandlung folgen Arbeiten von Herrn Professor Wagner und Conservator Lamont, von jenem über die spezifischen Differenzen verschiedenen Hyänen-Gattungen in Bezug auf Schädel und Gebiß, von diesem über die obenerwähnte Horizontal-Intensität des Erdmagnetismus nach absolutem Maaße.

In der dritten oder historischen Klasse ward außer der Bearbeitung mehrerer Aufträge der Allerhöchsten Stelle eine Reihe von Abhandlungen theils vorgetragen, theils durch Circulation zur Kenntniß der Mitglieder gebracht, welche Geschichte und Einrichtung mehrerer zum Königreich gehörigen oder an dasselbe angrenzenden Länder in früheren Jahrhunderten beleuchteten, wie vom Herrn Ministerialrath v. Fink über die städtischen Verfassungen in der Oberpfalz vor der Theilung zu Pavia, von eben demselben Beyträge zur Geschichte der im J. 1599 erschienenen höchst wichtigen oberpfälzischen Landesordnung und von Herrn Legationsrath v. Koch-Sternfeld über die Geschichte des südlichen Deutschlands von Böhmen bis Krain im 13. Jahrhundert nebst einem Codex diplomaticus.

Der Drnck der monumenta boica wurde unabläßig fortgesetzt und umfaßt auch in der letzten Zeit besonders die zum Bisthume Augsburg gehörigen Urkunden. Zugleich wurde die Herausgabe eines General-Inder über die ersten 14 Bände eingeleitet und die Redaction des umfassenden Werkes dem Mitgliede der Klasse, Hr. Dr. Wittmann übertragen.

Die zweyte Abtheilung des III. Bandes ihrer Denkschriften neuer Folge beschloß die Klasse durch die Abhandlung ihres Mitgliedes des Hrn. Prof. Phillips, welche Beyträge zur Geschichte von Deutschland enthält und wird die dritte Abtheilung mit der Abhandlung des Hrn. Prof. Höfler über Bonifacius VIII. beginnen.

Mit den historischen Vereinen des Königreichs hat die Klasse einen ununterbrochenen die ihnen gestellte Aufgabe fördernden Verkehr gepflogen.

Ein allgemeines Organ ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit besitzt die Akademie außer an ihren Denkschriften an den gelehrten Anzeigen, von welchen im Laufe des letzten Semesters der 14te Band geschlossen und der 15te Band begonnen hat. Sie liefert auch in diesen Theilen ausführliche Nachricht über die Arbeiten, Vorträge und Berichte der drey Klassen und zum Theile sehr umfassende uud gründliche Beurtheilung von Werken aus dem Gebiete der Wissenschaften, die uns zur Pflege empfohlen sind.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 19.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. September.
Nro. 180. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung zur Feyer des Allerhöchsten Geburts- und Namensfestes Seiner Majestät des Königs, am 25. August 1842.

(Schluß.)

Da diese Anzeigen zu Folge der früher getroffenen Einrichtung über das ganze Land verbreitet werden, so geben sie eine erwünschte Gelegenheit, wissenschaftliche Mittheilung und Belehrung von der Akademie aus nach allen Seiten hin zur öffentlichen Kunde zu bringen und es darf nicht unerwähnt bleiben, daß es ein Hauptbestreben der bey ihnen betheiligten Redactoren und Mitarbeiter ist, überall auf Kunde und Beleuchtung des Neuesten und Wissenswürdigen, wie in der Litteratur so in Mathematik und Naturwissenschaften und auf dem ganzen Gebiete der Völkerkunde und Geschichte hinzuweisen. Die Akademie sieht die auf dieses Institut gewendete Mühe auch dadurch belohnt, daß der Ernst, die Unbefangenheit, und die Gründlichkeit, mit der es geführt wird, auch über die Gränzen von Bayern hinaus eine steigende Anerkennung gefunden haben.

Durch den Tod einheimischer und auswärtiger Mitglieder waren im Personal der Akademie bedeutende Lücken entstanden, welche durch die im Laufe des Sommers eingeleiteten vollzogenen und von Sr. Majestät dem König unterm 18. August l. J. bestättigten Wahlen ergänzt wurden. Folgendes ist das allerhöchste Rescript welches diese Bestättigung ertheilt:

Königreich Bayern.
Ministerium des Innern.

Seine Majestät der König haben die von der k. Akademie der Wissenschaften am 30. v. Mts. vorgenommenen und durch das vorgelegte Wahlprotokoll constatirten Wahlen Allerhöchst zu genehmigen und demnach zu bestättigen geruht:

I. Als Ehrenmitglied.

Duca Loviso di Serra di Falco in Palermo.

II. Als ordentliche Mitglieder.

A. Bey der philos. philologischen Klasse:

1) Johann von Gott Fröhlich, Rektor am alten Gymnasium zu München.
2) Heinrich Maßmann, ordentl. Prof. der Universität zu München.
3) Friedrich Windischmann, Domcapitular in München.

B. Bey der math. physik. Klasse.

1) Franz v. Kobell, ordentl. Professor an der Universität zu München.
1) Andreas Wagner, ordentl. Professor an der Universität zu München.

III. Als außerordentliche Mitglieder und zwar für die math. phys. Klasse:

1) Franz Deßberger, Rector der polytechnischen Schule zu München und außerordentlicher Professor an der Hochschule dortselbst.

2) Dr. Schafhäutl zu München.

IV. Auswärtige Mitglieder.

A. Für die philosophisch-philologische Klasse:

1) Avelino, Secretär der academie ercolanese und Director des Museo Borbonico in Neapel.
2) Graf Castiglione in Mayland.
3) Ritter Micali in Florenz.
4) Prof. Uckert in Gotha.

B. Für die mathem. physik. Klasse:

1) Beßel in Königsberg.
2) Richard Owen in London.
3) Auguste St. Hilaire in Paris.

C. Für die historische Klasse:

1) Baron v. Reiffenberg, Sekretär der Akademie in Brüssell.
2) Dr. Frd. Hurter in Schaffhausen.
3) Dr. de Ram, Rektor der Universität zu Löwen.
4) Bibliothekar Böhmer in Frankf. a. M.

V. Als correspondirende Mitglieder.

A. Für die philosophisch-philologische Klasse:

Professor Dr. Zeus in Speyer.

B. Für die math. physik. Klasse:

1) Don Jose Louis Casaseca, Professor der Chemie in Havannah.
2) Professor Grunnert in Greifswalde.
3) Adrian de Jussieu in Paris.

C. Für die historische Classe:

1) Cavaliere Bianchini in Palermo.
2) Oberlieutenant v. Sprunner in Würzburg.

Außerdem geruhten Seine Majestät in Gemäßheit der Allerhöchsten Verordnung vom 22. Nov. v. J. folgende ordentliche Mitglieder der Akademie unterm 18. August Allerhöchst zu ernennen:

A. Für die philos. phil. Klasse:

Dr. Franz von Paula Hocheder, ordentl. Prof. an der Universität zu München.

B. Für die mathem. physik. Klasse.

1) Hofrath Dr. Hermann, ordentl. Prof. an der Hochschule zu München.
2) Geheimen Rath Dr. v. Ringseis, ordentlicher Professor an der Hochschule zu München.

C. Für die historische Klasse.

Dr. v. Görres, ordentlicher Professor an der Universität zu München.

Erst nachdem jene Wahlen eingeleitet waren, hat die Akademie durch den Tod zweyer ihrer Mitglieder, des Herrn geh. Raths v. Wibeking dahier und des Prof. J. Kopp in Erlangen neuen Verlust erlitten, jener vielfach bethätigt auf dem Gebiete des Wasser- und Strassenbaues und an die Spitze dieses wichtigen Dienstzweiges in Jahren gestellt, welche durch wiederholte kriegerische Katastrophen die ganze Energie eines erfahrenen Mannes in Anspruch nahm und auf dem Gebiete seiner Wissenschaft durch eine lange Reihe zum Theil sehr umfassender Werke über Wasser- und Strassenbau und Civilarchitektur allgemein bekannt. — In Joseph Kopp verloren wir einen von jenen seltenen Gelehrten, welche das Gebiet ihrer Wissenschaft bis in das fernste und tiefste zu durchdringen sich zur ausschließlichen Aufgabe eines stillen und zurückgezogenen Lebens gemacht haben, aber glücklich in dem eigenen Besitze unermeßlicher Schätze ihres Wissens, weniger von dem Bedürfnisse der Mittheilung durch Wort und Schrift getrieben werden. Doch wird seine Ausgabe des Damascius Damascenus, die erste dieses neuplatonischen Philosophen, und werden die in den gelehrten Anzeigen niedergelegten umfassenden Arbeiten über Aristotelische und Platonische Philosophie und über Wilhelm Humboldts großes Werk von der Kavi-Sprache ihm auch in der gelehrten Welt eine dauernde Achtung sichern, welche sich steigern wird, wenn aus seiner reichen literarischen Hinterlassenschaft eine vergleichende Darstellung der lateinischen und griechischen Syntaxis und ein Lexicon Aristotelicum, ein Werk von mehr als dreyßigjährigem Fleiße, zur öffentlichen Kunde gebracht wird.

Es erübrigt, die verehrlichen Mitglieder, welche für diesen Tag öffentliche Vorträge angekündigt haben, zur Haltung derselben aufzufordern.

Hierauf hielt Herr Staatsrath von Stichaner einen Vortrag über die Subsidien in Bayern vom Jahre 1740 — 1762. Nach demselben las Hr. Prof. Höfler Betrachtungen über die Ursachen, welche im Laufe des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts den Verfall des deutschen Handels herbeyführten.

Verzeichniß

der seit dem 24. July 1841 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag:

Abhandlungen derselben. Fünfter Folge I. Band von d. Jahren 1837 — 1840. Prag 1841. 4.

Von der Société d'histoire naturelle de Strassbourg:

Memoires, T. I. 1. Liefr.
T. II. 1. 2. 3. Liefr.
T. III. 1. Liefr. Paris 1840. 4.

Von der k. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm:

a) Kongl. vetenskaps - academiens Handlinger för Av 1839. Stokholm 1841. 8.
b) Ärsberättelse om framstegen i Fysik och Kemi etc. Stokholm 1837. 8.
c) Ärsberättelse om Technologiens framsteg etc. Stokholm 1840. 8.

Von der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft in Zürch:

Verhandlungen derselben bey ihrer Versammlung den 2. 3. und 4. August 1841. Zürch 1841.

b. Von einzelnen Gelehrten.

Von dem Hrn. Dr. Adrian in Gießen:

Catalogus codicum manuscriptorum bibliothecae academicae Gissensis. Frankfurt a/M. 1840. 4.

Von dem Herrn F. M. Avellino, secretario perpetuo in Napoli:

a) Conghietture sopra un iscrizione sannitico, Napoli 1841. 4.
b) Descrizione di una casa dissoterata in Pompeji negli anni 1832. 1833. 1834. Napoli 1840. 4.

Von den Herren C. v. Baer und Gr. v. Helmersen in Petersburg:

a) Beyträge zur Kenntniß des russischen Reiches und der angränzenden Länder Asiens. 4 Bde. Petersburg 1841. 8.
b) Reise nach dem Ural und der Kirgisensteppe 5 Bd. 1 Abth. Petersburg 1841. 8.

Von dem Herrn Dr. Carus in Dresden:

Entwicklung der Form eines Angesichts auf einem cyclopischen Auge (acta Acad. Caes. Leop. Carol. Nat. Cur. Vol. XIX. P. II.) 4.

Von dem Herrn Dr. Gustav Crusell in Petersburg:

Ueber den Galvanismus als chemisches Heimittel gegen örtliche Krankheiten. Petersburg 1841. 8.

Von dem Herrn Dr. Franz Czech, Prof. in Wien:

a) Schicksale eines von menschlicher Bildung ausgeschlossenen Taubstummen. Wien 1828. 4.
b) Darstellung des Seelenzustandes der ungebildeten Taubstummen. Wien 1830. 4.
c) Berichtigung irriger Ansichten über Taubstumme und Taubstummenbildung. Wien 1830. 4.
d) Ueber den Einfluß der Willensbildung auf das Leben. Wien 1830. 4.
e) Versinnlichte Denk- und Sprachlehre mit Anwendung auf die Religions- und Sittenlehre und auf das Leben. Wien 1838. 4.
f) Nothwendigkeit der allein einzuführenden Elementarbildung der Taubstummen. Prag 1840. 4.

Von dem Herrn Dr. Fr. Czykanek in Wien:

Gedrängte Skizze der durch Uebertragung des Rotzgiftes auf den menschlichen Organismus sich bildenden Krankheit. Wien 1841. 8.

Von dem Herrn Fried. Drieberg, k. preußischen Kämmerer:

Beweisführung, daß die Lehre der neuen Physiker vom Druck des Wassers und der Luft falsch ist. Berlin 1841. 4.

Von dem Herrn Baron Charles Dupin in Paris:

a) Tableau des intérêts de la France, relatifs a la pro-

duction et au commerce des sucres de canne et de betterave. Seconde edition. Paris 1841. 8.

b) Observations exposeés au conseil général d'agriculture. Paris 1842. 8.

c) La vérité des faits sur les cultures comparées des colonies et de la métropole et principalement sur la question des sucres. Paris 1842. 8.

Von dem Herrn Gustave d'Eichthal, Secretaire de la societe ethnologique in Paris:

Histoire et origine des Foulahs ou Fellans. Paris 1841. 8.

Von dem Herrn Dr. Eichwald, Akademiker in St. Petersburg:

Ueber das siturische Schichtensystem in Esthland. Petersburg 1840. 8.

Von dem Herrn Ritter v. Fischer, Direktor des botanischen Gartens in St. Petersburg:

Enumeratio plantarum novarum. Petropoli 1841. gr. 8.

Von dem Herrn Dr. Fitton in Edinburg:

The silurian system from the Edinburgh revew April 1841 N. CXLVII. 8.

Von dem Herrn Dr. Foelix in Paris:

Revue étrangère et française de legislation, de jurisprudence et d'économie politique etc.

II. Serie. — 8. Année. — 1841. Tom. IV. No. 8. Aug. Paris 1841. 8.

II. Serie. — 8. Année. — 1841. T. IV. No. 9. Sept. Paris 1841. 8.

II. Serie. — 8. Année. — 1841. T. IV. No. 10. Oct. Paris 1841. 8.

II. Serie. — 8. Année. — 1841. T. IV. No. 11. Novbr. Paris 1841. 8.

II. Serie. — 8. Année. — 1841. T. IV. No. 12. Decbr. Paris 1841. 8.

III. Serie. — 9. Année. — 1842. T. I. No. 1. Janvier. Paris 1842. 8.

III. Serie. — 9. Année. — 1842. T. I. No. 2. Fevr. Paris 1842. 8.

III. Serie. — 9. Année. — 1842. T. I. No. 3. Mars. Paris 1842. 8.

III. Serie. — 9. Année. — 1842. T. I. No. 4. Avril. Paris 1842. 8.

III. Serie. — 9. Année. — 1842. T. I. No. 5. Mai. Paris 1842. 8.

III. Serie. — 9. Année. — 1842. T. I. No. 6. Juin. Paris 1842. 8.

Von dem Herrn Dott. Ambrogio Fusinieri in Vicenza:

Annali delle scienze del regno lombardo-veneto, Bimestre V. 1841. Vicenza 1842. 4.

Von dem Herrn Dr. Wilhelm Gesenius in Halle:

Ueber die Himjaritische Sprache und Schrift. Halle. 1841. 8.

Von dem Herrn G. B. Greenough, Präsident der geograph. Gesellschaft in London:

a) Memoir of a geological Map of England (sammt 6 Karten) London 1840. gr. 8.

b) Address to the royal geographical society of London. London. 1841. 8.

Von dem Herrn Joh. Aug. Grunnert, Prof. zu Greifswalde:

Archiv der Mathematik und Physik. I. Thl. 1 — 4. Heft. Greifswalde 1841. 8.

Von dem Herrn J. Hausmann, Sekretär der k. Societät in Göttingen:

Versuche zur Bestimmung der Elasticität und Festigkeit verschiedener auf den k. hannöverischen Eisenhütten verfertigten Stabeisen-Sorten. 8.

Von dem Herrn Holmboe, Professor und Univers. Präsident:

Diem natalem Augustissimi regis Caroli Joannis ab universitate regia Fridericiana etc. Christianiae 1841. 8.

Von den Herren van der Hoeven, Prof. in Leiden, und de Vriese, Prof. in Amsterdam.

Tijdschrift voor natuurlijke geschiedenis en physiologie.

Achtste Deel. 2. Stück. Leiden 1842. 8.
" " 3. " " " 8.
" " 4. " " " 8.
Negende " 1. " " " 8.

Von dem Herrn Dr. med. Iványchich in Wien:

Kritische Beleuchtung der Blasenzertrümmerung, wie sie heute dasteht. Wien 1842. 8.

Von dem Herrn Karl Kreil, Adjunkt der k. Sternwarte zu Prag:

Magnetische und meteorologische Beobachtungen zu Prag. Prag 1841. 4.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. September.

Nro. 181. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Commentar zu Horaz's Oden, Buch I — III. Von Dr. Friedrich Lübker, Conrector an der k. Domschule zu Schleswig. Schleswig bey M. Bruhn. 1841. XIV. und 552 S.

Der unerschöpfliche Reichthum eines jeden wirklich klassischen Erzeugnisses der alten Literatur vermag der fortschreitenden Einsicht der Wissenschaft stets neuen Stoff zu Forschungen darzubieten, und noch ist kein Zeitalter mit einem Schriftsteller eigentlich fertig geworden. Wenn man vor etwa 50 Jahren berechtigt seyn konnte, durch Jani und Mitscherlich die Erklärung des damals noch in unbestrittener Glorie strahlenden Dichters für abgeschlossen zu halten, so haben wir in unsern Tagen nicht nur durch Jahn und Meineke die Kritik, durch Orelli die Interpretation des Einzelnen einen neuen Aufschwung nehmen, sondern auch den ganzen Horaz durch das Läuterungsfeuer Peerlkampischer Beurtheilung gehen, ja seinen Werth überhaupt, seinen Anspruch auf den von ihm so sehnlich gewünschten Platz unter den Lyrikern mit allem Nachdruck bestreiten sehen. Was dieses letztere betrifft, so glauben wir behaupten zu können, daß man, ohne das Wesen und die Bedingungen der antiken Lyrik zu erforschen, an den römischen Dichter einen rein modernen Maaßstab angelegt hat, daß man jeden Unterschied von moderner Weise sofort für Mangel und Fehler genommen, hingegen von den Vorzügen des Dichters, in welchen das eigentlich Poetische seiner Muse liegt, kaum eine Ahnung gehabt hat. Peerlkamp hingegen hat das unbestreitbare Verdienst, eine Menge Fragen, die zu einem tieferen Verständniß des Dichters führen, angeregt und durch seinen herausfordernden Angriff viele Kräfte zur Vertheidigung geweckt und eben damit den Besitz, den er gefährden wollte, zum größten Theil aufs neue gesichert zu haben. Aber eben weil er so sehr vieles problematisch gemacht hat, kann ein jetziger Erklärer des Horatius nicht mehr wie sonst den ruhigen Weg fortlaufender, stätiger Erklärung einschlagen; wenige Schritte kann er thun, ohne genöthigt zu seyn einen Feind zu bekämpfen, eine Frage zu erörtern, ein Problem zu lösen. So ist denn auch Hrn. Dr. Lübker's vortreffliches Werk kein Commentarius perpetuus im gewöhnlichen Sinne des Worts; denn er übergeht sogar nicht wenige Oden z. B. im ersten Buche Ode 5. 8. 9. 10. 11. 13. 18. 19. 23. 25. 26. 27. 29. 30. 36. 38, und behandelt in den andern nach vollständiger Einleitung meist nur einzelne Stellen; sondern es besteht vielmehr aus einer Reihe von Abhandlungen, größeren und kleineren Umfangs, theils über Struktur und Tendenz, über den öffentlichen Werth der commentirten Oden, theils über horazische Probleme der mannigfaltigsten Art. Durchgängige Rücksicht wird auf die Peerlkamp'sche höhere Kritik, seltener auf die Verbalkritik, genommen; die chronologischen Fragen finden Erörterung; auch fehlt es an grammatischen, archäologischen, mythologischen Ausführungen nicht. Der Charakter des Buches aber ist durchgängig ein conservativer; denn obwohl der Herr Verf. in der Vorrede p. XII. die Möglichkeit eines namentlich frühen Verderbnisses zugibt und bey Zurückweisung der meisten Angriffe Peerlkamps gleichwohl einige Stellen als zweifelhafter Natur und Abkunft hinstellt, so will er doch über keine einzige

entschieden abgeurtheilt haben, und spricht sich über die ganze Streitfrage in folgenden uns aus der Seele geschriebenen Worten aus:

„Horaz war dem Schicksal der Verderbung wohl weniger unterworfen als Andere; seine Eigenthümlichkeit in Form und Inhalt ist so groß, daß an ihm ohne Weiteres jede Copie vor dem Originale zurückweichen wird; sein dichterischer Haushalt ist so einfach und so kunstlos, verwendet so wenige und so natürliche Mittel, daß keiner es ihm darin gleich thut, jeder Nachahmer, je ähnlicher er ihm zu werden strebt, um so mehr sich von ihm entfernen wird."

Wir glauben daher unsere Dankbarkeit gegen Herrn Lübker nicht besser ausdrücken zu können, als wenn wir, eingehend auf seine conservativen Bestrebungen, den Versuch wagen, theils seine Vertheidigungen angegriffener Stellen zu verstärken, theils Anstände, über die er selbst nicht völlig hinwegkommt, zu beseitigen, theils überhaupt einige Gesichtspunkte anzugeben, durch deren Anwendung die Interpretation des Dichters noch mehr belebt, sein Werth noch fester begründet werden kann.

Gleich in der ersten Ode weiß Herr L. den meisten Schwierigkeiten, welche die Interpreten aufzufinden geneigt sind, sehr gut zu begegnen; nur wären wir in Verlegenheit, wie wir mit derjenigen Auffassung der zwey letzten, nunmehr auch von Gottfried Hermann sammt V. 1 und 2 verurtheilten Verse, welche p. 5 gegeben ist: zumal wenn es mir dabey, bey meiner Beschäftigung mit der Dichtkunst, gelingen sollte, auch Anderen, wie namentlich dir, Freude damit zu machen, in deren Augen ein Dichter zu seyn, das Maaß meiner Glückseligkeit erschöpft, — wie wir mit dieser Auffassung den Verdammungsgrund Eichstädts widerlegen sollten, der durchaus ein quodsi tu me lyricis vatibus inseres fordert. Fehlen kann das Pronomen nur, wenn der Nachdruck des Gedankens nicht in der Person des Mäcenas sondern in einem andern Worte ruht, und wir glauben bey richtiger Interpretation des vielen so anstößigen, für uns absolut nothwendigen si V. 32 dies Wort in lyricis gefunden zu haben. Nämlich die Worte me doctarum hederae praemia frontium Dis miscent superis, me gelidum nemus — secernunt populo besagen nur im Allgemeinen: mich erfreut in stiller Abgeschiedenheit vom Weltgetümmel die Poesie; das nunmehr folgende si neque tibias Euterpe cohibet etc. soll, das si genommen in dem äußerst häufigen Sinne von εἴ γε, si quidem, die Gattung bezeichnen, der er sich weiht: „Mich erfreut die Poesie, nämlich wenn oder in so fern als mich die lyrische Muse begeistert." Hieran schließt sich mittelst des kräftig, wie in Od. 3, 1, 41, fortschließenden Quod si vollkommen genau der Gedanke: wenn du mich also (nicht also bloß für einen Epoden- oder Sermonen-Dichter, sondern) für einen Lyriker anerkennst, so hab ich die höchste Stufe der Glückseligkeit erreicht. —

In der zweyten Ode will Hr. L. in V. 5—12 die ganze Beschreibung von der deukalionischen Fluth, deren Erneuerung nach den Vorzeichen zu befürchten stehe, mit den Kritikern lieber fahren lassen, wenn man in derselben nicht eine ächt horazische Ironie sehen dürfe auf die Gemeinheit und Blindheit der Alltagsmenschen, die vor jeder außerordentlichen Regung der Naturkräfte zittern, und dagegen die Strafe nicht sehen, die sie mit ihrem eigenen Blute bezahlen. *) Mit dieser Ansicht können wir uns durchaus nicht vereinigen. Man mag von des Dichters persönlichem Glauben an die Wunderzeichen halten, was man will, in dieser Ode, welche die Blutschuld bekennt, die in Folge des Bürgerkriegs auf dem Volke lastet, welche den sühnenden, rettenden Heiland sucht und in Augustus zu finden wähnt, dienen sie dem Dichter lediglich als poetisches Motiv, um den Ausdruck des Schuldgefühls einzuleiten, welcher den Mittelpunkt der Ode bildet. Und daß er als Dichter nach dem alten Volksglauben in gewöhnlichen Naturerscheinungen die Hand der Götter und drohende, durch die gewöhnlichen Mittel gar nicht mehr sühnbare Prodigia

*) Dieses „und dagegen" bezieht sich auf Lübker's Auffassung von V. 21 ff. audiet cives acuisse ferrum etc.: „aber stärker und richtiger als in diesen Naturzeichen vergegenwärtigt sich uns unsere Schuld an dem vergossenen Blute der Bürgerkriege." Wir sehen in diesen Versen ein durch die drohenden Zeichen veranlaßtes Sündenbekenntniß: „Ja es ist wahr; die Nachwelt wird von einer großen Schuld des Römervolkes hören."

sieht, ist dieß etwas Anderes, als schöpferische Belebung und gleichsam Beseelung des todten Naturereignisses, welche dem Dichter sowohl ansteht? Und selbst in der fast lächerlich gescholtenen Beschreibung der deukalionischen Fluth vermeynen wir einen Hauch des Horazischen Geistes darin zu spüren, daß dieselbe nicht in passiven Zuständen, sondern in Handlungen, nicht in einem unbelebten, sondern bewegten Gemälde veranschaulicht wird. Einen Fisch sich vorstellen, wie er im Wipfel der Ulme zappelt, hat allerdings etwas Lächerliches; aber so will eben der Dichter nicht aufgefaßt seyn. Der Fisch, soll man sich denken, schwimmt ahnungslos und wohlgemuth in seinem Element umher; plötzlich fühlt er sich von den Zweigen der Ulme gehalten. Die Zeitwörter egit, haesit, natarunt sind Aoriste, keine eigentlichen Perfecte. Proteus ferner ist nicht, wie Peerlkamp meynt, eine virgilische Reminiscenz aus Georg. 4, 394, sondern eine homerische; wie Od. IV. Proteus seine Robben an den Strand der Insel Pharos treibt, so mußte er sie bey der Fluth, um sie sonnen zu können, auf die höchsten Berge treiben. Endlich ist zu superjecto sicherlich terris zu suppliren; vrgl. Tac. Ann. 13, 55: solem deinde respiciens et cetera sidera vocans quasi coram interrogabat, vellentne contueri inane solum; potius mare superfunderent adversus terrarum ereptores. Ergänzt man damis, so daß man an die ertrinkenden Rehe denken muß, so setzt man das hier in speciellster Beziehung auf das schwimmende Reh so malerische pavidae zu einem bloßen Schmuckwort herab. Uebrigens ist die episodenartige Beschreibung der Fluth, mit welcher das Hauptthema für einen Augenblick unterbrochen wird, ganz analog der episodischen Schilderung von der Sangesgewalt des Orpheus in Ode 12, zu welcher wir nun übergehen wollen.

Bey keiner Ode läßt sich unsers Bedünkens in der Weisheit Peerlkamps schlagender ein völliges Mißverständniß der Kunst des Dichters aufzeigen, als in diesem zwar schlicht gehaltenen, aber äußerst kunstreich angelegten, überhaupt bewundernswürdigen Erzeugniß horazischer Poesie. Und worin beruht diese Kunst? In der einfachen Anwendung einer steigenden Klimax bey Ankündigung und einer fallenden bey Durchführung des Thema's,

so daß dem quem virum aut heroa quem deum in umgekehrter Ordnung der Preis der Götter, der Halbgötter, der Menschen entspricht, während die letzte Stufe dieser fallenden Klimax, die Reihe preiswürdiger Menschen, mit vortheilhafter jedoch freyer Benützung historischer Ordnung, wiederum in Augustus culminirt. Was ist hiedurch gewonnen? Ein kostbares Herab- und Hinansteigen der lyrischen Bewegung, durch welches Augustus als die Krone und gleichsam das Ziel der Schöpfung mit dem zusammengeschlossen wird, von dem die ganze Schöpfung ausgeht. Der vom Preise des höchsten Gottes ausgehende und durch die ganze Welt des Großen im Himmel und auf Erden sich bewegende Dichter kommt am Ende bey dem Preise des höchsten Menschen an, und vermeidet den Eckel nackter Schmeicheley durch die Form der Fürbitte, in welche er den Preis desselben einkleidet. Dieses Herabsinken und Wieder-emporwogen des Gesanges vernichtet Peerlkamp, der in der eiteln Meinung befangen, als müsse August gleich auf die Götter und Heroen folgen, v. 33 — 48 ohne Barmherzigkeit streicht. In diesem Gange des Liedes liegt wie die beste Widerlegung Peerlkamps, so auch die deutlichste Hinweisung auf des Dichters Absicht, die Stellung Augusts zu Jupitern und zwar von ihrer doppelten Seite der denkbaren Coordination und frommen Subordination zu zeigen, eine Absicht, deren sittlicher Gehalt bey der künstlerischen Beurtheilung der Ode nicht in Frage kommt.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der seit dem 24. July 1841 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Schluß.)

Von dem Hrn. Dr. Kaiser, Prof. in Leyden:

a) Het observatorium te Leyden. Leyden 1838. 8.
b) Eerste Metingen met den mikrometer,' volbragt op het observatorium van s'rijks hoogeschool te Leyden. Leyden 1840. 4.

Von dem Herrn Lainé, Négociant Droguiste in Paris:

Gélatine. Quelques erreurs a son egard. Paris 1842. 4.

Von Herrn Christian Lassen, Prof. in Bonn:

a) Zur Geschichte der Griechischen und Indoskythischen Könige in Baktrien, Kabul und Indien. Bonn 1838 8.
b) Die altpersischen Keilschriften von Persepolis. Entzifferung des Alphabets und Erklärung des Inhalts. Bonn 1836. 8.
c) Gymnosophista sive Indicae philosophiae documenta. Bonn 1832. 4.

Von dem Herrn Humphrey Lloyd, Prof. in Dublin:

Account of the magnetical observatory of Dublin, and of the instruments and methods of observation employed there. Dublin 1842. 4.

Von dem Herrn James Millingen in Florenz:

Considerations sur la numismatique de l'ancienne Italie, principalement sous le rapport de monumens historiques et philologiques. Florence 1841. 8.

Von dem Herrn A. F. Mauduit, corresp. de l'institut roy. de France:

a) Erreurs très graves, signalées comme existant dans toutes les traductions d'Homére etc. Paris 1841. 4.
b) Réponse a Monsieur Raoul Rochette. Paris. 1841. 4.

Von dem Herrn Charles Morren, Prof. in Lüttich:

Histoire littéraire et scientifique des tulipes, jacintes, narcisses, lis et fritillaires etc. Bruxelles 1842. 8.

Von dem Herrn Grafen Carl Münster, Präs. der asiatischen Gesellschaft von Großbritanien ꝛc.:

Katalog arabischer Handschriften.

Von dem Herrn Dr. Christoforo Negri in Mailand:

a) Del vario grado d'importanza degli stati odierni. Milano 1841. 8.
b) Quadro politico d'antica istoria. Milano 1842. 8.
c) Sulle vicende dell' interno diritto publico di Roma antica. Milano 1842. 8.

Von dem Herrn Dr. Osann in Würzburg:

Die Anwendung des hydroelektrischen Stromes als Aetzmittel. Würzburg 1842. 8.

Von dem Herrn Dr. Osenbrügger, Privatdoc. in Kiel:

Ciceros Rede für T. Annius Milo mit Einleitung und Commentar. 8.

Von dem Herrn Pictet, Professeur de Zoologie in Genève:

Histoire naturelle générale et particulière des insectes nevroptères. 1. Lieferung. Geneve und Paris 1841. 8.

Von dem Herrn Quetelet, Directeur a Bruxelles:

Résumé des observations sur la météorologie, sur le magnetisme etc. Bruxelles. 4.

Von dem Signor José Victorino dos Santos e Sousa Mattos:

Nova theoria de universo. Rio de Janeiro 1840. 8.

Von dem Herrn Geheimerath von Savigny in Berlin:

System des heutigen Römischen Rechts. V. Band. Berlin 1841. 8.

Von dem Herrn Prof. Aug. Wilhelm von Schlegel in Bonn:

Indische Bibliothek, eine Zeitschrift. III. Bd. 1. Heft. Bonn 1830. 8.

Von dem Herrn N. C. Seringe, Prof. in Lyon:

Le petit agriculteur ou traité élémentaire d'agriculture. Lyon 1841. 12.

do do (questionaire.) Lyon 1841. 12.

Von dem Herrn F. G. W. Struwe, Dierector der Sternwarte zu Dorpat:

Observationes astronomicae institutae in specula universitatis caesareae Dorpatensis. Vol VIII. seu novae seriei Vol. V. Dorpat 1839. 4.

Von dem Herrn J. Vaucher, Professeur de l'académie de Genève:

Histoire physiologique des plantes d'Europe. Tome premier-quatrième. Paris 1841. gr. 8.

Von dem Herrn Paul Wiegand, Stadtgerichtsdirector in Wetzlar:

Die Corveyschen Geschichtsquellen. Ein Nachtrag zur kritischen Prüfung des Chronicon Corbeiense. Leipzig 1841. 8.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. September.

Nro. 182. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Commentar zu Horaz's Oden, Buch I—III. Von Dr. Friedrich Lübker, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Haben wir aber des Dichters Absicht hiemit richtig aufgefaßt und namentlich die Vorstellung beseitigt, als könne der Dichter in seinem Liede nur sittliche Größen verwenden, so fällt auch jeder Einwand gegen Tarquinius Superbus v. 30, den selbst Lübker in den superbis Tarquini fascibus zu finden Bedenken trägt, während wir doch fragen möchten, ob es des Dichters Absicht seyn könnte, durch die Wahl seines Ausdrucks einen ganz unabweisbaren Eindruck in der Voraussetzung hervorzurufen, daß die pede claudo nachkommende Reflexion denselben schon wieder vernichten werde. Und paßte denn Tarquinius Superbus, unter welchem Rom nach Außen mächtiger als je war, zu den politischen Größen nicht, paßte zum Gegensatz des letzten Großen aus der Königszeit die letzte streng republikanische Größe nicht? Mit kunstvoller Unterbrechung der historischen Folge tritt Cato unter die Helden der nunmehr abgeschlossenen republikanischen Vorzeit, und unter diesen am weitesten zurück, um ihn zur Vermeidung eines störenden Contrastes, wie schon von Andern bemerkt worden ist, nicht in die Nähe des jetzt regierenden Geschlechtes, der neuen Ordnung der Dinge zu bringen. Daß endlich unter Marcellus nur Augusts Schwestersohn, wie Lübker anerkennt, und unter Julium sidus nicht, wie derselbe glaubt, weil sidus eigentlich ein Complex von Sternen sey, das Julische Geschlecht, sondern eigentlich Augustus verstanden werden müsse, folgt aus unserer Auffassung, wenn sie richtig ist, von selbst.

Wir gehen zu einem weiteren horazischen Problem, der vielbesprochenen 28sten Ode des ersten Buches fort. Wir loben Herrn L., daß auch er den Irrthum aufgibt, als sey dieß Gedicht ein Dialog zwischen Archytas und einem nauta; daß er aber in demselben auch keinen Monolog anerkennt, den Monolog des Schattens eines ungenannten Schiffbrüchigen, der in der Nähe von Archytas Grab ans Land geworfen ist, und nun zuerst den bereits bestatteten Archytas, dann einen zufällig vorüberfahrenden Schiffer anredet, daß er vielmehr in der ganzen Ode von einem Ende bis zum andern nur Worte und Gedanken aus der Seele des Dichters findet, die derselbe in seiner Person auch vorträgt, dieß können wir unmöglich billigen. Wir würden dem Dichter abermal den Vorwurf zu machen haben, daß er mit seinen Worten unabweisbare Eindrücke in der Voraussetzung hervorrufe, daß eine hinterdrein kommende Reflexion dieselben schon wieder zerstören werde, wenn wir Herrn Lübker glauben wollten, daß in den Versen 21 f.: me quoque devexi rapidus comes Orionis Illyricis Notus obruit undis, in den Worten: ne parce malignus arenae ossibus et capiti inhumato particulam dare, zusammengehalten mit precibus non linquar inultis, nichts liege, was zur Annahme eines im Schiffbruch Umgekommenen zwinge. Das Colorit der ganzen Ode verblaßt nach unserem Gefühl ganz unerträglich, wenn wir uns in den Stellen, wo dem Wortlaute nach ein Indivi-

duum zu einem Individuum spricht, diese Individuen geradezu wegdenken, bey dem nauta keinen in dem Augenblicke vorüberfahrenden Schiffer, bey den Gebeinen und dem unbestatteten Haupte nicht den Leichnam des redend eingeführten Schattens in unsere Vorstellung aufnehmen sollen. Und warum soll uns dieß verwehrt seyn? Weil es, sagt Herr L. p. 164, „gewiß nicht in dem dichterischen Wesen des Horaz lag, anders als wo er satyrisch die handelnden Charaktere aus dem wirklichen Leben vorführt, in rein objektiver Darstellung und dramatischer Form eine Scene zu fingiren, da in dieser Beziehung seine Poesie ganz subjektiv ist, durchaus von der Person des Dichters ausgeht und zu ihr in Beziehung bleibt.“ Allein, fragen wir, ist denn in Ode 15: Pastor quum traheret etc., in welcher der Herr Verf. vollkommen richtig keine Allegorie, sondern ein freyes Kunstwerk erkennt, nicht auch in rein objektiver Darstellung und monologischer Form eine Scene fingirt? Tritt in der genannten Ode die Person des Dichters auch nur in die geringste Beziehung zum Stoffe des Gedichts? So gut dort Nereus lediglich in seiner Person dem angehaltenen Frauenräuber Paris die Folgen seines Verbrechens prophezeyt, so gut kann dieß hier das εἴδωλον des Schiffbrüchigen, dem vorüberfahrenden Nauta gegenüber thun, wenn derselbe die allgemeine Menschenpflicht der Bestattung versäumen würde. Wenn es erlaubt ist, zu behaupten, daß in der Horazischen Lyrik unter der Benennung Ode gar Manches cursirt, was sich in der modernen Poesie seiner Eigenthümlichkeit nach von der Ode gesondert und als besondere Gattung constituirt hat, so haben wir in den beyden angeführten Oden eigentlich ein paar antike Romanzen.

Einen höchst wichtigen grammatischen Gegenstand bespricht der Herr Verf. zu den Worten der 31sten Ode: non opimas Sardiniae segetes feracis, non aestuosae grata Calabriae armenta, bey Gelegenheit der auch von Orelli recipirten Lesart feraces. Uns dünkt in solchen Fällen, wo Sinn und Gedanke nicht entscheiden kann, für die Lesart maaßgebend die Figur des Chiasmus und der Anaphora, unter welcher letzteren wir nicht bloß die Wiederholung desselben Wortes, sondern im weiteren Sinne die Wiederkehr derselben Wortfolge verstehen. Beyde Figuren sind vereinzelt oder mit einander verschmolzen fast die dominirenden Mächte in der lateinischen Wortstelluug, und wirken besonders in ihrer Vereinigung einen ganz eigenthümlichen Reiz. So haben wir hier erstens Adjectiva mit Substantiven verbunden. Bezeichnen wir diese mit a, jene mit b, so finden wir das erste jener beyden Satzglieder chiastisch (b a a b), das zweyte anaphorisch gestaltet (b b a a). Aber es sind auch Accusative mit Genitiven zusammengestellt. Hiezu wählt der Dichter in beyden Gliedern die anaphorische Folge, im ersten jedoch mit dem Vortritt des Accusativs, im zweyten mit dem des Genitivs: b a b a; a b a b. Diese Mischung der chiastischen Stellung der Nomina mit der anaphorischen Casusstellung im ersten Gliede, sowie die Verzweigung zweyer verschiedenen Anaphoren im zweyten Gliede, das hiedurch ermöglichte umgekehrte Verhältniß des zweyten Gliedes zum ersten, dieß Alles bringt ein Leben, eine Bewegung in die Diction, wie sie die Darstellungsmittel der modernen Sprachen kaum annäherungsweise hervorzurufen vermögen.

Zur 34sten Ode bemerkt Hr. L. p. 185 folgendes:

„Anschauung und natürliches Gefühl sind zwar wohl der erste Ausgangspunct unserer Erkenntniß, aber wir dürfen nicht dabey stehen bleiben; die Vorsehung waltet sowohl im Gebiete der Natur als des Geistes, aber weit lebendiger und eindringlicher hier als dort. Wohl habe ich, sagt der von solcher Ueberzeugung geleitete Dichter, das von Allen als furchtbares Prodigium angesehene Niederfahren des Blitzstrahls aus heiterer Höhe erlebt; aber klarer als in diesem abergläubisch gefürchteten Phänomen erkenne ich das unbeschränkte Walten der Vorsehung in Geschichte und Menschenleben; da macht mich der schnelle Thronwechsel zwischen dem Phraates und Teridates zum aufmerksamen und erfolgreichen (?) Beobachter der Lenkungen einer höheren Macht.

Wir müssen gestehen, daß wir in der Struktur dieser Ode von einem Zwar — aber nicht die leiseste Spur entdecken können. Wir construiren die Gedanken vielmehr so: ich werde von nun an den Göttern, deren Daseyn mir zweifelhaft oder wenigstens gleichgültig geworden war, wieder reichlicher und häufiger opfern; denn ein Blitz aus hei-

terem Himmel, den ich mir aus natürlichen Ursachen nicht zu erklären vermag, hat mich vom Daseyn der Götter, von ihrem Wirken in der Welt und auf dieselbe völlig überzeugt. Ja, es ist wahr! Die Gottheit hat das Geschick der Sterblichen in ihrer Hand. — Ob der Dichter hiemit seinen Uebertritt von der epikuräischen Schule zu irgend einer andern habe ausdrücken, ja ob er nur eine wirklich in seiner Ueberzeugung vorgegangene Veränderung habe darstellen, oder nur die ihm gewordene Anschauung eines merkwürdigen Phänomens zu einem poetischen Bilde benützen wollen, wagen wir nicht zu entscheiden; aber so viel scheint uns unzweifelhaft, daß das Valet ima summis mutare nicht wie ein das Vorhergehende überbietender Gegensatz, sondern wie ein aus demselben resultirendes Bekenntniß klingt. Auch die Frage Lübkers, wie sich der Dichter das Verhältniß von Diespiter, Deus und Fortuna gedacht habe, beantworten wir einfacher als er mit der Analogie von einigen äschyleischen Stellen; Agam. 661 ff. Pors.: ἡμᾶς γε μὲν δὴ ναῦν τ', ἀκήρατον σκάφος, ἤτοι τις ἐξέκλεψεν ἢ 'ξητήσατο θεός τις, οὐκ ἄνθρωπος, οἴακος θιγών· τύχη δὲ σωτὴρ ναῦν στελοῦσ' ἐφέζετο. S. Theb. 549: πύργοις ἀπειλεῖ τοῖσδ' ἃ μὴ κραίνοι θεός· ibid. 426: πύργοις δ' ἀπειλεῖ δεῖν' ἃ μὴ κραίνοι τύχη, an welcher letzteren Stelle θεὸς bloß eine unnöthige Vermuthung Blomfields ist. Man sieht, daß die beyden Begriffe alterniren können, daß aber wenn sie innerhalb des Bereiches einer und derselben Stelle vorkommen, τύχη gedacht wird als die dem Willen der Götter dienstbare Macht, gerade wie bey Homer Themis dienendes Organ des Zeus ist. Was aber Deus und Diespiter betrifft, so ist ersteres das Abstractum, die Gottheit, welchem die Vorstellung nach Belieben den höchsten Gott oder den Gesammtwillen aller Götter substituiren kann.

Auch in der Auffassung eines Theils der folgenden Ode ad Fortunam bedauern wir dem Hrn. Verf. nicht beystimmen zu können. Der Grundgedanke des Gedichts ist der einfachste von der Welt: Fortuna erhalte Cäsarn, der Kriegsheere gegen den barbarischen Norden und Osten rüstet; und die Gräuel der Bürgerkriege puro pioque duello sühnt. An den Namen der Göttin knüpft sich eine Schilderung ihrer Macht in Form der Aufzählung ihrer alle Stände, Völker und Fürsten der Welt in sich begreifenden Verehrer, eine Aufzählung, welche deßwegen gerade mit dem Tyrannen schließt, weil derselbe, gemeiner Vorstellung nach, auf der höchsten Stufe menschlicher Glückseligkeit steht, folglich die Ungunst der Göttin am schmerzlichsten empfindet, und zweytens weil sich was der Sterbliche von ihr zu fürchten hat am grellsten in dem Bild einer Revolution abspiegelt, deren Schilderung, belebt durch das tonmalerische gedoppelte ad arma, nur an die Erwähnung des Tyrannen angeschlossen werden kann. Was Alle von der Göttin zu fürchten haben, wird an dem letztgenannten gezeigt, ne – proruas hängt strenge von metuunt ab, was eben so wenig zweifelhaft ist, als daß in dieser Strophe weder an die Bürgerkriege gedacht, noch ne proruas als ein für sich stehendes Gebet betrachtet werden darf. Die stans columna ist die Tyrannis, nicht die Säule der Volkswohlfahrt und Staatsmacht (p. 199). Was nun die beyden folgenden Strophen von der Necessitas und Spes sammt Fides betrifft, so scheint uns der poetische Fehler der ersten, welche die Attribute der Necessitas angiebt, nicht darin zu bestehen, daß uns hier ein Eindruck durch das Ohr afficiren soll, der nur dem Auge zugebracht werden kann, sondern umgekehrt darin, daß jene festen Bindemittel der Baukunst in der Hand der Nothwendigkeit kein schönes Bild geben, daß sich dasjenige, was durchs Gehör vor das Auge des Geistes gebracht werden soll, nicht gut sehen läßt. Ferner können wir unmöglich glauben, daß der Dichter deßwegen Hoffnung und Treue der Fortuna zu Begleiterinnen giebt, um dieselbe „als eine sittliche Macht zu bezeichnen, die dem Redlichen, Genügsamen, Vertrauensvollen beysteht und von selbst angehört, während sie umgekehrt das sich erhebende Haus, das mit seiner Größe und seinem Stolze oft auch den Grund zu seinem Sturze legt, meidet“ (p. 200). Wenn wir uns schlecht und recht an die Worte des Gedichtes halten, so finden wir die Göttin nur von Seite ihrer Macht geschildert und zwar in den Wirkungen dieser Macht. Daß diesen Wirkungen der Stempel der Unveränderlichkeit aufgedrückt ist, dieß be-

deutet die Necessitas; nicht, wie Herr L. meynt, daß Fortuna selbst keine unabhängige, willensfreye Macht ist, die durch ein Gewebe von Umständen und Fügungen mit unerbittlichem Zwange bedingt wird. Hiedurch würde ja der Dichter dem hohen Begriff, den er von der Macht Fortuna's geben will, den bedeutendsten Eintrag thun. Daß aber dem unwandelbaren, und in seiner Unwandelbarkeit nur erschrecklichen Wesen der Göttin tröstende Genien beygegeben sind, die Hoffnung und die Treue, das bloß und nichts weiteres besagt die folgende Strophe, deren grammatische Schwierigkeit sich unsers Bedünkens durch klare Erkenntniß ihrer Ursache hebt. Die Treue, heißt es, läßt nicht von Fortuna, wenn diese mutata veste aus den Palästen der Mächtigen feindselig auszieht. Denkt man sich nun die Fortuna im Trauergewand, so ist sie das Bild der Mächtigen selbst, welche in Trauerkleidern den glanzvollen Palast zu räumen genöthigt sind. Wird sie nun aber zugleich inimica genannt, so stellt sie nicht diese Mächtigen, sondern eben deren Feindin vor. Alle Schwierigkeit beruht also darauf, daß dem Leser zugemuthet wird, die Fortuna, welcher die Treue folgt, einmal als Bild der verfolgten Menschen, das andere Mal als die verfolgende Göttin, und zwar beydes in einem Satze, zu fassen.

Wir schließen die Besprechung einzelner Stellen mit dem gewagten, aber wenigstens nicht frivol gewagten Versuche, eine seit Sanadon heftig angegriffene und selbst von Lübker aufgegebene Stelle zu vertheidigen, die bekannten 4 Verse der von Peerlkamp ganz verworfenen 17ten Ode des dritten Buchs:

Aeli, vetusto nobilis ab Lamo,
Quando et priores hinc Lamias ferunt
Denominatos, et nepotum
Per memores genus omne fastos
Auctore ab illo ducis *) originem,
Qui Formiarum moenia dicitur etc.

*) So alle Handschriften statt der ganz unnöthigen Vulgata ducit.

Lübker hat nicht nur Peerlkamps Bedenklichkeiten gegen das Ganze der Ode sehr gut zurückgewiesen, sondern auch richtig in dem Gedichtchen einen Scherz erkannt. Mit diesem einzigen Zugeständniß sind wir schon zufrieden. Gestützt auf dasselbe sprechen wir gleich die Anrede in launigem Ton: Aelius, hochadeliger Sproße des uralten Lamus! und sehen in dem Folgenden nicht etwa eine Beschränkung, sondern eine possirliche Begründung dieser Anrede. „So muß ich dich ja nennen, da für des Lamus Stammvaterschaft zwey so gewichtige Gründe sprechen. Erstlich der Gleichklang der Namen Lamus und Lamia; die ganze Welt sagt (ferunt, ein Ausdruck nicht des Zweifels, wie unser Soll, sondern historischer Ueberlieferung; vrgl. Lübker zu dem dicitur des 5ten Verses), euere Ahnherren seyen nach jenem Lamus benannt worden; zweytens die über allen Zweifel (scilicet) erhabene Tradition der Geschlechtsregister; in diesen allen prangt der Name Lamus an der Spitze eueres Stammbaumes. Daß die Lamier in allen Geschlechtsregistern (per memores fastos) von dem alten König abstammen, und daß bey der bekannten Sucht der Römer, ihre Stammtafeln mit mythischen Ahnherren zu schmücken, diese Tafeln urkundliche Beweiskraft haben sollen, gerade das ist der Scherz, den sich der Dichter gegen den hochgeborenen Freund erlaubt. Wir müßten sehr irren, wenn sich mit dieser Auffassung nicht alle Bedenklichkeiten Lübkers beseitigen ließen. Erstens schwindet aller Zweifel an der Richtigkeit des quando, welches genau wie in Serm. 2, 5, 9 für quoniam d. h. zur Bezeichnung eines ausgemachten, allgemein anerkannten Grundes steht, somit gerade hier der Begründung einen komischen Anstrich giebt. Zweytens treten die beyden mit et — et verbundenen, bisher für tautologisch genommenen Glieder in richtigen Gegensatz. Endlich ist die Verbindung originem ducis per fastos; wenn nur das per richtig verstanden wird, just eine der Pointen des Scherzes.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. September.

Nro. 183. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Commentar zu Horaz's Oden, Buch I — III.

Von Dr. Friedrich Lübker.

(Schluß).

Stellen wir nun vollends noch, was so leicht geht, das urkundliche ducis wieder her (du ganzes Enkelgeschlecht leitest u. s. w.), so möchte wohl schwerlich ein begründeter Zweifel ungelöst bleiben, und an einem ziemlich eklatanten Beyspiel der Beweis geliefert seyn, wie sehr die höhere Kritik Ursache hat, vorsichtig zu seyn. So verzweifeln wir auch noch nicht an der Rettung der Strophe Testis mearum centimanus Gyges etc. (III. 4, 69 — 72), obwohl sie Lübker gleichfalls aufgiebt; es ist dieß einer der wenigen Punkte, in welchen wir mit seiner vortrefflichen Behandlung des großen Odencyklus III. 1 — 6 nicht übereinstimmen können.

Wir erlauben uns noch einige allgemeine Gesichtspunkte anzugeben, von denen bey der Erklärung der Horazischen Oden, wie uns dünkt, noch häufiger ausgegangen werden sollte, während der an sich höchst achtbare Scharfsinn und die große Gelehrsamkeit, womit man heutzutage die Zeit der Abfassung fast aller Oden zu bestimmen sucht, für das poetische Verständniß in vielen Fällen unläugbar sehr wenig ausgibt.

Die moderne Lyrik hat nach und nach die Eigenthümlichkeit angenommen, daß sie die Empfindungen und Regungen des Gemüthes, statt sie bloß in Worte zu kleiden, zergliedert und gleichsam analysirt. Hiemit im Gegensatz durchforschen die Antiken, wenn sie Gefühlen einen Ausdruck leihen, das Wesen derselben bloß nach Innen so wenig, daß sie kaum irgend eine subjektive Bewegung ausgesprochen haben, als sie schon wieder Behufs der Darstellung nach Bildern und Anschauungen der Außenwelt greifen; nicht als ob sie nicht auch einer starken und innigen Empfindung fähig gewesen wären, sondern weil sie auch in der Sphäre des Gefühlslebens lieber im hellen Tageslichte der sichtbaren Welt, als in den unsichtbaren Tiefen der Seele verweilen wollen. Daher kommt es, daß in unserer Zeit, die nicht gesund genug ist, um das trübselige Wesen kraftloser Melancholie und jene verrufene Koketterie mit dem Schmerz entbehren zu können, Stimmen laut geworden sind, als hätte den Alten die rechte Gluth der Empfindung und eben deßwegen das Feuer des lyrischen Geistes gefehlt. Allein dieß ist gewiß nur zum Theile wahr. Gefühl und Empfindung fehlt nicht sowohl, als daß sich das innere Leben des Geistes recht klar nach Außen herausstellt, und statt sich auf mystisch heimliche Weise in sich selber zu vertiefen, nach Form und Gestaltung, nach einer Abschilderung fürs Auge, mit einem Worte nach Malerey strebt. Oder sollte der Dichter nicht tiefgehender Empfindung fähig gewesen seyn, der in der zweyten Ode des dritten Buches das berühmte Bild entwarf: illum ex moenibus hosticis matrona bellantis tyranni prospiciens et adulta virgo suspiret: Eheu ne rudis agminum sponsus lacessat regius asperum tactu leonem, quem cruenta per medias rapit ira caedes. Lübker bemerkt hiezu p. 311: „Dieß ist die Kunst des Dichters, der mit Worten zu malen versteht; es ist nicht Poesie, sondern Malerey; nicht den innern Sinn, sondern das Auge

muß man darauf richten.“ Vortrefflich! Aber warum sollte das nicht Poesie, nicht ποίησις im edelsten Sinne des Wortes seyn, wenn die Tapferkeit eines jungen Römerhelden in einem Gemälde dargestellt wird, welches nicht nur eine Fülle von Anschauungen vors Auge führt, sondern auch in diesen Anschauungen eine kleine Welt von Gefühlen, die sich uns mittheilen, verkörpert? Und so ists mit den meisten und schönsten Gemälden des Dichters; man darf sich der Anschauung, die er uns bereiten will, nur hingeben, und man wird bald gewahr werden, wie viel Gemüth, wie viel Innerlichkeit diesen Anschauungen das Daseyn gegeben. Und diese Verbindung einer reichen Gemüthsentfaltung mit der Pracht oder Lieblichkeit objektiver Anschauung ist das erste, was wir von den Auslegern mehr berücksichtigt wünschten. Wie viel schlagender hätte Lübker die Peerlkamp'sche Mißhandlung der 25sten Ode des dritten Buchs widerlegen können, wenn es ihm gefallen hätte, das Gemälde auszuführen, das der Dichter in den Worten skizzirt: Non secus in jugis exsomnis stupet Euias Hebrum prospiciens et nive candidam Thracen ac pede barbaro lustratam Rhodopen etc. In heller Mondscheinnacht, denn eine solche muß bey der Weite der angegebenen möglichen Aussicht vorausgesetzt werden, feyern die Mänaden das nächtliche Fest ihres Gottes auf einem Gebirge Thraciens, und warum nicht auf dem Hämus? Eine derselben arbeitet sich in bacchischer Begeisterung durch Waldesdickicht den Berg hinan; plötzlich tritt sie, noch ehe sie es ahnen konnte, auf einen nicht mehr bewachsenen Gipfel heraus, und, vom Monde beschienen, liegt das schneebedeckte *) Thracien vor ihren Füßen (vgl. Liv. 40, 21); links strömt in seinem weiten Bogen der Hebrus, rechts bildet das rhodopeische Gebirge den majestätischen Hintergrund. Welches Gemälde! Eine mondbeleuchtete Schneelandschaft, geschaut von solcher Höhe herab, in solcher Ausdehnung, von solchem Strome belebt, mit solcher Begrenzung! Peerlkamp findet hier nichts im Dichter als wohlklingende Worte; Lübker meint nur, das habe Peerlkamp nicht bewiesen; wir unseres Theiles sind der Ueberzeugung, daß kein Dichter dasjenige stupere und mirari, dessen übermannende Gewalt ins innerste Leben des Menschen dringt, prachtvoller und ergreifender dargestellt habe.

Eine zweyte von den Interpreten noch nicht genugsam hervorgehobene Kunst des Dichters ist die der Gruppirung. Als Beyspiel wählen wir Carm. I. 31, 3 — 12, um abermal einen Beytrag zur Würdigung Peerlkampischer Kritik zu geben, indem dieser Gelehrte V. 9 — 16 dieser Ode für unächt erklärt. Mit Lübkers Gegenbemerkungen sind wir nicht ganz einverstanden; wir fügen ihnen noch Folgendes bey. Nachdem das Gedicht mit der Frage begonnen: Quid dedicatum poscit Apollinem vates? etc., schildert er zunächst, was er sich nicht wünscht (3 — 15), nämlich kein reiches Besitzthum. Indem er aber diesen Ausdruck poetisch variirt, thut er es zuerst in einer Reihe bloß gegenständlicher, keine Handlung enthaltender Bilder. Diesen stehen die wogenden Kornfelder Sardiniens den stattlichen Heerden auf calabresischer Trift, die ruhende Pracht des Goldes und Elfenbeins der anmuthigen Einsamkeit eines vom Liris bespülten Landgutes gegenüber. Zweytens aber führt er die Vorstellung des Reichthums in belebten, handelnden Bildern aus. Wir sehen die kostbaren Weinberge von Cales von fleißigen Winzern bearbeitet; wir sehen dagegen die städtische Pracht des reichen Kaufherrn, der den köstlichsten Wein aus goldenen Humpen trinkt. Und diese Strophe, in welcher des Dichters Phantasie so augenscheinlich nach den vorhergehenden Naturanschauungen gegensätzlich zu lebendigen Bildern des Reichthums fortschreitet, soll nach Peerlkamp, dessen sonstige Ausstellungen wahre Kriteleyen sind, tautologisch klingen. Er verräth hiemit, daß er keinen Sinn für die Gruppirung hat, welche noch etwas anderes ist als die ihm von Lübker entgegengehaltene chiastische Struktur der ganzen Ode, von welcher wir uns besonders deßwegen nicht überzeugen können, weil wir Lübkern nicht glauben, daß premant Calena falce nur die Beschäftigung mit dem Besitz, nicht den Besitz selber bezeichne, und daß me pascant olivae mit premant etc. dergestalt correspondire, daß jenes erstere die äußeren Mittel zum Ziel Horazischer Glück-

*) Daß die bacchischen Trieterica im Winter gefeyert wurden, findet sich ausdrücklich bezeugt bey Ovid. Fast. I, 394.

seligkeit gegenüber den das Glück des Reichen bedingenden Mitteln darstelle. Wir finden ganz einfach folgenden Gegensatz: ich wünsche mir von Apollo nicht Reichthum, sondern bin genügsam (pascunt, nicht pascant, ist die am besten beglaubigte Lesart); aber mein bescheidenes Glück möge der Gott mir erhalten sammt derjenigen Frische des Leibes und Geistes, die mein Alter vor Thorheit und Mißachtung schützt und des Saitenspieles nicht verlustig gehen läßt. — Mit dieser Bemerkung gegen Lübker wollen wir uns zugleich gegen das künstliche Aufspüren von Gruppen verwahrt haben, das Lübker selbst an mehreren Stellen mit so vielem Recht an Monich tadelt.

Drittens wünschen wir von den Auslegern in den Oden dasjenige schärfer ins Auge gefaßt, was wir uns erlauben die lyrische Handlung zu nennen. Wir verstehen darunter den Wechsel und Fortschritt der Stimmung, die Bewegung und den Verlauf der Gefühle des Dichters. Es bleiben sich diese in vielen Oden nicht gleich; es geht innerhalb des Liedes etwas vor. Wir würden diese Bemerkung als trivial unterdrücken, wenn wir nicht sehen müßten, daß von jener lyrischen Handlung gerade bey derjenigen Ode geschwiegen worden ist, in welcher sich dieselbe am deutlichsten und, wo wir nicht irren, auch am schönsten ausdrückt, bey der Ode nunc est bibendum. Lübker spricht zwar p. 201 von dem außerordentlich raschen, beynahe stürmischen Lauf dieser Ode, deutet auch auf eine Art von politischer Nothwendigkeit, den letzten Schritt der Königin anzuerkennen, hin; aber hiemit ist das Wesen der inneren Bewegung der Ode noch nicht ausgesprochen. Die Ode beginnt mit lautem Siegesjubel. Dieser Jubel geht über in Römerzorn, daß das üppige Weib des Fremdlands mit ihrem schnöden Heere gewagt hat, ihre Hand nach einer römischen Königskrone auszustrecken (quidlibet impotens sperare). Den Erfolg des rasenden Beginnens malt das Bild vom Habicht und der Taube; der Zorn des Römers geht über in Hohn. Da tritt ihm vor die Seele, daß diese Taube dennoch edler Art war, und Jubel, Zorn und Hohn lösen sich im versöhnten Gemüthe de Dichters in die Stimmung bewundernder Anerkennung auf.

Das Vorhandenseyn oder Fehlen dieser lyrischen Handlung muß relevant werden für die höhere, besonders ästhetische Kritik des Dichters; denn wenn wir uns auch durch letzteres nicht sofort bestimmen lassen, eine Ode für unächt auszugeben, so wird doch der Werth einer solchen minder hoch anzuschlagen seyn. So bekennen wir z. B., daß wir, wenn es uns andere Rücksichten gestatteten, bey keiner Ode so sehr versucht wären, auf Peerlkamps Verwerfungsurtheil einzugehen, als bey der 15ten des zweyten Buchs: jam pauca aratro jugera regiae moles relinquent etc.; nicht als ob nicht manches Einzelne ganz ächt horazisch klänge, sondern weil ihre ganze Composition in dem, wie Lübker richtig sagt, nackten Gegensatz des Jetzt und Früher aufgeht. Indem dieser Gegenstand ohne alle Bewegung in der Form des bloßen Nebeneinander sich darstellt, wird die Ode hölzern, und der Dichter müht sich vergebens, durch künstlichen Ausdruck den Mangel innerer Bewegung zu verdecken.

Kaum wagen wir bezüglich der Auslegung des Dichters einen vierten Wunsch laut werden zu lassen, da derselbe auf einer Voraussetzung beruht, die man nicht sogleich gelten lassen dürfte, daß nämlich der Dichter die Reihenfolge seiner Oden bey der Herausgabe mit Sinn und bestimmter Absicht geordnet hat. Doch wenn man erwägt, daß, wie auch Lübker anerkennt und nachweist, die sechs ersten Oden des dritten Buches wenn auch nicht disjecta membra eines größeren gnomischen Gedichtes sind, doch im unverkennbarsten Zusammenhange stehen, so dürfte die Vermuthung nicht allzukühn seyn, daß der Dichter auch anderswo einige Oden mit kenntlicher Absichtlichkeit zusammen geordnet hat, und dieß von seinen Lesern wahrgenommen und empfunden wissen wollte. Von der kleinen letzten Ode des ersten Buchs Persicos odi, puer, apparatus in ihrem Verhältniß zu der vorhergehenden nunc est bibendum hat Orelli schon das Nämliche bemerkt. Und in der That bekommt auf diese Weise betrachtet das kleine Gedichtchen einen ganz eigenthümlichen Werth. Wir kommen von den großen Geschicken der Römerwelt, von dem erschütternden Tode einer in maaßloser Begierde untergegangenen Königin her, um eingeführt zu werden in das behagliche Stillleben eines genügsamen Dichters. Wir sehen diesen in einer Reben-

laube, in herbstlicher Jahreszeit (rosa sera), so daß wir uns die Laube wohl mit Trauben behangen vorstellen, wie er sich anschickt, eine heitere Stunde zu verleben; aber wir finden ihn nicht bey einem lärmenden Gelage; er ist mit seinem Mundschenken allein. Freylich will er der Sitte gemäß sein Haupt bekränzen, aber nicht mit seltenen, nicht mit künstlich geflochtenen Blumen; es genügt ihm ein einfacher Myrthenzweig. In diesem Gemälde ist so viel Ruhe, ein so wohlthuender Hauch vergnügter Befriedigung, in jenem andern so viel Sturm und Drang, so viel Ungestüm begehrlicher Leidenschaft, daß man sich schwerlich entschließen wird, die Nebeneinanderstellung dieser Contraste dem Zufall und nicht der ordnenden Hand des Dichters zuzuschreiben. Leider hat Herr Lübker die kleine Ode nicht commentirt, so daß wir seine Ansicht über den besprochenen Gegenstand nicht wissen. — Nicht minder drängte sich uns die Vermuthung absichtlicher Zusammenstellung bey der sechsten und siebenten Ode des zweyten Buches auf. Beyde sind an Freunde, an innig geliebte Freunde gerichtet, von denen Septimius der Genosse seines Alters, ja derjenige seyn soll, der ihm den letzten Liebesdienst der Bestattung erweist, während der andre, Pompejus, ein alter Kriegsgefährte des Dichters, nach vielen Abentheuern vielleicht in Folge des von Sextus Pompejus mit den Triumvirn geschlossenen Friedens ins Vaterland heimgekehrt, mit Jubel begrüßt und zu heiterster Feyer des Wiedersehens eingeladen wird. Die erstere Ode ist durchaus ernsthaft gehalten und verklingt mit jenem unvergleichlichen: ibi tu calentem debita sparges lacryma favillam vatis amici im Tone sanfter Rührung; die zweyte dagegen ist humoristischer Natur; kein Wort in derselben ist in ernstem Muthe gesprochen; auch endet sie im grellsten Contrast mit der vorhergehenden im Tone bacchantischer Lust. Warum also nicht auch hier eine Wahl des Dichters in der Stellung dieser Oden anerkennen, und wenn dadurch ein helleres Licht über das Wesen beyder verbreitet wird, warum denn jene vielbesprochene Strophe tecum Philippos et celerem fugam etc., in welcher wir entschieden der Worterklärung Peerlkamps beytreten, und die gleich folgende homerische, hier launig verwendete Reminiscenz sed me per hostes Mercurius celeres etc. so gar ernsthaft nehmen? Es ist weder Geständniß persönlicher Feigheit, noch Mangel an Vaterlandsliebe, noch Verrath an der guten Sache, wenn ein paar alte Kriegsgefährten von 1806 nach dreyßigjähriger Trennung sich wiedersehen und nunmehr, nachdem unterdessen eine neue Ordnung der Dinge die Gestalt der Welt verändert hat, der Eine den Andern gutmüthig scherzend fragt: Weißt du noch, wie wir bey Jena miteinander davon gelaufen sind? Dort ist manches Gewehr weggeworfen, manche Tapferkeit zu Schanden worden, und mancher Prahlhanns hat um Pardon gebeten! Wir fühlen gar wohl, daß solcher Scherz nicht jederzeit am Orte ist, daß er in den auf das Unglück unmittelbar folgenden Jahren mehr denn unziemlich seyn würde; ist ers aber auch dann noch, wenn eine solche Niederlage bereits der Geschichte angehört und in ihren Folgen von der Gegenwart nicht mehr empfunden wird?

Doch es ist Zeit, die Freunde des Dichters, statt sie mit unsern Wünschen und Vermuthungen länger zu behelligen, auf die reiche Belehrung hinzuweisen, die selbst den reiferen Kenner der horazischen Muse bisweilen überraschen dürfte. Nur erlauben wir uns noch, den von uns hochgeehrten Herrn Verfasser im Fall einer neuen Auflage hin und wieder, z. B. gleich bey dem te rursus in bellum resorbens etc. derselben Ode, um größere Deutlichkeit der Auseinandersetzung zu bitten. Fortgesetzte Studien werden ihn zweifelsohne bey andern Stellen, wo er jetzt noch zwischen verschiedenen Erklärungen die Wahl läßt, zu definitiver Entscheidung befähigen. Auch gefällt es ihm dann vielleicht, alle Oden zu commentiren oder sich wenigstens über die Gründe, die ihn zur Weglassung nicht weniger bestimmt haben, zu erklären. Daß des Dichters Ruhm bis zur Erscheinung einer neuen Ausgabe der Lübker'schen Arbeit von gewissen Seiten her erschüttert seyn werde, fürchten wir wahrlich nicht. Göthe hat einmal gesagt: wo ich große Wirkungen sehe, pflege ich große Ursachen vorauszusetzen. Und es möchte nicht viel Dichter in der Welt geben, die sich in Absicht auf Wirkung dem venusinischen Sänger an die Seite stellen ließen.

Dr. C. Fr. Nägelsbach.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. September.

Nro. 184. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Charakteristik des Horaz. Ein Beytrag zur Literaturgeschichte, von Wilh. Sigm. Teuffel. Leipzig bey Otto Wigand 1842. 94 Seiten in 8.

Man kann folgende Stellen als Resultat dieser Schrift betrachten. S. 47: Die Satyren sind diejenigen von H's. Werken, in welchen sich sein innerstes Wesen am reinsten abspiegelt, und wodurch er sich ein ewiges Denkmal in der Geschichte der Literatur errichtet hat, ein Denkmal, vor dem man noch mit Liebe verweilen wird, wenn seine Oden längst vergessen sind (denn den Ballast der Vergangenheit wird die Zukunft doch einmal über Bord werfen müssen) oder höchstens dazu gebraucht werden, unsre Kenntniß von der griechischen Lyrik zu vervollständigen. Dann über Satyren und Episteln S. 62: In beyden ist dieselbe Tendenz, dasselbe Resultat, aber ein verschiedener Ausgangspunkt, sie sind aus einer verschiedenen Stimmung und Bildung des Subjekts ausgegangen. Endlich über den Lyriker S. 72: Zu einem ausgezeichneten Kritiker hat er alles Talent; an Geist, Geschmack, Scharfblick, Menschenkenntniß, Formbeherrschung sucht er seinesgleichen nicht bloß in der römischen Literatur; aber diese Eigenschaften konstituiren noch lange nicht einen wirklichen „großen, herrlichen" Dichter. S. 76: die horazische Lyrik ist ein Produkt der reinen Willkühr; sie ist, um bekannte Schlagwörter anzuwenden, nicht etwas Gewordenes, sondern etwas Gemachtes. Die Impulse sind ganz äußerliche. S. 85: Nicht sein Innerstes ist es, was H. in diesen Gedichten auslebt, sondern wir haben in ihnen nur die Früchte seiner Studien und Uebungen. — Um zu diesen Resultaten zu gelangen, ist der Verf. nach S. 21 auf das innerste Wesen des H. zurückgegangen. Im Allgemeinen argumentirt er in der Weise, daß er zeigt, es habe Horaz nach den gegebenen Umständen ein Solcher werden müssen; und ein Solcher sey freylich gemacht zum Satyriker, nicht aber zum Lyriker; und so sey er das Eine nicht, wohl aber das Andre geworden. Wer nun nicht bloß dem Dichter eine richtige Beurtheilung, sondern auch dem Verf. der Charakteristik das Gelingen seines Unternehmens gönnen möchte, wird hier zuerst fragen, was Hr. T. von des Dichters Natur gesagt, und wie er seine Ansicht von der Natur des Dichters begründet habe? Denn die Umstände, unter denen der Mensch lebt, Erziehung, Studien, Verhältnisse, kommen ja, wenn das „innerste Wesen" konstruirt werden soll, erst in zweyter Stelle an die Reihe. Hr. T. hat über die Natur H's. Manches gelegentlich bemerkt, aber derselben keine besondere Betrachtung gewidmet, und demnach auch keine wirkliche Begründung seiner Ansicht von H's. Natur gegeben. Wenn Hr. T. sein Urtheil über den Lyriker, welches die Hauptsache in der Schrift ist, aus dem innersten Wesen des Menschen ableiten wollte, so mußte er uns das innerste Wesen des Menschen an seinen Werken und insbesondere auch an den Oden nachweisen. Er hat aber nach S. 7. eigentlich bloß den aprioriischen Theil ausgeführt; der aposteriorische fehlt hier fast ganz: wozu er S. 8 einen nach des Ref. Ueberzeugung unzureichenden Grund angibt. Uebrigens möchte man fragen, warum der Verf., wenn er einmal die lyrische Befähigung H's. einer Prüfung unterwerfen wollte, nicht den nächsten Weg eingeschlagen, nicht den Begriff des lyrischen Gedichts aufgestellt, und dann gezeigt habe, daß H's. Oden, welche für die besten gelten, diesem Begriffe nicht entsprechen? Man kann aber auch, wenn man sich den

Weg gefallen läßt, auf dem uns Hr. T. führt, sich des Eindrucks nicht erwehren, daß uns hier mehr ein sophistisches Kunstwerk, als eine Frucht unbefangener Forschung vorgeführt werde: wobey man allerdings das bedeutende Talent und die Studien des Verf. anerkennen muß. Schon die Vergleichung der griechischen und römischen Nationalität, die übrigens, wie die ganze Schrift, von Hegel'schen Sätzen ausgeht, treibt unter manchem Wahren die eine unt die andere Eigenthümlichkeit so sehr auf die Spitze, daß sie, so ausgedrückt, die Wahrheit verliert. Dem Römer, heißt es S. 25, gelte für ruchlos, für Impietät, an der Verfassung zu ändern, während der griechische Staat immer neu geboren seyn wolle aus dem Willen seiner Mitglieder. Das Tribunal, die Censur und vieles Andre war eine Aenderung der römischen Verfassung; und, da dem Verf. Athen der ausschließliche Repräsentant des griechischen Geistes ist, so könnte man ihn fragen, auf welcher Seite, ob in Rom oder in Athen, mehr Aenderungen der Verfassung zum Vorscheine kommen? So hat nach S. 28 der Grieche das Verkehrte im Theater belacht, der Römer sich an der Thorheit gestossen, sich darüber geärgert, einen unwiderstehlichen Drang empfunden, das Unzweckmäßige, Extravagante zu vernichten. „Die tugendhafte Substanz, deren Werkzeug er in Allem war, ballte ihm die Faust, das ausgeartete Partikuläre mit einem gewaltigen Schlage niederzuschmettern.“ — „Die Satyre ist so alt als der römische Geist, nur trat sie früher in einer andern Gestalt auf, als Spruch des Censors, als stillschweigende oder thätliche allgemeine Verachtung dessen, was in einer spätern Zeit Gegenstand der Satyre wurde.“ Und so soll denn aus dem römischen Zorn die Satyre, wie aus dem griechischen Humor die Komödie mit einer gewissen Naturnothwendigkeit hervorgegangen seyn. Die zufällige Gestalt der Satyra gehört freylich den Römern an, aber die materielle Satyre allen civilisirten Völkern, nicht von vorne herein als Strafgerechtigkeit, sondern von dem Punkte ihrer innern Entwickluug an, wo, um einmal in des Verf. Weise zu reden, die Inkongruenz der Substanz mit der Idee in der Art hervortritt, daß das Unrechte, Unschöne und Unzweckmäßige mit einer gewissen Prätension als das Rechte, Schöne und Zweckmäßige gelten will. Der Boden der Satyre ist nicht der natürliche gesunde Zustand der menschlichen Gesellschaft, wie um die Zeit der Perserkriege und im fünften Jahrhundert Roms, sondern die Künstlichkeit des Daseyns, und ihr Gegenstand ist nicht das Partikuläre (wenn auch das Partikuläre als Mittel der Darstellung dienen muß), sondern das Allgemeine, nicht das Unmoralische an sich, sondern die Verkehrtheit. Ref. weiß nicht, ob Aristophanes, wie S. 27 gesagt wird, einer der größten Humoristen sey; aber das weiß er, daß derselbe ein unvergleichlicher Satyriker ist, wenn er gleich keine Satyra verfaßt hat. Der Humor ist nach Hrn. T. das Produkt des Verstandes, welcher die Inkongruenz des Seyns mit der Idee bemerkt und hervorhebt, andrerseits des Gemüths, das sich doch mit diesem Seyn innerlich zusammengewachsen fühlt, und weint, daß es darüber lachen muß. Von diesem Weinen hat Ref. bey Aristophanes nicht die leiseste Spur gefunden; aber die Satyre geht durch und durch.

In gleicher Weise, wie dem Griechen der Humor, dem Römer der Zorn zugetheilt wird, spricht der Verf. dem letztern die Anlage zur Lyrik ab, und nur dem erstern zu. Hätte er diese Anlage nach einem Mehr und Minder vertheilt, so wäre das eine freylich längst anerkannte Wahrheit gewesen. So aber wird des Verf. Urtheil geradehin unwahr, sowohl an sich selbst als in seinen Gründen. Der Geschmack des Römervolkes am „Metzgerhaften, Menschenfresserischen“ wird unter Andrem mit a. p. 185 sq. (ne pueros coram populo etc.) belegt, während man nur bis v. 188 zu lesen braucht, um zu sehen, wie gar nichts für diese Meinung in der Stelle liege. Die gemeine Wirklichkeit in der römischen Komödie, die sich als das Absolute geltend macht, die Schlauheit, die Pfiffigkeit ihrer Helden wird als der Ausdruck des römischen Volkscharakters gegenübergestellt dem in der attischen Komödie wehenden Geiste der Griechen, worin „das Spiel der kleinen Leidenschaften nicht als das in sich Berechtigte erscheint, sondern an sich selbst die Kritik vollzieht, indem es sich blamirt, sich lächerlich macht.“ Dieß sagt der Verf. von der ganzen attischen Komödie, ohne des Unterschieds in ihren Perioden zu gedenken, und ohne auch nur einige Rücksicht darauf zu nehmen, daß die römische Komödie selbst griechisch ist. „Nir-

gends," heißt es S. 33, „nach keiner Seite sehen wir für die Lyrik einen Platz in dem römischen Geiste, nichts veranlaßt uns aber auch, für sie einen solchen aufzusuchen." Die Frage, ob die römische Natur Anlage zur Lyrik gehabt habe, wird am sichersten durch die Sprache des Volks entschieden. Wenn die Sprache es vermag, wahre, zarte, starke und tiefe Empfindungen adäquat auszudrücken, so hat auch in dem Volke, dessen Geist die Sprache erzeugte, die Anlage zum Liede gewohnt. Und wer könnte jenes läugnen, der auch nur die Elegiker gelesen hat?

Auch da, wo der Verf. den Bildungsgang des Dichters darstellt, und wo die von ihm den Umständen vor der Natur eingeräumte Priorität besonders grell hervortritt, steigert er die seiner Ansicht günstigen Umstände bis zur Ungebühr. Er schreibt gegen H's. eigenes Zeugniß dem Homer nur geringen Einfluß auf dessen Bildung zu, dagegen desto mehr der Erziehung des Vaters, dem als Freygelassenen an der Substanz der Römerwelt nichts lag, der nach seiner kammerdienerischen Betrachtungsweise den Sohn zwar auch zu einer in sich tüchtigen, gesunden Persönlichkeit heranbilden wollte, diesen aber auch auf seinen philiströsen und engherzigen Standpunkt, sein Ich auf sich selbst stellte, ohne positiven Inhalt, ohne römisches Interesse. Um einen positiven Inhalt bey Dichtern und vornehmlich bey Philosophen zu gewinnen, geht H. in einer Art von Zerrissenheit nach Athen, und nach der kurzen politischen Begeisterung durch Brutus wieder nach Rom, wo er, auf seinen alten, rein kritischen Standpunkt zurückgeworfen, für's erste in einer nihilistischen Stimmung lebte. Daraus wird dann abgeleitet, daß H's. Auftreten als Dichter nur ein Verhalten seines Ichs zu andern Persönlichkeiten zeige. Bey Gelegenheit der Vermuthungen, womit man Anomalien in der a. p. zu erklären gesucht hat, sagt Hr. T. S. 66: Ich hasse alle solche Flucht ins gränzenlose, nebelhafte Gebiet der Möglichkeiten, und halte mich an das thatsächlich Vorliegende. Aber wie? sind denn diese seine Behauptungen über den Standpunkt, auf welchen H. vom Vater gestellt worden, über den Mangel an römischem Interesse, über Zerrissenheit, kritischen Standpunkt und nihilistische Stimmung etwas Andres als Möglichkeiten, denen zum Theile die vorliegenden Wirklichkeiten, zum Theile des Verf. eigene Zugeständnisse widersprechen? Was H. von seinem Vater berichtet, dient zum klaren Beweise, daß der Mann sich über seinen Stand und die utilitarische Ansicht weit erhob. Und wäre der Vater auch derjenige gewesen, den Hr. T. aus ihm macht, so bewiese des Dichters Sicherheit und Unabhängigkeit, selbst gegenüber von Augustus (S. 44), das Exklusive und Aristokratische in seinem Wesen (S. 58), so bewiese für sich allein Ep. I. 7, daß von des Vaters Betrachtungsweise auf den Sohn nichts übergegangen sey. Sein römisches Interesse, d. i. seinen römischen Kosmopolitismus, das natürliche Surrogat derjenigen Gesinnung fürs Vaterland, die keinen Boden mehr fand, bewies H. durch eine seiner frühesten Epoden: und daß dieses Interesse ihm fortwährend inwohnte, daß er die Idee eines römischen Kosmopolitismus nährte und ausbildete, zeigen viele Oden aus seinen reifen Jahren, vornehmlich des dritten Buches. Aber der ganze Grund, den der Verf. von diesem Mangel an römischem Interesse gegen H's Befähigung zum Lyriker hernimmt, ist in sich selbst vollkommen nichtig; wie von S. 73 an die Ausstellung gegen H., daß es nicht der höchste Inhalt gewesen, den er in sich gesaugt habe, daß er (was unrichtigerweise behauptet wird) überwiegend ganz abstrakte Themata in den Oden habe; daß er nicht die gewaltigen römischen Ideen von der Größe und Unvergänglichkeit des Römerreiches, nicht Ruhm, Sieg, Vaterland, Manneskraft, nicht die alten, starken Götter besungen, sondern sich an die allgemein menschlichen Begriffe, Freundschaft, Liebe, Wein gehalten habe. Dieß ist darum ganz und gar nichtig, weil vom Inhalt, also auch vom Interesse hinsichtlich des Gegenstandes gar kein Grund für oder wider die lyrische Befähigung des Dichters hergenommen werden darf; wozu Ref. nicht auf Hrn. T's. vornehmste Auctoritäten, Göthe und Hegel, sondern nur auf Anakreon verweisen will, welcher Herrn T. nach S. 83 ein Lyriker im strengsten Sinne des Wortes ist. Daß bey H. jene bedeutenderen Gegenstände nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen, daß er vom Staate, von August, von den Göttern, vom Tode, von Ehren ohne lyrische Erhebung spreche, das sind eben nur Behauptungen, denen man mit gleicher Berechtigung

entweder ein einfaches Nein oder die Frage entgegenhalten kann: was damit bewiesen werde?

Ueberhaupt findet Ref. darin besonders den oben bemerkten Mangel an Unbefangenheit der Untersuchung in dieser Schrift, daß der Verf. mehr als einmal das als Beweis für seine Behauptungen nimmt, was entweder nichts, oder zu viel beweist, und daß er Zeugnisse des Dichters von sich selbst, die seinen Behauptungen zuwider lauten, ganz übergeht. Hr. T. erkennt ein ironisches Verhalten, die Reflexion des feinen Egoismus, welche keine ächte Lyrik aufkommen läßt, sogar in dem Schluße von donec gratus eram — gleich als ob das bey Anakreon und andern Lyrikern anders, ja gleich als ob nicht alle Liebe egoistisch wäre. Er findet für Gegenstände der Liebeslieder die eigentliche römische Frauenwelt absolut unbrauchbar, und einen großen Abstand zwischen den Mädchen Anakreons und Hs. gemeinlüsternen habgierigen Libertinen — gleich als ob nicht jener ausgerufen hätte: *μόνον ἄργυρον βλέπουσιν*, als ob griechische Hetären besser als römische Grisetten gewesen wären, als ob nicht Tibulls Elegieen durch ihre Innigkeit bewiesen, daß dort wenigstens eben so geliebt werden konnte, wie in Griechenland. Er ignorirt alle die Stellen der Oden, worin H. von seinem Dichterberuf spricht, und interpretirt aus der a. p. einen Beweis, daß H. von der Autonomie des Reichs der Poesie, seiner immanenten Abzweckung und seinem absoluten Werthe keine Ahnung hat, daß er die Originalität, die ihm selbst abgieng, überhaupt für unmöglich gehalten, daß er sich als Dichter selbst aufgegeben hat, während doch die offenbar besondere Absicht in welcher die a. p. verfaßt ist, mag nun die Absicht gewesen seyn, welche sie will, jedem Unbefangenen klar macht, daß H. das Eine übergehen, das Andere ins Licht stellen, gewisse Principien besonders klar machen, gewisse Schwierigkeiten recht stark darstellen wollte, so daß jede für sein Urtheil über lyrische Dichtung und über sich, und namentlich jede auf negativem Wege daraus gezogene Konsequenz durchaus willkührlich ist.

Es ist noch vieles der Art in Herrn T's. Schrift, wogegen Ref. zu protestiren hätte, wenn der Raum es zuließe, z. B. das Urtheil über Mäcenas, dem Vellejus und Seneca widersprechen, und die Behauptung, daß H. durch M. den Humor gelernt habe; auch gegen das exegetische Verfahren Herrn T.'s hätte Ref. Mehreres einzuwenden. Er glaubt aber in Obigem Proben genug von der Verfahrungsweise des Verf. gegeben zu haben um zu zeigen, daß auf diesem Wege der Anspruch H.'s an den Namen eines Lyrikers nicht mit wirklichem Grund bestritten werden könne. Möglich, daß der Grundzug seines Charakters Reflexion ist; aber der Verf. hat dieß behauptet, nicht erwiesen. Demnach lautet der Schluß seiner Schrift fast zornig gegen die Altgläubigen. „Wer wird aus Dankbarkeit gegen die Puppen, mit welchen er die Tage seiner Kindheit durchgedämmert hat, ewig Kind bleiben wollen, nie wagend diese Puppen für das zu erklären, was sie sind, und sie wegzuwerfen! Eine solche Puppe ist auch die horazische Reflexionspoesie.“ W. v. Humboldt sagt einmal: Was einen Dichter gerade als den bezeichnet der er ist, läßt sich immer schwer auch nur ungefähr mit Worten angeben. Wenn das beym Epiker und Dramatiker schwer ist, so ist's doppelt schwer beym Lyriker, weil es eben nur das Subject ist, das sich im Liede ausdrückt. Es wird wohl auf das hinaus kommen, was seit Jul. Cäsar Skaligers Hyperkritikus ohne Zweifel mit ziemlicher Allgemeinheit gilt, daß dem Lyriker Horaz das Eine gelungen sey, das Andere aber nicht. Und gerade diese Wahrnehmung, daß es ihm am sichtbarsten mißlang, wo der Verstand lyrisch zu produciren suchte, wie namentlich im 4ten Buche der Oden, spricht in gewisser Art für den Lyriker, der mit Allen, welche produciren, Anspruch daran hat, daß sein ubi plura nitent bey ihm selbst angewandt werde. Der verewigte Thibaut hielt Palästrina nach seinem eigenem Ausdruck für einen Engel unter den Tonkünstlern, hatte aber doch sechs Messen von ihm, worin er nichts Ausgezeichnetes fand.

Wenn übrigens Ref. in Vorstehendem weder den Gang der Untersuchung, noch dasjenige Resultat als richtig anzuerkennen vermochte, um welches es dem Vrf. am meisten zu thun war, so muß er hinwiederum der geistreichen Art, womit Hr. T. Manches aufgefaßt und behandelt, und der treffenden Bemerkungen über des Dichters Verhältniß zu August S. 44. 45., über die Satyren und Episteln S. 61. fgd. ehrenvoll gedenken, und bey alle dem, was er auszustellen gefunden hat, die Schrift den Freunden der alten Literatur zur sorgfältigen Beachtung anempfehlen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. September.

Nro. 185. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

1. Märkische Forschungen. Herausgegeben von dem Vereine für Geschichte der Mark Brandenburg. Erster Band. Berlin 1841. Verlag von G. Gropius. gr. 8. 402 S.

2. Die Erwerbung der Mark Brandenburg durch das Luxemburg'sche Haus. Eine Denkschrift zur Feyer des 24. März 1840. Seiner Excellenz dem Königlichen Wirklichen Geheimen Staats- und Justizminister ꝛc. Herrn von Kamptz ehrerbietigst dargebracht von dem Vereine für Geschichte der Mark Brandenburg. Berlin bey G. Gropius. 1840. gr. 8. 48 S.

Der Verein für Geschichte der Mark Brandenburg ist zwar eine der jüngsten unter den vielen geschichts- und alterthumsforschenden Gesellschaften Deutschlands; das seit der kurzen Zeit seines Bestehens von ihm Geleistete reiht sich aber zuverläßig dem Gediegensten an, was wir auf diesem Gebiete unserer vaterländischen Literatur besitzen. Das Bedürfniß „eines Vereinigungspunktes der für die Geschichte und Landeskunde der Mark Brandenburg bisher vereinzelt und nicht immer mit hinlänglicher Unterstützung wirkenden Bestrebungen“ rief den Verein ins Leben. Er constituirte sich nach sehr zweckmäßig abgefaßten Statuten im Laufe des Jahres 1837, die vollendete Einrichtung der äußeren Formen und Verhältnisse verzögerte sich jedoch bis zum Sommer des Jahres 1838. Der Verein versammelt sich, außer den jährlichen Generalversammlungen, nach drey zur bessern Ordnung und Sichtung der Geschäfte festgesetzten Realsectionen, welchen jedoch ohne Personalscheidung alle Vereinsmitglieder zugleich angehören, in monatlichen Sitzungen, so daß jeden Monat eine andere der drey Realsectionen unter eigenen Directoren und Secretären zusammentritt. Diese Realsectionen sind: I. Section für Sammlung und Aufbewahrung geschichtlicher Quellen. II. Section für Bearbeitung der äußern und innern Landesgeschichte. III. Section für Sprache, Kunst und Alterthümer. Eine Auswahl aus den in 11 Monatssitzungen vom December 1838 bis October 1839 gehaltenen Vorträgen und gelesenen Abhandlungen bildet neben dem an der Spitze stehenden ersten Jahresberichte des Vereines den Inhalt des vorliegenden ersten Bandes der unter dem Titel: Märkische Forschungen herausgegebenen Vereinszeitschrift, dessen (splendider) Druck übrigens bey der Unzulänglichkeit der dem Vereine bis dahin zu Gebot gestandenen Geldmittel nur dadurch ermöglicht wurde, daß der Geheime Staats- und Justiz-Minister von Kamptz den Ueberschuß des Erlöses aus den von ihm herausgegebenen Annalen der preußischen innern Staatsverwaltung zu diesem Behufe dem Vereine überließ. Die durchgängig sehr interessanten Abhandlungen dieses Bandes sind folgende:

1. Ueber die Hülfe Brandenburgischer Ritter zur Beseitigung eines im J. 1354 entstandnen Aufruhrs zu Verona. Von G. A. v. Tzschoppe. 2. Die Unterordnung der Bischöfe von Brandenburg, Havelberg und Lebus unter die Landeshoheit der Churfürsten von Brandenburg. Von G. W. v. Raumer. 3. Urbarmachung des Havelländischen Luches .. Gründung des Domainen-Amtes und einer ökonomischen

Lehranstalt zu Königshorst. Drey Abhandlungen von Dr. Riedel. 4. Die Brandenburger Markgrafen des askanischen Stammes als Dichter und von gleichzeitigen Dichtern besungen. Von Dr. von der Hagen. 5. Ueber das Verhältniß märkischer Sagen und Gebräuche zur altdeutschen Mythologie. Von Dr. Adalb. Kuhn. 6. Ueber Märkische Glossare und Märkische Spracheigenthümlichkeiten. Von Dr. Alb. Höfer. 7. Klöster und Klosterruinen in der Churmark Brandenburg ausserhalb der Altmark. Von Dr. Riedel. 8. Die Landschaften des Havelbergischen Sprengels. Von L. v. Ledebur. 9. Ueber die Entstehung der jetzigen Besitzverhältnisse der bäuerlichen Einsassen in den Umgebungen von Berlin. Von Odebrecht. 10. Actenmäßige Nachrichten von den Hexenprocessen und Zaubereyen in der Mark Brandenburg vom 16. bis ins 18. Jahrhundert. Von G. W. v. Raumer. 11. Von dem Unterschiede zwischen den beschlossenen und den unbeschlossenen Geschlechtern der Brandenburgischen Ritterschaft. Von Dr. Riedel. 12. Beschreibung des Schatzkastens Johann I. zu Neu-Angermünde. Von Lösener. 13. Ueber einen Fastnachtsgebrauch im Dorfe Stralow bey Berlin. Von Dr. Adalb. Kuhn. 14. Verhandlung Churfürst Albrecht Achill's mit den Märkischen Landständen. Von G. W. v. Raumer. 15. Beschreibung des Taufsteines in der St. Marien-Kirche zu Neu-Angermünde. Von Lösener. 16. Ueber die Autonomie der Märkischen Städte besonders in Bezug auf die Raths- und Schöffenwahlen. Von Fidicin. 17. Ueber die Brandenburgische Lehensmiliz. Von Dr. Riedel.

Später abgefaßt als die vorstehend aufgezählten Abhandlungen, aber früher der Oeffentlichkeit übergeben wurde von Seite desselben Vereines die oben unter Nr. 2. mit ihrem vollständigen Titel aufgeführte Denkschrift:

Die Erwerbung der Mark Brandenburg durch das Luxemburg'sche Haus.

Es betrifft diese Schrift nicht nur an sich schon einen Gegenstand, der die bayerische Geschichte unmittelbar betheiligt, sondern sie bringt auch unter Benützung völlig neuer Quellen und in einer ausgezeichnet klaren und trefflichen Darstellung über jene leider freudlose Episode der bayerischen Geschichte so ganz erwünschte Aufklärungen, daß wir sie in der That als einen höchst schätzenswerthen Zuwachs und wahren Gewinn der bayerischen Geschichtsliteratur betrachten können.

Die nächste Veranlassung und den vorzüglichsten Stoff zu dieser Denkschrift boten mehrere ungedruckte bisher weder von einem brandenburgischen, noch von einem böhmischen oder bayerischen Geschichtsforscher benutzte Documente.

Fünf dieser Documente, wovon eines aus dem königl. sächsischen Archiv zu Dresden stammt, vier aber von Hrn. Prof. Riedel (welchen wahrscheinlich auch der Text der Denkschrift zum Verfasser hat? —) aus einer Handschrift des geheimen Hof- und Hausarchivs zu Wien entnommen wurden, sind in diplomatisch treuem Abdruck mitgetheilt.

Wir werden unsern Lesern das Hauptergebniß der vorliegenden geschichtlichen Darstellung in einem kurzen Ueberblicke vorlegen, und dadurch von selbst auf die empfindlichen Lücken und Unrichtigkeiten aufmerksam machen, welche namentlich in bayerischen Geschichtswerken bezüglich des Verlustes der Mark Brandenburg für das bayerische Haus bisher obgewaltet haben.

Es war dem ländersüchtigen Bemühen Kaiser Karl's IV. gelungen, die neben Ludwig dem Aeltern (dem Brandenburger) in den Besitz der Mark Brandenburg gelangten jüngern Söhne Ludwig's des Bayern, Ludwig den Römer und Otto, zu Feindseligkeit gegen ihren ältesten Bruder, Herzog Stephan von Niederbayern, aufzustacheln, und sie ihrerseits zum Bruche des im Luckauer Vertrage (1351) eingegangenen Vorbehalts gegenseitigen Erbrechts zu vermögen. Damit waren die ersten Fäden zu dem Netze gelegt, in welchem sich die Churmark Brandenburg zu Gunsten der Krone Böhmen und zur Erweiterung der kaiserlichen Hausmacht fangen sollte. Die weitern ergaben sich bald. Durch den Ausspruch der goldenen Bulle (1356), daß das Recht der Chur von dem Churfürstenthume untrennbar seyn soll, ward der Luckauer Vertrag hinsichtlich der Bestimmung, daß die Churmark Ludwig dem Römer, das Churrecht aber Ludwig dem Aeltern eingeräumt werden soll, ohnehin umgestossen. Ludwig der Aeltere starb (1361). Die vorläufige Frage, an wen im Todesfalle des von ihm hinter-

lassenen unmündigen Sohnes Mainhard Oberbayern fallen sollte, reichte allein schon hin, daß Markgraf Ludwig der Römer zum Kriege gegen seinen Bruder Stephan sich rüstetete (1362).

„während Kaiser Karl IV. dagegen sich dem Markgrafen desto enger verband, und gleichsam zur Versicherung des Beystandes, welchen des Markgrafen Ansprüche bey ihm finden würden, seine Tochter Elisabeth dem seit 1360 als Mitregent in Mark auftretenden Markgrafen Otto verlobte. Den 13. März 1363 stellte Markgraf Ludwig schon einen Revers über die Mitgift aus, welche die Prinzessin erhalten sollte, und unter dem 11. May 1363 war die päpstliche Dispensation zu dieser Vermählung bereits ausgefertigt, obgleich die Vollziehung der Vermählung wegen der großen Jugend der Prinzessin erst nach sieben Jahren stattfinden sollte."

Mainhard starb wirklich (1363); Herzog Stephan nahm eigenmächtig Besitz von Oberbayern. Um des Kaisers Beystand gegen diese Gewaltthat sich zu erkaufen, schlossen die Markgrafen Ludwig und Otto am 18. März 1368 mit dem Kaiser einen Erbvertrag, worin die Succession in der Mark Brandenburg, für den Todesfall der Markgrafen ohne Hinterlassung von Leibeserben, mit Ausschließung der bayerischen Seitenverwandten, den Söhnen des Kaisers zugesichert wurde. Aber anstatt den Markgrafen den versprochenen Beystand in der Streitsache über Oberbayern zu leisten, schloß der Kaiser mit dem Herzog Stephan und dessen Söhnen ein Bündniß (11. Jan. 1364), kraft dessen er gelobte,

„die Markgrafen Ludwig und Otto von Brandenburg von der Geltendmachung ihrer Ansprüche auf Oberbayern abzuhalten oder dieselben hierin wenigstens ohne Unterstützung zu lassen. (!—) Der Markgraf Otto wurde inzwischen zur nähern Bearbeitung des Heirathsplanes in fortdauernden Verhandlungen mit dem Kaiser festgehalten und ihm mit der Hoffnung geschmeichelt, daß die Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer seiner verlobten Braut Elisabeth und dadurch ihm zufallen würden. Es wurde ihm das Versprechen abgefordert, das Heirathsgut seiner Braut auf brandenburg'sche Stücke versichern zu lassen; dann die Erklärung für den Fall, daß jene Erwerbung der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer in Erfüllung gehen werde, die Neumark an Karl als König von Böhmen abzutreten, welche Erklärung er am 14. April 1364 ausstellte rc. Im Anfange des Jahres 1365 starb Ludwig der Römer unbeerbt, wodurch dem Markgrafen Otto die Alleinregierung der Mark, die Chur- und Erzkämmererwürde anheimfiel. Doch gleich zu Anfange seiner Alleinregierung ließ sich dieser Fürst von dem Kaiser bewegen, statt die Ausführung seiner Ansprüche auf Oberbayern von dem Beystande des Kaisers zu fordern, diesem sogar einen Theil der Mark Brandenburg unmittelbar unterzuordnen, indem der Markgraf Otto um Weihnachten des Jahres 1366, da er zu Prag anwesend war, der Altmark seinen Beschluß notificirte, diese Provinz unter eine Vormundschaft des Kaisers zu stellen, die 6 Jahre dauern sollte. Er ließ sich demnächst die Verwechselung seiner noch unerwachsenen Braut Elisabeth mit des Kaisers älteren Tochter Katharina, einer kinderlos gebliebenen Wittwe des (im J. 1354 gestorbenen) Herzogs Rudolph von Oesterreich gefallen. Auch duldete er — obgleich die päpstliche Dispensation zu dieser Vermählung schon unter dem 23. Februar 1366 ertheilt und der Vertrag wegen des Heirathsguts den 1. Nov. 1366 zu Stande gebracht war, — noch einen langen Aufschub der Vermählung. Der Geltendmachung von Ansprüchen auf Oberbayern wurde jetzt anscheinend gar nicht mehr gedacht; statt dieser Erweiterung seiner Herrschaft hatte Markgraf Otto sogar die Markgrafschaft Niederlausitz seinem künftigen Schwager Wenzel zur beständigen Vereinigung mit Böhmen unterm 14. Jan. 1368 erblich verkauft und diese Veräußerung den 11. October 1368 nochmals durch mehrere Urkunden bestätigt. Endlich besiegelte der Markgraf noch den Successionsvertrag mit Böhmen von Neuem am 14. May 1370."

Nun begann aber Markgraf Otto des Kaisers Achtung vor Briefen und Siegeln mit gleicher Münze zu bezahlen. Von dem mit ihm eingegangenen Successionsvertrage völlig Umgang nehmend, ließ er unterm 15. May 1371 seinem Neffen Friedrich, dem Sohne des Herzogs Stephan, der ihm mit einem bayerischen Heere zunächst gegen des Pommernherzogs Kasimir — vom Kaiser genehmigte — (!) Usurpation eines Theiles der Ukermark zu Hülfe gezogen war, durch die Stände der Neumark zur Anerkennung des Nachfolgerechtes der bayerischen Herzoge für den Fall seines kinderlosen Todes die Huldigung leisten, schloß mit diesem seinem Neffen eine förmliche Erbeinigung ab, und legte in der deßfalls ausgestellten Urkunde dd. Stendal, 10. Jun. 1371, (deren Abdruck aus dem im Dresdner Archive befindlichen Originale das erste Stück der Urkundenbeylagen bildet —) die Gründe

dar, aus welchen er all seiner Verpflichtungen gegen den Kaiser enthoben zu seyn glaubte. Aus dieser bisher völlig unbekannt gebliebenen Urkunde erfährt man insbesondere, daß der Kaiser den Markgrafen Otto nach Nürnberg entbot und ihn hier aufforderte, noch bey seinen Lebzeiten*) die Mark Brandenburg abzutreten, und als Otto dieses Ansinnen zurückgewiesen, demselben durch einen seiner Räthe Feindschaft habe ankündigen lassen ꝛc. Diese Ankündigung ward nicht nur durch einen förmlichen Absagebrief (dd. Prag 22. Juny 1371) bestätigt, sondern sofort auch in Vollzug gesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Druckverbesserungen

nachträglich zum XIV. Band (J. 1842) der gel. Anzeigen Nr. 117 — 122, Meklenburg und die Meklenburgischen Urkunden betreffend.

Nr. 117. Seite 937 statt Kloster Dargau lies allenthalben: Dargun. Statt Nieder-Caranien l. Nieder-Slavanien. — S. 938 Wojemude l. Wojewode. st. Pelakien l. Polabien. st. Leuenburg l. Lauenburg. st. Glamard l. Hlaward. st. Lubien l. Lübice. — S. 939 st. genommen l. gewonnen. st. sich nur l. sich nun. — S. 941 st. Schröder l. Schröter. st. Perchim l. Parchim. — S. 942 st. des Wesens l. des Westens.

Nr. 118. S. 945 st. Und demnach l. dennoch. st. Abtey l. Abteyen. st. Dongers l. Dregers. — S. 947 einfache l. einfachen. st. sides l. sedes. st. glambike long l. loug. st. dalge long l. loug. — S. 948 st. scrucolong l. serucoloug. st. Lung l. Luog st. quereum l. quercum. — S. 949 st. vadi averint l. vadiaverint. st. Zeugschaft l. Zeugenschaft. — S. 950 st. Stratopolk l. Swantopolk. st. Kelent l. Kalant. st. Ludicolo l. Indiculo. — S. 951 st. Butterfang l. Buttenfang.

*) So überträgt der Verf. der Denkschrift die Worte des Originals: „du wolt er vns enterbet haben bie vnſzerm lieben“ und es kann auch diese Stelle keinen andern Sinn haben; nur scheint hier eine Schreib- oder Druck-Unrichtigkeit obzuwalten, so daß: bi vnserm leben oder noch wahrscheinlicher bi vnserm liben oder libe zu lesen seyn dürfte.

Nr. 119. S. 954. st. Gemeine l. Gewanne. — S. 955 st. Dobermnizel l. Dobermuizel. st. 1582 l. 1282. st. Melchin l. Malchin. S. 956 st. Aabe l. Aale. st. unegerath l. uncgerath. — S. 957 st. hindurch l. hiedurch. st. villum l. villam. st. specta l. spectat. st. cultus l. cultos. st. incultus l. incultos. st. und 200 M. l. um 200 M. st. erogone l. crogone. — S. 958. st. solidas l. solidos. st. solches l. solches Recht. st. prehibitu l. prehibita.

Nr. 120. S. 961 st. nur die l. eines der. — S. 962 st. absequiis l. obsequiis. st. omnis nostras l. omnes. st. absentium l. absentiam. st. neglectus l. neglectas. st. desolatus l. desolatas. — S. 963 st. prunest l. pruuest. st. in desseine l. in desseme. st. nig l. wij. st. nur l. wir. st. endlich l. redlich. st. der nascrenen l. de vorscreuen. st. uude l. unde. S. 964 st. nach Richtungen l. nach allen ꝛc. — S. 965 st. Kaiser l. der Kaiser. — S. 966 st. Ponzlin l. Penzlin. st. nultas l. multas. — S. 967 st. ydulatrie l. idolatrie. st. Sivenenit l. Szuentevit. st. invitus l. invitos. — st. nostrum l. nostram. — S. 968 st. feindlicher l. friedlicher. st. Staat l. Stadt. st. etim l. etiam.

Nr. 121. S. 969. st. loco honoris l. loco hororis. st. Sadelkandingen l. sadelbandingen. st. Tudendorp l. Todendorp. st. Rhetea l. Rhetra. st. Melchow l. Malchow. — S. 970 st. dato l. dote. st. ylawe l. ylowe. st. parochium l. parochiam. st. Ravensbuch l. Ravensberch. st. Atto l. Otto. st. Pribizlanus l. Pribizlaus. st. Guneclinus l. Guncelinus. st. Rizin l. Kizin. st. beyde neugeborne l. beyde eingeborne. st. provincia l. provinciam. — S. 971. st. Gruswin l. Groswin. st. pervenitusque l. pervenit-usque. st. Vizin l. Kizin. st. Werte l. Werle. st. antem l. autem. st. unsern Warnau l. unser Warngau. st. Ruda l. Suda. — S. 972. st. Ilowe magnus l. Ilowe II. magnas. st. konnte l. könnte. S. 973. st. Beunward l. Brunward. st. ist die l. ist der. st. Smagentiu l. Smakentin. st. Vizlav l. Wizlav. st. Triebsaß l. Triebseß. st. biscoponnizka l. biscopounizka. st. comparandas l. comparandos. st. Medawege l. Medewege. st. Borminus l. Borwinus. st. Jeromir l. Jaromir.

Nr. 122. S. 983. st. Gistrov l. Gistrow. st. im eigenthumtheilbaren ꝛc. l. im Obereigenthum unveräußerliche Stammgüter, im Nutzeigenthum theilbare Gutscomplexe. — S. 984. Prolebarien st. Proletären. st. und Urproduction, l. der Urproduction. st. nur l. nun. st. ward l. werden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. September.

Nro. 186. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

1. Märkische Forschungen.
2. Die Erwerbung der Mark Brandenburg durch das Luxenburgische Haus.

(Fortsetzung.)

Noch in demselben Monat zog der Kaiser gegen Otto zu Felde, um, wie aus der Instruction, die einer an den Papst geschickten kaiserlichen Gesandtschaft ertheilt wurde, (Urkundenbeylage Nro. II.) hervorgeht, ihn geradezu des Besitzes der Mark Brandenburg zu berauben. Dieses Vorhaben mußte er jedoch wegen der Uebermacht des vielfach verbündeten Feindes, namentlich wegen des zwischen Bayern und Ungarn bestehenden Schutz- und Trutzbündnisses wieder aufgeben, und sah sich vor der Hand (Oktober 1371) genöthigt, einen Waffenstillstand auf $1\frac{1}{2}$ Jahr einzugehen. Der Kaiser benützte diese Zeit zu Unterhandlungen aller Art und nach allen Richtungen, um des Markgrafen Verbindungen zu trennen, sich selbst aber durch eigene zu verstärken. Er wandte sich abermals an den Papst mit dem Antrage (Urkundenbeylage Nr. III.), der apostolische Stuhl möge 1) den Churfürsten des Reiches befehlen, rechtlich zu erkennen, wer als Markgraf und Churfürst von Brandenburg zu betrachten sey; 2) den Markgrafen Otto und in ähnlicher Art 3) die Einwohner der Mark zum Widerruf aller zu Gunsten Bayerns stattgefundenen Verträge, Huldigungsleistungen ꝛc. auffordern und letztere (die märkischen Unterthanen) durch einen eigenen Nuntius von ihren den bayerischen Herzogen geleisteten Gelübden lossprechen. Diesem Antrage scheint zwar von Seite des Papstes in keinem Punkte willfahrt worden zu seyn; desto besser gelang es aber dem Kaiser mit seinen weltlichen Verbündeten. Der anderhalbjährige Waffenstillstand nahte seinem Ablaufe; der anbrechende letzte Tag desselben (29. May 1373) fand den Kaiser schon mit einem in aller Stille gesammelten zahlreichen Heere vor Luckau stehend. Ein höchst ungleicher Kampf begann. Von allen ihren Bundesgenossen verlassen, ringsum von weit überlegenen Feinden eingeschlossen, leisteten zwar Otto und Friedrich an der Spitze des kleinen Häufleins der ihnen treu gebliebenen Unterthanen und Vasallen 12 Wochen hindurch die tapferste Gegenwehr; als aber Veste um Veste erstürmt, und Karl schon bis Fürstenwalde vorgedrungen war, zogen sie „ein vertragsmäßiges Uebereinkommen einer voraussichtlich mit gänzlicher Niederlage und gewaltsamer Unterwerfung endenden weitern Fortsetzung des Krieges vor.“ Im Feldlager vor Fürstenwalde am 15. (17.?) August 1373 verzichteten Otto und Friedrich ungezwungen (!) für sich und alle Herzoge von Bayern auf die Mark Brandenburg zu Gunsten der Söhne des Kaisers.

„Der Kaiser aber verhieß den Herzogen von Bayern dafür 500,000 Goldgulden und räumte dem ehemaligen Markgrafen Otto mehrere Schlösser und Städte in der Oberpfalz mit der Bedingung ein, daß für den Fall Otto ohne männliche Erben absterben würde, dem Könige von Böhmen das Wiedereinlösungsrecht an diesen Orten zustehe, und die Einlösung mit der Summe von 100,000 Gulden bewirkt werden könne. Hinterließe Otto Töchter, so sicherte der Kaiser jeder derselben eine Ausstattung des Königs von Böhmen von 40,000 Gulden zu.“

Diese aus einer gleichzeitigen lat. Aufzeichnung des Wiener Archivs (Urkundenbeylage Nr. IV.) ent-

nommene Angabe über die wegen Abtretung der Mark Brandenburg von Seiten des Kaisers geleistete Abfindungssumme weicht von den bisher, zumal in bayerische Geschichtswerke über diesen Gegenstand aufgenommenen Nachrichten sehr bedeutend ab und scheint einer nähern Begründung zu bedürfen.

Andreas Presbyter und nach ihm Arnpeck, Fütterer, der ungenannte Chronist (Freyber'gs Samml. hist. Schriften I. 115.), Aventin, Westenrieder und Zschokke bestimmen jene Abfindungssumme zu 200,000 fl., wovon 100,000 fl. baar bezahlt, für deren andere Hälfte aber die oberpfälzischen Städte Lauf, Hersbruck, Reicheneck, Sulzbach ꝛc. verschrieben worden seyen. Brunner weiß nur von 100,000 Goldgulden (aureolorum millia); ihm folgten Finsterwald, Adlzreiter, Stadler u. Falkenstein; Aettenkhover befestigte die Brunner'sche Angabe sogar durch eine beygebrachte Urkunde (nr. XXXVII.), in welcher wirklich nur von 100,000 fl. die Rede ist, und fügte überdieß noch eine alte Archivalnotiz bey, gemäß welcher an jenen 100,000 fl. nur 4000 fl. wirklich abgezahlt worden seyen, welche Angabe wörtlich angenommen wurde von Feßmair, Lipowsky, Mannert und Böttiger.

Nach Lang (Ludwig der Bärtige S. 14.) bestand die Abfindung 1) in 30,000 Schock großer Prager Pfenninge; 2) in einer Verschreibung von 100,000 Goldgulden zu 10 Procent auf die Reichsstädte Donauwörth, Nördlingen, Dünkelsbühl und Bopfingen; 3) in der Herausgabe der oberpfälzischen Orte: Flos, Hirschau, Sulzbach, Rosenberg, Buchberg, Lichtenstein, Lichteneck, Breitenstein (halb), Reicheneck (Karls Antheil), Neidstein, Hersbruck, Lauf, sämmtlich als freyes unmittelbares Eigenthum, dann die Orte: Hauseck, Rupprechtstein, Reicheneck (übriger Theil), Holnstein, Waldau, Schellenburg, Hohenfels, Helfenberg, Haimburg in Lehensweise u. auf besondere zu 100,000 fl. bestimmte Wiederlösung. Von diesen Abfindungsquoten seyen jedoch nur die versprochenen 30,000 Schock großer Prager Pfenninge wirklich bezahlt, und für die verschriebenen 100,000 Goldgulden im Jahre 1376 einstweilen Donauwörth zu 60,000 Goldgulden angeschlagen, eingehändigt worden. „Die übrigen Abtretungen aber wurden so lange ins Weite gespielt, bis sich die Herzoge derselben unter K. Wenzel im Jahre 1384 mit Gewalt bemächtigt haben sollen. Außer obigen beyden Geldsummen hätte indessen Karl IV. dem Herzog Stephan von Bayern noch eine dritte (wohl nicht hieher gehörige —) Schuldverschreibung zu 100,000 Gulden, mit 10 Procent verzinsbar und erst in 8 Jahren fällig ausgestellt, wegen mehr als 70,000 Gulden Kosten und Auslagen, welche die Herzoge als angegriffene Leistungsbürgen an die Juden hätten machen müssen, an welcher Summe Karl IV. aber nie mehr als ein einzigesmal 4000 Gulden bezahlt haben soll.“ (Lang a. a. O. S. 15. 16.)

Bey der auffallenden Geringfügigkeit aller dieser angeblichen Abfindungsbeträge ist es freylich begreiflich, warum in Bayern die vermeintlich so beschaffene Entschädigung für den Verlust der Mark Brandenburg von jeher ein Gegenstand allgemeiner und laut ausgesprochener Indignation war, und daß z. B. schon Ludwig der Gebartete bey der Belehnung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit der Mark und Churwürde Brandenburg (1417) sich nicht entblödete, dem Kaiser Sigmund offen vorzuwerfen, letztere hätte weit billiger dem Hause Bayern wieder verliehen werden sollen, da demselben von Kaiser Karl IV. nicht die Glockenstränge der Brandenburgischen Kirchen dafür bezahlt worden seyen. (Einige Schriftsteller sind hingegen der Meinung, die Mark, oder wie Finsterwald sehr naiv sie bezeichnet, „des heiligen römischen Reichs Sandbüchse“ wäre wohl auch schon mit 100,000 Gulden hinlänglich bezahlt gewesen.)

Allein — keine von allen jenen Angaben ist richtig, und ihre auffallende Verschiedenartigkeit und Unbestimmtheit rührt lediglich von dem Umstande her, daß ein den Gesammtbetrag der dem bayerischen Hause gewordenen Entschädigung bestimmendes Document ausser der oben erwähnten Aufzeichnung im Wiener Archive, welche jedoch auf die Eigenschaft einer förmlichen Urkunde keinen Anspruch machen kann, gar nie ausgefertigt worden zu seyn scheint, oder wenigstens bisher noch nicht zum

Vorschein gekommen ist, sondern daß vielmehr für die einzelnen Entschädigungsobjekte auch eigene und einzelne unter sich in keinen Bezug gesetzte Urkunden ausgestellt, und daß obigen Nachrichten unverkennbar immer nur Urkunden über einzelne Entschädigungsbestandtheile zu Grund gelegt wurden.

Aber darüber muß man sich billig wundern, daß ein bereits im Jahre 1783 erschienenes allgemein zugängliches Geschichtswerk, in welchem jene einzelnen Entschädigungsbeträge bis zum Erscheinen der vorliegenden Denkschrift sich am vollständigsten zusammengestellt finden, ausser Buchner von keinem der neuern bayerischen Geschichtschreiber, und zwar weder von Feßmaier noch von Lang, die sich doch beyde auf ihre Umsichtigkeit und Verläßigkeit so viel zu Gute thaten, zur Berichtigung ihrer mangelhaften Quellen benützt worden sind. Wir meinen Pelzel's Geschichte Karl's IV., dessen Angabe über diesen Gegenstand die abweichenden Nachrichten in den bayerischen Geschichtswerken ergänzen und erklären hilft, übrigens aber nicht nur mit der in der Wiener Aufzeichnung ausgesprochenen runden Summe vollkommen in Einklang zu bringen ist, sondern insbesondere durch die im königlichen Reichsarchive dahier befindlichen im neuesten (neunten) Bande der Regesten mitgetheilten Urkunden ihre Bestätigung findet.

Im Zusammenhalte sämmtlicher urkundlichen und sonstigen archivalischen Notizen stellt sich nämlich das, was Markgraf Otto und resp. die Herzoge von Bayern neben dem Vorbehalte der Chur- und Erzkämmerer-Würde für Otto zur Entschädigung für Brandenburg erhielten, so heraus:

1) die oben genannten oberpfälzischen Städte und Schlösser, (die lehensweise überlassenen?) gegen 100,000 Gulden einlösbar. Eine Wiedereinlösung von Seite Böhmens fand nie statt.

2) eine Verschreibung von 100,000 Goldgulden zu 10 Procent auf die Reichsstädte Nördlingen, Donauwörth, Dünkelsbühl und Bopfingen, (18. August 1373 Reg. IX. 302) gleichzeitig bekräftigt von König Wenzel durch seinerseits geschehene Verpfändung der Städte Prag, Pilsen, Mies und Klattau. (Aettenkhover no. XXXVII.)

3) 200,000 Goldgulden in Fristen. Die letzte Frist mit 9000 Gulden ward am 27. Juny 1375 bezahlt. (Reg. IX. 331.)

4) Eine jährliche Gilt von 3000 Schock großer Prager Pfenninge, einlösbar durch 30,000 Schock solcher Pfenninge *). (Reg. IX. 302.) Das Einlöskapital mit 30,000 Schock wurde baar bezahlt am 26. October 1373. (Reg. IX. 302. Lang a. a. O. S. 15.)

5) Ein Wochengeld von 60 Schock großer Prager Pfenninge **). Reg. IX. 302.)

---

*) c. 40,000 fl. Convent. M. Es können nämlich hier nicht die im qualitativen Sinne sogenannten großen Prager Pfenninge (denarii Pragenses grossi i. e. Groschen), wovon das Schock (d. h. 60 Stück) anfangs den Werth einer Mark Silber hatte, sohin 20 fl., im Jahre 1361 aber nur mehr 16 fl. im 20 fl. Fuße ausmachte, verstanden werden, sondern eigentliche Pfenninge welche zwar in Bezugnahme auf die denarii grossi kleine Pfenninge (parvi Pragenses), zum Unterschiede von den Hellern (denarii Halenses), aber auch große Pfenninge genannt, wurden, u. deren 12 auf einen Groschen giengen. (v. Voigt, Beschreib. der bisher bekannten böhm. Münzen. Bd. II. S. 97. Bd. III. S. 24 ff. Note 56. S. 77 ꝛc.

**) Pelzel, a. a. O. II. 870 hält das Jahrgeld von 3000 Schock für identisch mit dem zwar gleichfalls jährlich (am St. Michaelstag) auszubezahlenden Wochengeld von 60 Schock. Allein

6) Pfandschaft auf Burg Adelburg zu 2400 Schock großer Prager Pfenninge. (Reg. l. c.) Hieher scheint auch noch zu zählen zu seyn

7) die vom Bisthum Regensburg dem Kaiser verpfändete an Otto abgetretene Veste Donaustauf. (Reg. IX. 308.)

Sollte auf die nach Lang's Angabe zu freyem Eigenthum überlassenen oberpfälzischen Orte, 12 an der Zahl, die Wiedereinlösung von 100,000 fl. nicht zu beziehen seyn, (womit freylich die undatirte Urkunde Reg. IX. 308 im Widerspruche steht)

---

er scheint nur durch den offenbar lückenhaften Abdruck der Urkunde Nr. CCXXXII. zu dieser Meinung verführt worden zu seyn. Die fragliche Urkunde (vom 11. October 1373) enthält nämlich im Fortgang ihres Contextes mit ausdrücklichen Worten die Zahlungsanweisung sowohl für das Wochengeld pr. 60 Schock als auch für die (damals noch nicht eingelöste —) jährliche Gilt von 3000 Schock, und wenn im Eingange der Urkunde wirklich nur von dem Wochengelde allein die Rede ist, so geschieht dieß nur in Folge eines Versehens auf Seite des Copisten, der den Vortrag der jährlichen Gilt ausgelassen, wie aus der Stelle: „dass wir yn das wochengelt der sechzig schock grozzer derselben pfeningen furbas allejerlich geben sullen" unverkennbar hervorgeht, da sich nämlich hier auf die Gattung der Pfenninge eines voranstehenden Betrages bezogen wird, während doch in dem Pelzel'schen Abdruck der Urkunde ein derley Geldbetrag nicht vorausgeht.

Was den jährlichen Betrag dieses Wochengeldes pr. 60 Schock großer Prager Pfenninge betrifft, so würde sich derselbe nach der vorbemerkten Voigt'schen Berechnungsweise auf c. 4000 fl. im 20 fl. Fuße stellen. Hiemit nicht in Einklang zu bringen ist aber der Ansatz von Otto's Wochengeld in dem von Otto und seinen 3 Neffen

so wären auch diese in Geldanschlag zu bringen, der wohl nicht unter 100,000 fl. angesetzt werden könnte, so daß sich also ein Entschädigungs-Totalbetrag von circa 600,000 fl., jedenfalls aber von mehr als 500,000 fl. nach damaliger, und 1,500,000 fl. nach heutiger Währung entziffert, eine Summe, welche in Erwägung, daß dazumal die landesherrlichen Einkünfte der Mark Brandenburg, wie unsere Denkschrift aus dem Landbuche vom J. 1345 unter Mittheilung einer gleichzeitigen Beschreibung der Mark nach ihrem damaligen Bestande (Urkundenbeylage Nr. V.) berichtet, nur c. 6500 Mark Silbers abwarfen, nicht mehr als bloße Abfindung, sondern als Bezahlung des vollen Kapitalwerthes erscheint, zugleich aber auch beweiset, wie viel Karl IV. an der unverzögerten Erwerbung dieser Provinz gelegen war.

---

abgeschlossenen Vertrage über gemeinschaftliche Regierung und Gütertheilung dd. 29. Sept. 1375 (Reg. IX. 333. Vgl. Buchner b. Geschichte VI. 99.) Hier heißt es nämlich, daß das Wochengeld, welches Otto vom Kaiser habe auf seinen Leib, und dessen eine Hälfte er (Otto) von der Theilungsmasse ausnehme, alle Jahre „bei zweliff tausent guldein" betrage. Diese Abweichung ad majus läßt sich wohl nicht anders als durch die Annahme erklären, daß ihr nicht bloß eine von der unsrigen ganz verschiedene Reduction der Pfenninge auf Gulden nach deren damaligen gegengenseitigen Geltung zum Grunde liege, sondern daß vielmehr in jenen 12,000 fl. auch die 10,000 Goldgulden jährliche Zinsen für die auf die vier Reichsstädte gelegte Verpfändung pr. 100,000 fl. begriffen seyn müssen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. September.

Nro. 187. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

I. Sancti Patris nostri Gregorii theologi, vulgo Nazianzeni, Archiepiscopi Constantinopolitani Opera omnia quae extant vel eius nomine circumferuntur, etc. Post operam et studium Monachorum ordinis sancti Benedicti e Congregatione sancti Mauri, edente et accurante D. A. B. Caillau. Tomus II. Parisiis, curis et sumptibus Parent-Desbarres. M.DCCC.XL. in Folio. XXIV. 1396 S.

II. Animadversiones in S. Basilii Magni Opera, supplementum editionis Garnerianae secundae. Elaboravit Albertus Jahnius, Bernas Helvetius. Fasciculus I. continens Animadversiones in Tom. I. Accedunt emblemata Plutarchea ex Basilii Hom. in Psalm. XIV. Bernae. Impensis Huberi et Soc. MDCCCXLII. 8. XIII. 204 S.

III. S. Basilii M. Oratio ad adolescentes, quomodo possint ex gentilium libris fructum capere. Ad optimos libros denuo recensuit et adnotatione illustravit L. de Sinner. Paris. ap. L. Hachette bibliopolam. 1842. 8. 36 S.

IV. S. Basilii M. et S. Gregorii Nysseni contra feneratores Orationes binae Graece ad Codicum fidem denuo recensuit notasque adiecit L. de Sinner. Paris. ap. L. Hachette. 1842. 8. 46 S.

I. Ueber der von der Benedictiner Congregation zu St. Maurus unternommenen Bearbeitung der Werke des Gregorius von Nazianzus waltete ein ganz eigenes Geschick. Dom du Frische war der erste, der sich an diesem Schriftsteller, nach der Vollendung seiner Ausgabe der Werke des h. Ambrosius, versuchte. Er brachte zwey Jahre mit der Vergleichung der Handschriften zu, als er am 15. May 1693 im einundfünfzigsten Jahre seines Alters an einem bösartigen Fieber starb. Nach ihm übernahm diese Arbeit Dom François Louvart. Dieser wackere Gelehrte verfaßte mehrere kleine Schriften über die von ihm beabsichtigte Ausgabe des Gregorius und machte seinen Plan in einem im J. 1708 zu Paris gedruckten Prospectus bekannt. In den Mémoires de Trevoux vom Decemb. des nämlichen Jahres S. 2133 findet man eine umständliche Beschreibung davon. Allein seine Händel mit den Jesuiten, welche ihm Einkerkerung und Landesverweisung zuzogen, nöthigten ihn, von dieser Arbeit abzustehen, und sie seinem gelehrten Freunde Dom Maran zu überlassen, welcher, schon sehr betagt und durch andere Arbeiten gehindert, dieses Unternehmen eben so wenig auszuführen vermochte Jetzt kam die Reihe am Dom. Charl. Clemencet. Dieser Gelehrte war so glücklich i. J. 1778 den ersten Band, mit typographischer Eleganz ausgestattet, zu Tage zu fördern; allein am 5. April desselben Jahres schied auch er aus dieser Welt. Das Manuscript zu dem zweyten Bande, welcher

die Briefe und Gedichte enthält, gelangte an Dom de Verneuil. Es war so weit vorgerückt, daß es bald der Presse hätte übergeben werden können, als plötzlich die Revolution ausbrach und die Aufhebung der Klöster und die Zerstreuung der Ordensglieder nach sich zog.

Lange wußte man nicht, wohin dieser Nachlaß gekommen. Ob es mehrere Abschriften davon giebt, ist nicht ausgemacht; so viel aber ist gewiß, daß der verstorbene Cardinal Fesch eine doppelte Handschrift davon besaß. Als er nämlich die erste gleichsam als das ächte Benedictinermanuscript um einen hohen Preis gekauft hatte, und man sich bald von der Unächtheit überzeugte, ward ihm ein zweytes Exemplar angetragen, das er um einen noch höhern Preis an sich brachte. Utrum veriorem sincerioremque (i. e. codicem) asserat qui vidit, bemerkt Hr. Caillau; mihi enim illum videre non concessum. Romam enim deveniens et ad Eminentissimi pedes provolutus eo audaciae devenire sum ausus, ut tam pretiosum monumentum, stampis subito mandandum, describendi licentiam expostularem; quam quidem propter gravissimas sane, quas non discutere meum est, sed revereri, rationes obtinere non contigit.

Während er sich nun immer mit dem Gedanken beschäftigte, ob jener zweyte Band des Gregorius stets in dem Dunkel Einer Bibliothek vergraben bleiben werde, ob er nie an das Licht hervortauchen soll, hörte er auf einmal, daß sich die ächte Mauriner Handschrift zu Paris befinde, und daß Dom de Verneuil, Pfarrer zu St. Denis bey Paris, welcher Alle, die an dieser Arbeit Theil genommen, überlebte, dieselbe treu bewahrt, und zur Zeit des Kaiserreichs den Cardinal Fesch selbst inständig gebeten habe, sie dem Drucke zu übergeben, und daß sie nach de Verneuils Tode in den Besitz der nächsten Verwandten desselben gekommen sey.

Ungesäumt suchte nun Herr Caillau die Erben des Dom de Verneuil auszukundschaften, und war so glücklich, sie bald zu finden und mit ihnen die schätzbare Handschrift. Man unterwarf sie sogleich einer strengen Prüfung. Die Riesenarbeit zeugte von dem Geiste der Mauriner, die Reinigung des Textes, das Eigenthümliche der Anmerkungen, die Verbesserung der Uebersetzung, die Menge abweichender Lesarten, das Alter der Schrift, Alles bürgte für die Aechtheit. Auch fand man die Namen der Herausgeber, ihren Plan, die den Setzern zu ertheilenden Vorschriften und die im Ganzen zu befolgende Methode genau angegeben, so daß man nicht im Geringsten an der Wahrheit zweifeln konnte.

Nun handelte es sich um einen wackern und muthigen Verleger, der das Manuscript um schweres Geld käuflich an sich brächte und die bedeutenden Druckkosten nicht scheute. Während Manche den Antrag ablehnten und sich keiner Gefahr aussetzen wollten, erbot sich der durch viele Ausgaben von Schriftstellern und durch die Sammlung der Kirchenväter rühmlich bekannte Parent-Desbarres von freyen Stücken.

Betrachtet man dieses Werk von Seite seines Umfanges und der herrlichen und kostspieligen Ausstattung, so wird man kein Bedenken tragen, es den großartigsten Privatunternehmungen dieser Art in neuester Zeit beyzuzählen, und dem Eifer und der Ausdauer des neuen Herausgebers, so wie der Entschlossenheit und Uneigennützigkeit des Verlegers vollen Beyfall schenken.

Laut der Vorrede des Hrn. Caillau wurde dem Dom Clemencet bey der Bearbeitung dieses zweyten Bandes des Gregorius noch Dom von Cosniac als Gehülfe beygegeben.

Der Inhalt dieses Bandes zerfällt in zwey Hauptabtheilungen, in die der Briefe und in die der Gedichte. Die erstern (S. 1 — 200), welche in der letzten Billy'schen Ausgabe sich auf 232 und mit dem Morellschen Supplemente auf 242 belaufen, sind in dieser, da die dem Basilius angehörenden oder bey Billy zweymal aufgeführten weggelassen sind, mit den aus den Reden entnommenen und anderswoher hinzugekommenen auf 243 angewachsen, und chronologisch geordnet. Die Sammlung der Gedichte besteht aus zwey Büchern, von welchen das erste die theologischen, welche in dogmatische und moralische eingetheilt sind; das zweyte die historischen umfaßt. Letztere haben wieder zwey Abtheilungen.

Die erste enthält die den Verf. selbst betreffenden, die zweyte die an Andere gerichteten.

Die historischen sind überdieß nach der Zeitfolge geordnet; diejenigen aber, deren Zeitbestimmung nicht ausgemittelt werden konnte, am Ende angefügt.

Als Anhang folgt (S. 1206 — 1355) die dem Gregorius von Nazianzus nach dem Urtheile der größten Kritiker fälschlich zugeschriebene Tragödie Christus patiens, für deren Verf. der neueste Herausgeber einen gewissen Gregorius, Bischof von Antiochia, welcher gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts lebte, hält.

Zu den Briefen benutzten die Benedictiner 28 Codd. aus der k. Bibliothek. Die ältesten, aus dem X. XI. XII. und XIII. Jahrhundert stammenden, Pergamenthandschriften enthalten, mit Ausnahme der Mazarinischen, welche dem XI. Jahrhundert angehört, und 235 Briefe zählt, nur die Briefe an Kledonius, denen manchmal der an Nektarius, manchmal der an Evagrius, manchmal beyde zugleich beygefügt sind. Die vollständigern sind aus dem XIV. XV. oder XVI. Jahrhundert.

Dazu kamen noch ein Vaticanischer, ein Passioneischer, ein Harlayscher, ein Coislinischer und ein Mediceischer, von denen die nähern Angaben fehlen.

Geringer ist die Zahl der zu den Gedichten verglichenen, und nichts weniger, als genau angegeben.

Bey den Briefen wurde Billy's Lateinische Uebersetzung theils aus Achtung für diesen verdienstvollen Gelehrten, theils wegen der Richtigkeit des Sinnes, theils wegen der Eleganz des Ausdrucks zu Grunde gelegt und nur nöthigen Falls, wie bey den Reden, geändert. Anders verfuhr man bey den Gedichten. Da Billy's Uebersetzung metrisch, und bald zu weitschweifig, bald zu kurz, oft auch zu dunkel und ungenau ist, so hielt man es für das Beste, eine genau an den Urtext sich anschliessende, prosaische von allen Gedichten auszuarbeiten. Diese sollte dem Griechischen Texte gegenüber angebracht, die Billysche an den untern Rand gesetzt werden.

Außer der Berichtigung des Textes und der verbesserten, oder ganz neu bearbeiteten Lateinischen Uebersetzung gewann diese Ausgabe durch kritische und erklärende Anmerkungen.

Die Commentare des Elias von Kreta, des Niketas und des Pfellus, welche beyden Pariser Ausgaben von den J. 1609 und 1630 am Ende des zweyten Bandes in Lateinischer Uebersetzung nebst einigen Scholien des Jacq. de Billy angehängt sind, wurden, weil das Nöthigere aus denselben in die Anmerkungen aufgenommen worden, ganz weggelassen, um den Käufern nicht zu große Kosten zu verursachen und die Leser nicht unnütz zu belästigen.

Von der Ausführung eines in dem ersten Bande P. XVII. gemachten Versprechens, alle Anschuldigungen und Vorwürfe, welche von verschiedenen Schriftstellern mehrmals der Lehre des Gregorius gemacht wurden, zu widerlegen, nahm man nach genauer Erwägung Umgang, weil die katholische Kirche die Lehre dieses Kirchenvaters fortwährend gebilligt hat.

Dieß über die Leistung der Mauriner in der Bearbeitung dieses Bandes.

Die Aufmerksamkeit des neuen Herausgebers war besonders darauf gerichtet, alle Papiere der Benedictiner nach der von ihnen angegebenen Weise zu ordnen und die im ersten Bande befolgte Methode zu berücksichtigen, die größte Sorgfalt bey der Correctur der Druckbogen zu beobachten, die alten poetischen Uebersetzungen, welche in Vielem durch die Fahrlässigkeit früherer Herausgeber entstellt worden, in metrischer Hinsicht zu berichtigen, oder wenigstens die Fehler derselben anzuzeigen; ferner eine neue metrische Lateinische Uebersetzung der von Toll und Muratori zuerst bekannt gemachten Gedichte zu verfertigen und vollständige Inhaltsverzeichnisse nach dem Muster des ersten Bandes auszuarbeiten.

Der ganze Nachlaß der Benedictiner zu Gregorius, welcher von Jedermann bey Hrn. Parent-Desbarres eingesehen werden kann, besteht aus drey Hauptabtheilungen. Die erste von diesen gibt die bey der Besorgung der Ausgabe zu befolgenden

Regeln an. Die zweyte besteht aus der alten Billyschen Ausgabe, deren Rand mehrere abweichende Lesarten nebst verschiedenen Anmerkungen enthält. In der dritten findet man die Lateinische Uebersetzung der Benedictiner selbst mit sorgfältigen Bemerkungen, in welchen unter andern alle Fehler aufgeführt werden, welche in den vorhergehenden Ausgaben vorkommen, und die richtigen Lesarten, welche an die Stelle derselben gesetzt werden sollen, angegeben sind. Der Text der Briefe allein ist in Einem Bande handschriftlich vorhanden; doch ergab sich hier eine neue mühsame Arbeit, da dieses Manuscript von einer des Griechischen nicht hinlänglich kundigen Hand geschrieben worden und voll von Accentfehlern ist. Sonach mußte Hr. Caillau die alten Ausgaben mit den Anmerkungen der neuen vergleichen, die Accentfehler verbessern, und Briefe und Gedichte neu ordnen. Manche Fehler, welche die Benedictiner in der Uebersetzung nicht wahrnahmen, erlaubte er sich anzumerken oder auch zu berichtigen, überzeugt, daß sie es selbst gethan haben würden, wenn sie aufmerksamer gewesen wären.

(Fortsetzung folgt.)

1. Märkische Forschungen.
2. Die Erwerbung der Mark Brandenburg durch das Luxenburgische Haus.

(Schluß.)

Nach den Huldigungs- und Belehnungsfeyerlichkeiten zu Gunsten der Söhne des Kaisers und nach Ausstellung nochmaliger Entsagungs-Urkunden auf Seiten der bayerischen Herzoge (4. October und 23. November 1373) kehrte Otto nach Bayern zurück, nicht aber um das für die Mark Brandenburg erhaltene Geld, wie das Mährlein von der Gretelmühle ihm nachsagt, auf seinem Schloße Wolfstein an der Isar im Nichtsthun und ehebrecherischer Liebe zu vergeuden, sondern um in friedlichster Eintracht mit seinem Bruder Stephan und nach dessen im Jahre 1375 erfolgten Tode mit seinen drey Neffen, den Herzogen Stephan, Friedrich und Johann, an der gemeinsamen Regierung der bayerischen Erblande thätigsten Antheil zu nehmen, wie aus den vielen von ihm vorhandenen Urkunden zur Genüge hervorgeht *). Unser verdienstvoller vaterländischer Geschichtsschreiber Buchner hat bereits, stichhaltiger als Vervaux, die Ehrenrettung dieses von der Geschichte so sehr verunglimpften bayerischen Fürsten übernommen, (Bayr. Gesch. VI. 106) und wir glauben als Nachtrag hiezu nur noch auf den bisher völlig unbeachtet gebliebenen Umstand aufmerksam machen zu müssen, daß Otto's Gemahlin Katharina, welche er als Jüngling von 19 Jahren ehelichen mußte, schon am 19. December 1373 mit Tod abgegangen, Otto sohin bereits als (sechsundzwanzigjähriger) Wittwer aus Brandenburg heimgekehrt war. Wenn er übrigens wirklich, wie Aventin erzählt, mit dem Schimpfnamen des „Finners“ („Finnius id est ignavus vulgo cognominatus est,“ mit der Randglosse: „Finnius ist ain rechte Fene“) und zwar deßwegen belegt worden seyn soll, weil er die Mark Brandenburg um einen zu geringen Preis dahin gegeben, („daß er also“ d. h. um 200,000 fl. „ein solchs Land verkaufft“) so dürfte die vorstehende Darlegung der thatsächlichen Verhältnisse zur Genüge dargethan haben, mit welchem Unrecht dem armen Otto dieser Vorwurf gemacht worden.

Föringer.

*) Wir wollen z. B. nur auf nachfolgende in dem neuesten (nur bis zum Jahre 1377 reichenden) Regestenbande vorkommenden Originalurkunden verweisen, die zum Theil das Itinerar des Herzogs Otto für diesen Zeitraum bilden: 1374 4. Oct. Nürnberg; 6. Decemb. München; 1375 27. Juny Nürnberg; 29. Septemb. Burghausen; 13. Oct. Echingen; 1376 24. 26. u. 28. März Ingolstadt; 7. May Landshut; 16. Jun. Landshut; 24. Jun. München; 25. July Landshut; 30. July Burghausen; 31. July Landshut; 6. Aug. Rain; 6. Decemb. Burghausen; 13. Decemb. Reichenhall; 1377 25. Jan. Landshut; 26. Febr. Landsberg; 15. May Regensburg; 18. May Sulzbach; 5. Aug. Freysing.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. September.

Nro. 188. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

I. Sancti Gregorii theologi Opera etc.

II. Animadversiones in S. Basilii Magni Opera. Elaboravit Alb. Jahnius.

III. S. Basilii M. Oratio ad adolescentes etc.

IV. S. Basilii M. et S. Gregorii Nysseni contra feneratores Orationes etc.

Bey der Sichtung der Varianten achteten die Mauriner nicht genug auf das Metrum. Dieß versetzte den Herausgeber in die Nothwendigkeit, dasselbe öfter, wenn es verletzt war, herzustellen, obgleich er manchmal keine Verbesserung anbringen konnte, entweder weil der Dichter selbst sich eine Freyheit erlaubt haben mochte, oder weil die Handschriften nichts boten, wodurch der Fehler beseitigt werden konnte.

Billy's, Löwenklau's und Morell's metrische Uebersetzungen wurden an dem untern Rande angebracht. Quorum primus, sagt Herr Caillau P. VII. in seiner Weise, feliciter saepe, duo autem posteriores saepe infelicius admirandam Gregorii poësim in Latinam musam transtulere. Ita autem corrupta supersunt istarum versionum exemplaria, ut saepe deficiat metrum, et nullus etiam aliquando sensus possit deprehendi. Quoties deficiebat sensus, illum reparare studuimus, non semper autem restaurare metrum, quoties deficere videbatur; sed aliquando defectus signare, aliquando corrigere operae pretium duximus. Beydes geschah mit Cursivschrift und mit Angabe der Aenderung in den Anmerkungen. Diejenigen Verse, welche bey Billy entweder aus Vergessenheit des Uebersetzers oder durch Nachläßigkeit der Typographen ausgefallen, wurden auf die nämliche Weise ergänzt. Mehr als viertausend, welche in dieser Ausgabe das erste Mal gedruckt wurden, mußten von Hrn. Caillau metrisch übersetzt werden. Dieser undankbaren Mühe hätte er sich jedoch gar wohl entheben können, wenn er, nicht zu ängstlich an dem Plane der Benedictiner haftend, die metrischen Uebersetzungen ganz weggelassen hätte, da sie bey ihrer Weitschweifigkeit, dunkeln Kürze, Ungenauigkeit und Mangelhaftigkeit neben der getreuen prosaischen durchaus zwecklos sind, und bey dem großen Umfange der Gedichte des Gregorius, welche in dieser Ausgabe mit der prosaischen Uebersetzung 1149 Seiten einnehmen, bedeutend an Raum gewonnen und das Werk nicht unnütz vertheuert worden wäre.

Uebrigens müssen wir gestehen, daß des Herausgebers Lateinische Verse wider Erwarten weit besser, als seine Lateinische Prosa ausgefallen sind; denn seine Vorrede ist keineswegs geeignet, den Latinisten zu befriedigen. Wer wird dergleichen Ausdrücke, wie stampa, stampare, stampator und stamperia gut heißen; wer solche Redensarten, wie: Ecclesia tanto lumine (d. i. S. Gregorii Benedictino volumine) nunquam irradiata gaudebit? oder admirandam Gregorii poësim in Latinam musam transtulere; ferner quos (näml. versus), in poëtas subitaneos rerum necessitate transmutati, decantare coactifuimus und Billianam versionem metricam ad inferiorem paginae marginem dimisimus, wohl billigen können?

Wenn er Praef. p. I. den ersten Band dieser Ausgabe Benedictinorum Sancti Mauri, ita ali-

unde in suis operibus perfectorum, perfectissimum opus nennt, so ist dieß eine lächerliche Hyperbel; denn man könnte ihm, wenn hier der Ort dazu wäre, gerade das Gegentheil darthun.

Da die Benedictiner zu dem hundert und vierzehnten Briefe (dem ersten in den älteren Ausgaben), in welchem der schweigsame Gregorius den geschwätzigen Keleusius mit Attischem Spotte zurecht weist, keine handschriftlichen Hülfsmittel, um den Text verbessern zu können, besassen, so erlaubt sich Referent, auf zwey Münchner Codd. gestützt, hier einige Verbesserungsvorschläge zu demselben beyzufügen.

S. 102. C.: *Ἐπειδή μοι τὴν σιωπὴν ἐγκαλεῖς, καὶ τὴν ἀγροικίαν, ὦ καλὲ καὶ ἀσικὲ, φέρε σοι δὴ καὶ μυθολογήσω μῦθον οὐκ ἄμουσον*] Obgleich wir die Attische Feinheit in dem Gebrauche des Wortes *ὦ καλὲ* (o Trefflicher), welches ironisch zu fassen ist (s. Ast zu Plat. Protag. S. 212), keineswegs verkennen, so möchten wir doch mit den Münchner Handschriften 495 und 497 lieber *ὦ λαλὲ*, weil es zu dem Vorhergehenden und Folgenden besser paßt, lesen. Statt *δὴ καὶ μυθολογήσω* bieten die erwähnten zwey Handschriften *διαμυθολογήσω*, welches Platonisches Ansehen hat. S. Asts Lexic. Plat. Vol. I. pag. 486, f.

— *Ἐπέσκωπτον αἱ χελιδόνες τῶν κύκνων τὸ μὴ ἐθέλειν ὁμιλεῖν τοῖς ἀνθρώποις*] Beyde Codd. *θέλειν*.

— *Ἡμῶν δὲ, ἔφασαν* (näml. *αἱ χελιδόνες*), *εἰσὶν αἱ πόλεις, καὶ οἱ ἄνθρωποι, καὶ οἱ θάλαμοι, καὶ περιλαλοῦμεν τοῖς ἀνθρώποις*] *Εἰσὶν* lassen die Münchner Handschriften weg, und anstatt *τοῖς ἀνθρώποις* hat der zweyte *τοὺς ἀνθρώπους*.

— D. *τὸν Πανδίωνα*] Richtig die Münchner Codd. *τ. Πανδίονα*.

— *Οἱ δὲ* (d. i. *κύκνοι*) *μόλις μὲν αὐτὰς* (*χελιδόνας*) *ἠξίωσαν καὶ λόγου, τῆς ἀδολεσχίας μισήσαντες· ἐπεὶ δὲ ἠξίωσαν, Ἀλλ' ἡμεῖς μὲν ἕνεκεν ὧν, ὦ αὗται, κἂν εἰς τὴν ἐρημίαν ἀφίκοιτό τις, ὥστε ἀκοῦσαι τῆς μουσικῆς* und s. w.] Kräftiger die Münchner Handschrift 497. *ἐπειδὴ δὲ ἠξίωσαν*. Sodann beyde ganz vortrefflich: *Ἀλλ' ἡμῶν μὲν, ἔφασαν, ἕνεκεν, ὦ αὗται κτλ.*

S. 103. A. *Ὑμᾶς δὲ καὶ εἰσοικιζομένας οἱ ἄνθρωποι δυσχεραίνουσι*] Hier läßt der Cod. 497. den Artikel vor *ἄνθρωποι*, welchen man füglich entbehren kann, weg.

— *ἀλλ' αὗται τὴν ἀφωνίαν ὑμῶν ὀδυρόμεναι καὶ τὸ ἐφ' ὑμῖν πάθος, ἔπειτά ἐσε λαλίσεραί τινος οὐχὶ τῶν εὐγλώττων καὶ μουσικῶν*] Die Handschrift 495 hat *τὸ ἐν ὑμῖν πάθος*, und statt *τινος* bietet sie *τινες*, welches nicht zu verwerfen ist; denn *τινες* ist dann in der Bedeutung quaedam, gewissermassen, zu nehmen, in welcher man es oft mit Adjectiven verbunden findet. S. Asts Lexic. Plat. Vol. III. p. 394. Nach *μουσικῶν* aber muß statt des Punktes ein Fragezeichen gesetzt werden.

— B. *Σύνες ὅτι λέγω, φησὶν ὁ Πίνδαρος*] Billy's Ausgaben richtig *ὅ, τι*. Besser noch die Münchner Handschrift 497. *ὅ τοι*, wie auch Boeckh z. Pind. Fragm. VII. *Ὑπορχ.* 1. Bd. II. Th. 2. S. 597. schrieb. Ebenso lesen die meisten und die besten Handschriften im Platonischen Menon S. 76. D., wo die nämlichen Worte als Pindarische angeführt werden (vergl. Ast. z. Plat. Phädr. S. 300.), und die ältesten und besten vier Pariser, drey Münchner und die Rehdigerische zu Syneſ. über die Vorsehung S. 99. A. Ferner hat die nämliche Münchner Handschrift *φησὶ Πίνδαρος*, wofür in der oben erwähnten Platonischen Stelle *ἔφη Πίνδαρος* steht.

— *ἤ σοι παροιμίαν ἐρῶ, μάλισα μὲν ἀληθῆ, μάλισα δὲ σύντομον, ὅτι τότε ᾄσονται κύκνοι, ὅταν κολοιοὶ σιωπήσωσιν*] Die Münchner Codd. geben *μάλα μὲν — μάλα δέ*.

Wie dem ersten Bande, so sind auch diesem zahlreiche Indices beygefügt. Der erste, nach der Vorrede, umfaßt die in Gregorius Briefen und Gedichten vorkommenden Gleichnisse; der zweyte die Sprichwörter. An diese schließt sich ein doppelter über die Briefe, in deren erstem die neue Eintheilung mit der alten, in dem zweyten hingegen die alte mit der neuen zusammengestellt ist. Dann folgt ein alphabetischer über die Briefe; und an

diesen reiht sich wieder ein Doppelinder über die Gedichte nach der neuen und nach der alten Eintheilung. Am Ende des Werkes findet man ein ausführliches Sach- und Wortregister über die Briefe und Gedichte, und ein besonderes über den Anhang, welcher den Christus patiens enthält. Letzteres hätte jedoch füglich mit dem erstern zusammengeschmolzen werden können. Den Schluß bildet ein Index locorum Scripturae.

Die mühevolle Abfassung dieser Verzeichnisse ist des Herausgebers Werk. In der Alphabetisirung leistete ihm Herr Ballin de Saint-Paul, ein in der schönen Litteratur nicht unbewanderter Mann, hülfreiche Hand; in der Correctur der Druckbogen unterstützten ihn entweder durchgängig oder theilweise Herr Cirier, welcher schon früher bey der k. Druckerey angestellt war, Herr Doquin de S. Preux, Custos an der k. Bibliothek und Herr Balatours, Professor am College de Bourbon.

Ungeachtet das Druckfehlerverzeichniß ziemlich stark ist, so hätte es noch bedeutend vermehrt werden können. Besonders auffallend war dem Ref. in der Vorrede p. VII. nr. I. und III. die consequente Schreibung caracteres, caractere und caracteribus, und p. I. und 109. not. b. Dyonisius.

II. Die Anmerkungen zu Basilius des Großen Werken wurden eigentlich auf Verlangen des Herrn Ludwig von Sinner, welcher zum Behufe der von ihm zu Paris im Verlage der Gebrüder Gaume besorgten zweyten Ausgabe des Garnierschen Basilius den Herrn Prof. Jahn um eine Nachweisung der Quellen, aus welchen der geistreiche Kappadokische Kirchenfürst seine ganze antike und besonders seine philosophische Gelehrsamkeit schöpfte, angegangen hatte, ausgearbeitet.

Anfangs verfaßte Herr Jahn eine Probe über die Homilien de Hexaëmero, und theilte sie seinem gelehrten Freunde mit, der ihr vollen Beyfall schenkte, und den Verfasser ermunterte, die so trefflich begonnene Arbeit auf den ganzen Basilius auszudehnen.

Dem Wunsche des Freundes gern entsprechend, hatte er, so wie es ihm Zeit und Umstände erlaubten, die Anmerkungen zu dem ersten Bande bereits vollendet, und theilweise nach Paris geschickt, in der Hoffnung, daß sie dem Drucke würden übergeben werden, als er ganz unerwartet die Nachricht erhielt, die geistliche Censur, welche die bey den Gaume erscheinenden Ausgaben der Kirchenväter überwache, habe seiner Arbeit das Imprimatur versagt. Abbé Sionnet, der Hauptcensor, nahm besonders Anstoß an der Erklärung zur S. 16. D. τὸ κακόν ἐστιν u. s. w., wozu Herr Jahn bemerkte: Est haec autem Originis de malo doctrina, Platonicorum ex fontibus derivata.

Um dem Verfasser für seine vergebliche Mühe einigen Ersatz zu geben, schickten ihm die Gebrüder Gaume von freyen Stücken ein Exemplar der neuen Ausgabe des Basilius, wodurch er in den Stand gesetzt ward, seine Anmerkungen als Ergänzung derselben weiter auszuführen und zum Drucke zu befördern.

Ungeachtet jener Zurückweisung, welche ihm eben so schmerzlich, als Herrn von Sinner fiel, legte er diese Arbeit doch nie ganz bey Seite, sondern sah sie aufs Neue durch, verbesserte und vermehrte sie; ja er merkte inzwischen bey mannigfacher Lectüre alles, was zur Erläuterung seines Schriftstellers dienlich seyn mochte, sorgfältig an, so daß, da ein Tag den andern lehrt, unter den vor mehr als drey Jahren niedergeschriebenen Bemerkungen keine sich findet, welche nicht erweitert oder verbessert worden wäre; und so kam es, daß das Ganze um das Dreyfache vermehrt wurde.

Am Ausführlichsten behandelte er die Homilien über die Schöpfungsgeschichte (P. 1. A. — 88. E.) p. 1 — 103. (P. 2. A. — 88. D.), so daß die Bemerkungen hierüber oft als ein vollständiger Commentar gelten können; in den Homilien über die Psalmen (P. 90. A. — 204. B.) p. 103—154. hingegen, über die Bücher gegen Eunomius, zu den Homilien über den Bau des Menschen, über das Paradies, über die Psalmen 14. 28. 37. 115. und 132., so wie über den Commentar zu Jesaias faßte er sich um so kürzer. Der Rest, welcher sich über den zweyten und dritten Band der Garnierschen Ausgabe verbreiten wird, dürfte, ungeachtet noch Zusätze und vollständige In-

dices hinzukommen werden, kaum mehr als dreyzehn Druckbogen betragen. Zugleich muß bemerkt werden, daß auch die von Garnier für unächt erklärten Schriften berücksichtigt wurden.

Wenn man bedenkt, welche vielseitige Bildung Basilius besaß, wie er in den Werken der Dichter, Redner und Geschichtschreiber bewandert, und besonders in den Schriften der Philosophen ganz heimisch war, so wird man leicht ermessen können, mit welchen Schwierigkeiten das Aufsuchen der Stellen der Alten, die er vor Augen gehabt, verbunden war, und dem unermüdeten Fleiße und der bewunderungswürdigen Gelehrsamkeit des Verfassers dieser Anmerkungen die verdiente Anerkennung nicht versagen können, wenn man auch hätte wünschen mögen, daß er hie und da das *μηδὲν ἄγαν* etwas mehr hätte beherzigen mögen.

Um uns so kurz als möglich zu fassen, wollen wir nur einige Punkte etwas näher untersuchen.

P. 2. C. *πᾶσαν σχολὴν ἀπὸ τῶν ἄλλων ἄγων καὶ ἐν τεσσαράκοντα ἔτεσιν τῇ θεωρίᾳ τῶν ὄντων ἀποσχολάσας*] Die von dem Verfasser verworfene Lesart des Cod. Reg. 6.: *τῇ θεωρίᾳ τῶν ὄντων ἐνατενίζων καὶ ἀποσχολάζων*, wo er *ἐνατενίζων* für ein Glossem erklärt, wurde von Herrn Bothe in den Heidelberger Jahrbüchern für Literatur Nr. 9. dieses Jahres S. 135. in so fern in Schutz genommen, daß er *ἐνατενίζων* für ein gewählteres Wort hält und *ἀποσχολάζων* für eine Erklärung von jenem ansieht, indem Erklärungen dieser Art, wie er sagt, durch *καὶ* verbunden, regelmäßig dem erklärten Worte nachfolgen, nie vorausgehen. Dieser Ansicht möchte jedoch Referent keineswegs beystimmen, da das Ansehen fast aller Pariser Handschriften, an welche sich auch drey Münchner anschließen, und der Sprachgebrauch des Basilius B. I. S. 382. E., wo er namentlich wieder von Moses sagt: *ἐπὶ τὰς ἐρημίας ἀναχωρήσας τῇ θεωρίᾳ τῶν ὄντων ἀπεσχόλασε* und S. 524. A., wo es wiederum von Moses heißt: *ὅτι τῶν ἀνθρωπίνων ἔξω ἐγένετο, ἀποσχολάζων τῷ νῷ πρὸς τὴν θεωρίαν τῶν λογίων*, für die Richtigkeit der Lesart *ἀποσχολασας* spricht.

Ebenso ungegründet ist der ebendaselbst von dem nämlichen Gelehrten gegen die S. 6. C. mit einander verbundenen Worte *κρηπὶς καὶ βάθρον*, welche auch von den Münchner Handschriften 240. und 270. anerkannt werden (eine andere Münchner Nr. 192. hat *καὶ ὑποβάθρα*) erhobene Zweifel, als wäre *βάθρον* aus einem Glossem geflossen. Schon das von Herrn Jahn S. 5. aus Isidor v. Pelus. Br. I. 235. angeführte Beyspiel hätte ihn von der Aechtheit überzeugen sollen. Unzweifelhaft ächt sind auch die Worte *μαστίζων καὶ κολάζων* in dem Commentare zu Jesaias S. 598. A., welche von drey Münchner Handschriften bestätigt werden.

S. 16. D.: *Ὅτι τὸ κακόν ἐσιν οὐχὶ οὐσία ζῶσα, καὶ ἔμψυχος, ἀλλὰ διάθεσις ἐν ψυχῇ ἐναντίως ἔχουσα πρὸς ἀρετὴν, διὰ τὴν ἀπὸ τοῦ καλοῦ ἀπόπτωσιν τοῖς ῥᾳθύμοις ἐγγινομένη*] Diese Ansicht sprach Basilius auch Bd. I. S. 264. BC. und Bd. II. S. 78. A. aus; ebenso Dionysius d. Areopag. de divin. nom. IV. 18., wie Herr Jahn gezeigt hat. Derselben war auch Basilius Bruder, Gregorius von Nyssa, in der Orat. catechet. Cap. V. S. 15. nach der Münchn. Ausg. und Cap. VII. S. 21. und in dem Dialoge über die Seele und die Auferstehung S. 194. C. 223. D. und 227. C., wo er vermuthlich des Plotinus Ennead. I. 8, 1. S. 72. B. C. und III. 2, 5. S. 259. C. vor Augen hatte. Damit stimmt auch Origenes z. Johann. Bd. II. S. 66. A. ed. De la Rue überein.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. September.

Nro. 189. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

I. Sancti Gregorii theologi Opera etc.

II. Animadversiones in S. Basilii Magni Opera. Elaboravit Alb. Jahnius.

III. S. Basilii M. Oratio ad adolescentes etc.

IV. S. Basilii M. et S. Gregorii Nysseni contra feneratores Orationes etc.

(Fortsetzung.)

Man könnte vielleicht einwenden, die aus Gregorius von Nyssa angeführten Stellen seyen unterschoben, wie Germanus, der Erzbischof von Konstantinopel, (s. Photius Biblioth. Cod. 233.) vorgab; doch höre man hierüber den gelehrten Denys Petau (theologg. Dogmatt. T. III. p. 208. ed. Paris. a. 1644.): Igitur Gregorio Germanus ita patrocinatur, ut pro certo et confesso habeat, illa, quae obiiciuntur e libris illius loca, qualia sunt ea, quae descripsi, Origenianum istud dogma complecti: neque de iis explicandis, aut quoquo modo conciliandis laborat, ut nonnulli hoc tempore pie magis, quam vere, aut etiam pudenter instituunt. Sed sola hunc exceptione defendit; nam libros eius ab Origenis fautoribus haereticis corruptos esse caussatur, iisque alienas istas insertas esse sententias. Verum non facile sibi hoc persuaderi sinet qui ad illa legenda iudicium et candorem adhibebit. Quippe tam stilus et dicendi character, quam reliqua consequens oratio germana et nativa illa esse demonstrat. Daß die drey Kappadokischen Kirchenfürsten überhaupt die Schriften des Origenes fleißig gelesen haben, ersieht man aus dem bisher Gesagten, aus dem, was Ref. zu dem Nyssener über die Seele und die Auferstehung S. 244. 271. 278. 283. u. 348. bemerkte, und aus dem siebenundachtzigsten Briefe (dem hundertundfünfzehnten nach der neuen Ausgabe) des Nazianzeners an Theodorus von Tyana, welchem er die φιλοκαλία des Origenes, eine Sammlung des Trefflichsten aus den exegetischen Schriften dieses geistvollen Mannes, die er und Basilius, in stiller Zurückgezogenheit im Pontus lebend, gemeinschaftlich ausgearbeitet hatten, zum Andenken überschickte.

Wenn nun Herr Jahn zu dieser Stelle des Basilius die oben angeführte Bemerkung fügte, so hatte der Pariser Censor wahrlich nicht Ursache, sich darüber zu ereifern.

S. 44. A.: *Τῇ ὑπερβολῇ γὰρ τοῦ κρύους ὑπερκαεὶς, πρὸς ἑτέραν καὶ χροὰν καὶ γεῦσιν μετέπεσεν*] Statt *ὑπερκαεὶς*, welches Ref. auch in den Münchner Handschriften 192. und 240. fand, liest Herr Jahn mit den älteren Ausgaben *ὑπεκκαεὶς*, was allerdings passender zu seyn scheint. Ueber das V. *καίειν* und seine Composita, welche der Grieche, wie der Römer urere und adurere, gebrauchte, um das Schmerzhafte und Verletzende der scharfen Kälte zu bezeichnen, hätte noch auf Xenoph. Anab. IV. 5, 3., wo Hutchinson und Weiske zu vergleichen sind, und auf Long. Hirtengedicht III. 10. z. A. hingewiesen werden können.

S. 45. B.: *σπέρμα — ἀκριβῶς ἄν τις ἐξετάζων ἐξεύροι*] Ref. hält mit Herrn Jahn die Lesart zweyer Handschriften bey Garnier, welche, wie die Münchner 240., *εὕροι* bieten, für die ächte, da der Abschreiber, in Gedanken noch an

dem vorhergehenden ἐξετάζων haftend, statt des einfachen εὕροι leicht ἐξεύροι (so der Münchner Cod. 192.) geschrieben haben konnte.

S. 73. B.: τὰ μὲν γὰρ αὐτῶν ἐσὶν ἀγελικά] Herr Jahn schlägt ἀγελασικὰ oder ἀγελαῖα zu lesen vor. Allein ἀγελικὰ befolgen auch beyde Münchner Handschriften.

S. 110. E.: Τί πολυτόκῳ θηρίῳ σαυτὸν παραζευγνύεις;] Der Verfasser schreibt hier πολυπλόκῳ, weil er eine Nachahmung des Platonischen Phädr. S. 230. A. vermuthet. So lesen auch beyde Münchner Codd. 141. und 357. Dessen ungeachtet aber möchte Ref. nicht von der bisherigen Lesart abgehen; denn das Nachfolgende: Τοὺς λαγωοὺς φασι καὶ τίκτειν ὁμοῦ καὶ ἐπικυΐσκεσθαι. Καὶ τοῖς τοκογλύφοις τὰ χρήματα ὁμοῦ δανείζεται καὶ γεννᾶται καὶ ὑποφύεται, spricht offenbar für die Beybehaltung derselben, weßhalb auch Herr v. Sinner keine Aenderung machte. S. dessen Anmerk. in Basil. M. Orat. contra feneratores Cap. III. nr. 4. Die Worte ὁμοῦ δανείζεται klammerte dieser ein, weil Eine Handschrift sie wegläßt; Herr Jahn S. 198. räth, sie zu streichen, sie für ein Glossem des bildlich gesetzten γεννᾶται erklärend.

S. 199. E.: τὸ γὰρ κυρίως ἀγαπητὸν ὁ θεὸς, ἐπειδήπερ ἀγαπητὸν ὁρίζονται εἶναι, οὗ πάντα ἐφίεται, ἀγαθὸν δὲ ὁ θεὸς καὶ πρῶτον καὶ τελειότατον τῶν ἀγαθῶν. Αὐτόν τε οὖν ἠγάπησα τὸν θεὸν, τῶν ὀρεκτῶν ὄντα τὸ ἔσχατον κτλ.] Das zweyte ἀγαπητὸν will Hr. Jahn in ἀγαθὸν verwandeln, was Beyfall verdient, wenn es auch die von dem Ref. eingesehenen Münchner Handschriften 141. und 357. nicht bestätigen. Statt αὐτόν τε müsse vielmehr, meint Herr Bothe, αὐτόν γε geschrieben werden. Da Herr Jahn nach τὸ ἔσχατον einen Gedankenstrich setzte, so hätte hieraus wohl vermuthet werden können, daß noch ein Satz folgen werde, welcher mit diesem durch καὶ verbunden ist.

Referent schließt diese Bemerkungen mit dem Wunsche, daß diese vortreffliche Schrift, welche als die beste Anleitung zu einem gründlichen Studium der Kirchenväter betrachtet werden kann, und auch den Verehrern Platonischer Studien höchst willkommen seyn muß, in recht Vieler Hände kommen, und dem Verfasser Veranlassung werden möge, sie recht bald zu vollenden.

Die zwey unter Nr. III. und IV. aufgeführten Schriften sind eigentlich als eine Probe einer Sammlung kleinerer patristischer Werke zu betrachten, welche unter dem Titel: SS. Patrum Graecorum Deleetus novus erscheinen wird. Von der ersten wurden seit dem Jahre 1819, wo Frémions kritische Ausgabe derselben mit gegenüber stehender französischer Uebersetzung, erklärenden Anmerkungen und einer fleißigen Zusammenstellung der aus zwanzig zum ersten Male sorgfältig verglichenen Pariser Handschriften zu Paris bey Brunot-Labbe *) herauskam, sowohl in Paris, als auch in einigen französischen Provincialstädten mehrere kleinere und wohlfeile Ausgaben zum Schulgebrauche besorgt. Da aber die Frémionsche zu theuer ist (denn die übrigen kommen hier nicht in Betracht, weil sie alles kritischen und exegetischen Werthes ermangeln), so hat sich Herr von Sinner durch diese sehr zweckmäßige und geschmackvolle Bearbeitung der von jeher am meisten gelesenen Schrift des Basilius ein neues Verdienst erworben.

Wie sehr man in Frankreich den Eifer und die Bemühungen dieses Gelehrten, um klassisches Studium und gründliche Bildung unter der Jugend zu verbreiten, zu würdigen weiß, kann man am besten daraus abnehmen, daß ihm die Regierung vor Kurzem das französische Bürgerrecht ertheilte, und der hochgefeyerte Boissonade in den ehrenvollsten Ausdrücken seine Ausgabe der Briefe des Philostratus widmete.

Die Hülfsmittel, welche der Herausgeber benutzte, waren

1) Potters Ausgabe, welche den Titel führt: Πλουτάρχου Χαιρωνέως βιβλίον· Πῶς

*) Sie hat die Aufschrift: Discours de S. Basile le Grand addressé aux jens gens sur l'utilité qu'ils peuvent retirer de la lecture des livres païens, traduit en Français; texte en regard etc. Par C. A. F. Frémion.

δεῖ τὸν νέον ποιημάτων ἀκούειν. Καὶ Βασιλείου μεγάλου Ὁμιλία πρὸς νέους, ὅπως ἂν ἐξ Ἑλληνικῶν ὠφελοῖντο λόγων. Cum interpretatione Hugonis Grotii, Variantes lectiones et notas adiecit Joh. Potter. Oxon. 1694. 8.

2) Discours Grecs, choisis de divers orateurs. Par Ath. Auger. Paris, 1788. 8. T. II.

3) Basilii M. ad adolescentes Oratio de modo e litteris Graecis utilitatem percipiendi etc. ed. F. G. Sturz. Gerae 1791. 8.

4) Frémion's oben erwähnte Ausgabe.

5) Rede des heiligen Basilius des Großen an christliche Jünglinge, über den rechten Gebrauch der heidnischen Schriftsteller, übersetzt und erläutert von Fried. Aug. Nüßlin. Mannheim. Verlag von Tob. Löffler. 1839. 8., und die in diesen gelehrten Anzeigen 1839 Nr. 203 — 206. darüber erschienene Recension.

6) Garniers zweyte Ausgabe, welche er selbst zu Paris bey den Gebrüdern Gaume 1839 besorgte, nebst der in diesen Blättern 1840 Nr. 227 — 229. enthaltenen Beurtheilung derselben.

7) Einige Bemerkungen aus dem in seinen Händen befindlichen Nachlasse des verewigten Grafen Leopardi.

8) Mehrere von dem Herrn Prof. Burnouf ihm mitgetheilte Bemerkungen.

Vor dem Texte steht Augers Analysis. Die Urschrift ist nach den oben genannten kritischen Hülfsmitteln sorgfältig verbessert, und an diese schließt sich die Annotatio, welche die kritischen Nachweisungen und Rechtfertigungen und die sprachlichen und sächlichen Erklärungen oder Andeutungen in möglichster Kürze und Gedrängtheit enthält.

In der Aufschrift gab Herr von Sinner nach Frémion: Τοῦ μεγάλου Βασιλείου. Ref. aber würde, dem Ansehen der früheren Ausgaben und mehrerer Handschriften folgend, Βασιλείου τοῦ μεγάλου vorgezogen haben. Die erste Ausgabe setzt sodann λόγος παραινετικός, und die Münchner Papierhandschrift 131 fügt zu diesen Worten noch νέων παιδείαν. Eine Florentiner (Plut. IV. Cod. 25. bey Bandini Catalog. Codd. MSS. Graecc. Biblioth., Laurent. T. I. p. 547.) hat λόγος συμβουλευτικός. Eine andere Florent. (Plut. IV. Cod. 8. bey Bandini T. I. p. 527. §. 37.), die älteste Münchner Nr. 141. und mehrere Pariser nebst den beyden Baseler Ausgaben, welchen die Pariser v. J. 1618 und die zu Frankfurt a. M. erschienene Maische beystimmen, lesen ganz unpassend ὁμιλία. Die Pariser Handschrift R und die Wiener, und Frémion fügen λόγος ein. Da aber mehrere Pariser Codd. weder das eine, noch das andere anerkennen, so ließ unser Herausgeber diesen Zusatz mit Recht weg.

Kap. I. S. 5. Z. 8. schrieb er mit vier Pariser Codd. nach Frémions Vorgang ὥσπερ ὁδῶν τὴν ἀσφαλεστάτην ὑποδεικνύναι, die Bemerkung beyfügend: Singularis enim numeri in hac structione nullum novi exemplum. Doch würden wir unbedenklich die Lesart ὁδοῦ (eigentlich sollte τῆς ὁδοῦ gesetzt werden), welche die beyden Baseler Ausgaben, so wie die Pariser v. J. 1618 und die Garnierschen anerkennen, und fünfzehn Pariser und drey Münchner Handschriften bestätigen, beybehalten haben. Reichliche Beyspiele über diese Constructionsweise findet man außerdem, was Heindorf z. Plat. Kratyl. S. 28. und Poppo in seinen Prolegg. z. Thukyd. S. 102. bemerkten, besonders bey Ellendt z. Arrian. Bd. II. S. 185. Vgl. auch Buttmanns griech. Gramm. 14. Auflage §. 132. 4, 2. Anmerk. 2. S. 369. und Matth. griech. Gramm. Bd. II. 791. Der Pariser Cod. o P hat ὁδῶν. Die Lesart ὁδόν aber, welche, wie Potter meinte, Grotius eingeführt haben soll, hat schon die erste Ausgabe. Ihr schenkten Mai, Patusas und Sturz Beyfall.

— S. 6. Z. 8 — 9., wo einige Pariser Handschriften und die erste Ausgabe, so wie die des Joh. Patusas εἰσάπαξ lesen, wurde der getrennten Schreibung mit Recht der Vorzug gegeben. Doch hätte auf Matth. Griech. Gramm. S. 1346. und auf Asts Anmerkk. zu Plat. Gorg. S. 8.

hingewiesen werden können. Ueber das folgende *ὥσπερ πλοίου τὰ πηδάλια τῆς διανοίας ὑμῶν παραδόντας* ist Basil. Homil. in princip. proverbb. B. II. S. 112. D. zu vergleichen, wo sich der Verf. auf ähnliche Weise ausdrückt: *Ἔχε οὖν ἀσφαλῶς τῆς ζωῆς τὰ πηδάλια.*

— S. 6. Z. 13. *ἔνθεν ἑλών*] Den häufigen Gebrauch dieser Homerischen Formel (Odyss. VIII. 500.) bey späteren Schriftstellern hat Ref. mit Bezugnahme auch auf diese Stelle schon z. Synes. üb. d. Königth. S. 202. erläutert.

Kap. II. S. .6 Z. 17. ff.: *Οὔκουν περιφάνειαν, οὐκ ἰσχὺν σώματος, οὐ κάλλος, οὐ μέγεθος, οὐ τὰς παρὰ πάντων ἀνθρώπων τιμάς, οὐ βασιλείαν αὐτὴν — — μέγα, ἀλλ' οὐδὲ εὐχῆς ἄξιον κρίνομεν*] Diese Worte enthalten offenbar eine Anspielung auf Epikurs Ausspruch bey Plutarch. de aud. poet. S. 37. A., wo es heißt: *Τὸ εὐδαῖμον καὶ μακάριον οὐ χρημάτων πλῆθος, οὐδὲ πραγμάτων ὄγκος, οὐδὲ ἀρχαί τινες ἔχουσιν, οὐδὲ δυνάμεις* κτλ., wozu Wyttenbachs vortreffliche Anmerk. zu vergleichen ist. Aehnlich sagt auch Synes. üb. d. Königth. S. 7. A.: *Οὐ γὰρ ἀπόχρη δυνασεία πρὸς εὐδαιμονίαν, οὐδ' ἐν ἰσχύϊ τὸ μακάριον ἔθηκεν ὁ θεὸς* κτλ.

Ebendas. Z. 3. von unten hätte über *καὶ ὅπη καὶ ὅπως* auf Lobecks Paralipp. P. I. p. 57. und über die Structur der darauf folgenden Worte: *μειζόνων — ἢ καθ' ὑμᾶς ἀκροατῶν ἀκοῦσαι* auf Bergler z. Alkiphr. I. 17. S. 65, Perizon. z. Aelian H. V. II. 42., Villoison z. Long. S. 290., Bake z. Kleomed. S. 414. u. Ast z. Plat. Phädr. S. 395. hingewiesen werden können.

— S. 7. Z. 13. ff.: *ὥσπερ ἐν σκιαῖς τισι καὶ κατόπτροις, τῷ τῆς ψυχῆς ὄμματι τέως προγυμναζόμεθα*] Hier vermißt man die Andeutung des Platonismus. S. Jahns vortreffliche Bemerk. z. Basil. Werk. Fascik. I. S. 124. 145 und 188.

Ebendas. Z. 18 — 19.: *Καὶ ἡμῖν δὴ οὖν ἀγῶνα προκεῖσθαι πάντων ἀγώνων μέγιστον*] Diese von den Spätern häufig nachgeahmte Platonische Redeweise (Phädr. S. 247. B. u. Politeia S. 608. B.) hat Ref., auch mit Rücksicht auf die vorliegende Stelle, z. Synes. über d. Vorseh. S. 218. f. berührt.

Ebendas. Z. 21 — 22. *καὶ ποιηταῖς καὶ λογοποιοῖς καὶ ῥήτορσι — ὁμιλητέον* κτλ.] Ueber *λογοποιὸς*, welches hier von den Uebersetzern für *συγγραφεύς*, Geschichtschreiber, genommen; von Sturz als fabularum scriptor erklärt wird, und in dieser Zusammenstellung mit *ποιητὴς*, wobey Basilius vermuthlich auf Platon, welcher in der Politeia S. 392. A. *ποιητὰς καὶ λογοποιούς*, und ebendas. D. *μυθολόγους ἢ ποιητὰς*, ferner S. 398. B. *ποιητῇ καὶ μυθολόγῳ*, so wie S. 392. B. *ἄδειν τε καὶ μυθολογεῖν* verbindet, Rücksicht nahm, in der Bedeutung von *μυθολόγος*, Sagen- oder Märchenerzähler (man vergl. unten Kap. IV. S. 9. Z. 21. ff., wo es heißt: *Ταὐτὰ δὴ ταῦτα λέγειν καὶ περὶ συγγραφέων ἔχω· καὶ μάλισθ' ὅταν ψυχαγωγίας ἕνεκα τῶν ἀκουόντων λογοποιῶσι*), zu fassen ist, wie bey Jamblich. im Leben d. Pythag. Kap. XXXII. S. 436., wo er sich so ausdrückt: *περί τε τῶν κακῶς λεγομένων ἐν τοῖς μύθοις διήλεγξε τοὺς λογοποιούς τε καὶ ποιητὰς*, hätte man allerdings eine Erklärung erwarten sollen. Uebrigens ist hier, was die Sache betrifft, die Nachahmung der Isokratischen Rede an Demonikus Kap. VI. S. 11. ed. Coray nicht zu verkennen, so wie das Folgende: *ὥσπερ οὖν οἱ δευσοποιοὶ* u. s. w. an Plat. Politeia S. 429. E. f. (vgl. Asts Anmerk. S. 488.) erinnert.

Ebendas. Z. 2 — 1. v. unten: *καὶ οἷον ἐν ὕδατι τὸν ἥλιον ὁρᾶν ἐθισθέντες, οὕτως αὐτῷ προσβαλοῦμεν τῷ φωτὶ τὰς ὄψεις*] Auf die Platonisch-Plutarchische Nachahmung, welche diese Stelle verräth, wurde schon von Wyttenbach z. Plutarch. de aud. poet. 36. E. aufmerksam gemacht. Vgl. Jahn z. Basil. Werkk. S. 145.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. September.

Nro. 190. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Dr. Justus Olshausen, Ueber den Ursprung des Alphabetes und über die Vocalbezeichnung im alten Testamente. Kiel. 1841. (Eigens abgedruckt aus den Kieler philologischen Studien.*)

Die kurze aber gehaltvolle Schrift des geistreichen Verfassers zerfällt in zwey Abtheilungen: die erste handelt vom Ursprunge des Alphabets, die zweyte von der Vocalbezeichnung in den heiligen Schriften der Israeliten. Wir können über die erste uns um so kürzer fassen, da der competenteste Richter, Hr. Hitzig, an dessen Schrift über Erfindung des Alphabets (Zürich 1840) sich dieselbe unmittelbar anschließt, bereits sein anerkennendes und gewichtiges Urtheil ausgesprochen hat (Heidelb. Jhrb. 1842 Nr. 27); und geben unsern Lesern nur eine gedrängte Uebersicht der Olshausenschen Argumentation.

Obwohl das semitische Alphabet offenbar von Semiten für Semiten erfunden ist, so ist doch unrichtig zu sagen, es sey vollkommen selbstständig und von jedem andern unabhängig; es findet sich ja das Princip desselben (Bezeichnung eines Lautes durch die Abbildung eines Gegenstandes, dessen Name in der gesprochenen Sprache mit diesem Laute anfängt) bereits im phonetischen Systeme der Aegypter. Nie und nirgend sonst ist dieses Princip angewandt worden als bey Semiten und Aegyptern. Kann man annehmen, daß ein solches zweymal in einer solchen Nähe der Localitäten, bey bestimmten Verbindungen dieser Völker erfunden wurde? Die Aegypter sind ein wegen seiner Originalität und seiner hohen Cultur berühmtes Volk, dessen Monumente der Zeit nach über die ältesten Monumente aller andern Völker hinaus zu gehen scheinen, und eine nach jenem Princip gebildete Schrift zeigen; ein Volk, das sich streng gegen alles fremde abschloß. Sie schrieben schon, als die Kinder Israels zu ihnen kamen; diese selbst schrieben damals noch nicht, nach ihrem ganzen Habitus zu urtheilen; seit sie Aegypten verlassen, schrieben sie, und zwar eine Schrift, die auf gleicher Grundlage, wie die ägyptische beruht. Einzelne Individuen des israelitischen Volks sind mit ägyptischer Bildung bekannt geworden, und spätestens Moses war es, der aus dem Schatze ägyptischer Cultur mit dem Geschenke des Alphabets nebst andern Institutionen sein Volk zu einer höhern Stufe erhob; des Alphabetes, das dem ägyptischen zwar nachgebildet, aber in seiner Ausführung dem semitischen Stamme eigenthümlich war.

Daß nicht die Phönizier Erfinder des Alphabets waren, läßt sich aus mehreren Gründen behaupten. Bis zu Mosis Zeit, wo die Israeliten sicherlich schon schrieben, reicht keine Nachricht von der Schreibekunst bey den Phöniziern. Wollte man auf die Nothwendigkeit einer bequemen Lautschrift bey ihnen aus ihrem Charakter als Handelsvolk schließen, so könnte man das merkwürdige Factum gegenüber stellen, daß sie nicht einmal ein eigenthümliches Maß und Gewicht hatten, sondern dieses von aussen entlehnten. Auch könnte man fragen, woher es komme, daß die Griechen, mit denen die Phönizier in so vielfältiger Berührung waren, erst so

*) Vergl. gel. Anzeigen XV. Bd. Nr. 145.

spät von diesen einen so mächtigen Hebel der Cultur, wie die Lautschrift ist, sich aneigneten.

Das Natürlichste bleibt also, daß Israeliten nach dem ägyptischen Princip sich ein für den Semitismus passendes Alphabet erfanden, die Phönizier es von ihnen lernten, und dann in die Länder am Mittelmeere verbreiteten, wo die ausgedehnteste und nachhaltigste Anwendung davon gemacht werden sollte.

Gegen die Annahme (des Hrn. Saalschütz), daß Hebräer und Phönizier ihre Schrift mit aus Chaldäa brachten, streitet der Umstand, daß dort eine ganz andere Schrift einheimisch war, die für die östlichen Länder das wurde, was die ägyptische für die vordern Semiten; daß die Spuren von hebräisch phönizischer Schrift in Chaldäa ganz vereinzelnt stehen gegen die Millionen Documente der babylonischen Keilschrift und wahrscheinlich einer spätern Zeit angehören.

Höchst interessant ist der zweyte Theil, der von der Vocalbezeichnung in den heiligen Schriften der Israeliten handelt. Der Verf. bewegt sich hier in der dunkelsten Region der Sprachbildung, wohin kaum ein Strahl des Lichts zu dringen scheint, aber mit solcher Sicherheit und gesundem Urtheil, daß das merkwürdige Resultat dem aufmerksamen Leser als höchst plausibel erscheinen muß, ein Resultat, das den Grund einer neuen Behandlung der hebräischen Sprache bildet.

Er geht aus von dem Resultat, das die Geschichte der bisher erforschten Sprachen liefert, daß nämlich die ältesten Sprachformen die reichste Entwicklung besitzen, die jüngern dagegen sich beständig abschleifen und decomponiren. Verglichen nun mit dem altarabischen zeigt sich das hebräische als eine Sprache, die einen frühern Reichthum abgestreift hat, als eine moderne Sprache, d. h. eine solche, die den Charakter der sogenannten modernen Sprachen schon in sehr früher Zeit angenommen hat. Die Araber, aus derselben Wurzel entsprossen, als die Kinder Israels, blieben bis zu Mohammeds Zeit abgeschlossen unter sich, waren nur vorübergehend im Contact mit den Fremden, und haben daher auch, bis Muhammeds Zeit, ihre vollen Formen mit vokalischen Ausgängen erhalten. Die Israeliten hingegen kennen wir schon im Lichte der dämmernden Geschichte als ein Volk vielfacher Bewegung:

> „wandernd in Asien, wandernd aus Asien nach Aegypten, hier lange Zeit hindurch in unabweislichem beständigem Verkehr mit einem Volk fremder Zunge: dann zurück wandernd nach Kanaan; später wieder gezwungen die neue Heimath zu verlassen um in alle Welt zerstreut zu werden, theilweise auch das gelobte Land zum zweytenmal zu bevölkern.
>
> Was Wunder also, daß dieß bewegte Leben dem in der Geschichte der Sprachen waltenden Gesetze gemäß, die alte Sprachform vernichtend, jene neuere hervorrief, die wir die moderne nannten, die zugleich zur Erleichterung des Verkehrs, zur Erlernung der Sprache durch Fremde die geeignetere ist?“

(Schluß folgt.)

I. Sancti Gregorii theologi Opera etc.

II. Animadversiones in S. Basilii Magni Opera. Elaboravit Alb. Jahnius.

III. S. Basilii M. Oratio ad adolescentes etc.

IV. S. Basilii M. et S. Gregorii Nysseni contra feneratores Orationes etc.

(Schluß.)

Kap. IV. S. 9. Z. 7 — 8. *ὥσπερ οἱ τὰ δηλητήρια μετὰ τοῦ μέλιτος προσιέμενοι*] Auch diese Worte haben Platonisch-Plutarchische Färbung. S. Plat. Gesetz. II. S. 659. E. Plutarch. üb. d. Erzieh. S. 13. D. u. Wyttenb. das. Man vergl. ferner Max. v. Tyr. X. 6. S. 109., Gregor. v. Nyssa geg. d. Schicksal Bd. II. S. 79. C. Themist. Red. V. S. 63. B. Red. VIII. S. 107. BC. u. Red. XXIV. S. 302. B. und Synes. üb. d. Königth. S. 2. AB.

Unten Z. 17.: *καὶ τούτοις αὖθις πρὸς τοὺς τέκοντας πόλεμός ἐστιν ἀκήρυκτος*] Plat. Gesetz. I. S. 626. A.: *πάσαις πρὸς πάσας τὰς πόλεις ἀεὶ πόλεμον ἀκήρυκτον κατὰ φύσιν εἶναι*. Vgl. Asts Anmerk. z. dieser Stelle S. 14. u. Segaar z. Clem. v. Alex. Quis dives salv. f. p. S. 252.

— S. 10. Z. 10 f.: καθάπερ τῆς ῥοδωνιᾶς τοῦ ἀνθοῦς δρεψάμενοι. Nach Pindar. b. Stob. Serm. LXXXVIII. Seite 465. Man ſ. Wyttenbachs vortreffliche Anmerk. z. Plutarch. de rect. aud. rat. S. 43. C. und Boiſſonade z. Philoſtrat. Heroik. S. 327. f., wo man eine reichliche Leſe von Beyſpielen finden wird.

Kap. V. S. 11. Z. 9. v. u. ἐν τῷ τότε εἶναι] Ohne εἶναι der Verf. des angeblich Plat. Brief. XIII. S. 361. E. ἐν τῷ νῦν. Vergl. Heindorf z. Plat. Kratyl. S. 47 und Sturz Lexic. Xenoph. T. II. p. 50. §. 16. Auf dieſes Beyſpiel hätte unten Kap. X. Not. 2. zu τό γε νῦν εἶναι Rückſicht genommen werden können.

— S. 12. Z. 12. Κεῖός που σοφιστής] Daß Κῖος diplomatiſch richtiger, als Κεῖος iſt, davon hätte den Herausgeber das Ariſtophaniſche Wortſpiel in den Fröſchen V. 980: οὐ Χῖος, ἀλλὰ Κῖος überzeugen ſollen. Uebrigens wunderte ſich Ref., daß in der Anmerk. zu dieſer Stelle des B. S. 28. „Welcker im Rheiniſchen Muſeum für Philologie. Herausgegeben von Welcker und Näke. I. Jhrg. I. Heft. S. 1.“, welcher in dieſen gelehrten Anzeigen Jhrg. 1840. Nr. 227. S. 774 neben Aſt z. Plat. Protag. S. 44. angeführt wurde, weggelaſſen worden. Im Folgenden hätte der Homeriſche Ausdruck ἀπόβλητος (Il. II. 361. und III. 65.), deſſen ſich nach Platons Vorgang im Phädr. S. 260 A. ſpätere Schriftſteller öfter bedienten (ſ. Aſt z. dieſer Stelle der Plat. S. 516 u. Jacobs z. Philoſtrat. Bildern S. 660.; ferner Syneſ. üb. die Träume S. 133 D und 155. B), eine Bemerkung verdient.

Ebendaſ. Z. 18. ἄνευ μέτρου] Statt deſſen gebraucht Plat. im Gaſtmahl S. 177. B., wo er auf dieſe Schrift des Prodikos anſpielt, καταλογάδην.

— Z. 8 — 7 v. u. hätte bey den Worten ὑπὸ κομμωτικῆς auf Plat. Gorg. S. 465. B. u. Z. 6 v. u. bey ἐσμὸν ἡδονῆς auf deſſen Politeia S. 450. B. (vergl. Jahn z. Basil. Opp. p. 25 sq.) verwieſen werden können.

Kap. VII. S. 14, 9 — 10. τῶν ἐξ ἀγορᾶς τις ἀνθρώπων] Hier hätte auf die beſondere Stellung des pronom. indef. zwiſchen dem Artikel und ſeinem Subſtantiv, welcher ſich Baſilius auch unterhalb Z. 18 — 19 bedient, aufmerkſam gemacht werden ſollen. Reichliche Beyſpiele hierüber findet man bey Bergler z. Alkiphron III. 20 S. 32., bey Schäfer z. Long. S. 363 und in Matth. Gr. Gramm. S. 729, wozu noch Platon (Phädr. S. 274. C. und Kriton S. 53 B.) gefügt werden kann.

Kap. VIII. S. 16 Z. 17. κατὰ τῶν πλοίων τὰ ἀνερμάτιστα] Auch hier hatte Baſilius den Platon vor Augen. S. deſſen Theät. S. 144. A. Außer der Bemerk. des Front. le Duc zu dieſer Stelle unſeres Kirchenvaters vergl. man Boiſſonade's Anecdd. T. V. p. 384.

Kap. IX. S. 19. Z. 8 — 7 v. u. μὴ ὀφθαλμοὺς ἑστιᾷν ταῖς ἀτόποις τῶν θαυματοποιῶν ἐπιδείξεσιν] Plat. im Timä. S. 27. B. ἡ τῶν λόγων ἑστίασις. Im Phädr. S. 227. B.: ἦ δῆλον ὅτι τῶν λόγων ὑμᾶς Λύσιας εἱστία; Vergl. Polit. IX. S. 571. D. Ueber die häufigen Nachahmungen dieſer Stellen bey ſpäteren Schriftſtellern verdienen Wyttenbach z. Plutarch. de recta aud. rat. S. 40. B., Aſt z. Plat. Phädr. S. 218 f. und Boiſſonade z. Zachar. v. Mityl. S. 430. nachgeſehen zu werden. Zu den von dieſen Gelehrten angeführten Beyſpielen füge man noch Syneſ. Brief 57. S. 195. C.: ὦ πόσους πολιτῶν εἰσίασε δάκρυσι.

—— Z. 1. v. u. würde Referent ſtatt Δαβίδ lieber Δαυὶδ geſchrieben haben. S. Boiſſonade z. Pſell. de operat. daemon. p. 217.

— S. 20. Z. 2. ff.: Λέγεται δὲ καὶ Πυθαγόραν, κωμασταῖς περιτυχόντα μεθύουσι, κελεῦσαι τὸν αὐλητὴν τὸν τοῦ κώμου κατάρχοντα, μεταβαλόντα τὴν ἁρμονίαν, ἐπαυλῆσαι σφίσι τὸ Δώριον] Dieſer Anekdote erwähnt auch Jamblich. im Leben d. Pythag. Kap. XXV. S. 238. u. 240. und Kap. XXXI. S. 400 ed. Kiessl. Ueber die Doriſche Tonart ſehe

man Wyttenbach z. Plutarch. de sent. profectu in virt. p. 83. F. u. Aſt. zu Plat. Polit. S. 454.

Ebendaſ. Z. 14. *τὰς ἐν ἀφῇ καὶ γεύσει διωκειν ἡδονάς*] Trefflich Syneſ. üb. d. Königth. S. 14 D. — *μόνας ἡδομένους τὰς τοῦ σώματος ἡδονὰς καὶ τούτων γε τὰς ὑλικωτάτας, ὅσας ἀφή τε καὶ γεῦσις πορίζουσι, βίον ζῶντας θαλαττίου πνεύμονος.*

— — Z. 16 f. *πρὸς τὴν γαστέρα καὶ τὰ ὑπ' αὐτὴν συννενευκότας*] Ref. hätte gewünſcht, daß hiezu Boiſſonade's Anecdd. Vol. IV. p. 216, wo auch dieſer Stelle gedacht iſt, berückſichtigt worden wäre. Uebrigens wurde dieſe Ausdrucksweiſe von Hrn. Jahn z. Basil. Opp. p. 74 sq. vortrefflich erläutert. Aehnlich Greg. v. Naz. Red. XIV. S. 269 A. in der Maur. Ausg.: *καὶ δοῦλοι γαστρὸς καὶ τῶν ὑπὸ γαστέρα.*

— — Z. 21. *ὑπηρεσίαν φιλοσοφίᾳ κτωμένους*] Dieſe von Baſilius aus Platons Politeia S. 498. B. geborgten Worte ſchwebten auch dem Platoniker Syneſius vor Augen, welcher ſich in der Rede über das Königthum S. 26. A. ſo ausdrückt: *φιλοσοφία γὰρ οὐ διενεκτέον ὑπὲρ τῶν ὀνομάτων ὑπηρεσίαν τῇ διανοίᾳ ζητούσῃ.*

— S. 22. Z. 7—8 *ὅσγε* (näml. *Διογένης*) *καὶ βασιλέως τοῦ μεγάλου ἑαυτὸν ἀπέφηνε πλουσιώτερον*] Bemerkenswerth iſt, was über Diogenes den Kyniker Cicero in den Tuscul. Unterſuch. V. 32. am E. äußert: Et hic quidem disputare solebat, quanto regem Persarum vita fortunaque superaret. Sibi nihil deesse: illi nihil satis unquam fore. Se eius voluptatibus non desiderare, quibus nunquam satiari ille posset: suas eum consequi nullo modo posse. Man vergl. Davies z. dieſ. Stelle S. 415. und Wyttenb. z. Plutarch. de sent. profect. in virt. S. 78. C.

Doch genug! Ref. geht nun auf Nr. IV. über. Baſilius Rede gegen die Wucherer iſt unſtreitig eine der vorzüglichſten Homilien, die wir dieſem gefeyerten Kirchenvater verdanken, und von jeher hochgeſchätzt worden.

Der Herausgeber benutzte dazu außer Garniers Apparat eine Collation zweyer Münchner Handſchriften, von welcher er dreymal im Texte und fünfmal in den Anmerkungen Gebrauch machte.

Sehr paſſend verband er mit dieſer Homilie die des Gregorius von Nyſſa über den nämlichen Gegenſtand; denn Gregorius erwähnt ſelbſt im zweyten Kapitel der Rede ſeines Bruders, ſich gegen jede Zumuthung ſeiner Zuhörer verwahrend, als wolle er mit ihm wetteifern, und verweiſt auch im zehnten Kapitel auf dieſelbe.

Da der Herausgeber den Griechiſchen Text dieſer Rede in dem Gretſerſchen Appendix zu Gregorius Werken, Paris 1618 Fol. S. 225 — 234 und in der zweyten Ausgabe der ſämmtlichen Werke des Greg. v. Nyſſa, Paris 1638. Fol. Bd. II. 2 — 234 von Fehlern aller Art entſtellt ſah, und auch die Lateiniſche Ueberſetzung ihn nicht befriedigte, ſo ſuchte er ſich eine genaue Vergleichung der einzigen Münchner Handſchrift, die man bis jetzt kennt, und nach welcher Gretſer ſeine Ausgabe dieſer Rede gefertigt hatte, zu verſchaffen.

Auffallend iſt es, daß ſich weder in der Pariſer, noch in der Wiener, noch in der Venetianer, noch in der Laurentianiſchen Bibliothek zu Florenz eine zweyte Handſchrift derſelben findet. Aus den von Gretſer am Rande der Münchner Handſchrift angebrachten Bemerkungen aber möchte Herr von Sinner ſchließen, daß der erſte Herausgeber doch noch eine andere Handſchrift benutzt haben dürfte.

Den Text hat der Herausgeber vielfältig verbeſſert. Die Interpunction aber iſt ganz ſein Werk.

Zu Kap. IV. S. 30. Z. 7. müſſen wir bemerken, daß auch die Münchner Handſchrift die Lesart *τῆς θήρας δέλεαρ* beſtätigt.

J. G. Krabinger.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. September.

Nro. 191. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Oeuvres philosophiques de Maine de Biran, publiées par V. Cousin. Tom I. — III. Paris et Leipsic, Jules Renouard et Comp. 1841. gr. in 8.

Der vorliegenden drey Bände starken Sammlung der Oeuvres philosophiques des im Jahre 1824 verstorbenen Maine de Biran ist bereits i. J. 1834 ein von eben demselben nachgelassenes Werk vorausgegangen, dessen Herausgabe gleichfalls Cousin besorgt hat. Dasselbe war unter dem Titel erschienen: Nouvelles considérations sur les rapports du Physique et du Moral de l'homme. In so ferne sich der Vorbericht Cousin's zu der gegenwärtigen Herausgabe der nachgelassenen Schriften Biran's zum größten Theil auf die Vorrede zu dem früher edirten Werke bezieht, wird es an der Stelle seyn, zunächst auf diese zurückzugehen und dasjenige daraus mitzutheilen, was Cousin über den literarischen Nachlaß des Hrn. v. Biran damals berichtet hat.

Einige Monate nämlich nach dem Tode des Hrn. Maine de Biran, erzählt Cousin daselbst, sey Hr. Lainé, der vertrauteste Freund und zugleich Testaments-Executor des Verstorbenen, mit der Bitte in ihn gedrungen, dessen sämmtliche in seinen Händen befindliche Papiere einzusehen und einer nähern Untersuchung zu unterwerfen. Dieß sey auch geschehen, und das mit aller Gewissenhaftigkeit aufgenommene Inventar habe folgende Resultate geliefert. Zunächst habe er in Gemeinschaft mit dem Sekretäre des Hrn. v. Biran eine Sonderung aller Papiere nach drey Classen vorgenommen, von denen die eine die politischen Schriften desselben, d. h. die Entwürfe zu den auf der Tribüne der Deputirtenkammer gehaltenen Reden, die Berichterstattungen an den Staatsrath und die Notizen über verschiedene Gegenstände der Administration und Politik, die zweyte Classe seine philosophischen Schriften und die dritte eine Sammlung von Memorabilien enthalten. Die sämmtlichen Schriften der zweyten Classe seyen ihm (Cousin) übergeben worden, und eine aufmerksame Durchsicht derselben habe ihn folgende Werke darin finden und unterscheiden lassen:

1) „Das Manuscript der von der Classe des sciences morales et politiques de l'Institut gekrönten Preisschrift sur l'Influence de l'habitude, welche damals in Druck erschienen. 2) Das Manuscript der von derselben Classe gekrönten Preisschrift sur la Décomposition de la Pensée. Mit Hülfe dieses Manuscriptes, welches sich in einem ganz guten Zustande befindet, wäre es ein Leichtes, den vollständigen Abdruck dieser Abhandlung, der schon einmal begonnen hatte, nachher aber wieder ausgesetzt worden, zu bewirken. 3) Das Manuscript der an die Akademie von Berlin eingesandten Preisschrift über die Frage: Ya-t-il une apperception immédiate interne? en quoi differe-t-elle de la sensation? Dieses Manuscript ist vollständig und die Schrift eine ziemlich gute, aber sie ist am Rande mit Zusätzen von der Hand des Hrn. v. Biran bedeckt, welche schwer zu entziffern sind, und zuweilen bis in den Text hineingehen und ihn unleserlich machen. Wollte man dieses Memoire dem Druck übergeben, so wäre es gerathen, ohne Rücksicht auf die Randbemerkungen sich lediglich an den ursprünglichen Text zu

halten, der sich wohl nach einer Abschrift des Berliner Original = Manuscriptes collationiren ließe, welches wahrscheinlich in den Archiven der Akademie hinterlegt ist. 4) Das Manuscript der von der Akademie zu Kopenhagen gekrönten Preisschrift über die Frage: des Rapports du physique et du moral de l'homme. Dieses Manuscript ist das erste Concept des Verfassers und es ist auch eine ziemlich schlechte Abschrift davon vorhanden. Um dieses Memoire der Presse zu übergeben, müßte man sich ebenfalls eine Copie des Manuscriptes zu Kopenhagen verschaffen. Das Werk ist umfassend und von der größten Bedeutung. 4) Mehrere kleine Schriften von verschiedenem Datum; eine noch unedirte, an der Akademie zu Begerac gehaltene Rede, ohne Datum; einige, gleichfalls noch nicht herausgegebene Bemerkungen, welche für eine im J. 1814 entstandene philosophische Gesellschaft bestimmt waren; das Brouillon des ungedruckten Examen des leçons de M. Laromiguière; ein weiteres von dem Artikel Leibnitz in der Biogragraphie universelle; Auszüge (französisch) aus dem ersten Theile meiner Ausgabe des Proklus, auf einer beträchtlichen Zahl völlig ungeordneter und zerstreuter Blätter. 6) Einige unbedeutende Papiere, die nicht von Hrn. v. Biran sind, sondern ihm wohl nur mitgetheilt worden. 7) Die Arbeit, womit sich Hr. v. Biran in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte, nämlich der wiederholten Bearbeitung seiner beyden Preisschriften von Berlin und Kopenhagen, und deren Umschmelzung in Ein Werk, wovon zwey lange, vollkommen abgeschriebene Fragmente übrig sind. Das eine führt den Titel: Recherches sur une division des faits physiologiques et philosophiques, und ist ein vollständiges Bruchstück; das andere, ohne Titel, fängt erst auf der sechzehnten Seite an, gehört indeß augenscheinlich zu demselben Werke, über welches Hr. v. Biran oft mit mir gesprochen. 8) Ein Manuscript, betitelt: Considérations sur les rapports du physique et du moral, pour servir à un cours sur l'aliénation mentale, eine Schrift, die meines Wissens zwischen 1821 und 1822 verfaßt worden, und in zwey Abtheilungen zerfällt, welchen eine Uebersicht des Inhalts und eine Einleitung voransteht. Das Ganze ist bestens abgeschrieben und ganz zum Drucke bereit. Dieses Werk ist, meines Erachtens, die vorzüglichste Arbeit des Verfassers und der letzte Ausdruck seiner Denkweise. Die trefflich geschriebene Einleitung enthält eine Art von geschichtlicher Uebersicht über seine schriftstellerischen Arbeiten."

Mit diesen Manuscripten hätte sich nun, wie Cousin nach Darlegung dieses Inventars bemerkt, eine vollständige Ausgabe der philosophischen Werke des Hrn. v. Biran bewerkstelligen lassen. Dieselbe hätte aus vier Theilen bestanden, von denen der erstere, nach vorausgeschickter Einleitung über die Persönlichkeit und die Leistungen des Autors, die beyden von dem Institut de France gekrönten Preisschriften, deren eine schon ganz und deren andere zum dritten Theile gedruckt ist, der zweyte Theil die zwey Preisschriften von Berlin und Kopenhagen in ihrer ursprünglichen Fassung, der dritte die beyden sub Nr. 7. verzeichneten Stücke als gewichtige Fragmente eines nicht vollendeten Ganzen, der vierte endlich die Abhandlung des Rapports du physique et du moral, sammt den besseren der sub Nr. 5. angeführten kleinen Schriften, enthalten haben würde. Aber weder auf diesen Vorschlag wurde von Seite des Hrn. Lainé eingegangen, noch auf einen zweyten, der darin bestand, daß, wenn auch eine vollständige Ausgabe auf irgend ein Hinderniß stoßen würde, doch wenigstens das letzte Werk Biran's, die Considérations sur les rapports du moral et du physique sogleich dem Drucke übergeben werden möchten. Denn es sey, meynte Cousin, sicher die Absicht des Autors gewesen, dieses Werk sobald als möglich zu veröffentlichen, und das Manuscript sey, wie bereits bemerkt, für den Druck schon sichtlich zurecht gelegt gewesen; überdieß aber erweise man durch ihre Publication der Philosophie einen wahren Dienst, und lege damit den ersten Stein zu dem Denkmale, welches den Leistungen Biran's gebühre.

So standen die Dinge im Jahre 1825, und

Cousin sah sich endlich genöthigt, alle ihm anvertrauten Papiere Biran's an Hrn. Lainé wieder zurückzugeben, mit Ausnahme des Manuscripts des Rapports du physique et du moral, welches er mit Einwilligung des Genannten behielt nnd im Jahre 1834 dem Drucke übergab, unter Beyfügung des Examen des leçons de M. Laromiguière und des Article sur Leibnitz. Welches nun auch die weiteren Schicksale der Schriften Biran's seyen, äußert sich Cousin in seinem Vorworte daselbst, dieses Werk allein schon reiche hin, das Andenken des Verewigten vor jedem Untergange zu sichern. Es sey als die Summe aller übrigen Schriften des Verf. zu betrachten, indem es nicht nur alle Grundideen derselben in sich enthalte, sondern selbst ihre vorzüglichsten Kapitel ganz oder im Auszuge wiedergebe. Auch begegne man hier nicht mehr den mühsamen Versuchen eines noch nicht zur vollen Reife und Klarheit gediehenen Geistes, wie solche noch in dessen ersten Schriften sich bemerkbar machen; sondern man sehe, er habe jetzt ein festes Ziel vor Augen, und spreche sein letztes Wort über einen Gegenstand aus, dessen Studium ihn sein ganzes Leben hindurch beschäftigt. Nicht minder verrathe sich die Meisterhand des Autors in den als Anhang beygegebenen Arbeiten über Laromiguière und Leibnitz, und in der Antwort auf die Einwürfe welche der gelehrte Freund Stapfer gegen ihn erhoben. Diese Erwiederung setze eine bereits vollständig zum Abschluße gekommene Theorie voraus. Und so finde man denn hier den completen Ausdruck dieses Geistes, ganz so, wie er selbst (Cousin) ihn gekannt, und biete diese einzelne Publication, in Ermangelung der so wünschenswerthen vollständigen Ausgabe der Biran'schen Werke, dem philosophischen Europa wenigstens in so ferne Ersatz, als man den Autor hieraus in seinem eigensten und wahrsten Lichte kennen zu lernen im Stande sey.

Soweit Cousin — in seinem damaligen Vorworte — über den literarischen Nachlaß des Hrn. v. Biran und die Ursachen, weßhalb zu jener Zeit eine Gesammtausgabe der philosophischen Werke desselben unterblieben. Nachdem nun aber i. J. 1840 endlich dennoch eine Ausgabe der Oeuvres philosophiques, wie sie uns gegenwärtig vorliegt, erfolgt ist, wird wohl Jeder, der die erwähnte Vorrede gelesen, nichts anderes vermuthen, als daß die oben verzeichneten Papiere des Verstorbenen, welche Cousin früher an Hrn. Lainé zurückgegeben, nun von neuem in des Ersteren Hände gekommen. Aber dieß ist keineswegs geschehen, wie zwar von dem Herausgeber nicht ausdrücklich gesagt wird, aber doch aus dem Ganzen hervorgeht. Es scheinen demnach hier besondere, uns unbekannte Verhältnisse zwischen Hrn. Cousin und Hrn. Lainé obzuwalten, und dieselben absichtlich ganz mit Stillschweigen umgangen worden zu seyn. Jedenfalls aber ist höchlich zu bedauern, daß in Folge dieser Unzugänglichkeit und Nichtbenützung der eigentlichen und nächsten Quellen auch diese Ausgabe wieder als keine Gesammtausgabe betrachtet werden kann.

Doch hören wir, was Cousin im Eingange seines Vorworts zur nunmehrigen Ausgabe äußert. Er übergebe hiemit, sind seine Worte, dem Publikum einen wiederholten Abdruck der sehr selten gewordenen Preisschrift Biran's sur l'Influence de l'habitude sammt einer großen Anzahl noch unedirter Schriften desselben, welche er so glücklich gewesen seit jener Zeit, da er die Nouvelles considérations sur les rapports du physique et du moral de l'homme veröffentlichet, sich von verschiedenen Seiten her zu verschaffen. Diese Werke, deren Herausgabe jetzt zum ersten Male erfolge, seyen sämmtlich von der vollkommensten Authenticität. Die einen seyen ganz von der Hand Birans selbst geschrieben, die anderen seyen Abschriften, welche von diesem corrigirt worden. Ueberdieß habe er sie alle schon gekannt, und seyen sie auch in dem genauen Inventare verzeichnet, welches er von den Papieren des Hrn. v. Biran im J. 1825 bey Hr. Lainé aufgenommen, und das er im J. 1834 in jener Vorrede mitgetheilt habe. Diese neuen Schriften könne man nach zwey Classen ordnen: in deren erstere die kleineren Schriften von der damals sub Nr. 5. angeführten Gattung fallen, wogegen in die zweyte Classe die größeren Schriften zu stellen seyen, wie z. B. die zwey langen sub Nr. 7. erwähnten Bruchstücke.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Justus Olshausen, Ueber den Ursprung des Alphabetes und über die Vocalbezeichnung im alten Testamente. Kiel. 1841.

(Schluß.)

Wann die Umwandlung geschehen, wie lange sie brauchte, ist kaum zu ermitteln; entgeht ja doch nothwendig die Umwandlungsperiode dem Auge des Forschers:

„Es sind immer die bewegtesten Momente im Leben eines Volkes, während welchen jene vollbracht wird; Momente, in denen der Sturm der Zeiten jede erkennbare Spur von dem inneren Zustande der Nationen zu zerstören pflegt: die alten Sprachformen standen da; der Sturm bricht los und die begleitenden furchtbaren Symptome des Umsturzes verhüllen für uns den freyen Blick auf die Einzelheiten: es wird wieder hell, und die alten Sprachen stehen umgewandelt da, gleichsam entlaubt, verarmt, vermagert.“

Daß in den heiligen Schriften der Israeliten hierüber keine Aufklärung sich findet, erklärt sich zum Theil daraus, daß die ältesten schriftlichen Documente des A. T. später eine neue Redaction erfahren haben, theils aber und vorzüglich aus dem consonantischen Character der Schrift, wie denn auch der Neuaraber kaum eine wesentliche Veränderung in der Orthographie, verglichen mit dem Altarabischen, vorzunehmen braucht. — Daß der Verfasser auch die analoge Umwandlung des Arabischen urgirt, das in seiner jetzigen abgeschliffenen Gestalt unendlich mehr hebräisch klingt, als in seiner alten, begreift jeder, der dieß merkwürdige Phänomen betrachtet hat. — Nachdem nun die hebräische Sprache ihre Fülle, die sich besonders durch vokalische Ausgänge am Nomen und Verbum zeigte, abgestreift hatte, trat sie in eine neue Periode, wo sie unter andern das frühere Sylbengesetz zerstörte, und nun jenen Reichthum von Hilfsvokalen und mobilen Schevas entwickelte, der das jetzige Hebräisch so besonders characterisirt.

Indem der Verfasser die Epoche berührt, wo die heilige Sprache allmählig aufhört, eine lebende zu seyn, und das Bedürfniß sich ergab, die Aussprache der damaligen Zeit durch Einführung der Vokalisation zu fixiren, geht er in eine nähere Betrachtung des Vokalsystemes bey den Hebräern ein, die eben so scharfsinnig als fruchtbar für die Grammatik ist; die wir aber, um nicht zu weitschweifig zu werden, übergehen.

Wir müssen aber noch ein Apperçu des Verfassers beyfügen, wodurch die letzte Veränderung, die das Hebräische erfahren hat, bis zu seiner jetzigen Form gedieh, bestimmt wird. Diese geschah durch die sogenannte Accentuation. Hr. Olshausen macht es wahrscheinlich, daß fast jedes Wort in der hebräischen Sprache eine andere Aussprache hatte, als die, welche die jetzige Vocalisation andeutet. Sicher ist, daß die Accentuation die Bestimmung hat, den Vortrag der heiligen Schriften beym gottesdienstlichen Gebrauche zu reguliren; daß diese einen ausgedehnten Einfluß auf die Vokalisation hat, also die biblische Aussprache von der des gewöhnlichen Lebens abweichen mußte. So erklärt sich auch, warum man im rhythmischen Vortrag oxytonirte (während die Juden noch jetzt immer paroxytoniren), weil nämlich nur so das Verschlucken der Endsylben mit Sicherheit verhütet und ein vollständiges Aussprechen des heiligen Textes erzwungen werden konnte.

Der Verfasser protestirt jedoch gegen die Insinuation, als wolle er die biblische Aussprache aufgeben, und eine andre aus Conjectur an die Stelle setzen, da jene doch das einzig sichere Fundament für die Erkenntniß der Gesetze der hebr. Sprache ist.

„Solche historische Betrachtungen bezwecken aber in keiner Weise den Umsturz des Bestehenden und die Herabwürdigung der biblischen Vokalisation, vor der Niemand größere Hochachtung haben kann, als ich. Das kann ich aber nicht läugnen, daß ich von meinem Standpunkte aus eine vollständige Reform in der Behandlung der Grammatik wünschenswerth halte, und daß bey einer solchen die Kenntniß der arabischen Sprache für das Hebräische erst recht nutzbar gemacht werden kann.“

Indem wir unsere Leser mit den wichtigen und interessanten Resultaten der Olshausen'schen Schrift bekannt gemacht haben, bleibt uns nichts übrig, als dem geehrten Verfasser den Wunsch auszudrücken, mit jener in der citirten Stelle verheißenen Reform der hebr. Grammatik in ihrer ganzen Ausdehnung uns bald beschenken zu wollen.

M. J. M.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. September.

Nro. 192. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Oeuvres philosophiques de Maine de Biran, publiées par V. Cousin.

(Fortsetzung).

Ueber die kleineren Schriften sey von seiner, des Herausgebers, Seite, nichts zu bemerken, als daß sie ihm in der äußersten Unordnung und in einer beynahe unleserlichen Schrift zu Handen gekommen, so zwar, daß er sie der sorgfältigsten Revision habe unterwerfen, ja selbst hin und wieder corrigiren müssen, nicht um die Nachläßigkeiten einer ersten Redaction ganz zu tilgen, sondern nur zu vermindern. Uebrigens bedauere er keineswegs die Mühe, die ihm diese an sich undankbare Arbeit gekostet, weil alle diese Schriften, selbst die kleinsten davon, von größtem Belange seyen und die Urthatsache des Bewußtseyns entwickeln und aufklären, jenes Faktum nämlich, da der Mensch zuerst zur Erkenntniß seiner selbst gelangt, und dessen immer lichtvollerer und gründlicherer Auseinandersetzung von Stufe zu Stufe man in den größern Werken Birans begegne.

Das erste dieser größeren Werke, obgleich es den folgenden bedeutend nachstehe und sich ein davon verschiedener Charakter in demselben ausspreche, sey die Preisschrift sur l'influence de l'habitude, die im J. X. (1802) von der Classe des sciences morales et politiques de l'Institut gekrönt worden. Sie erscheine hier ganz so, wie sie Hr. v. Biran selbst beynahe unmittelbar, nachdem sie den Preis erhalten, im Jahre XI. (Paris chez Henrichs 1808) habe drucken lassen. Er (Cousin) habe aus den Archiven des Instituts den bis zur Stunde unedirten Bericht des Hrn. Destutt-Tracy hervorgesucht, den derselbe der Classe des sciences morales et politiques über die verschiedenen zur Preisbewerbung eingelaufenen Abhandlungen vorgelegt, und in welchem die Preisschrift Biran's durch einen competenten Richter der Analyse unterworfen und gewürdiget sey. Man ersehe aus diesem Bericht, so wie aus einer Stelle der Histoire de la classe des sciences mor. et pol. (Mémoires. T. IV. p. 11), daß die Frage de l'Influence de l'habitude von derselben Classe schon im Jahre VIII. zur Preisbewerbung ausgeschrieben, und keine Abhandlung preiswürdig befunden worden. Dennoch habe die Klasse schon damals eine von Hrn. v. Biran eingesandte Abhandlung der Auszeichnung für würdig erachtet, deren Handschrift in den Archiven des Instituts noch vorhanden. Man erkenne hierin einen der damaligen Philosophie noch viel ergebeneren Schüler, als in der im J. X. gekrönten Preisschrift, nachdem dieselbe Frage zu einem nochmaligen Concurse aufgegeben worden.

Mit jedem Jahre, mit jedem neuen Werke, habe sich jedoch Biran von dieser Philosophie mehr und mehr entfernt. Schon in der Preisschrift, die im J. XIII. (1805) dieselbe Classe des scienc. mor. et pol. gekrönt, und welche die Frage betroffen: De la décomposition de la pensée. Coment ont doit décomposer la faculté de penser, et quelles sont les facultés élémentaires, qu'on doit y reconnaître? — schon hier beginne der Durchbruch der neuen Ideen Biran's, wie schon anderwärts gezeigt worden. *) Vergeblich habe er

*) In der mehr erwähnten Vorrede nämlich, woselbst

(Cousin) in den Archiven des Instituts nach dem Original-Manuscripte dieser Preisschrift und dem Berichte, zu welchem sie nothwendig Veranlassung gegeben, Nachforschungen angestellt. Hr. v. Biran sey ohne Zweifel ermächtiget worden, sein Manuscript zurückzunehmen, um es dem Drucke zu übergeben. Aus dessen eigenen, bereits veröffentlichten Aeußerungen wisse man, daß der Druck dieser Abhandlung im J. 1807 eine Unterbrechung erlitten. Glücklicher Weise habe der Verf. die schon gedruckten Bogen damals Hrn. Ampère vertraulich mitgetheilt, und von diesem habe sie nun der Herausgeber erhalten. Das bereits Gedruckte umfasse wahrscheinlich einen großen Theil der gekrönten Abhandlung, und fülle den zweyten Band der gegenwärtigen Ausgabe bis zu S. 208.

Wir brauchen hier nicht erst zu bemerken, daß demzufolge in vorliegender Ausgabe ein bloßes Bruchstück von einer Schrift geliefert werden konnte, die doch in Hrn. Lainé's Händen (m. s. oben sub. 2.) als vollständiges und noch dazu in bestem Zustande erhaltenes Manuscript sich befindet.

Gleiche Bruchstücke von Abhandlungen, deren erste Entwürfe (m. s. o. sub Nr. 3 u. 4.) ebenfalls im vollständigen Manuscripte noch im Besitze des vorhin Genannten sind, folgen unter den beyden nächsten Ueberschriften. Weder von der 1807 zu Berlin, noch von jener 1813 zu Kopenhagen gekrönten Preisschrift war es Cousin möglich, in den Archiven beyder Akademien noch eine Spur aufzufinden. Statt dessen nun werden die beyden grösseren Fragmente mitgetheilt, von denen oben sub. Nr. 7. die Rede war, und die, wie der Herausgeber glaubt, so ziemlich das Wesentliche jener beyden Abhandlungen enthalten dürften.

Das eine dieser Fragmente entspreche ganz der von der Berliner Akademie gekrönten Abhandlung. Der Gegenstand, den sie durchweg behandelt, sey in der That das unmittelbare Innewerden jener Kraft, welche Ich ist, ein Innewerden, welches in der Willenskraft sich bethätige. Auch werde daselbst des Programmes der Akademie ausdrücklich erwähnt, und man stoße auf häufige Citationen Ancillon's, des damaligen Sekretärs dieser Akademie. Der Verf. gebe sich nämlich Mühe, seine Theorie an einige, freylich ziemlich vage Phrasen des Berliner Philosophen anzuknüpfen; und in dem Résumé der Abhandlung werde die unmittelbare Apperception des Ichs von den Sensationen und äußeren Vorstellungen, nach den Ausdrücken desselben akademischen Programmes, scharf geschieden. Was aber zuletzt noch die Composition und Redaction dieser Abhandlung anbelange, so verrathe sie wohl einen starken und tiefen Geist, der aber noch unsicheren Schrittes, mit sichtlicher Anstrengung und oft ohne Klarheit und festen Plan seinen Weg verfolge.

Das andere Bruchstück führe die Aufschrift: Considérations sur les principes d'une division des faits psychologiques et physiologiques. Es sey vollständig, bis auf einige wenig beträchtliche Lücken. Diese Schrift sey durch das Buch

---

Cousins Worte sind: „Als Maine de Biran zum zweytenmal concurrirte, saßen noch die nämlichen Männer (aus der Schule Condillac's) zu Gericht, und erwarteten wohl auch von Seite desselben Bewerbers noch dieselben Grundsätze. Aber hierin täuschten sie sich; denn dießmal gab Biran auf ihre Frage eine Antwort, die eine neue Richtung verrieth. Was war inzwischen in dem Geiste des jungen Laureaten vorgegangen? Welches Licht hatte sich in ihm entzündet, und von welcher Seite des philosophischen Horizonts war es ihm gekommen? Es konnte ihm weder von Schottland, noch von Deutschland her zu Theil geworden seyn; denn er war weder der englischen, noch der deutschen Sprache mächtig. Kein Genosse, keine Schrift aus jener Zeit hatte auf die Umwandlung seiner Denkart irgend einen Einfluß üben können; sein eigener scharfsinniger Geist war es, der ihn auf eine andere Bahn gebracht. Durch näheres Nachdenken über die herrschende Doctrin des Tages war der Schüler eines Cabanis und Tracy von selbst dahin gelangt, ihre Unzulänglichkeit zu fühlen, und das Bedürfniß und die Realität eines von der Sensation wesentlich verschiedenen Elementes inne zu werden. Dieß war begreiflich eine Art von Abfall von der herrschenden Lehre, und es ehrt die Richter ganz besonders und ist ein schönes Zeugniß ihrer Liebe zur Wahrheit, daß sie im J. 1805 die neue Preisschrift krönten, die ihnen bereits, freylich nur unter den mildesten Formen, einen Gegner verkündete."

des Hrn. Berard hervorgerufen worden, welches unter dem Titel erschienen: Doctrine des rapports du physique et du moral. Es scheine demnach auf den ersten Blick dieses Fragment die letzte Arbeit des Hrn. v. Biran, der, wie schon oben erwähnt, 1824 gestorben, gewesen zu seyn; aber eine genauere Durchsicht zeige, daß der Eingang dieser Schrift, worin von dem Buche Berard's die Sprache ist, erst hinterher beygefügt worden. Denn die ganze Abhandlung beziehe sich weder direkt, noch indirekt auf dieses Buch; sie behandle wohl denselben Gegenstand, aber dieser Gegenstand sey eben auch zugleich jener, den die Akademie zu Kopenhagen als Preisfrage aufgegeben hatte. Man finde auch hier noch nicht den reifen, gerundeten und kräftigen Gedanken-Ausdruck, den Biran in den letzteren Jahren seines Lebens gehandhabt, und der namentlich seinen Artikel über Leibnitz auszeichne. Es lasse sich daher wohl die Versicherung geben, daß dieses Werk in seinem Grunde und dem größten Theile nach die Abhandlung ausmache, welche an die Akademie zu Kopenhagen abgegangen, und daß auch die Nouvelles considérations sur les rapports du physique et du moral de l'homme, welche Hr. v. Biran zweifelsohne im J. 1821 verfaßt habe, und die von ihm (Cousin) im J. 1834 herausgegeben worden, dasselbe Werk seyen, nur in einer vom Verf. wiederholt versuchten Umarbeitung und Zurückführung auf eine einfachere und lebendigere Form.

So viel wünschenswerther und vorzüglicher es deßhalb auch gewesen wäre, über die Manuscripte der drey gekrönten Abhandlungen — Manuscripte, die er (Cousin) im J. 1825 mit eigenen Augen bey Hrn. Lainé eingesehen, verfügen und sie textgetreu veröffentlichen zu können, so könne sich doch das philosophische Publikum darauf verlassen, wenn auch nicht ihrer Form, doch ihrem Wesen nach, jene drey Preisschriften zu besitzen, in denen die originellen Forschungen Maine de Biran's, während der ersten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts bis zur Epoche der Restauration, enthalten seyen. Alles, was derselbe von jenem Anfang an bis zu seinem Tode geschrieben, habe er (Cousin) nun theils schon früher, theils jetzt der Oeffentlichkeit übergeben, und er könne sich daher das Zeugniß geben, so viel an ihm war, die Pflicht der Pietät erfüllt zu haben,

die für ihn darin bestanden, die Werke und das Andenken desjenigen zu erhalten und zu verbreiten, der einer seiner Lehrer gewesen, und den er noch jetzt, wie er es schon i. J. 1834 ausgesprochen, den ersten französischen Metaphysiker der Neuzeit nennen könne.

Was den Inhalt der einzelnen Bände dieser Ausgabe betrifft, so ist derselbe folgendermaßen vertheilt: Den ganzen ersten Band füllet die Preisschrift: Influence de l'habitude etc., sammt dem von Destutt-Tracy darüber erstatteten akademischen Berichte. — An der Spitze des zweyten Bandes steht die Preisschrift de la décomposition de la pensée, woran sich reihen: Nouvelles considérations sur le sommeil, les songes et le somnambulisme. — Note sur un passage très – remarquable du témoignage du sens intime. — Note sur les réflexions de Maupertuis et de Turgot au sujet de l'Origine des langues. — Remarques sur la Logique de M. de Tracy. — Note sur un écrit de M. Royer - Collard. — Réponse à M. Guizot. — Notes sur le deuxième volume de l'Indifférence en matière de religion. — Der dritte Band enthält zunächst die beyden oben besprochenen Bruchstücke de l'aperception immédiate und die Considérations sur les principes d'une division etc., auf welche sodann noch zum Schluße folgen: Prolégomènes psychologiques. — Critique d'une opinion de Cabanis sur le bonheur. — Note sur certains passages de Malebranche et de Bossuet. — Distinction de l'ame sensitive et de l'esprit selon Van Helmont.

Zur näheren Charakteristik der philosophischen Ansichten des Hrn. Maine de Biran, deren auch in der bekannten Vorrede Schelling's zu „Victor Cousin über französische und deutsche Philosophie" (S. VII — VIII.), jedoch nur im Vorbeygehen Erwähnung geschehen, möge Ref. gestattet seyn, nachfolgend noch einen kurzen Auszug aus der Darstellung, die Cousin hievon giebt, mitzutheilen.

Die herrschende Philosophie leitete, wie Cousin sagt, nachgerade alle unsere Vermögen und Ideen von der Sensation ab, welche sie durch die Erregung des Gehirns erklärte, nämlich als ein Er-

zeugniß der auf die Organe geschehenen Eindrücke. Der Mensch war ihr zufolge nichts Anderes als das Resultat der Organisation, und die ganze Wissenschaft vom Menschen ein bloßer Appendix der Physiologie. Maine de Biran dagegen hat im Verlaufe seiner Forschungen nachgewiesen, daß diese Lehre nur ein Aggregat von Hypothesen sey, und daß man, beym Zurückgehen auf die Beobachtung und Erfahrung, unter all' den reellen Thatsachen, die eine wahrhafte Wissenschaft vom Menschen begründen sollen, eine eben so reelle, wie die übrigen, finde, die sich allerdings mit der Sensation vermische, die aber aus ihr allein nicht erklärbar sey, die an organische Bedingungen gebunden, aber vom Organismus durchaus verschieden, ja sogar von ihm unabhängig sey, nämlich die Aktivität; und diese Aktivität hat er von allen dem unterschieden, was nicht sie ist; er ist zu ihrer Quelle zurückgegangen; er hat sie durch alle ihre Entwicklungen verfolgt, derselben ihre gebührende Stelle in dem geistigen Leben wieder eingeräumt; und aus dieser Gesammtheit von Ideen und Ansichten ist eine, wenn auch nicht umfassende, doch immerhin tiefe, an sich höchst wahre und in ihren Grundlagen unerschütterliche Theorie hervorgegangen, eine Theorie, welche eine vollständige Philosophie in sich aufnehmen und an ihre gehörige Stelle setzen muß.

Die Reihenfolge der erfahrungsmäßigen Wahrheiten, in welche man diese Theorie zusammenfassen kann, ist nachstehende: 1) Die wahre Aktivität liegt in dem Willen; 2) Der Wille ist Persönlichkeit, und zwar die ganze Persönlichkeit, das Ich selbst. 3) Wollen ist nichts anders als Verursachen, und das Ich ist sohin die erste Ursache, die uns gegeben ist. Diese drey Puncte bilden den Grund der Theorie des Hrn. von Biran; und sie sind in einer einzigen und selben Thatsache enthalten, die Jeder von uns alle Augenblicke wiederholen kann, in der Muskelbewegung. Bey jeder Muskelbewegung findet nämlich statt: erstens eine Muskelempfindung, die mehr oder minder lebhaft, angenehm oder unangenehm ist; und zweytens die Bewegung oder Kraftäußerung, durch welche jene Empfindung erzeugt wird. Die Muskelempfindung folgt aber nicht bloß auf die Bewegung, sondern das Bewußtseyn bezeugt, daß sie auch durch diese Bewegung hervorgebracht worden, und daß die Verbindung zwischen beyden in keiner bloßen Succession besteht, sondern daß hier ein Verhältniß von Ursache und Wirkung Statt hat. Und hiefür bedarf es nicht erst eines Beweises oder einer Erörterung: denn um die Muskelbewegung zu empfinden, genügt es, sie zu machen. Wir können zwar nicht wissen, wie durch die Bewegung die Empfindung erzeugt wird; aber darüber, daß sie durch jene erzeugt wird, können wir nicht im Zweifel seyn; und selbst wenn wir Erstes wüßten, hätten wir dann vom Letzteren keine größere Gewißheit: unsere deßfallsige Ueberzeugung würde dadurch nicht einmal erhöht werden. Aber nichts bewegt oder äußert sich, was nicht den Willhat, es zu thun, und es giebt daher keine willenlose Kraftäußerung. Der Wille ist also der Grund der Kraftäußerung, und die Ursache ist in diesem Falle eine wollende Ursache. Andererseits sind es wir selbst, von denen die Kraftäußerung ausgeht; wir rechnen sie uns mit aller Bestimmtheit zu, und der Wille, der die Ursache hievon ist, ist unser eigener Wille. Persönlichkeit, Wille und Ursache sind demnach unter sich eins, sind identisch. Das Ich finden wir in der Ursache und die Ursache in dem Willen. Man nehme den Willen hinweg, oder mit andern Worten, die Kraftäußerung, und es giebt dann überhaupt für uns nichts mehr, und das ganze Faktum, von dem man ausgegangen, verschwindet.

Dieses Faktum nun, sagt Cousin, in seiner ganzen Tiefe erforscht und zu einer unwiderstehlichen Evidenz gebracht, sey das Princip der Theorie des Hrn. v. Biran. Diese Theorie aber werfe nach allen Seiten hin Licht, sowohl auf die Philosophie als auf die Geschichte der Philosophie.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. September.

Nro. 193. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Oeuvres philosophiques de Maine de Biran, publiées par V. Cousin.

(Fortsetzung.)

Das Ich erscheint hier unter dem Typus des Willens, und die Freyheit als der Grundcharakter des Willens. Die Freyheit des Ichs ist eins mit seiner Existenz und eine unmittelbare Thatsache des Bewußtseyns. Damit ist sie über alle Sophismen erhoben; denn sie ist dem Raisonnement entrückt. Eben so verhält es sich mit der Spiritualität des Ichs. Satt auf die vielen unfruchtbaren Untersuchungen darüber einzugehen, wird hier die Spiritualität des Ichs lediglich aus dessen Unität und Identität erwiesen, welche ebenfalls noch unmittelbare Thatsachen des Bewußtseyns sind. Auf diese Weise erhält der Spiritualismus in der Philosophie nicht nur wieder die ihm zukommende Stelle, sondern hat sogar nach seiner Grundlage die Erfahrung, wodurch er vor aller Extravaganz bewahrt bleibt. Und gleichwie durch diese Theorie alle unsere Geistesvermögen, welche Condillac und seine Schüler durch die Sensation, d. h. durch das passive Element erklärten, auf ihr actives Element, den Willen zurückgeführt werden, so erklärt dieser hinwieder beynahe alle unsere Ideen und Begriffe. Dieß ist zunächst der Fall mit dem Grundbegriffe der Metaphysik, dem Begriffe der Ursache, der in einer durch sich selbst evidenten Urthatsache, der Willensthätigkeit, enthalten ist.

Durch die Auffassung des Willens als der Persönlichkeit selbst kommt Licht in eine Menge von räthselhaften und dunklen Fragen, die schon lange Gegenstand des Streites waren. So sucht man noch immer nach einer Erklärung der oft so sehr ineinander fließenden Erscheinungen des Schlafes und des Wachens. Der Somnambulismus ist eines der Probleme unserer Zeit geworden. Die Controverse über die thierische Natur besteht noch fort, und in mehreren berühmten Schriften (von Pinel und Broussais) ist man noch weit davon entfernt, sich über den eigentlichen Charakter der psychischen Krankheiten zu vereinigen. Alle diese Fragen finden in der Theorie Maine de Biran's ihre Lösung. Der Zustand des Wachens ist die Lebenszeit, während welcher der Wille in größerer oder geringerer Thätigkeit ist; der Schlaf, nach seinen verschiedenen Graden, besteht in der Schwächung, Abnahme der Willensthätigkeit; ein gänzlicher (absoluter) Schlaf wäre eine vollkommne Aufhebung derselben. Der Somnambulismus ist ein Zustand, in welchem der Wille nicht mehr seine Herrschaft übt, und alle unsere Vermögen, besonders die Phantasie und die Sinne, thätig sind, jedoch auf eine regellose Weise, ohne Freyheit, Bewußtseyn und demzufolge auch ohne Erinnerung. Um die thierische Natur zu begreifen, darf der Mensch nur von seinem Willen abstrahiren und auf die bloße Sensibilität und Einbildungskraft zurückgehen. All' das, was in uns nicht Wille ist, ist thierisch, und der Mensch sinkt jedesmal in den Zustand der Thierheit zurück, sowie er die Herrschaft über sich selbst verliert. Wird endlich durch irgend eine moralische oder physische Ursache diese Freyheit, die ganz eigentlich unsere

innerste Persönlichkeit ausmacht, vernichtet, so ist damit zugleich der Mensch selbst aufgehoben, und es ist nichts mehr übrig, als ein Automat, in welchem zwar noch die organischen und selbst intellektuellen Functionen in Thätigkeit sind, aber ohne daß wir daran Theil nehmen, und ohne mehr ein Bewußtseyn davon zu besitzen, oder zurechnungsfähig zu seyn. Wir werden gleichsam uns selbst entfremdet: wir sind außer uns; und darin besteht das Irreseyn (die Alienation, alienus a se), der Wahnsinn (amens, a mente) und die Narrheit, deren verschiedene Abstufungen den Graden des Freyheitverlustes entsprechen. — Und in gleicher Weise versucht sodann Biran auch die Entstehung der Sprache durch seine Willenstheorie zu erklären. Auch die Sprache ist nach ihm nichts anderes, als ein Erzeugniß des Willens, welchen bey dieser Bildung der Instinct und die Natur unterstützen.

Ueber Biran's Verhältniß zu den übrigen philosophischen Systemen, nämlich den modernen, mit denen sich die französische Philosophie damals allein beschäftigte, möchte aus der Darstellung, die Cousin hievon gibt, noch Folgendes hervorzuheben seyn.

Maine de Biran hatte zuerst wieder das im achtzehnten Jahrhundert fast gänzlich gesunkene Ansehen des Cartesius aufgerichtet und es gewagt, Baco's Autorität etwas strenger, als bisher geschehen, ins Auge zu fassen. Baco's Grundlehre nämlich ist, von den Ursachen abzusehen, und sich auf die Erforschung der Thatsachen und die Induction ihrer Gesetze zu beschränken. Dieß genügt nun allerdings, oder kann bis zu einem gewissen Puncte genügen in den Naturwissenschaften; aber in der Philosophie ist eine Nichtberücksichtigung der Ursache so viel, als ein Hinweggehen über das Wesen der Dinge. Denn es heißt dieß z. B. in der Untersuchung über den Menschen nichts anderes, als von dem eigentlichen Grunde der menschlichen Natur, von der Wurzel aller Realität, dem Ich, diesem innersten Subjecte all' der Vermögen, um deren Erkenntniß es sich handelt, rein deßhalb absehen, weil dasselbe die Ursache aller der Thätigkeiten ist, von denen jene Vermögen nur die unter einer Allgemeinheit zusammengefaßten Begriffe sind. Baco also ist es, der durch die Vernachläßigung der Forschung nach den Ursachen der Dinge die Philosophie von der Wirklichkeit getrennt, und sie zu oberflächlichen Beobachtungen und künstlichen Classificationen verurtheilt hat. Locke, der zwey Erkenntnißquellen annahm, die Sensation und die Reflexion, hätte, wäre er anders seiner Theorie getreu gewesen, in der Reflexion das ganze intellektuelle und moralische Leben des Menschen finden können; aber die Sensation hatte bey ihm das Uebergewicht über die Reflexion. In Bälde sieht man, wie unter Condillac die Reflexion zu einer bloßen Modification der Sensation herabsinkt; und der Mensch mit dieser sinnlichen Empfindung ohne alle Activität, ohne allen Willen, ohne eigene Kraft und Persönlichkeit, ist nun nichts mehr, als ein durch Hypothesen erzeugtes Phantom, eine Abstraktion, eine bloße Gestalt. Von daher rührt der Nominalismus eines Tracy, oder auch wohl noch jene systematische Physiologie, die, indem sie in ihrer Lehre vom Organismus zum Theil Wort für Wort den Classificationen einer schwankenden Ideologie sich anschließt, auf nichts weiter ausgeht, als eine Hypothese auf die andere zu bauen. Gegen diese ganze sensualistische und physiologische Schule erhob sich Maine de Biran als ihr erster und gründlichster Gegner, indem er ihre falsche Methode und chimärischen Ansprüche aufdeckte. Cartesius dagegen galt ihm als der Begründer der wahren Philosophie. Derselbe sey mit Recht vom Bewußtseyn ausgegangen, und alle wahre Philosophie müsse hievon ihren Ausgang nehmen. Nur hätte er, statt in vager Weise zu sagen: „ich denke, also bin ich," sich vielmehr also ausdrücken sollen: „Ich will, also bin ich." Damit wäre gleich zu Anfang ein Ich als die Ursache seiner Thätigkeiten, statt einer Seele als bloßer Substanz ihrer wechselnden Zustände, eine Persönlichkeit gesetzt worden, welche sich nicht bloß, wie das Denken, von der Ausdehnung unterschieden hätte, sondern mit einer Kraft begabt gewesen wäre, die zur Erklärung aller ihrer Thätigkeiten und Begriffe ausgereicht hätte, ohne daß man zur göttlichen Dazwischenkunft seine Zuflucht hätte nehmen müssen. Vielleicht, daß dann auch die Cartesische Schule nicht die Richtung genommen haben würde, in welcher Malebranche und Spinoza sie fortgeführt. — Was

Leibnitz anbelangt, so ergab sich dessen Verständniß und tiefere Würdigung von dem Standpuncte aus, auf welchem Biran stand, von selbst. Auch hier war es wieder, wie Cousin bemerkt, Maine de Biran, der es sich zur willkommenen Aufgabe machte, diesem großen Namen wieder die gebührende Achtung zu verschaffen. Zum ersten Male, seit einem Jahrhundert, trat in Frankreich dieser Name, der fast nur noch in den mathematischen Wissenschaften genannt zu werden schien, wieder in seinem vollen Glanze auch in der Philosophie auf; und die Monadologie, die bis hieher unter die veralteten Hypothesen gerade von der auf die allermeisten Hypothesen gegründeten Schule verwiesen worden, ward jetzt von neuem einer gründlicheren Prüfung unterworfen, und ihr ein größerer Gehalt von thatsächlichen Wahrheiten, als der ganzen Philosophie des achtzehnten Jahrhunders, zugeschrieben. Leibnitz sagt nämlich ausdrücklich, man bedürfe, um den Begriff der Substanz vollständig aufzufassen und zu erklären, des Begriffes der Kraft und der Energie, und zwar einer solchen, welche sich von selbst, ohne fremde Einwirkung äußere, folglich Entelechie sey. Im Selbstbewußtseyn aber ist uns ein Ich gegeben, das Substanz und Ursache zugleich, einfache Kraft und eine Monade ist, die sich durch Activität entwickelt und zwar durch eine Activität, die Aeußerung einer Kraft ist. Dieß Alles, meynt Cousin, stimme mit der Theorie Biran's ganz wohl überein; nur sey hier nicht zu übersehen, daß dieß nur der Anfang des Leibnitzischen Systemes sey, bey welchem Biran stehen geblieben. Weiter sey er nicht in dasselbe eingedrungen; er habe gleichsam nur die Fackel angezündet, um den Eingang zu demselben zu beleuchten. Jeder fasse eben zunächst nur das auf, wozu seine eigenen Gedanken und Ansichten ihm den Schlüssel bieten. Er selbst (Cousin) gestehe unverholen, daß erst durch die eklektische Richtung, die er eingeschlagen, der eklektische, umfassende Charakter ihm klar und immer klarer geworden sey, der in den Werken Leibnitzens allenthalben ausgeprägt sey. Gäbe es aber auch in dem Leibnitzischen Dogmatismus Höhen, auf die sich die Psychologie Biran's nicht habe schwingen können, so sey sie doch ganz eigentlich dazu gemacht, um sich mit Vortheil gegen den Skepticismus eines Hume zu messen, und denselben durch siegreiche Widerlegung des bekannten Versuches über den Begriff der Kraft (des siebenten in dem Versuche über den Verstand) aus seiner letzten Verschanzung zu vertreiben. Schon Reid habe zwar gegen jene Hume'schen Argumente im Namen des sens commun und des allgemeinen Glaubens der Menschheit Einsprache gethan. Aber eine tiefer auf den Grund gehende Untersuchung derselben habe noch gefehlt, und diese sey Biran's Verdienst. Schritt für Schritt kämpfe er mit diesem furchtbaren Skeptiker, verfolge ihn in allen seinen Windungen und Krümmungen, und setze ihm eine eben so feine, aber zugleich viel gründlichere Analyse, als die des Gegners, entgegen. Auf die Lektüre dieser tief eingreifenden Polemik müsse daher verwiesen werden, wer irgend durch die Hume'schen Argumente und jene gerühmte Theorie sich habe verführen lassen, die das Verhältniß von Ursache und Wirkung lediglich durch das Princip der Ideenassociation erklären zu können vermeynte, jene phantastische Theorie, die dem allgemeinen Glauben und allen Thatsachen Hohn spreche, die alle wahrhafte Metaphysik untergrabe, und welcher der wenig getreue Nachfolger eines D. Stewart und Reid, nämlich Th. Brown, ein Mann zwar von Geist, übrigens ein sehr mittelmäßiger Philosoph, in England und selbst in Schottland, ja bis nach Amerika hin eine beklagenswerthe Popularität gegeben habe. *)

Dieß also sey im Wesentlichen die Lehre Biran's und ihr Verhältniß zu anderen Systemen, und bis hieher bekenne auch er (Cousin) sich ohne Rückhalt zu derselben, in so weit sie nämlich innerhalb ihrer Schranken bleibe. Sobald sie aber über diese hinausgehe — und dieß sey nun allerdings geschehen, müsse sie nothwendig auf Irrwege gerathen. Biran habe geglaubt, die gesammte Philosophie aus dieser seiner Theorie entwickeln zu können; dieselbe sey aber eine rein psychologische, und es müsse daher, um eine Begründung der ganzen

*) M. s. dessen: Lectures on the philosophy of the human mind (1802) wovon 1833 bereits eine siebente Auflage erschienen, und woraus in Amerika ein Auszug gefertiget worden, der, wie Cousin bemerkt, zum großen Theile die Grundlage des dortigen philosophischen Unterrichtes bildet.

Philosophie durch die Psychologie zu Stande bringen zu können, vor Allem die Psychlogie selbst eine vollständige seyn, und alle Thatsachen des Bewußtseyns umfassen. Biran aber spreche überall nur von den beyden Thatsachen des Bewußtseyns, der Sensation und dem Willen, und habe die dritte ebenso reelle Ordnung von Thatsachen, die rationellen, oder die Vernunft, völlig verkannt und unbeachtet gelassen. Dieß sey sein Grundirrthum, der in seiner Psychologie eine gewaltige Lücke verursacht habe, und wodurch seine ganze Philosophie in einen Kreis eingeschlossen worden, welchen er später nur mittelst Hypothesen habe durchbrechen können. So habe er in seiner Abhandlung sur la décomposition de la pensée etc. geradezu behauptet, daß das Begriffsvermögen und das Willensvermögen unzertrennbar seyen, und daß daher die Metaphysiker sehr Unrecht gehabt, Verstand und Wille als zwey besondere Classen zu unterscheiden. Es gebe nur ein einziges, von der Sensibilität verschiedenes, intellektuelles und moralisches Princip, und dieß sey der Wille. Und die Vernunft sey deßhalb als ein für sich bestehendes, eigenthümliches Vermögen ganz und gar zurückzuweisen. Später jedoch, gedrängt durch seine (Cousin's) Einwürfe, habe sich Biran damit begnügt, sie möglichst zu umgehen, oder wenn er ihr auch hinther zuweilen einige Anerkennung zu Theil werden lasse, so geschehe es aus bloßer Artigkeit; denn er mache nirgends von ihr speciell Gebrauch, und sie spiele in seiner Theorie keinerley Rolle.

Wohin indeß eine solche einseitige und beschränkte Psychologie führe, leuchte ein. Fürs erste werde hiedurch das Princip aller Ideen und somit aller Erkenntniß unterdrückt. Auch könne man, so wie man einmal nur eine einzige Ordnung von Geistesvermögen, welche sämmtlich der Wille erzeugt, annehme, ebenfalls nur einer einzigen Ordnung von Ideen noch Raum geben, nämlich der Idee der Ursache und jenen, die aus ihr abgeleitet werden. Damit aber blieben eine Menge von Ideen unerklärt, die sich eben nicht auf jene zurückführen lassen. So leite der Wille wohl zum Begriffe einer actuellen Ursache; die Vernunft allein aber gebe den Begriff der potenziellen, an sich seyenden Ursache, nämlich den der Substanzen an die Hand. Völlig scheitere übrigens die Theorie Biran's an der Idee des Unendlichen. Das Ich als Substanz oder Ursache sey endlich und beschränkt, wie die Willensthätigkeit, die der Ausdruck davon ist. Weder der Wille, noch die Sensation, für sich allein oder verbunden, seyen im Stande, die Idee des Unendlichen zu erzeugen; dieß vermöge nur die Vernunft. Und wie mit der Erklärung von Ideen, so verhalte es sich auch mit der Begründung von Principien, namentlich solcher, denen ein so allgemeiner und nothwendiger Charakter inwohne, wie dieß unter anderen bey der Causalität der Fall sey. Aus der bloßen Wahrnehmung einer ganz individuellen und zufälligen Ursache lasse sich doch unmöglich so ohne Weiteres das Princip der Causalität, das anerkannter Maßen ein allgemeines und nothwendiges sey, deduciren. Dieß sey auch Biran nicht entgangen, und er habe deßhalb außer und neben der bloßen Idee einer in Wille und Persönlichkeit bestehenden Ursache, mit der er nicht ausgereicht, und an Stelle des ihm doch zuletzt unentbehrlichen Principes der Causalität, sich eine Procedur erdacht, auf die bisher noch kein Philosoph gekommen, und die zwar nicht das Princip der Causalität entwickle, aber doch etwas von gleicher Eigenschaft und Wirkung setze, — eine magische Procedur, über die ihr geistreicher Erfinder sehr flüchtig hinweggehe, und der er, ohne dafür irgend Gründe anzugeben, die wunderbare Eigenthümlichkeit und Wirkung zuschreibe, die Kraft des Ichs auch außerhalb desselben zu setzen und gewisser Maßen überall hin auszudehnen. Diese Procedur nenne er Induction. Aller Induction aber liege ein durchaus rationelles Verfahren zn Grunde, bey dem es sich nicht von Wille und Thätigkeit als Ausgangspunkten handeln könne, — ein Einwurf, an dem es allein schon genüge.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. September.

Nro. 194. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Blicke in's Leben von Karl Friedrich Burdach. Erster Band: comparative Psychologie. Leipzig bey Leopold Voß 1842.

Der berühmte Verfasser des hier vor uns liegenden Buches hat in seinem größeren Werke: die Physiologie als Erfahrungswissenschaft es gezeigt, wie sehr es ihm eigen sey, die Welt der Erscheinungen mit unbefangenem Sinne aufzufassen und dieselbe in ihrem großartigen Zusammenhange naturgetreu zu beschreiben. Ein redliches Forschen nach Wahrheit, nach jenem „obersten Princip," auf welches sich die Gesammtheit alles sichtbaren Werdens und Lebens zurückführen lässet, giebt sich in allen seinen Arbeiten kund, vornämlich aber in der, über welche wir hier zu sprechen gedenken: den Blicken in's Leben.

Als der Verfasser der „Physiologie als Erfahrungswissenschaft" die Hoffnung aufgeben mußte, dieses nach einem fast riesenhaften Plane angelegte Werk zu vollenden, da faßte er den Entschluß, „wenigstens den wesentlichsten Theil seiner noch rückständigen Arbeit, nämlich die Hauptmomente der Seelenlehre von naturwissenschaftlichem Standpunkte aus betrachtet" zu veröffentlichen. Bey diesem Unternehmen lag ihm vor Allem der leitende Gedanke nahe, daß die Seelenlehre nur dadurch zu einer „wirklichen Erfahrungswissenschaft" erhoben werden könne, daß ihr dieselbe vielseitige Begründung in der Geschichte des allgemeinen Lebens gegeben wird, welche bereits die Organenlehre durch die vergleichende Anatomie gewonnen hat. Er war hiebey eingedenk jener Worte des großen Humphry Davy: „daß nur die unreife Frucht vom Baume der Erkenntniß bitter und daß die zwiefache Siechheit des Geistes: Zweifelsucht und Unzufriedenheit, nur eine Folge des voreiligen Genusses sey." Deßhalb sucht er zu jenem reiferen Verständniß, zu jener unbefangenen, lauteren Anschauung des Ganzen vorzudringen, welche „eine gleiche Befriedigung unsers sittlichen und religiösen so wie unsers wissenschaftlichen Bedürfnisses gewähret." „Mich dünkt," so endigt der Verf. seine Vorrede zu den Blicken in's Leben, „manche unsrer Zeitgenossen, die auf die Aussprüche der Naturkenntniß provociren, haben nur jene unreife Frucht genossen, und ihnen gegenüber halte ich mein gegenwärtiges Unternehmen auch für zeitgemäß."

Die Natur kann nicht als Ganzes, sondern immer nur nach ihren einzelnen Theilen Gegenstand unserer unmittelbaren Erfahrung werden. Aber unter diesen für uns deutlicher erkennbaren Theilen finden sich solche, welche vorzugsweise den Charakter eines Ganzen an sich tragen: die organischen Wesen. Ihnen kommen, nach ihrem beschränkteren Maaße, jene Eigenschaften zu, welche die Natur, d. h. die Gesammtheit des geschaffenen Seyns im vollkommensten Umfange besitzt: in jenem Einzelnen wie im großen, einigen Ganzen finden sich derselbe Grund, dasselbe Gesetz des Seyns und Werdens wie der Wirksamkeit des Lebens. Nach allen Theilen hin zeigt sich das Geistige als das Allwaltende und Allbelebende. Dabey jedoch tragen die geistigen Momente, welche alles Daseyn bestimmen, einzeln genommen den Charakter der Vielheit und Beschränkt-

heit an sich; sie erscheinen als mehrfache, sich entgegengesetzte, einander beschränkende Kräfte, Gesetze und Zwecke; die wesentlichsten Merkmale des Geistigen: Einheit, Allgemeinheit, Unbeschränktheit kommen ihnen nur beziehungsweise und im Vergleich zum Materiellen zu. Sie lassen deßhalb noch einen letzten, höchsten Grund alles Daseyns voraussetzen: ein unbedingtes geistiges Wesen, welches ewig und unendlich, so wie in Bezug auf die Schöpfung alleinig und allumfassend ist: Gott, der als Weltgeist aus sich selbst hervorgeht, um die Vielheit und Besonderheit seinem Seyn gemäß, mithin in ewiger und unendlicher Weise zu erzeugen. Die Welt alles Sichtbaren und Aeußeren, durchwirkt vom Weltgeist, ist uns die Natur; sie ist das Offenbarwerden eines ewigen, göttlichen Wesens; ein lebendiger Organismus, welcher unbedingt und allein das Vermögen seines Lebens und Bestehens in sich trägt, da nichts außer ihm ist, das ihn bestimmen oder bedingen könnte.

Wie schon auf seiner niederen Stufe jeder organische Körper sein Verhältniß als Ganzes in sich selber wiederholt, und die Organe als untergeordnete Ganze in sich fasset, so gilt dieß auch vom Weltorganismus. Doch hat jene Wiederholung ihre Gränzen; je weiter das Allgemeine in Besonderheiten sich entwickelt, desto mehr entzieht sich zuletzt das Geistige in lauter materiellen Einzelheiten unserm Blicke; in Einzelheiten, welche schlechthin nur noch als Theile, als Bruchstücke da sind, die nur im Zusammenhange mit andren einen Beytrag zum Bestand, z. B. des Erdorganismus, darbieten. Solche sind die leblosen Körper, welche, weil sie keinen thätigen Gegensatz in sich schließen und keinen eignen, innren Zweck der Weiterentwicklung haben, das Endliche, Materielle am abgegränztesten darstellen. Dagegen wird jedes lebende Wesen durch seine Individualität ein Abbild des Weltorganismus; als solches ist es ein Ganzes, das eine Mannichfaltigkeit in sich fasset, welche freylich nur auf eine bestimmte Zahl von Formen und Thätigkeiten beschränkt ist. Wie im Weltorganismus so verräth sich auch im organischen Individuum ein inwohnend Geistiges, welches die Aeußerungen des Lebens zu gewissen Zwecken bestimmt. Weil jedoch ein solcher individueller Organismus im Raum beschränkt ist,

so prägt er auch das ihm zu Grunde liegende Geistige nur in unbestimmter Form, als Typus aus, und vermag diesen nur in der Reihenfolge der Lebensalter vollständig zu verwirklichen. Der Weltorganismus ist eine ewig fortwährende Darstellung des Zeitlichen und Abhängigen; eben so bestehet auch im organischen Wesen ein Streben nach andauernder schöpferischer Wirksamkeit, das sich als Fortbildung und Wiedererneuerung kund giebt.

Aber bey dem Allen sind die organischen Wesen auch nur in dem Sinne ein Ganzes zu nennen, als dieses die einzelnen Organe oder Glieder sind, welche ihre Leiblichkeit in sich fasset, in deren jedem sich allerdings der Grundtypus des Gesammtleibes wiederholt. Während der unorganische Körper als ein Vereinzeltes unverändert fortdauert, wenn er auf alle uns mögliche Weise von den Außendingen getrennt und isolirt wird, kann das organische Einzelleben nicht aus dem Verbande mit seiner Außenwelt herausgerissen werden, ohne unterzugehen; es bedarf der Wärme, der Luft, des Wassers, des nährenden und tragenden Bodens; sein Wesen besteht nur in fortwährender Wechselwirkung und im ausgebreitetsten Verkehr mit der Außenwelt. Wie alle einzelnen Theile eines organischen Leibes in ihren Lebensthätigkeiten harmonische Uebereinstimmung zeigen, gegenseitig sich tragen, ergänzen, ernähren und verstärken, so stehen auch die gesammten organischen Individuen unserer Sichtbarkeit unter sich und mit ihrem Weltganzen in einem solchen Verhältniß der nothwendigen, lebendigen Vergliederung. Daher das wundervolle Zusammenstimmen, nicht nur des leiblichen Baues mit dem Aufenthalt und der Lebensweise, sondern das wechselseitige sich Entgegenkommen des Bedürfnisses und seiner Befriedigung, gerade zur rechten Zeit und am rechten Orte. Während sonst überall das erste Gesetz, welchem die Thätigkeit des Lebens gehorcht, Zweck der Selbsterhaltung ist, wird in vielen Fällen die Kraft dieses Gesetzes durch ein noch mächtigeres, durch jenes aufgehoben, welches die Erhaltung der Gattung gebeut; denn die Gatten- und Aelternliebe besiegt öfters die Liebe zum eignen Leben. Wenn wir aber zuweilen wie bey der Pflege des jungen, hülfsbedürftigen Kukuks durch fremde Vögel, selbst die Mutterliebe durch einen Trieb besiegt sehen, der

sein Wohlthun nach viel weiterem Kreise verbreitet, dann müssen wir erkennen, daß jenes Gesetz der Natur das allgemeinste und allbeherrschendste sey, welches nicht auf die Erhaltung des Individuums oder der einzelnen Gattung, sondern der Gesammtheit der Lebendigen abzwecket. Wie der Mond, während er bey seiner vierwöchentlichen Rotation der Anziehung der Erde gehorcht, zugleich jenem Zuge folgt, der ihn im Verlauf eines Jahres einmal in seiner Bahn um die Sonne führt, so folgt das Einzelleben zwar dem Triebe der eigenen Erhaltung so wie jenem der Gattung, es wird aber hierbey zugleich selber, mit Allem, was es ist und vermag, dem Zweck der Erhaltung eines höhern Ganzen dahingegeben.

Der Unterschied zwischen der Pflanze und dem Thier beruhet vornämlich darauf: daß das Lebensprincip des Letzteren nicht ganz im leiblichen Schaffen aufgehet und in diesem sich erschöpft, sondern über dieses hinaus ragt und hierbey einen Punkt erreicht, an welchem es nicht mehr neue Theile erzeugt, sondern nur die erzeugten erhält. Hierdurch gelangt es in seiner eigenen Wesenheit zur Erscheinung, als das rein innerliche, mit sich einige, sich selbst anschauende und bestimmende Leben: als Seele im höhern Sinne des Wortes. Aber das Thierreich selber bildet eine fortlaufende Reihe von jenen Wesen an, deren Seelenthätigkeit, im leiblichen Leben befangen, nur auf ein stumpfes Gefühl des Daseyns und auf die einfachsten zur Erhaltung nöthigen Bewegungen beschränkt ist, bis zu denen, welche Gott denken.

Selbst noch für die Natur des Menschen gilt es, daß die Seele zwar nicht mit dem Leibe, wohl aber mit dem Princip des leiblichen Lebens wesentlich eines sey, indem beyde in einem gemeinsamen, höheren Begriffe ihrer Wirksamkeit, nämlich in dem des Lebens überhaupt zusammentreffen. Aber dieser gemeinsame Begriff ist auf zwiefache Weise ausgeprägt. Von der Lebensthätigkeit unserer Gefäße, unserer Verdauungsorgane, werden wir im gesunden Zustand nichts gewahr; dieses leibliche Leben gehet in uns, nicht an uns vor sich; es ist eine unsrer Seele gleich wirkende, und doch in dem, was sie hervorbringt, von ihr verschiedene Macht. Indem beyde im allgemeinen Begriffe mit einander eins sind, im besondern aber als Bildung von lebendiger Materie und von Vorstellungen auseinander weichen, stehen sie oftmals in immer umgekehrten Verhältniß, so daß beym Sinken des leiblichen Bildungslebens die Seelenthätigkeit sich steigern kann und umgekehrt. Nur dadurch, daß leibliches und psychisches Leben in ihrem allgemeinen Begriffe eins sind, wird eine Wechselwirkung zwischen ihnen beyden möglich; das Innewerden der leiblichen Veränderungen so wie die willkührliche Bewegung; die Stimmung der Seele durch den Lebenszustand der Organe, so wie die Einwirkung der Gemüthsbewegungen und der Phantasie auf die leiblichen Lebensthätigkeiten, gründen sich allein auf das Einsseyn des Princips des leiblichen Lebens und der Seele in einem dritten Höheren: in dem geistigen Begriff.

Jene Einheit, welche zwischen den verschiedenen Richtungen des innern und äußern Lebens besteht, empfängt im höheren Thierreich ein eigenes Organ, am Nervensystem. Das Centrale im Nervensysteme (das Gehirn) stellt das Allgemeine, Umfassende dar, das Peripherische dagegen das Besondere, Vereinzelte; in der einen Richtung, wo der Leib auf die Seele wirkt, wird das Besondere in der Allgemeinheit (dem Centralen) aufgenommen; bey der entgegengesetzten Richtung tritt das Allgemeine (Centrale) in das Besondere (Peripherische) hinaus, so daß der Leib im Aeußern verwirklicht, was in der Seele als Innres vorgebildet war.

Was die Gestalt des Nervensystemes betrifft, so finden wir zwar im Allgemeinen, daß in demselben Maaße, in welchem das Seelenleben kräftiger oder stumpfer ist, auch das Nervensystem, namentlich in seinen Centralorganen mehr oder minder entwickelt sey, im Einzelnen aber zeigen sich hierbey viele Ausnahmen und räthselhafte Abweichungen: die Seele bewährt da ihre eigene Macht und Unabhängigkeit, indem sie bald bey einem niedern Formenverhältniß eine höhere, bey einem höheren eine niedere Wirksamkeit entfaltet.

(Fortsetzung folgt.)

Oeuvres philosophiques de Maine de Biran, publiées par V. Cousin. Tom I. — III. Paris et Leipsic, Jules Renouard et Comp. 1841. gr. in 8.

(Schluß.)

Insoferne jedoch diese Procedur bey Biran den Uebergang von der Psychologie zur Ontologie vermittle, und überdieß derjenige Mann Frankreichs, dessen Urtheil er (Cousin) sehr hoch anschlage, und der gleich ihm die Schriften und den Umgang Biran's sich zu Nutzen gemacht habe, nämlich Royer-Collard, diese Theorie adoptirt und durch sein Ansehen noch bekräftiget habe, sey eine besondere Prüfung und Widerlegung derselben als nothwendig erschienen, und habe er auch eine solche bereits in seinen Vorlesungen von 1829 (Leçon 19.) versucht. Dort schon habe er nachgewiesen, daß alle Induction, deren Fundament und Werkzeug einzig und allein das Ich ist, vorausgesetzt, daß sie überhaupt möglich sey, in letzter Analyse nichts anderes zum Ergebniß haben könne, als das Ich selbst, d. h. nur Ursachen mit Wille und Persönlichkeit begabt; und daß sodann der Anthropomorphismus als universelles und nothwendiges Gesetz alles Denken beherrsche. Denn verfolge man diese Induction, so erscheine jeder Begriff von einer Ursache ohne Wille als unstatthaft. Auch die in der Natur wirkenden Ursachen seyen dann keine nothwendigen mehr, sondern freye und identisch mit der Ursache, die in unserm Willen liegt. Eben so sey der Gott, zu dem man auf solchem Wege gelange, zwar allerdings ein persönlicher, und schließe auch nicht den Begriff der Vorsehung aus; aber der Typus und das Maß dieser Gottheit sey doch im Grunde nur das menschliche Ich, und sohin der Begriff derselben ein höchst beschränkter und unvollkommener. Auf eine in so engen Grenzen sich bewegende Metaphysik lasse sich aber auch keine solide Moral bauen. Mit dem freyen Willen, mit der Persönlichkeit sey es hier allein nicht gethan; denn ein bloß subjectiver Wille könne nie sich selbst Gesetzgeber seyn. Endlich sey eine solche Philosophie auch unfähig, die gesammte Geschichte der Philosophie zu begreifen, indem sie überall nur den Maßstab einer lückenhaften Psychologie anlege und daher vor jedem umfassenderen Systeme vorurtheilsvoll zurücktrete.

Bekannt ist bereits aus der Vorrede Schellings zu Cousin ꝛc. die Vergleichung, welche der letztere zwischen Biran und Fichte angestellt. „Biran," heißt es dort, „hätte er länger gelebt, hätte geendet wie Fichte, dieser wahre Heros der Philosophie des Ichs oder des Willens." Das Schlußergebniß der ganzen bisherigen Darstellung und Charakteristik aber ist, Cousin zufolge: die Theorie Biran's ist an sich wahr und tief, aber einseitig und beschränkt. Biran hat eine reelle Ordnung von völlig verkannten und verdunkelten Thatsachen wieder ans Licht gezogen und an die ihnen gebührende Stelle gesetzt: er hat die freye Willensthätigkeit, die den Charakter der menschlichen Persönlichkeit ausmacht, von der Sensation unterschieden und in ihrer Unabhängigkeit nachgewiesen. Aber von dem, was er hierin geleistet, gleichsam erschöpft, gebrach es ihm an Kraft und Licht, um noch eine andere, unter den beyden ersteren verborgen liegende Ordnung von Erscheinungen aufzusuchen und zur deutlichen Erkenntniß zu bringen. Dieß sey indeß, bemerkt Cousin, das Loos der Schwäche des Menschen, der selten mehr als Einer Aufgabe gewachsen sey. Die Aufgabe aber, die Maine de Biran gelöst, sey eine große und bedeutungsvolle gewesen, und reiche hin, um den Ruhm seines Namens dauernd zu begründen. Ueberhaupt seyen häufig gerade die tieferen Geister von exclusiver Natur, wogegen diejenigen, deren Thätigkeit eine umfassendere sey, gar oft auf der Oberfläche bleiben, und selten eine gleich ergiebige Furche auf dem Felde der Wissenschaften zurücklassen.

H. Beckers.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. September.

Nro. 195. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Blicke in's Leben von Karl Friedrich Burdach.

(Fortsetzung.)

„So werden die Schnecken, obgleich sich bey ihnen schon ein einiges, aus Ganglien bestehendes ringförmiges Centralorgan, und hierdurch höhere Einheit des Nervensystemes findet, dennoch an Seelenkräften weit von den Insekten übertroffen, während bey diesen das Nervensystem in einer Vielheit von Ganglien, für jeden Abschnitt des Leibes, auseinander gelegt ist. Die Fische weichen im Bau ihres Gehirns ganz ungemein von einander ab und dennoch unterscheiden sie sich in Beziehung auf Seelenthätigkeit kaum merklich von einander; bey dem Hund und der Hyäne, dem Elephanten und Rhinozeros ist der Unterschied der Gehirnformen sehr unbedeutend und dennoch wie verschieden sind diese Thiere an Seelenkräften! So unterscheidet sich auch das menschliche Gehirn von dem der Säugethiere nicht durch eigenthümliche organische Gebilde, sondern bloß durch eigne Proportion derer, welche es mit ihnen gemein hat; ein Klümpchen Sand in seiner Mitte ist auf eine fast ironische Weise das Einzige, was es vor jedem andern Gehirne voraus hat.“

Indem wir hier den Verf. der Blicke ins Leben auf dem Wege seiner Betrachtungen über das Seelenorgan begleiten, ist es vor allem eine Stelle, welche uns in ihm den wahrhaft bescheidenen und darum tiefer gründenden Naturforscher erkennen läßt. Wir heben diese Stelle wörtlich aus:

„Das Nervensystem ist verschwiegen: nicht das leiseste Zucken, nicht die mindeste Veränderung des Aussehens verräth, was in ihm vorgeht; wir kennen nur den Anlaß und das Endresultat seiner Thätigkeit: diese selbst ist weder unserm Bewußtseyn, noch unsern Sinnen zugänglich, und gehört zu dem, was Haller das Innre der Natur nannte, in welches nur ein thöriger Dünkel eingedrungen zu seyn wähnt. Der menschliche Geist kann sich des Verlangens nicht erwehren, auch über dieses dunkle Gebiet seine Lichtherrschaft auszubreiten, und nach vielfachen mißlungenen Versuchen klopft er immer von neuem an die verschlossene Pforte. Erst spät erkennt er, daß er in den Combinationen seiner Phantasie nur Möglichkeiten aufgefaßt hat, denen noch der Stempel objectiver Wahrheit fehlt. Von dergleichen Träumereyen erwacht, verzichtet er auf eine wirkliche Erklärung. Er weiß, daß er hier, wie bey Betrachtung der Schöpfung und alles Ueberganges aus dem Geistigen in das Materielle und aus dem Letztern in das Erstere, das eigentliche Räthsel der Welt vor sich hat, welches er bloß im Allgemeinen zu deuten, nicht aber in den Einzelheiten der Modalität zu lösen vermag.“

Als eine Schöpferin zeigt sich die Seele, indem sie (als Lebensprincip) einen bestimmten Begriff an der Materie verwirklicht, den sie zerlegend in einer Mehrheit von Einrichtungen, Normen und Kräften ausprägt und so den organischen Leib begründet. Zum Inhaber jedoch und zum Herrn dieser Schöpfung wird die Seele erst durch das Innewerden jener eigenen so wie der durch Wechselverkehr damit verbundenen, äußern Welt erhoben. Die erste Stufe eines solchen Vorganges, wobey die Vielheit auf innre Einheit zurückgeführt, die Besonderheit des Einzelnen in Allgemeines aufgelöst wird, ist das Gefühl. Das Gefühl überhaupt bestehet in einem unmittelbaren Innewerden des eigenen Selbst, also dessen, was eigentlich von Anbeginn innen ist. Es ist der Uebergangspunkt aus dem universellen Leben in das individuelle,

aus dem bewußtlosen, unwillkührlichen, bloß von einer höhern Macht bestimmten Daseyn zu dem bewußten, willkührlichen. Früher hervortretend als das Erkenntnißvermögen, ist das Gefühl zwar ohne Klarheit, aber in seinem Dunkel wohnt eine Macht, welche die ganze Seele ergreift, durchdringt und bewegt. Das Gefühl allein, in seinen Gegensätzen des Schmerzens und der Lust, giebt dem Leben seine höhere Regsamkeit und Frische; es giebt den wesentlichen Bestimmungsgrund für die feine Selbstthätigkeit der Seele, wirkt auch zugleich auf das der Willensherrschaft entzogene leibliche Leben: auf die plastischen Organe bald erregend bald niederdrückend ein. Eben deßhalb, weil es als Anfangsgrund des individuellen Geistes dessen Stamme, dem universellen Geiste näher steht, der sich in ihm reiner offenbart, ist es auch selber der Willkühr des Individuums entzogen; es kommt so wie schwindet ohne unser Zuthun; trägt den Charakter der Unmittelbarkeit an sich; entscheidet in letzter Instanz, da seine Aussprüche eines weitern Beweises weder bedürftig noch fähig sind.

Das hier Gesagte gilt vornämlich von der höhern, dem Menschen eignen Form des Gefühles, welche auf das Geistige sich bezieht; in jener allgemeinen thierischen Form, welche mehr nur das leibliche und animalische so wie das Leben der Sinnorgane umfasset, wird das Gefühl zum Gemein-, zum Selbst- und zum Sinnen-Gefühl. In dem ersteren, dem Gemeingefühl, wird das beseelte Wesen inne, daß ihm eine räumliche Individualität zukomme; daß es einen Leib hat, der aus verschiedenen Theilen besteht und mannichfaltiger Zustände fähig ist, die auch durch ein Aeußres, Fremdes, veranlaßt seyn können. In dem Selbstgefühl wird die Seele bey einer regeren Thätigkeit sich selbst fühlbar; sie wird ihres Zustandes, ob angenehm oder unangenehm, mithin auch ihres Bedürfnisses gewahr. Bey dem Menschen bestehet das Selbstgefühl in dem unmittelbaren Innewerden des geistigen Befriedigtseyns, mithin auch des Grundes, worauf dieses beruht, nämlich des wahrhaften Wesens und der Bestimmung unsrer Seele. Hier umfaßt dasselbe die Region des Gemüthes, während es auf seiner niedern Stufe, beym Thiere bloß

der Sinnlichkeit zugewendet ist. Auf dieser allgemeinen Stufe äußert sich das Selbstgefühl theils durch willkührliche Bewegungen, theils schon durch äußere Gestaltung. In beyden ist jene eigenthümliche Constitution oder Stimmung des lebenden Individuums begründet, welche wir Temperament nennen. Sie kann dem ganzen Leben oder doch einzelnen Perioden desselben ihr Gepräge aufdrücken. Die sanguinische Fröhlichkeit der Singvögel ist eine Folge jenes Uebergewichtes, in welchem bey ihnen das Nervensystem, namentlich das Gehirn zu der übrigen Leibesmasse stehet, dann der Leichtbeweglichkeit der Glieder, der Regsamkeit der Sinnorgane, des lebhaften Athmens und leichten Blutumlaufes, so wie der Lebensweise, welche der Befriedigung aller leiblichen Bedürfnisse höchst günstig ist. Eben so ist das phlegmatische Temperament der schwerfälligen Sumpf- und Wasservögel, das cholerische der Tagraubvögel, das melancholische der Nachteulen in der leiblichen Einrichtung und Lebensart begründet.

Das Sinnesgefühl, namentlich wenn es die höhern Regionen des Sehens, so wie des Hörens und Riechens betrifft, erregt manche vorübergehende, dabey aber momentan sehr mächtige Stimmungen und Affecten. Die letzteren vorzugsweise nur beym Thier, welches, wie das Pferd schon beym Anblick eines glänzenden Wasserstrahles oder blinkender Metallflächen heftig aufgeregt werden kann. Als anlockender Reiz oder Widerwillen erregend wirkt das Riechbare auf viele Thiere; so namentlich auf Fische, Tauben, Katzen, welche letztere durch Baldrian und Katzenkraut angezogen, durch den Geruch der Raute auch von ihrem Futter verscheucht werden.

Merkwürdiger als die Sinnesgefühle des Geruchs sind jene des Gehörorganes, da sie ungleich weniger mit dem Kreise der gewöhnlichen, niedern Lebensbedürfnisse in Beziehung stehen. Disjonval sah, daß eine Spinne sich an der Decke gerade über einer Dame setzte, welche auf der Harfe spielte, und wenn dieselbe ihren Sitz veränderte, rückte auch die Spinne an der Decke ihr nach; der Violonist Berthoner beobachtete einst, daß eine Spinne, so oft er sein Spiel begann, sich ihm näherte und zuletzt hiebey so traulich wurde, daß sie auf sein

Pult, ja auf seinen rechten Arm kam. Schlangen werden in Ostindien so wie in Aegypten durch den Ton einer Pfeife oder durch den summenden Gesang des sogenannten Schlangenbeschwörers aus ihren Schlupfwinkeln hervorgelockt, und Neale so wie Chateaubriand erzählen Fälle, in denen die Musik (Ton der Flöten) zähmend, oder doch besänftigend selbst auf Klapperschlangen gewirkt hatte. Eine Gans folgte einem Harfenspieler, so oft er spielte, und blieb bey ihm traulich stehen, bis sein Spiel zu Ende war. Eben so weiß man Fälle von dem musikalischen Sinn der Mäuse, Hirsche und Rehe. Wenn das mütterliche Kameel sein Junges nicht säugen will, dann bewegen es die Mongolen dazu durch eine klagende Melodie, in einem Tone, welche der Stimme des jungen Thieres ähnlich lautet. Ein Elephant in Paris, in dessen Gegenwart ein Conzert aufgeführt wurde, drückte bey einigen Stücken sein Vergnügen durch deutliche Bewegungen aus, während andre ihn gleichgültig ließen. So kommen nach d'Obsonville auch Affen aus ihrer Wildniß zum Anhören der Musik herbey und bezeigen durch ihre Gebärden ein Vergnügen darüber. Bennatis Pudel hörte nicht nur dem Fortepianospiel seines Herrn mit Theilnahme zu, sondern das vor vielen gelehrige Thier wurde zuletzt auch durch das Anschlagen von 7 diatonischen Glocken zu einem Nachsingen der Tonleiter abgerichtet. Nicht minder merkwürdig sind die von Foderé, Esquirol und Ledret beobachteten Fälle von Blödsinnigen des tiefsten Grades, welche weder zu sprechen noch zu arbeiten noch sich anzukleiden vermochten, dabey aber dennoch jede Melodie, die sie einmal gehört hatten, behielten, und auf ihre Weise sangen, auch vom Pianofortespiel so aufgeregt wurden, daß sie dabey das leckerste Gericht, über welches sie sonst begierig herfielen, unbeachtet ließen.

Obgleich einzelne unter der Erde lebende Thiere so wie die Nachtthiere von verschiedenen Arten das Licht scheuen, ist doch sonst die Liebe zum Licht allen lebendigen Wesen gemeinsam. Selbst die Wasserthiere, wie Krebse, Fische, Frösche und Seehunde werden durch das Licht der Fackel oder der Feuerflamme herbeygelockt. Auf die heitre Stimmung, namentlich der Singvögel, äußert der Sonnenschein erregenden Einfluß. Gewisse Farben scheinen ganz besonders anreizend auf das Thierreich wirken zu können. So das Scharlachroth, bey dessen Anblick der Stier und das Rhinozeros, der Truthahn und der Lämmergeyer so wie der Alligator zum feindlichen Angriff aufgeregt; die Lachse aber von einer Scheu ergriffen werden, die sie mitten auf ihrem Wege hemmt und zurückscheucht.

Die Ahnung, in ihrer Richtung auf ein noch künftiges zeitlich, oder auf ein entferntes, räumlich Verborgenes gerichtet, kommt dem Einzelleben durch seine Verbindung mit jenem allgemeinen Leben, aus welchem dasselbe seinen Ursprung nahm. Obgleich deßhalb die Ahnung an solchen Wesen und in solchen Lebensperioden am stärksten sich äußert, welche dem Hervortreten des individuellen aus dem universellen Leben noch am nächsten stehen, verschwindet sie dennoch auch auf den höheren Stufen der Individualisirung des Seelenlebens niemals gänzlich. Aus der Ahnung geht vor Allem jenes Verlangen hervor, welches unabhängig von aller sinnlichen Erfahrung erwacht und welches auf keine Vorstellung weder des zu erreichenden Zweckes noch der dazu dienlichen Mittel gestützt seyn kann. Dieses Verlangen ist es, welches wir als Trieb zu benennen gewohnt sind. Der Trieb, weil er aus jenem universellen Verstande herstammt, der im leiblichen Leben sich bethätigt, zeigt sich in seinen Aeußerungen zweckmäßig, die Wahl seiner Mittel und Wege bewährt sich jederzeit als richtig; er führt blindlings so, wie der erleuchtetste Verstand, auf Erfahrung gestützt, es angegeben haben würde.

Die junge Biene, welche so eben aus der Puppenhülle hervorgetreten, fliegt sogleich mit aus, um Honigsaft und Blüthenstaub einzutragen; ein Hühnchen, welches Hall durch künstliche Wärme hatte ausbrüten lassen, erblickte, da es sich eben aus dem Ey herausgearbeitet hatte, eine Spinne, sprang sogleich nach ihr hin und packte dieselbe so geschickt als ob es schon längst im Insektenfang geübt wäre; gegen einen Mann, welcher das Ey eines amerikanischen Krokodills aufgeschlagen hatte, nahm (nach Davy) das herauskriechende Junge eine drohende Stellung an, biß wüthend in den Stock mit dem es berührt wurde und eilte sogleich ins Wasser. Ein Biber, welcher ganz jung gefan-

gen und von einem Weib geſäugt worden war, ſchichtete (nach Fr. Cuvier) die zerſtückten Zweige, deren Rinde er gefreſſen hatte, in einem Winkel ſeines Käfichs auf und als man ihm Erde gab, formte er dieſe mit den Vorderfüßen in kleine Ballen, legte dieſe über einander, drückte ſie mit der Schnautze feſt und ſteckte ein Stück Holz darein. Der Trieb iſt es auch, welcher das Thier, wie ſelbſt die junge, von Galen aus dem Leib ihrer Mutter geſchnittene Ziege zu dem genießbaren Futter hinführt, von dem ſchädlichen und feindlichen aber zurückhält. Douville nahm auf ſeiner Reiſe in Afrika zwey Affen als Voreſſer mit, und durfte ſtets verſichert ſeyn, daß die Frucht, welche ſie unter heftigem Geſchrey von ſich warfen, eine giftige war. Ein junger Schimpaneſe gerieth nach Grans bey dem erſten Anblick einer Rieſenſchlange in große Angſt; Frettchen, welche über Blindſchleichen und andere ungiftige Schlangen begierig herfallen, und ſie auf jede Weiſe und an jedem Punkte angreifen, benehmen ſich bey dem Fang der giftigen Kreuzotter, auch wenn ſie noch niemals eine ſahen, mit großer Vorſicht und ſuchen ihr vor allem den Kopf zu zermalmen. Daſſelbe thut auch der Buſſard.

Vor allem andern leitet die Ahnung, in der Form des Triebes die Thiere da, wo ihnen das Geſchäft der Vorſorge für ihre Jungen, auch wenn dieſe noch gar nicht geboren ſind, obliegt. Unter andern iſt hiebey auch bemerkenswerth, wie die organiſche Natur von ganz andern Seiten her jenem Triebe des mütterlichen Thiers entgegenkommt. Die Eiche trägt verſchiedene Arten von Galläpfeln, deren jede durch den Stich einer eigenen Art von Gallweſpen entſtanden iſt und jene verſchiedenartig modificirten Säfte ausſondert, welche der in ihr wohnenden Inſektenlarve gleich der Muttermilch zur erſten Nahrung dienen ſoll.

Der Trieb der Vorſorge für das eigne Wohlbefinden, ſo wie für jenes der Jungen zeigt ſich namentlich auch in ſeiner vorausverkündenden Natur in Beziehung auf künftige Naturerſcheinungen, wie z. B. Witterungswechſel, Erdbeben u. ſ. w. Um aus vielen nur an einige Fälle dieſer Art zu erinnern, ſo öffnen ſich nach Dicquemare die Aktinien und breiten ihre Fühlfäden aus, wenn anhaltend gutes Wetter zu erwarten iſt, während ſie bey bevorſtehendem Sturm ſich ſchließen und zuſammenziehen; die Ameiſen bringen vor eintretendem Regen ihre Puppen in Sicherheit; das Eichhörnchen verbirgt ſich vor dem noch künftigen Sturm in ſein Neſt und ſchließt die Oeffnung desſelben zu; eine nordamerikaniſche Art dieſes Thieres ſieht man nach Kalm, im Winter, einen Tag vor dem Einbruche der ſtarken Kälte häufiger als gewöhnlich im Walde herumlaufen um ſich noch recht zu ſättigen und die Anſammlung der Wintervorräthe zu vermehren. Auch die wilden Kaninchen welche ſonſt nur am Abend und bey Nacht zu weiden pflegen, gehen, wenn es um dieſe Zeit regnen ſoll, nach Leroy, ſchon am Nachmittag aufs Graſen aus und freſſen dann mit ſolcher Begierde, daß ſie dabey die gewöhnliche Vorſicht ganz verſäumen. Die meiſt im Freyen verweilenden Schafheerden des ſchottiſchen Hochlandes ziehen ſich von ſelbſt aus den Höhen in die Thäler herab, ehe der Sturm kommt, von deſſen Annäherung auch der ſcharfſinnigſte Hirt noch keine Spur bemerkt. Unter den Vögeln unſerer Käfiche zeigt namentlich der Kreuzſchnabel eine beſondere Empfindlichkeit für künftige Witterungsveränderungen.

Die Aeußerungen eines Vorgefühls für nahe bevorſtehende Erdbeben an Thieren der verſchiedenſten Klaſſen und Familien haben Bartels und Smith beſchrieben. Die größere Strenge des nahen Winters, ſowie Ueberſchwemmungen oder anhaltende Dürre geben ſich im Thierreich durch verſchiedene Aeußerungen des vorſorgenden Triebes zu erkennen. Die Schildkröte macht ihr Winterlager nach Naumanns Beobachtung mehr oder minder tief, je nachdem der Winter härter oder gelinder werden wird; wenn Graugänſe, Kraniche und andere Sumpf- und Waſſervögel die Gegenden, wo ſie im Beginn des Frühlings erſchienen waren, bald wieder verlaſſen, dann ſteht (nach Neumann) dort ein heißer, trockner Sommer zu erwarten, welcher jenen Vögeln die Ernährung ihrer Jungen ſehr erſchweren oder unmöglich machen würde.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. October.

Nro. 196. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Blicke in's Leben von Karl Friedrich Burdach.

(Fortsetzung.)

Dagegen ziehen vor großen Ueberschwemmungen die Feldmäuse (nach Keller) aus Kamtschatka schaarenweise hinweg und die Biber legen ihren Bau höher an. Es gehen diese Vorkehrungen, welche der Naturtrieb gegen noch künftige Naturereignisse trifft aus demselben Grunde hervor, der das dichtere Hervorwachsen des Pelzes mancher Thiere, vor harten Wintern bewirkt.

Ein Hineinfühlen in den Lebenszustand anderer lebenden Individuen nicht nur von denselben sondern auch von ganz andrer Art wird öfter im Thierreich bemerkt. Die Arbeiterinnen im Bienenstocke bauen die größeren Zellen für die Drohnenlarven gerade zu der Zeit, in welcher die Königin Eyer dieser Art legen soll. Einige Wespenarten bringen ihren Larven, gerade wenn das alte aufgezehrt ist, das neue Futter; die Ameisen öffnen das Gespinnst ihrer zum Auskriechen reifen Larven. Der Truthahngeyer fliegt nach Audubon gleichgültig über ein ruhendes oder schlafendes gesundes Thier hinweg, während er über einem im Sumpfe versinkenden schwebt, bis dasselbe umgekommen ist und nun ruhig von ihm verzehrt werden kann.

Am allgemeinsten kommt das räumliche Erngesicht, das den Trieb zu seinen Aeußerungen bestimmt, im Thierreich vor. Weder Mangel an Nahrung noch an Wärme können die meisten Zugvögel zu ihren Wanderungen bestimmen, wenn sie, zum Theil noch im warmen Spätsommer oder angehenden Herbst uns verlassen, auch bey dem Zurückkehren nach dem Ort ihres Nistens, im Frühling kann sie keine gewöhnliche Erfahrung der Sinne leiten. Wenn die Taube, die man im verschlossenen Käfig oder in einem Sacke an einen fremden Ort hinbrachte, zuerst der Haft entlassen emporsteigt und immer weitere so wie höhere Kreise in der Luft beschreibt, dann könnte ihr dieses allenfalls in solchen Fällen die Aussicht nach ihrer Heimath eröffnen, wenn diese nur wenig Stunden abgelegen ist, nicht aber wenn der Weg dahin ein so weiter ist, wie der zwischen Leipzig und Brüssel, und wenn sie diesen Weg dennoch mit unaufhaltsamer Eile (in 8 — 10 Stunden) zurücklegt. Auch über die hoch mit Schnee bedeckten Landschaften finden die Pferde und Hunde der nordischen Länder ihren Weg zur fernen Heimath oder zu der tief unter dem Schnee verborgenen Hütte; nach Günthers Erfahrung wählt hiebey selbst unser einheimischer Haushund nicht die Straße, welche er von seinem Wohnort nach einem andern Orte geführt worden war, wenn dieselbe große Krümmungen macht, sondern der geraden Richtung folgend läuft er selbst über unwegsames und waldiges Gebirge mit großer Sicherheit seinem Ziele zu. Nicht nur den fest in der Schaale verwahrten, für sie genießbaren Kern wissen die danach lüsternen Thiere beym ersten Anblick aufzufinden, und der Kernbeißer weiß hiebey den festen Kirschkern so geschickt zu drehen, daß der Druck seines Schnabels gerade auf die Nath desselben trifft; sondern der Eichelhahn entdeckt auch die unter dem Schnee verborgenen Buchnüsse und Eicheln; die Schafe scharren sich in Finnmarken, die Pferde in Sibirien tiefe Oeffnungen durch die

Schneedecke bis zu solchen Stellen, in denen ein für sie genießbares Gras wächst. Der Maulwurf gräbt sich aus weiter Ferne, in sicherer Richtung einen unterirdischen Gang nach einem Orte hin, wo viele Regenwürmer sind; Krähen fliegen auf grünen Weideplätzen nach Gewächsen hin, deren Wurzeln sie heraushacken, weil an ihnen genießbare Insektenmaden sitzen; eine Waldschnepfe, welche man gefangen hielt, fand alle Regenwürmer auf, welche man tief in den Boden versteckt hatte. In den meisten dieser Fälle scheint eine Anziehung des Bedürfnisses und des Gegenstandes seiner Befriedigung zu wirken, welche an die magnetischen Erscheinungen erinnert.

Zwischen der Seele des lebenden Wesens und der umgebenden Sichtbarkeit bilden die Sinnesthätigkeiten und die willkührlichen Bewegungen das vermittelnde Glied; man kann sie, namentlich auch wegen ihrer Lage an der Außenseite des Leibes, als die Außenwerke der Seele bezeichnen. Beyderley Functionen, sowohl die der Bewegung als jene der sinnlichen Empfindung fallen noch an einem und demselben Organ zusammen, nicht nur bey den Polypen und Cephalopoden, sondern selbst noch bey manchen vollkommner ausgebildeten Thieren, wie denn das Geruchsorgan — die Nase, noch bey dem Elephanten der vollkommensten willkührlichen Bewegung, die Zunge bey Manchen Säugethieren zum Herbeyziehen der Nahrung dient. Der Grad der Lebhaftigkeit an beyderley Außenwerken der Seele steht im Ganzen in einem sich entsprechenden Verhältniß; mit größerer, freyerer Beweglichkeit ist auch schärfere Sinnesthätigkeit verbunden. So fehlen den an ihrer Wohnstätte fest gewachsenen oder doch nur einer sehr geringen Ortsbewegung fähigen Muscheln (Acephalen) alle wahrnehmbare Sinnorgane. Die Larven der Bienen, welche von ihren Pflegemüttern mit allem Nöthigen versorgt werden, sind zur Fortbewegung ungeschickt und hiebey zugleich blind, während andere Insectenlarven, welche keiner solchen mütterlichen Pflege genießen, mit der Sinnesthätigkeit zugleich zur Bewegung befähigt sind. Wenn die Jungen der Cirripoden namentlich die Anatifen aus dem Ey hervorgehen und nun frey herumschwimmen, dann haben sie nach Burmeisters Beobachtung noch Augen, welche aus Hornhaut, Krystallinse und schwarzem Pigment bestehen, nach vorne zwey muskulöse Fühlfäden mit Saugnäpfen, und an den Seiten 3 Paar Füße. Wenn sie jedoch mit den Saugnäpfen sich an einen Felsen oder einen andern Körper angesaugt haben und nun an diesem durch einen flüssigen Kiel festgewachsen sind, dann werfen sie mit der Haut zugleich die Fühlfäden so wie die Augen ab, während die Fußpaare sich verdoppeln, und in vielfach gegliederte gekrümmte Ranken verwandelt werden. Die weibliche Cernacocera cyprinacea gleicht in einer späteren Lebensperiode, wo sie sich mit ihrem Vorderleibe tief in das Fleisch eines Fisches eingesaugt hat, aus dem sie nun pflanzenartig festsitzend ihre Nahrung saugt, ohne ihn bis an ihr Ende wieder zu verlassen, einen einfachen Cylinder, an welchem weder Muskeln noch Nerven sondern nur Eingeweide und Eyer zu erkennen sind. Aber eben dieses Thier besitzt nach Nordmanns Beobachtung, wenn es aus dem Ey herauskommt und bis zu seinem Festsetzen noch frey herumschwimmt mit der gegliederten Gestalt anderer krebsartigen Schmarotzerthiere zugleich ein Paar Fühlfäden, zwey Paar Füße und ein Auge, welche Organe auch das frey bewegliche Männchen, das sich nicht fest saugt sondern von der Ueberfülle lebt, die der Körper des Weibchens aussondert, sein ganzes Leben hindurch behält.

Die sinnliche Erkenntniß gründet sich darauf, daß die Seele auf ihre Weise die äußern Gegenstände sich aneignet, d. h. das derselben zu Grunde liegende Kraftverhältniß, seiner materiellen Hülle entkleidet und zu seiner wesentlichen geistigen Form zurückgeführt, in sich aufnimmt. Indem die Seele hiebey die Materialität unverändert und unberührt läßt, saugt sie gleichsam den geistigen Gehalt der Körperwelt, deren Bedeutung, Form und Verhältniß ein als Nahrungsstoff für ihre Thätigkeit, um Eignes daraus zu schaffen. Der Umfang jenes Erkennens ist das sinnliche Empfinden und Wahrnehmen mittelst eigenthümlicher, hiezu besonders geeigneter Organe. Der Hauptcharakter des Sinnorgans liegt in der innigen Beziehung desselben zum Seelenorgan; sein Leben geht in diesem auf, und indem es nichts um seiner selbst willen erstrebt, bringt es nicht seinen eigenen Zustand, sondern das,

was diesen Zustand veranlaßt, der Seele näher; die Veränderung, welche das Fremde im Sinnesorgane hervorbringt ist gleichsam so durchsichtig, daß das Fremde selbst hindurchscheint. Jede Art der Sinnorgane entspricht einer eignen Seite der Erscheinungswelt und zwar so, daß die eigenthümliche Selbstthätigkeit des Organs der entsprechenden Bewegung in der äußern Natur verwandt und gleichartig ist. Darum können Einwirkungen, welche in einer gewissen Unbestimmtheit sonst nur gemeinartige Veränderungen in der Lebensthätigkeit herbeyführen, in jedem Sinnorgan die ihm eigenthümlichen Empfindungen hervorrufen, wie die Elektricität im Ohre den Ton, im Auge Lichterscheinungen, an der Zunge Empfindungen des Schmeckens. Und nicht bloß solche schon höher geartete Einflüsse wie Galvanismus, Elektricität u. s. sondern auch gemeine mechanische Anstöße, wie ein Schlag oder Druck auf Aug oder Ohr, oder abnormer Blutandrang und krankhafte Anregung dieser Organe können die eigenthümlichen Sensationen derselben bewirken.

Die äußere Einrichtung der Sinnorgane stehet in genauer Beziehung zu dem Wohnort und der Lebensweise der Thiere. Im Allgemeinen sind solche Thiere zum schärfesten und weitesten Sehen befähigt, deren Körper zur leichtesten und weitesten Bewegung, namentlich zum Aufsteigen in die Höhe eingerichtet ist, wie dieß die Insekten mit ihren mehrfachen künstlich gebauten Augen und die Raubvögel, so wie die insektenfressenden Vögel bezeugen, während schon die Wasservögel, welche meistens auf der Fläche des Wassers leben und in der Nähe desselben ihre Nahrung finden, kleinere Augen haben und die Sehkraft der in der Tiefe wohnenden oder trägen Thiere sehr schwach, ja ganz gehemmt ist. Dagegen hat die Spitzmaus bey kleinen blöden Augen einen scharfen Geruch, dessen Organ in dem langen, beugsamen Rüssel zugleich Bewegungsorgan ist; die Fledermaus ersetzt das, was ihr am Gesichtssinn abgeht, durch ihr feines Gehör; bey dem leisesten Summen eines ziemlich weit entfernten Insektes stürzt sie auf dasselbe zu und fängt es im Fluge, während sie keines anrührt, welches still sitzt und keinen Laut von sich giebt. Auch das Pferd besitzt bey mittelmäßiger Sehkraft eine große Feinheit des Geruchs und Gehörs; es wittert im Zustand der Freyheit den Menschen so wie das gefahrbringende Raubthier schon aus weiter Ferne, erkennt in gezähmten Zustand den befreundeten Wärter und selbst das Gewand, das dieser getragen, noch im Dunklen; das Saumroß der Hochalpen hört die ersten Bewegungen einer auf ferner Höhe sich lösenden Lawine, von welchen der Mensch auch nicht das Mindeste vernimmt, und wird dann unruhig, bleibt stehen oder kehrt um. Bey den Schlangen scheint die Zunge, welche sie beym Kriechen fortwährend bewegen, als messendes Sinnorgan für den Luftdruck und für die Beschaffenheit der nahe liegenden Körper zu dienen. Unter den Säugethieren sind die fleischfressenden mehr zum Hören des Klanges und Tones, die pflanzenfressenden zum Vernehmen des Geräusches geschickt.

Daß auch im gewöhnlichen Zustand des Lebens bey fest verschlossenen Augen z. B. ein Wahrnehmen des Lichtes möglich sey, bewiesen Colhouns Erfahrungen. Am meisten tritt jenes Wahrnehmen an der Gesichtshaut, besonders an der Haut der Stirne hervor. Der Armpolyp, obgleich kein eigentliches Sehorgan an ihm bemerkbar ist, beweist dennoch seine Empfindlichkeit für das Licht dadurch, daß er in einem zur Hälfte verdunkelten Glase sich aus dem Dunkel hinüberbegiebt nach der Helle. Der sonderbare, von Rathke genauer untersuchte Fisch (Amphioxus lanceolatus), welchem nicht bloß alle vier Sinnorgane des Hauptes, sondern auch das Gehirn und ein eigentliches Herz abgehen, erfasset dennoch wie ein sehendes Thier seine Nahrung. Im Ganzen entwickeln sich zwar die Stimm- und die Gehörorgane gleichmäßig, und es ist zu vermuthen, daß nur solche Thiere eine Stimme haben, welche sich mittelst derselben andern Individuen ihrer Gattung bemerklich machen, von diesen gehört werden können, dennoch zeigt sich unter andern bey einer Art der Mollusken (der Tritonia arborescens) keine Spur von einem Gehörorgane, obgleich dieselbe einen Laut von sich gibt, eben so wie bey andern Mollusken keine Spur eines eigentlichen Geruchorganes, obgleich dieselben sehr gut riechen. Wählt doch selbst die Taube, bey welcher nach Hanvoods Untersuchungen der Geruch sehr stumpf ist, aus verschiedenen Körnerarten die ihr am meisten beliebenden heraus, die

sich doch, in fester Hülle eingeschlossen, dem Geschmack gar nicht, und kaum dem Geruch der scharf riechendsten Thiere unterscheiden können. Es zeigt sich in vielen Fällen im Thierreich jener unmittelbare Wechselverkehr des Empfindungsvermögens mit der Außenwelt, welcher den Nachtwandler mit verschlossenen oder empfindungslos starrenden Augen auf seinen gefahrvollen Wegen leitet, oder ihn fähig macht, gleich als ob er die Federzüge sähe, mit ganz deutlicher, schöner Schrift zu schreiben, auch wenn man zwischen das Papier und seine Augen einen undurchsichtigen Körper hält.

Die Aufmerksamkeit des Thieres ist zwar zunächst nur auf solche Gegenstände und äußere Eindrücke gerichtet, welche zur Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse gehören oder Gefahr verkündigen, doch kann dasselbe künstlich auch zum Beachten solcher Erscheinungen gewöhnt werden, welche ganz außer dem Kreise seiner gewöhnlichen Lebensthätigkeit liegen. So merkte ein abgerichteter Hund, während er unter den um ihn herumgelegten Pappenstücken, auf welchen Buchstaben oder Zahlen verzeichnet standen, herumlief, auf das leise Knacken der Fingernägel seines Herrn, der hierbey die Hände in der Tasche oder auf dem Rücken hielt, ergriff auf dieses Zeichen den rechten Buchstaben oder die richtige Zahl, und schien so allerhand historische Fragen zu beantworten. Bey dem Menschen wird die Aufmerksamkeit auf die leisesten Bewegungen der Natur durch das Leben in der Einsamkeit und Stille bis zu einem fast unglaublichen Grade verstärkt, und die Kalmücken erkennen mit bloßem Auge Dinge, welche der Europäer durch seine terrestrischen Fernröhre nicht wahrnimmt. Doch kommen auch, namentlich bey den sichern Wanderungen mancher Wilden nach bestimmten Ziel und Gegenstand viele Erscheinungen vor, die nicht anders als durch Instinkt sich erklären lassen.

Das Gedächtniß, durch welches die Vorstellungen in der Seele Wurzel schlagen, ist die geistige Form der organischen Selbstbethätigung und Selbsterhaltung, als eines Strebens nach immerwährender Fortdauer. Sie entspricht auf ihrer Stufe jener leiblichen Form der organischen Selbstbethätigung und Selbsterhaltung, nach welcher z. B. die Muskeln und andere Theile geneigt sind, die früher vollzogenen Thätigkeiten zu wiederholen, so daß man die Ausübung künstlich erlernter Bewegungen als Aeußerungen eines organischen Gedächtnisses der Muskeln betrachten könnte.

Wenn aber die Seele, ihrer Abstammung aus dem Ewigen und Unendlichen gemäß ihrem innersten Eigenthum Fortdauer gewähren soll, dann muß sie nicht bloß im Gedächtniß die Gabe besitzen, ihre sinnlichen Vorstellungen vor dem Vergehen zu schützen, sondern es muß ihr zugleich in der Einbildungskraft die andre Gabe verliehen seyn, jene Vorstellungen durch geistige Gestaltung dem Gebiete der Endlichkeit zu entrücken und dieselben in das eigne Gebiet zu ziehen. Namentlich zeigen sich die vollkommner organisirten Thiere den Wirkungen der Einbildungskraft fast eben so ausgesetzt als der Mensch. Ein Hühnerhund z. B., welcher durchaus kein trocknes Brod fressen wollte, und gewohnt war, von seinem Herrn zuweilen Brodbissen, mit denen die Bratensauce auf dem Teller aufgewischt war, zu erhalten, schnappte begierig nach dem trocknen Brode, das vor seinen Augen auf einem ganz reinen Teller herumgestrichen worden war, und als man dieß, um ihn auf die Probe zu stellen, fortsetzte, hielt er mit der größten Eßlust seine ganze, reichliche Mahlzeit in trockenem Brode, indem die Einbildungskraft des sonst so feinsinnigen Thiers die Aussagen des Geruches und Geschmackes besiegte. Eine große Regsamkeit jenes Seelenvermögens verräth sich auch in den Träumen der Thiere. Selbst die Schnabelthiere sah Bennett im Schlafe solche Bewegungen mit den Vorderpfoten machen, als ob sie schwämmen; an schlafenden Jagdhunden kann man aus einem dem Laufen entsprechenden wechselnden Zucken der Beine und dem leisen Bellen den Inhalt ihrer Träume errathen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. October.

Nro. 197. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Blicke in's Leben von Karl Friedrich Burdach.

(Fortsetzung.)

Während beym sinnlichen Erkennen gleichsam nur die Vorhalle der Seele und die Oberfläche der Gegenstände miteinander in Berührung gekommen und durch ein Anblicken der Bilder des Daseyenden gewonnen worden sind, welche das Gedächtniß und die Einbildungskraft festhalten, besteht dagegen die Wirksamkeit des Verstandes in einer geistigen Einigung mit den Dingen, in einem Durchblicken durch ihr Erscheinen in ihr Wesen. Auf diesen gemeinsamen Stamm des Wesens führt der Verstand die Erscheinungen zurück; aus der allgemeinen Quelle der Ursache leitet er, urtheilend, die Wirkungen her. Sobald das Thier sich selber als Lebendes inne geworden ist, beginnt es auch das Aeußre wahrzunehmen; was wirklich wahrgenommen ist, muß als Geistiges auch beharren (im Gedächtnisse), als beharrend in thätigen Wechselverkehr treten (in der Einbildungskraft), und wenn zu diesem früher Wahrgenommenen das neu Wahrgenommene hinzutritt, dann wird das Uebereinstimmende oder von einander Abweichende in beyden durch das urtheilende (verständige) Vermögen der Seele erkannt. Der Begriff des Wesens, welcher durch die angeborne Verstandeskraft auftaucht, offenbart sich zuvörderst darin, daß an den einzelnen Gegenständen die Art erkannt wird, zu welcher sie gehören. Klügere Thiere stellen hierbey wohl auch das Individuum unter den Begriff seiner Gattung, selbst wo die Aehnlichkeit der Formen weniger aufgenfällig ist, wie jener Papagey, welcher den weißen Pudel im Hause, so wie er es von der Familie gehört hatte, „Koko“ rief, dann aber bey Erblickung jedes Hundes, er mochte von noch so verschiedener Farbe und Race seyn, denselben Namen herschrie.

Bey dem Unterscheiden des Individuums haftet das Thier öfters mehr an dem unwesentlichen Aeußern als an dem Wesentlichern. Ein Bisonstier in der Pariser Menagerie, welcher von einem Knaben gewartet wurde und ihm sehr gehorsam war, wollte denselben umbringen, als er in einer neuen Kleidung zu ihm kam; ein Löwe, den man zu der Zeit, als noch Hetze gehalten wurde, zu Wien in der dortigen Menagerie hielt, zerriß die Tochter des Thierwärters, welcher er immer ganz besonders zugethan gewesen war, als diese noch einmal in ihrem Brautschmucke ihn besuchen wollte. Auch ein gezähmter Lämmergeyer war gegen seinen Herrn, wenn dieser in einer ungewöhnlichen Kleidung zu ihm kam, anfangs scheu, erkannte ihn aber und beruhigte sich, als derselbe zu sprechen anfieng; so wie selbst Hunde, denen sich ihr Herr in einer Verkleidung nahet, erst wieder recht freudig an ihn anspringen, wenn er zu sprechen anfängt. Selbst im Verkehr des einen mit dem andren bemerkt man solche irrende Schlüsse des Thieres, dessen Unterscheidung am Unwesentlichen haftet. So pflegen sich zwey Widder einer und derselben Heerde, wenn sie vorhin aufs friedlichste zusammen lebten, zu verkennen und wie Fremde mit Wuth anzufallen, sobald sie geschoren sind; bey dem Zebra wird der Trieb des Geschlechts durch das bemalte Aeußre eines Esels getäuscht.

Dennoch verräth sich auch wieder auf der andern Seite ein Vermögen des Thieres, das der Kraft nach Wesentliche zu unterscheiden, durch verschiedene Handlungen desselben. Die meisten Thiere richten ihren Blick nicht auf die ihnen unmittelbar gefährlichen Arme und Waffen des Menschen, sondern auf sein Auge. In dieses vor Allem suchen Reiher, Störche und manche andre Vögel, selbst der muthige kleine Colibri den Jäger zu hacken, welcher sich ihrer noch lebend bemächtigen oder ihr Nest berauben will. Nach den Augen des Feindes richten auch mehrere Thiere, die zu ihrer Schutzwehr eine Flüssigkeit ausspritzen, diese Ausleerungen.

Auch darinnen, daß das Thier eine für dasselbe nützliche, wenn auch lästige Behandlung des Menschen ihrem Sinne nach erfasset, zeigt dasselbe Verstand. Ein verwundeter Elephant, den man, um ihn verbinden zu lassen, einige Male zum Hospitale geführt hatte, kam (nach d'Obsonville) bis zu seiner Genesung oftmals von selbst dahin, und hielt still, auch wenn die Wunde geschnitten oder ausgebrannt wurde, indem er höchstens aus Schmerz stöhnte; ein Steinadler, der sich in einem Fuchseisen gefangen und darin einen Fuß gebrochen hatte, machte, nach Brehm, keinen Versuch sich zu wehren, als man ihn schiente und verband, und nachdem dieses dreymal geschehen war, hielt er den Fuß immer von selbst hin, wenn man sich ihm näherte.

Zu den verständigen Aeußerungen der thierischen Seele darf man auch das Erkennen des Bezeichneten aus dem Zeichen zählen. Ein Eichhornaffe erkannte auf schwarzen Kupferstichen die Abbildungen der Wespen und Heuschrecken, von denen er sich nährt, und griff nach denselben; ein weiblicher Kapuzineraffe betrachtete die colorirten Abbildungen von Affen in Schrebers Werk über die Säugthiere mit menschenartiger Aufmerksamkeit, und näherte bey solchen Bildern, auf denen Affen mit einer eßbaren Frucht in der Hand dargestellt sind, den Mund dieser Frucht, ohne sie wirklich zu berühren, als wolle er damit nur sein Verstehen des Bildes andeuten. Auch die Zeichensprache und Gebärden des Menschen versteht das Thier sehr gut. So verwundete ein schwarzer Pavian, der ganz jung in die Pariser Menagerie gekommen und noch niemals geschlagen worden war, seinen Wärter lebensgefährlich durch einen Biß in den Schenkel, als der Mann drohend den Stock gegen ihn aufhob.

Einen Zusammenhang der Ursache mit der Wirkung, oder auch solcher Erscheinungen, welche mehrmalen nacheinander und miteinander eintretend wahrgenommen wurden, erkennt der Verstand der verschiedensten Thiere, wie dieß das Beyspiel der Karpfen bezeugt, die durch das Läuten eines Glöckchens zur Fütterung gerufen werden, oder jener Vögel, welche den Jäger, oder andre mit Schießgewehr bewaffnete Menschen ängstlich meiden, während sie dem Landmanne sorglos sich nahen und fressen. Ein Hund, welchen man, um ihn für ein physiologisches Experiment brauchbar zu machen, öfters Moschus unter die Nase gehalten und dabey jedesmal Peitschenhiebe gegeben hatte, wurde so empfindlich auch gegen die leiseste Annäherung von Moschus, daß er seine Furcht selbst vor einem thierischen Fleische äußerte, in welches aus den Verdauungsorganen des noch lebenden Thieres eine möglichst geringe Quantität von Moschus eingedrungen seyn mochte. Die Furcht übrigens, nicht nur vor der Züchtigung, sondern selbst vor dem Mißfallen des Menschen, in dessen Gemeinschaft ein gezähmtes Thier seit längerer Zeit lebte, ruhet als Folge solcher thierischer Handlungen, welche gegen die menschliche Zucht waren, auf einem tiefer gründenden Vermögen der Seele, welches dem Gewissen des Menschen verwandt ist. Selbst an einem gezähmten Murmelthiere wurden diese Aeußerungen bemerkt, obgleich dasselbe niemals körperliche Züchtigung von seiner Herrin zu erleiden hatte.

Von der Betrachtung des Empfindens und Wahrnehmens so wie der Verständigkeit der thierischen Seele gehet der Verf. der Blicke des Lebens zu der Beschreibung der Bewegungen und Willensäußerungen über. Es ist ihm daran gelegen, nur die Ursache des Lebens, welche im Thiere wirkt, „Seele“ im engern Sinne des Wortes zu nennen, die Pflanzen aber dem Thiere gegenüber als seelenlos zu betrachten. Nicht das Gewächs als Individuum ist es, welches sich selbst bestimmt, sondern

das in ihm wirkende Lebensprincip: der Begriff eines bestimmten lebendigen Daseyns, welcher sich durch Einzelheiten verwirklicht. Diese Verwirklichung erfolgt dadurch, daß eine Einzelheit vermöge des an sich bethätigenden Begriffes erstlich als Eignes allem Uebrigen sich gegenüber stellt, und zweytens, als Ganzes in einander polemisch entgegen stehenden Formen sich entfaltet. Dieser doppelte Gegensatz ist es, welcher die seelenlose oder willenlose Selbstbewegung vermittelt, die sich im Wachsthum der Pflanzen, in der allmähligen Entwicklung derselben, bis zur Blüthe und Frucht kund giebt. Auch in den ersten Perioden des thierischen Lebens und auf den niedersten Stufen desselben zeigt sich eine solche willenlose Selbstbewegung, obgleich darinnen immer zugleich schon die Spuren jener größern Freyheit und Ortsbewegung gefunden werden, wodurch das Thier im Allgemeinen von der Pflanze sich unterscheidet. Auch die Keimkörner jener Pflanzenthiere, welche nach erlangter Ausbildung lebenslänglich festsitzen, haben anfänglich eine freye Bewegung und schwimmen, meist mittelst wimperartiger Theile im Wasser herum, bis sie einen Punkt finden, an dem sie fest wachsen. Sobald die Keimkörner der Seeschwämme, nachdem sie einige Tage lang der Freyheit genossen, zum Ansitzen gekommen sind, verlieren sie die Wimpern, deren sie jetzt nicht weiter bedürfen. An den Keimkörnern der Polypen zeigt sich zum Theil schon eine mannichfaltigere Bewegung des Körpers; ein Zusammenziehen und Ausdehnen derselben; eine Reizbarkeit gegen Stiche der Nadel, außerdem auch die erwähnte Wimperbewegung. Die Keimkörner jener Cercarien welche in der Leber der Schnecken gefunden werden zeigen eine pflanzenartige Einsaugung mittelst der darmartigen Einstülpung ihrer Hülle, an der sich eine mundförmige Oeffnung findet.

Der Embryo von Schnecken und Muscheln dreht sich um seine Queeraxe oder überschlägt sich fortwährend, indem er zugleich im Kreise an den Wänden des Eyes fortrückt. Diese gleichförmige, planetenähnliche, durch Schwingung von Wimpern hervorgebrachte Bewegung beginnt bey den Embryonen von Buccinum undatum nach Grants Beobachtung schon vor der Bildung eines Herzens, wird bey fortschreitender Entwicklung schwächer und verschwindet ganz, wenn der Embryo anfängt sich willkürlich zu bewegen. Selbst am Embryo im Ey der Fische beobachtete Cavalieri, an dem der Frösche und Salamander Spallanzani zuweilen ähnliche rotirende Bewegungen und auch im Ey der Säugthiere entdeckte Bischoff eine solche Umwälzung des Inhaltes. Dieses Rotiren, als die erste und letzte Aeußerung eines inwohnenden Lebensprincipes wird denn auch an angeschnittenen Stücken der thierischen Körper bemerkt. Bey den Abschnitten der Kiemen einer Salamanderlarve zeigte sich nach Steinbuch die Bewegung spiralförmig, an denen vom Leib einer Muschel war sie mehr rotirend, und auch im Leibe dieser Thiere sieht man Massen von unbestimmter und unregelmäßiger Form sich untereinander herumtreiben, welche aus den zerfallenden Organen entstanden scheinen. Das abgeschnittene Stück einer Planarie rotirte 12 Stunden lang.

Diese zuletzt betrachteten willenlosen Bewegungen werden zunächst durch die bereits erwähnten Wimpern oder feinen, farblosen Fädchen hervorgebracht, welche in dichten Reihen an den einander zugewendeten Flächen mehrerer Organe auch der vollkommneren Thiere stehend, sich ununterbrochen und schnell bewegen, indem sie sich drehen oder abwechselnd sich beugen und aufrichten, so daß ihre gemeinschaftliche Bewegung dem wellenförmigen Schwanken eines vom Wind bewegten Getreidefeldes ähnlich ist. Durch Purkinju's und Valentins Entdeckungen weiß man, daß dergleichen Wimpern selbst in den Gehirnhöhlen des Menschen vorhanden sind.

Ein großer Theil der thierischen Muskelfasern gehören den unwillkührlich beweglichen oder plastischen Organen des Leibes an. Diese erscheinen während ihres Lebens wie gesellige Thiere, welche mehr oder minder emsig sich regend auf einen gemeinsamen Zweck hinarbeiten. In manchen übrigens unvollkommenen thierischen Organismen erscheinen dergleichen Organe recht augenfällig wie für sich bestehende Thiere, welche der Trieb des Instinctes zu willkührlich gearteten Bewegungen anregt. So nach v. Siebolds Beobachtung der Eingang im

Kratzerwurm (Echinorhynchus), dessen freyer, trichterförmige Anfang nach den in der Leibeshöhle schwebenden Eyern sich bewegt und dieselben einschluckt, auch die zufällig mit verschlungenen größern Massen wieder ausspeyt. Zwischen den unwillkührlich und willkührlich beweglichen Muskeln ist keine ganz scharfe Gränze, sondern beyde gehen ineinander über, wie sich dieß namentlich an den Enden des Darmkanals zeigt, welche, bey gleichem Bau ihrer Muskelfasern allmählig, je näher an der Außenfläche desto mehr unter die Herrschaft des Willens treten.

Die Bewegung ist in der Natur des Muskels selbst gegründet: sein ganzes Leben besteht darin, daß die beyden Enden seiner Fasern vermöge ihres Gegensatzes wechselweise zusammenrücken und aus einanderweichen. Diese abwechselnde Näherung und Entfernung der entgegengesetzten Enden äußert sich ohne Aufhören im lebenden Muskelfleisch als eine leise Schwingung, welche sogar dem angenäherten Ohre vernehmbar ist. Das beständig innwohnende Streben der einzelnen Muskeln, sich zu verkürzen, wird durch die gleichkräftige Wirkung der Antagonisten gehemmt und darnieder gehalten; die willkührliche Bewegung wird dadurch möglich, daß jenes Gleichgewicht gestört, und die eine Muskelparthie durch die auf sie wirkende Nerventhätigkeit über ihre Antagonisten überwiegend wird. Manche an sich willkührliche Bewegungen sind organisch unter einander verbunden: die Gliedmassen der rechten und linken Seite stehen in solchem Verhältnisse, daß sie, wie sich dieß schon am Zappeln des neugebornen Kindes zeigt, abwechselnd sich zu bewegen geneigt sind. So liegt bey den Functionen aller Gliedmassen, nicht bloß bey denen der gehenden Füße, eine seelenlose Selbstbewegung zum Grunde, deren sich jedoch die Seele bemeisterte, indem sie sich derselben nach ihrem Willen zu individuellen Zwecken bedient.

Der Instinkt der Thiere ist jene Wirksamkeit des inwohnenden Triebes, welche noch nicht unter die Herrschaft des Verstandes gestellt und zum Willen entwickelt ist. „Der Instinct ist der Verstand, welcher im leiblichen Leben sich als Universelles wirksam erwiesen hat und nur zu individuellem Leben anstrebt.“ Die individuelle Seele, indem sie dem Zuge des universellen Lebens folgt, empfängt, wie durch Inspiration ein Vorgefühl nicht nur von dem Ziele ihres Strebens, sondern auch von der nach ihm führenden Bahn. Im Ganzen haben die instinktmäßigen Handlungen gleichen Erfolg und ähnliche Producte als die Bildungskraft; der Typus der lebendigen Bildung wird das Muster, nach welchem der Instinkt arbeitet.

Ein charakteristischer Zug des Instinktes besteht darin, daß derselbe bey jeder Gattung der Thiere eigenthümlich sich artet, so daß jedes Individuum derselben eben so handelt wie alle übrigen, und kein Fortschreiten im Laufe der Zeiten statt findet, indem die Biene wie der Fink noch eben so ihre Zelle oder ihr Nest bauen, als zu Aristoteles Zeiten. Wie die Natur als organische Bildung sich immer gleich ist, so bleibt sie dieß auch im Instinkt; die Aeußerungen des letzteren stehen mit der Bildung des Leibes, wie das Bürstchen zum Abkehren des Blüthenstaubes und die Grube zum Auffammeln desselben an den Füßen der Arbeitsbiene, in nothwendiger Wechselbeziehung. Darum ändern sich bey manchen Thieren im Fortschreiten des Lebensalters Instinkt und Organisation übereinstimmend; das ganze Leben nimmt jetzt eine andere Richtung; die Raupe nagte mit ihren starken Kiefern die Blätter ab, um mit ihnen ihren weiten Magen zu füllen; der Schmetterling welcher statt der Kiefern einen Rüssel hat, saugt mit diesem den Honigsaft der Blumen; der Frosch nährt sich als Larve, deren Darmkanal verhältnißmäßig länger ist, von Pflanzenstoffen, im vollkommenen Zustand, wo sein Darmkanal verhältnißmäßig bedeutend kürzer geworden, von thierischen Körpern. Mit dem Anschwellen der Eyer im Eyerstock regt sich bey den Vögeln zugleich der Trieb zum Bau des Nestes.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. October.

Nro. 198. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Blicke in's Leben von Karl Friedrich Burdach.

(Fortsetzung).

Die instinktmäßigen Handlungen sind so beschaffen, als ob sie für die bestehenden Verhältnisse durch verständige Ueberlegung berechnet wären. Die Biber schneiden den Baum, den sie fällen wollen, auf der Seite nach dem Wasser zu an, wohin derselbe fallen soll und zwar in einer Höhe von etwa 8 Zoll, während sie auf der andern Seite den Einschnitt um 3 Zoll höher anlegen. Wenn sie bemerken, daß er bald fallen soll, setzen sie oft ab und blicken in die Höhe, um dem Falle auszuweichen. Beym Angriff oder bey der Abwehr weiß jedes Thier so gut und oft noch besser als der vergleichende Anatom die verwundbarste Stelle seines Raubes oder seines Feindes zu treffen, oder das gefährlichste Organ desselben zu lähmen; das Wiesel beißt bey andern Thieren vornämlich in den Hals nach der Drosselader, den Hamster aber zuerst in die Schnautze, damit er nicht beißen kann; der Wolf sucht die Pferde, wo er sie einzeln trifft von vorne, die Stiere von hinten anzugreifen; der Tiger richtet im Kampfe mit dem Elephanten seinen Angriff zunächst auf den Rüssel desselben; der Jaguar reißt dem Alligator den Hals an der Seite auf, wo die Schuppenhaut des Thieres am schwächsten ist. Geoffroy bemerkt, daß der Raubvogel jeden Vogel auf andre Weise jage, so wie seinerseits das gejagte Thier die geschicktesten Bewegungen macht, um seinem Feind zu entgehen.

Im Ganzen erlernt jeder Vogel den seiner Gattung eigenthümlichen Gesang, auch dann, wenn er von Vögeln einer ganz andern Art ausgebrütet und ernährt wurde. Nach Gardin's Bericht hat man Eyer von asiatischen und afrikanischen Singvögeln in Europa von Stieglitzen ausbrüten lassen, und die Jungen haben den eigenthümlichen Gesang so wie Nestbau ihrer Gattung behalten. Namentlich an den Hunden hat es Dureau de la Malle nachgewiesen, daß sich der Instinct immer auf einer bestimmten Stufe des Lebens entwickle.

Der Instinct sichert das Leben, wie es der Wille nicht vermöchte, leistet in jeder Hinsicht Größeres als dieser. Denn die Erkenntniß und der auf dieselbe sich gründende verständige Wille kommen der Seele als der zur Individualität gelangten, und deßhalb in bestimmte Gränzen eingeschlossenen, geistigen Kraft zu, sie tragen mithin selber das Gepräge der Beschränktheit, während die Seele im Instincte, wo sie unter der Leitung des allgemeinen Lebensgeistes steht, das Rechte ergreift ohne Kenntniß, Ueberlegung und Wahl, und sich immer in den zweckmäßigsten Handlungen äußert. Da übrigens die instinktmäßigen Handlungen des Thieres nicht auf deutlichen Vorstellnngen, sondern auf dunklen Gefühlen beruhen, köunen sie zuweilen auch unter Umständen vollzogen werden, unter denen sie ganz unnöthig sind. So verschließt nach Gaspari die Weinbergsschnecke ihr Gehäuse mit dem winterlichen Deckel auch wenn man sie in einer Umgebung hält wo sie Wärme und Nahrung genießt; das zahme Eichhörnchen, auch wenn es täglich reichlich mit Futter versorgt wird, trägt dennoch Vorräthe des

Ueberflußes in sein Nest, oder speichert dieselben im Winkel eines Zimmers auf; der Hamster, welcher den lebenden Vögeln, derer er habhaft wird, gewöhnlich zuerst die Flügel zerbricht, um sie zum Entfliehen unfähig zu machen, thut dasselbe nach Blumenbach auch an schon todten Vögeln.

Dringendes Bedürfniß, fast wie das Athmen, ist das Ausüben des Instinktes; viele Thiere sterben, wenn man sie gewaltsam an dem Eingehen in den Zug des allgemeinen Lebens hindert. Aber dieser Zug ist auch so unaufhaltsam, daß er die Schaaren der Lebendigen mitten durch das unbesiegbare Hinderniß zum Tode führt. Wenn nach Mackintosh die Termiten auf dem Wege, den der Instinkt sie führte, ein Feuer antreffen, ziehen sie geraden Laufes in dasselbe hinein, bis die Flame zuletzt durch die Tausende der in ihr Untergehenden ausgelöscht wird und die noch übrigen unversehrt darüber gehen können. Etwas Aehnliches begegnet auch den Lemmingen auf ihren Wanderzügen. Der Wallfisch, den der gewöhnliche Zug seines Instinktes wenn er von den Schaaren der Haifische oder anderer Raubthiere des Meeres angefallen wird, gerade hinab nach der Tiefe des Meeres führt, wohin jene Feinde ihm nicht folgen können, übt dieselbe Weise des Entfliehens, zu seinem Verderben, auch gegen den Menschen aus, wenn die Harpunen desselben ihn trafen. Die Bewegungen, welche der Instinct hervorruft, bleiben auch unter ausnahmsweise veränderten Umständen noch dieselben, wie nach Sparrman der Schlangengeyer, welcher in seinem freyen Zustand die Schlangen, von denen er vorzugsweise sich nährt, todt tritt, auch in der Gefangenschaft alle die Fleischnahrung, die man ihm darreicht, erst mit den Füßen zerstampft, ehe er sie zu sich nimmt.

Auch einzelnen Täuschungen ist der Instinkt ausgesetzt. Die Henne brütet, wenn der Trieb hiezu ihrer mächtig wird, auf einem in Eyform geschnittenen Stück Kreide; eine Spinne, welcher Dugès den Eyerbeutel genommen und statt desselben ein Knäulchen Baumwolle gegeben hatte, pflegte dieses eben so sorgfältig, als ob es der Bergungsort ihrer zukünftigen Brut wäre; die Raupe, deren Körper durch Ichneumonslarven ausgesogen ist, sorgt vor ihrem Tode noch mütterlich für diese Verderber, indem sie die Cocons derselben bespinnt. Wandervögel, namentlich aus der Familie der Drosseln, stürzen nicht selten, wenn sie sich im Frühling der vaterländischen Küste nähern, beym nahen Anblick derselben noch ins Meer und ersaufen, weil sie, wie es scheint, von ihrer Phantasie getäuscht, das nahe erblickte Land schon unter ihren Füßen wähnten. Eben so beginnen zuweilen die von Insecten lebenden Vögel das Geschäft des Brütens, oder haben schon Junge zu versorgen, wenn eine noch spät eintretende kalte Witterung ihnen selber, so wie der verlassenen Brut allen Unterhalt entzieht. Die Fische lassen sich öfters, vorzüglich bey bewegtem Wasser, durch künstlich aus Stahl nachgebildete Insekten an den Angelhacken locken, und die Schmeißfliege, durch den Aasgeruch der Blume getäuscht, vertraut ihre Eyer der Stapelia an.

Selbst bey dem Menschen, wo durch die Oberherrschaft des Verstandes die Macht des Instinktes sehr beschränkt ist, läßt sich dieser in vielen Fällen als Trieb der Selbsterhaltung noch bemerken. So in den unwillkührlichen Bewegungen, die wir zur Abwehr einer plötzlichen nahenden körperlichen Gefahr machen. Namentlich sieht man die Kinder der Wilden, auch weun sie noch niemals in tiefem Wasser waren, beym unvermutheten Hineinfallen in dasselbe eben so gut durch Schwimmen sich retten als die vierfüßigen Thiere. Im kranken und selbst im gesunden Zustand unsers Leibes deutet oftmals der Instinkt das an, was dem leiblichen Leben heilsam und gut ist.

Während bey dem Instinkt die Kenntniß der Einzelheiten des Handelns, namentlich der zu gebrauchenden Mittel, angeboren erscheint, gilt dieses in Beziehung anf den verständigen Willen, der im Menschen vorwaltet, nur von dem Allgemeinen, von dem Vermögen Erfahrungen zu machen und nach deren Anleitung über das Künftige zu urtheilen. Der Instinkt geht von Gefühlen des Angenehmen oder Unangenehmen aus, und bestimmt zu Handlungen, deren Beziehung und Nutzen erst in der Folge offenbar wird; der verständige Wille hingegen beginnt mit den durch Wahrnehmung vermittelten Vorstellungen von den Verhältnissen. Den-

noch finden auch hiebey viele Angränzungen an die Natur und Wirkungsweise des Instinktes statt. Scheinbar nur ist dieses der Fall da, wo der geübte Verstand seine Operation nur abkürzt, gleich einem routinirten Rechner das vor ihm liegende Ganze mit einem Blicke übersieht, und sogleich das Resultat zur Anschauung bringt, ohne der Gründe in ihrer Einzelheit sich deutlich bewußt zu werden. Oftmals ist es aber auch ein unmittelbares Erkennen dessen, was unter den gegebenen Bedingungen das Rechte ist; und Selbstbestimmung, welche, wiewohl sie durch die Erfahrung vervollkommnet werden kann, doch von derselben unabhängig ist, und bey welcher sich die Seele von ihren Bestimmungsgründen keine deutliche Rechenschaft zu geben weiß. Bey dem praktischen Blicke drängt sich die Anschauung eines Verhältnisses der Seele auf, ohne daß diese durch Einsicht in die einzelnen Momente dahin gelangt ist, und der richtige Takt, als Fühlfaden des Verstandes, ergreift das Passende, ohne daß die Gründe dafür zum Bewußtseyn gebracht worden sind.

Dergleichen Eingebungen des eigenmächtigen Verstandes begründen nicht allein die außerordentlichen Leistungen des Genies, sondern kommen auch in Aeußerungen des gemeinen Lebens vor. Dahin gehört unter Anderm das Augenmaaß, oder das Vermögen die räumlichen Verhältnisse nach dem allgemeinen Eindruck der Gegenstände auf das Sehorgan zu schätzen und die darauf bezüglichen Bewegungen den mathematischen Gesetzen gemäß, jedoch ohne Bewußtseyn derselben im Einzelnen, auszuführen; ein Vermögen, welches zwar zum Theil auf Erfahrung sich stützt und durch Uebung ausgebildet wird, zugleich aber von einer Kenntniß der Gründe und Weise des Handelns unabhängig ist. Wenn man z. B. einen entfernten Gegenstand durch einen Wurf trifft, was dem Affen mit viel mehr Sicherheit gelingt als dem Menschen, dann geschieht dieß nicht durch Berechnung der Größe des Bogens, in welchem hiebey der Stein fliegen muß, sondern durch ein unbewußtes Anwenden der gehörigen Kraft und Art der Bewegung zum Erreichen des vorgesteckten Zieles. Wenn das Thier beym Sprunge über Klüfte und Felsenvorsprünge sein Augenmaaß anwendet, kommt ihm auch nicht immer

die bereits gemachte Erfahrung zu Hülfe; ein junger in Paris geborner Affe verrichtete nach F. Cuvier schon seine ersten Sprünge eben so geschickt als ein alter.

Am stärksten zeigt sich die Leistung des Augenmaaßes bey Thieren da, wo der zu treffende oder zu vermeidende Gegenstand selbst in Bewegung, mithin die Zeitdauer, sowohl der fremden als auch der eigenen Bewegung zu beurtheilen ist. Manche laufende Insekten, wie z. B. die Mantis religiosa beobachten, nach Dugès, furchtsam die Annäherung des Menschen, entfliehen aber erst dann, wenn man sich dem Punkte nahet, wo das Thier mit Menschenschritt einzuholen wäre; Eidechsen nach denen man hinläuft, suchen zuvörderst sich in ihre Höhlen zu retten, sie verlassen jedoch diese Richtung und schlagen eine andere ein, sobald sie bemerken, daß ihr Verfolger schneller zum Ziele kommen würde als sie.

In vielen andern Fällen jedoch zeigt es sich auch deutlich, daß der verständige Wille des Thieres durch die Erfahrung im Verlaufe der Zeit vollkommner ausgebildet und in seinen Aeußerungen sichrer werde. Alte Vögel sind schwerer zu fangen und zum Schuß zu bringen als junge, auch bauen sie besser geformte und gesicherter angelegte Nester denn diese; alte Hirsche zeigen bey der Flucht mehr Schlauheit denn die jungen. Robben, Walrosse und viele andere Thiere der menschenleeren Regionen zeigen sich beym ersten Anblick des Menschen dreist und zutraulich, werden aber durch die Erfahrung bald schüchtern gemacht; in Gegenden wo bisher noch keine Fallen aufgestellt waren, fangen sich anfangs viele Thiere in denselben, bald aber lernen sie diese Gefahr kennen und vermeiden. Gefangene Vögel stecken anfangs öfters den Kopf durch das Drathgitter des Käffigs und machen vergebliche Versuche heraus zu kommen, bis sie nach einigen Tagen die Unmöglichkeit aus Erfahrung begriffen haben und nun ruhiger das neue Loos ertragen; andere, die man frey im Zimmer fliegen läßt, lernen bald, durch Anstoßen mit dem Kopfe, die Undurchdringlichkeit des Fensterglases kennen und fliegen nicht mehr mit Heftigkeit dagegen. Wenn nach Loisels Bemerkungen kein Pferd vor dem siebenten Jahre zu ausgezeichneten Kunststücken abgerichtet werden kann,

während dieses auch bey ganz alten und an Körperkräften heruntergekommenen Thieren der Art möglich seyn soll, dann darf man annehmen, daß jenen alten Rossen ihre lange Uebung im Gehorsam gegen den Willen des Menschen hülfreich zu statten komme. Der Verstand des Thieres bleibt bey einförmigen Verhältnissen unentwickelt und bildet sich um so besser aus, je mannichfaltiger die Lagen sind, in welche das Thier kommt; so bleibt das zahme, im Stall verschlossene Schwein dumm, während nach Darwin das wilde Schwein viele Klugheit und natürliche Geschicklichkeit entwickelt; auch der Kettenhund wird schon gegen den Schäferhund, noch mehr aber gegen den Jagdhund psychisch sehr beschränkt und verkümmert gefunden.

Der thierische Verstand bleibt meist bey der Thatsache stehen, daß zwey Erscheinungen gleichzeitig oder in unmittelbarer Folge eintreten, ohne im Stande zu seyn, die Art und Weise des vorausgesetzten Zusammenhanges zu untersuchen. Dieses giebt dem Urtheil des Thieres eine Unvollkommenheit, über welche jene des Menschen erhaben ist, weil dasselbe mehr auf die Erkenntniß des Wesentlichen sich gründet, während das Thier am Unwesentlichen haften bleibt. Wenn man z. B. ein Pferd öfters längere Zeit im Freyen an einem Pfahl gebunden stehen ließ, dann bleibt dasselbe, nach Loiset, auch ruhig beym Pfahle stehen, wenn es nicht angebunden ist. Nach einer Beobachtung des Humphry Davy läßt sich zwar ein Fisch, der von der künstlichen Nachbildung eines Insektes getäuscht an den Angelhacken gerathen und von diesem wieder losgekommen war, auf die nämliche Weise nicht mehr in derselben Jahreszeit und an demselben Orte fangen, wohl aber zur andern Jahreszeit und an andrem Orte. In manchen Fällen kann jedoch der Widerwille eines Thieres durch eine einmal gemachte unangenehme Erfahrung so entschieden und fest werden, daß er dasselbe auch von seinen Lieblingsneigungen ablenkt. Ein Orang Utang, welcher vorher nach dem Genuß der Eyer sehr lüstern gewesen war, rührte keines derselben mehr an, seitdem man ihm bey einer Krankheit Ricinusöl und Calomel in einem Ey beygebracht hatte; Levaillants Affe ließ auf einmal seine Neigung zum Branntweintrinken fahren, als man ihm die Portion, welche er eben trinken wollte, angezündet hatte. Pferde, welche gern beißen, pflegt man dadurch von dieser bösen Gewohnheit zu heilen, daß man sie ein-, oder wenn dieß noch nicht genug hilft, etliche Male in einen siedend heißen Schinken beißen läßt; Vinckal gewöhnte seinem zahmen Fuchse dadurch das Stehlen von Eyern und Hühnern ab, daß er ihn an einem heißen, gesottenen Ey und an einem eben aus dem kochenden Wasser gezogenen Huhne sich brennen ließ. Ein Paar Kutschpferde hatten sich eines Tages geweigert, bergauf zu gehen, und als ihnen diese Unart durch die Nachgiebigkeit des Kutschers unbestraft durchgegangen war, blieben sie von nun an am Fuße jedes Berges stehen, ohne sich durch gewöhnliche Strafen hinauf treiben zu lassen. Endlich gerieth man bey einem ähnlichen Anlaß auf den Einfall, an den Hintertheil des Wagens ein Paar andre Pferde anzuspannen, welche, zu scharfem Trabe angetrieben, die beyden störrigen Thiere in umgekehrter Richtung mit sich fortrissen. Kaum waren diese Antipoden wieder abgespannt, als jene widerspenstigen Rosse wie von Furcht getrieben rasch bergan liefen und seitdem an jedem Berge sich anstrengten, ihn schnell zu ersteigen. Wenn der Bär durch Trommeln und Pfeifen zum Tanzen bestimmt wird, weil man ihn früher bey derselben Musik auf eine heiße Platte getrieben hatte, wo er, um sich so viel als möglich der Hitze zu entziehen, sich erst auf die Hinterfüße und dann abwechselnd nur auf einen derselben stellte, so geschieht dieß, weil die Musik in ihm die Erinnerung an das vormals erduldete Brennen der Fußsohlen erweckt.

Thiere von derselben Familie, dabey aber von verschiedenen Gattungen, zeigen in Beziehung auf dan Causal-Zusammenhang ihrer Handlungen und deren Folgen sehr verschiedene Grade der Fassungskraft.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. October.

Nro. 199. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Blicke in's Leben von Karl Friedrich Burdach.

(Fortsetzung.)

Das Haushuhn begreift bald, daß der Unwille seines Herrn den Einbrüchen gelte, die es in dem Blumengarten gemacht hat, und sucht, der Schuld sich bewußt, den verdienten Züchtigungen zu entfliehen, während das Perlhuhn und Truthuhn immer wieder ihre Einfälle in den Garten wiederholen, weil sie nicht begreifen können, daß diese ihnen die Bestrafung zuzogen.

Der Verstand des Thieres zeigt sich vornämlich in solchen Fällen wirksam, wo die ruhigen Aeußerungen des Instinktes auf Hindernisse stossen, welche die Erreichung des Zweckes schwierig oder unmöglich zu machen scheinen. Ein Paar Schwalben hatte nach Jessets Beobachtung sein Nest an die äußere Wand eines Kalkofens gebaut, dasselbe war jedoch wegen der Wärme des Gemäuers abgebröckelt und herunter gefallen. Den gleichen Erfolg hatten auch zwey andere Versuche der Art, bis auf einmal die fleißigen Thiere ein anderes erdiges Material auffanden, aus welchem sie das vierte Nest bauten, welches dann nicht mehr abfiel. Als sie im nächsten Jahre an derselben Stelle wieder ein ein Nest anlegten, schlugen sie sogleich beym ersten Male den rechten Weg ein und wählten zum Bau das gute, ausdauernde Material. Eine Raupe nahm statt der Baumrinde, welche sie sonst zu solchem Zweck benutzt, Papierschnitzel zu ihrem Gespinnst; eine gefangene Mooshummel bildete aus den Fasern der von ihr zerzupften Leinwand einen Filz, um diesen statt des Mooses über ihr Nest zu breiten. Zwey Biber, die man in eine Hütte eingesperrt hatte, schützten sich gegen die durch das Schlüsselloch und die Ritzen der Thüre hereindringende kalte Luft dadurch, daß sie aus einem für sie zugänglichen Wasserbehältniß Schlamm herbeyholten, diesen mit Holzspähnen zusammenknetteten und hiermit die Oeffnungen verschlossen. Im südlichen Afrika, wo Schlangen und Affen ohne Aufhören den Eyern und Jungen der Vögel nachstellen, umzäunt, nach Barrow's Bericht, der Sperling sein Nest mit Dornen, und die Schwalbe bringt vor der Oeffnung des ihrigen noch einen trichterförmigen Vorbau an.

Während das Pferd so wie das Maulthier bey vorhandener Gefahr vor Allem den Kopf hinwegzudrehen sucht, wußte ein Maulthier im Kampfspiel mit einem Löwen, der dasselbe immer von der Seite angreifen wollte, so geschickte Wendungen zu machen, daß beständig die Hinterhufe gegen den Feind gekehrt waren, mit welchen es diesem auf einmal einen so kräftigen Streich versetzte, daß es ihm noch vor seinem gefahrdrohenden Sprunge die Zähne einschlug. Die Bienen pflegen ihren Bau vor den Räubereyen der Dämmerungsfalter dadurch zu schützen, daß sie den Eingang durch künstliche Bauwerke von Wachs und Propolis gegen solche größere Thierkörper versperren. Ameisen, deren Bau Rennie in ein großes Glas gebracht und dieses so gestellt hatte, daß der Bau in beständiger Gefahr war einzustürzen, arbeiteten mehrere Tage, bis zur gänzlichen Erschöpfung an einer pyramidalen Unterlage, welche das Hauptgebäude stützen sollte. Als das Weibchen eines Kanarienvogels sein erstes Ey auf den Boden des Käfigs gelegt hatte, brachte

alsbald das Männchen weiche Materialien zum Nestbau herbey und beyde Gatten bauten an dieser Stelle ein Nest für das schon gelegte Ey, so wie für die nachfolgenden. Wenn Huber die Larven der Arbeitsbienen in einzelne Drohnenzellen brachte, spannen die Bienen dennoch zur Zeit der Verpuppung gerade solche Deckel darüber, wie sie für Puppen der Arbeiterinnen, nicht der Drohnen gehören.

Wenn der Zweck des Instinktes unter gewissen veränderten Umständen leichter als gewöhnlich zu erreichen ist, dann erspart sich der verständige Wille des Thieres die sonstige Mühe, oder kürzt seine Arbeit bedeutend ab. So trugen jene Ameisen, die sich an Reaumurs gläsernen Bienenstöcken angesiedelt hatten, nicht mehr wie gewöhnlich, nach Maaßgabe der Witteruug ihre Larven und Puppen bald aus dem Nest hinaus bald wieder herein, weil sie hier immer die gleiche Wärme genossen. Ein Vogel, welcher sein Nest in einem Treibhaus angelegt hatte, brütete nach Knights Beobachtung über seinen Eyern nur noch des Nachts, wo die Temperatur auf 19° R. sank und verließ am Tage das Nest, weil dann die Wärme des Hauses zum Ausbrüten der Eyer hinreichte. Dasselbe thut nach Naumann auch unser Sandregenpfeifer an heitern, heißen Tagen, so wie der Strauß, welcher sogar in den heißen Wüsten von Nigritien niemals auf seinen Eyern sitzt.

Auch in Beziehung auf den Trieb der Ernährung schlägt das Thier unter veränderten äußeren Umständen nicht selten eine ganz andre, neue Handlungsweise ein. Jene Honigbienen, welche man nach Barbados gebracht hatte, hörten nach einigen Jahren auf, Honig in ihre Baue zu sammeln, weil sie das ganze Jahr hindurch reichliche Nahrung in den Zuckersiedereyen fanden; dagegen blieben die, welche man in Jamaika eingeführt hatte, ihrem Triebe getreu, weil auf dieser Insel alljährlich mehrere Wochen lang eine rauhe Witterung das Ausfliegen hindert. Ueberhaupt verrichten die Bienen jederzeit nur die von dem Drang der Umstände gebotene Arbeit; sie tragen, wenn es an Waben fehlt, oder wenn diese einer Ausbesserung bedürfen, nur Wachssubstanz, keinen Honig ein; Propolis wird von ihnen nur herbeygebracht, wenn etwas am Bau zu befestigen oder eine Ritze zu verstopfen ist. Eben so bringen zwar die Bienen gewöhnlich im Herbst die Drohnen um, wenn aber die Königin gestorben ist und nun eine junge Königin aus der Larve einer Arbeiterin aufgezogen wird, dann lassen sie die Drohnen, als zur Fortpflanzung des Geschlechtes nöthig, am Leben. Bey unsren Hausmäusen und Hausratten, so wie bey dem Gartenschläfer, der sich jetzt von Früchten nährt, welche erst von auswärts her und durch die Cultur zu uns gekommen sind, muß mit dem ursprünglich in ihnen waltenden Instinkt eine große Umwandlung vorgegangen seyn, weil der Weg ihrer jetzigen Ernährung ein andrer ist, als er in der freyen Natur seyn konnte.

Kaninchen und Hasen sind sich in ihrem äußren Baue so verwandt, daß auf den ersten Blick jener Umstand: daß die Kaninchen so künstliche Baue machen, die Hasen aber nicht, eine Ausnahme von der Regel zu bilden scheint, nach welcher die verschiedenen Aeußerungen des Instinktes schon in der Verschiedenheit der Organisation vorgebildet sind. Dennoch zeigt sich unter veränderten Umständen, daß z. B. die Kaninchen in Gegenden, wo sie beständig durch Frettchen gejagt werden (nach Cuvier) keine Baue anlegen, während nach Bingham die Hasen einer sandigen Küstengegend, wo sie in Gefahr stunden, vom Sturm im Sande verschüttet zu werden, sich tiefe Höhlen mit zwey Ausgängen gruben.

Wie der verständige Wille des Thieres den Zug des Instinktes besiegen könne, zeigt uns namentlich das Beyspiel des Hundes, der aus reiner Anhänglichkeit an seinen Herrn und aus Verlangen nach dem Beyfall desselben sich allerhand Entbehrungen auflegt und selbst Schmerzen erträgt. Eine Art von Selbstverläugnung und Verachtung der Schmerzen beweist übrigens auch, aus Liebe zur Freyheit, das Thier der Wildniß, wenn es sich in der eisernen Falle gefangen den Fuß abbeißt, oder wie jener Fuchs, dem nach Vinckel das Vorderbein zerschossen war, das ihm beym Laufen immer um den Kopf schlug, dieses mit den Zähnen schnell amputirt und von sich wirft.

Zuweilen sind die Handlungen des thierischen Verstandes von so eigenthümlicher und complicirter Art, daß sie das Gepräge der vernünftigen Ueberlegung und Klugheit tragen. Hieher gehören noch kaum jene instinktmäßigen Fälle, wie das physikalische Verfahren des Wiesels oder Iltis, wenn sie ein Ey durch eine kleine Oeffnung aussaugen wollen, und, damit der Druck der Luft von der andern Seite her dieß begünstige, feine Löcher durch die Klauen oder Zähne an demselben anbringen. Etwas weiter außer dem gewöhnlichen Kreise des instinktmäßigen Handelns liegen jene Fälle, in denen sich die thierische Klugheit gegenüber der menschlichen kund machet. Die Todtengräberkäfer untergruben ein schief gestelltes Stäbchen, an dessen freyem Ende Gleditsch ein todtes Thier mittelst ein Fadens schwebend befestigt hatte, bis es umfiel und der todte Körper zur Erde kam, obgleich das andre Ende des Stäbchens in einiger Entfernung in den Boden gesteckt war. Eben so stürzte nach Keller der Steinfuchs durch Untergraben eine Säule um, auf der man Fleisch vor seinen Räubereyen zu sichern suchte. Ein Kiebitzweibchen, über dessen Nest Brehm Schlingen von Pferdhaaren gelegt hatte, ließ sich etwa 30 Schritte davon herab, lief zum Neste, stutzte beym Anblicke der Schlingen, gieng einige Male um das Nest herum, schob dann die Schlingen mit dem Schnabel hinweg und setzte sich auf seine Eyer. Als man jetzt die Schlingen in das Gras um das Nest legte, lief es nicht mehr wie gewöhnlich zu diesen hin, sondern ließ sich unmittelbar im Fluge darauf nieder. Wenn der Orang Utang der Pariser Menagerie seine Neigung, noch länger auf einem Baum zu bleiben, dadurch gefährdet sah, daß ein Mann hinauf stieg, der ihn herabholen wollte, dann schüttelte er mit aller Kraft an den Zweigen, an denen dieser sich anhielt; ein andres Thier dieser Gattung, welches Grant beobachtete, sah aufmerksam zu, wenn man ihn anband, und löste dann alle Knoten des Strickes mit den Fingern und Zähnen wieder auf. Die Katze, welche de Delacroix unter die Glocke einer Luftpumpe gebracht hatte, hielt, da sich beym Verdünnen der Luft ihr Gefühl von Unbehagen steigerte, ihre Pfote auf die Oeffnung, so daß keine Luft mehr ausströmen konnte, und nahm die Pfote wieder hinweg, als man von neuem Luft einließ. Der Affe des Degrandpré wußte sich den Anisbranntwein, nach welchem er lüstern war, dennoch zu verschaffen, obgleich sein Herr die offne Flasche unten fest gepicht hatte, indem er Sand und Steinchen hinwarf, wodurch die Flüßigkeit emporstieg. Eben so lehrt die Noth den gefangenen Stieglitz, sich das Trinkwasser in dem an einem Kettchen befestigten Fingerhut, so wie das auf schiefer Ebene bewegliche Futterkästchen mit den Klauen hinaufzuziehen.

Kluge Thiere, welche im Verkehr mit dem Menschen leben, lernen diesem öfter die Mittel ab, die zu einem für sie erwünschten Zwecke führen. So hatte der Wachtelhund, welchen Dureau de la Malle zum ersten Mal vom Lande nach Paris gebracht hatte, als er auf die Strasse gekommen, gern wieder ins verschlossene Haus wollte, an dem Verfahren eines Fremden es bemerkt, daß beym Anschlagen mit dem Klopfer die Thür aufgethan werde, er übte nun selber diese Kunst, gleichwie aus Freude über seine Entdeckung am ersten Tage 6mal aus, und in der Folge immer, so oft er ihrer bedurfte. Eben so meldete sich Abilgaards Hund durch Klingeln an der Hausthüre, wenn er diese verschlossen fand; der Hund eines Bekannten von Burdach klingelte dem Bedienten, wenn dieser vergessen hatte, ihm Wasser hinzustellen. So pflegte auch ein Strauß, von dem die Annales des Sciences naturelles erzählen, um die Mittagszeit zum Essen zu läuten, und der Hund eines Studenten, welcher gewohnt war, diesem bis vor die Thüre der Hörsäle zu folgen und außen liegen zu bleiben, verhielt sich ruhig, bis es Mittag läutete, dann aber suchte er seinem Herrn durch Kratzen an der Thür ein Zeichen zu geben, daß es jetzt Zeit sey, zum Essen zu gehen.

Hunde so wie Katzen pflegen sich zuweilen die Thüren durch Aufspringen oder Aufdrücken auf die Klinke zu öffnen, ja nach Lenz hatte eine Katze den Menschen den Vortheil, womit diese den Milchschrank öffneten, so gut abgesehen, daß sie von nun an durch Hineinstecken ihrer Pfote in den Ring des Schlüssels dasselbe leistete. Noch weiter gehen hierin Affen, wie denn Cuviers Orang Utang eine

Thür aufschloß, indem er die ihm dargereichten Schlüssel so lange versuchte, bis er den rechten fand, auch, wenn das Schloß ihm zu hoch war, einen Stuhl herbeyholte, auf welchem er zu ihm hinan stieg. Dasselbe Thier pflegte sich zur Tischzeit die zum Speisezimmer führende Thüre, in deren Nähe kein andres Mittel zum Hinansteigen war, dadurch zu öffnen, daß er sich an einem Seile nach dem für ihn zu hoch stehenden Drücker schwang, und als man einst absichtlich 3 Knoten in das Seil gemacht hatte, wodurch es für seinen Zweck zu kurz geworden, stieg der Affe am Seil hinan und löste zuerst den obersten, zuletzt den untersten Knoten. Der Cap Affe, den Rengger gelehrt hatte, kleine Palmnüsse mit einem Steine aufzuschlagen, wendete dasselbe Mittel an, um Schachteln und Gefässe zu öffnen, bis man ihm zeigte, wie sich Kästchen mittelst eines Stäbchens aufthun ließen, dessen er sich nun auch in andern Fällen als eines Hebels bediente. Seitdem man dem nämlichen Affen einmal statt eines Bonbons eine eingewickelte Wespe gegeben, welche ihn stach, hielt er jedes Papier, ehe er es aufwickelte, vorher an das Ohr. Lauret erzählt von einem Sajou, welcher, aus seinem Käfich entronnen, in einen Corridor entlaufen war, die Thüre hinter sich zugeriegelt und in einem Schranke, dessen Schlüssel er zuvor abgezogen, sich versteckt hatte.

Unter den Hunden, auf denen Le Vaillants Affe, wenn er müde war, zu reiten pflegte, war einer, welcher alsbald, wenn der Affe auf ihm saß, unbeweglich still stehen blieb, bis der Reiter, aus Furcht von der Gesellschaft getrennt zu werden, dieser nachlief, und der Hund, behutsam hinter ihm bleibend, ihm folgte. Ein kleines Hündchen, dem das Spiel der Violine großes Mißbehagen erregt hatte, nahm nach Beendigung des Spieles den Violinbogen vom Tische hinweg und trug ihn unter das Bett. Abilgaards Hund wußte, um wieder zum Fahrzeug seines Herrn zu kommen, sehr geschickt, nach einem vorher mißlungenen Versuche, die Strömung des Flußes zu benützen; wenn in Sibirien die an den Schlitten gespannten Hunde der Spur eines Wildes folgen, weiß ein kluger Leithund sie durch allerhand Künste davon abzubringen.

Nicht selten hat man Hunde zum Brieftragen von einem Landgut zum andern abgerichtet, indem man ihnen den Brief unter das Halsband schob. Das Thier suchte dann, beym Ziele angelangt, zuerst den Herrn des Hauses auf, und empfieng hierauf in der Küche zum Lohn eine reichliche Mahlzeit. Wenn ein erfahrener Hühnerhund ein angeschossenes Wildpret verfolgt, dann versagt er seinem ihn rufenden Herrn den sonst pünktlichen Gehorsam und ruht nicht eher, bis er diesem die Beute überbringen kann.

D'Obsonville sah, wie zwey Elephanten, durch Versprechungen aufgemuntert, eine Mauer durch den umgebogenen, mit Leder bedeckten Rüssel umstießen, indem sie gemeinsam ansetzten und zur rechten Zeit, um nicht beschädigt zu werden, zurückwichen. Ein kluger Elephant zu Neapel, der unter andern Wasser in einem kupfernen Gefäß zu holen abgerichtet war, trug nach Sonnini das Gefäß selbst zum Kupferschmied, als es schadhaft geworden war.

Der Hund pflegt die Heilung seiner Wunden durch Lecken derselben zu befördern. Als jedoch ein solches Thier am untern Augenlied verwundet war, wohin es mit der Zunge nicht reichen konnte, leckte es den Rücken seines Fußes und strich dann mit dem Speichel die Wunde. Ein Büffel, dem man seiner Wildheit wegen eine eiserne Kette an den durchbohrten Nasenknorpel befestigt hatte, faßte die Kette, nachdem er sich durch Auftreten auf dieselbe beym Grasen mehrmal weh gethan, mit der Spitze des einen Hornes an ihrem Endring und legte sie so auf den Kopf zurück. Der Affe steckt zwischen die geöffneten Schaalen der lebenden Auster ein Steinchen hinein, damit sich dieselbe nicht wieder schließen kann; die Nebelkrähe zerschmettert Schaalthiere, indem sie dieselben hoch herabfallen läßt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. October.

Nro. 200. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Recherches d'anatomie comparée sur le Chimpansé. Par W. Vrolik. Amsterd. 1842. 51 S. mit 8 lith. Tafeln. Fol.

Unter allen Thieren hat der Orang-Utan und Schimpanse die meiste Aufmerksamkeit erregt, weil ihre Gestalt die größte Aehnlichkeit mit der menschlichen hat. Man hat sich daher auch nicht bloß mit einer müßigen Verwunderung dieser seltsamen Geschöpfe begnügt, sondern in neuerer Zeit mit Ernst sich bemüht, ihre innere Beschaffenheit kennen zu lernen, um solche mit der menschlichen zu vergleichen und hiernach die Verwandtschaften wie die Differenzen zwischen dem Typus und seinem karrikirten Nachbilde in ihren tiefer liegenden Verhältnissen bemessen zu können. Peter Camper war der erste, der den Orang-Utan einer anatomischen Untersuchung unterwarf, die jedoch aus Mangel an alten erwachsenen Exemplaren nicht vollständig werden konnte. Mit besseren Hülfsmitteln sind ihm Temminck, Owen, Schlegel und S. Müller und namentlich Sandifort gefolgt, ohne daß noch alle Puncte erledigt wären. Noch weniger ist dieß bisher hinsichtlich des Schimpanse's der Fall gewesen. Zwar ist sein innerer Bau schon 1699 durch Tyson geschildert worden, indeß konnte diese Arbeit dem jetzigen Standpuncte der Anatomie nicht mehr genügen. Ueber hundert Jahre verflossen, bevor ein neuer Beytrag zur anatomischen Kenntniß der Schimpanse's durch Traill hinzukam. Owen lieferte bald hierauf osteograpische, Sandifort myologische Beyträge. Den folgenden Zeiten blieb immer noch eine reichliche Nachlese vorbehalten.

Vrolik der Jüngere hat in ausgezeichneter Weise die Gelegenheit benützt, ein gut erhaltenes Exemplar eines Schimpanse, das sein Vater für sein Museum acquirirt hatte, einer anatomischen Untersuchung zu unterwerfen und die gewonnenen Resultate dem Publikum vorzulegen. Es ist dieß eine meisterhafte Arbeit: nicht bloß höchst genau im Detail, sondern mit sorgfältiger Vergleichung, der bey mehreren verwandten Thieren und beym Menschen vorkommenden Verhältnisse und mit interessanten Beziehungen auf ihre physiologischen Eigenthümlichkeiten; zugleich mit vortrefflichen bildlichen Darstellungen, von denen noch besonders die Rede seyn soll.

Das zur Untersuchung verwandte Exemplar war ein junges weibliches Thier. Seine Länge vom Scheitel bis zur Ferse, bey ganz ausgestreckten hintern Extremitäten betrug 0,74 M. = 2′ 3½″; vom Scheitel bis zum After 0,49 = 1′ 6″ 2‴. Die Länge der obern Gliedmassen vom Acromion bis zur Spitze des 3ten Fingers ist 0,5 = 1′ 6″ 5‴. Die Entfernung des obern Randes des Schambeins bis zur Mitte des Kniegelenkes ist 0,18 = 6″ 7‴, von der bis zur Ferse 0,20 = 7″ 4‴. Die Länge der Hand und des Fußes, von der Stelle, wo ihre Callosität beginnt, gerechnet ist 0,155 = 5″ 9½‴.

In 8 Kapiteln behandelt der Verf. seinen Gegenstand: 1) vergleichende Osteologie des Schimpanse, 2) myologische Beschreibung, 3) vergleichende Anatomie der Muskeln, 4) vergleichende Neurologie, 5) vergleichende Angiologie u. 6) vergleichende Splanch-

nologie. Wir heben aus diesen Kapiteln einige der wichtigsten Puncte hervor; das frühere Bekannte ganz bey Seite lassend.

An der Handwurzel des Schimpanse's hat der Verf. nur die nämlichen 8 Knochen, wie Owen und Blainville gefunden. Vom Orang-Utan geben die Schriftsteller ebenfalls nur 8 an, denn obwohl Owen 9 zählt, so rührt dieser Ueberschuß doch bloß davon her, daß er das Erbsenbein als getheilt angiebt, was überdieß ganz unwesentlich zu seyn scheint, da der Verf. eine solche Trennung an den von ihm untersuchten Skeleten nicht wahrgenommen hat. Dagegen hat er bey dem Orang-Utan auf das Vorkommen desselben überzähligen Beines aufmerksam gemacht, das allen übrigen Affen zukommt, zwischen Kahn-, Kopf- und kleinern vielwinkligen Beine eingeschoben und von Ilg als überzähliges vielwinkliges Bein benannt worden ist. Der Schimpanse, indem ihm dieses Knöchelchen fehlt, hat hiedurch eine Aehnlichkeit mehr mit dem menschlichen Typus als der Orang-Utan.

Den breiten Rückenmuskel (latissimus dorsi) fand der Verf. ganz so wie bey andern Affen. Er inserirt sich nämlich an das Oberbein wie beym Menschen, aber von dieser Anheftungsstelle geht ein Muskelbündel ab, der sich am innern Condylus des Oberarmbeins und des Ellenbogenknorrens befestigt. Hiedurch muß die Wirkung des breiten Rückenmuskels, wie der Verf. mit Recht folgert, beym Schimpanse eine ganz andere als beym Menschen seyn; während er bey diesem fast nur dazu dient den Arm rückwärts zu wenden, muß er bey jenem ihn erheben, ihn einwärts richten und zugleich auf den Vorderarm wirken. Daß diese Insertionsweise des gedachten Muskels in Bezug auf das Vermögen zu klettern steht, leuchtet dem Verf. um so mehr ein, als er sie auch bey dem Gibbon und den Makakos, Merkel und Burdach bey andern Affen aufgefunden habe, und sie ebenfalls bey einem Thiere, das nur auf Bäumen sich zu bewegen im Stande ist, dem Unau wahrgenommen worden ist. Dasselbe Verhalten giebt der Verf. an drey andern kletternden Thieren, dem Lori, Bären und dem Opossum an.

Ref. erlaubt sich bey dieser Gelegenheit zu erinnern, daß er schon früher, indem er den Cercopithecus pygerythraeus, Cebus capucinus und Ateles subpentadactylus, in ihren myologischen Eigenthümlichkeiten schilderte *), darauf aufmerksam machte, daß die besondere Anheftungsweise des breiten Rückenmuskels vorzugsweise zum Heben und Schleudern des Körpers beym Klettern sich eignen möchte. Zu bedauern ist es, daß keine specielle Angabe über gedachten Muskel bey dem Orang-Utan vorliegt. Sandifort sagt bloß, daß er sich wie beym Menschen verhalte, woraus man also eigentlich zu folgern hätte, daß der Fortsatz zum Ellenbogenknorren fehle, wenn man nicht der Besorgniß Raum geben dürfte, daß er vielleicht doch nur übersehen worden seyn möchte. Vrolik äußert sich in dieser Beziehung gar nicht.

Den kurzen Beuger des kleinen Fingers hat der Verf. an Schimpanse und Gibbon so gut als ich bey den vorhin angeführten Affen gefunden. Ich führe dieß deshalb an, weil E. Burdach denselben an den von ihm untersuchten Exemplaren als fehlend angegeben hatte.

Als Streckmuskeln der Finger hat der Verf. drey oberhalb mit einander verbundene Muskelbänder angegeben, welche den gemeinschaftlichen Fingerstrecker, den Strecker des Zeigefingers und den Strecker des kleinen Fingers repräsentiren. Dann setzt er hinzu: „Man wird bemerken, daß der Strecker des Zeigefingers kein getrennter Muskel ist, und nur eine Partie der gemeinschaftlichen Masse der Strecker ausmacht. Das Resultat davon muß seyn, daß er in keiner so isolirten Weise wie beym Menschen wird wirken können, und daß daher der Zeigefinger des Schimpanses nicht bestimmt ist, um den Act des Zeigens und Deutens auszuführen, noch den andern so charakteristischen, durch welchen der Mensch Stillschweigen oder Aufmerksamkeit empfehlen will. Dieser Mangel steht ohne Zweifel in Bezug zu der geringern Vollkommenheit der intellectuellen Anlagen und zu der Unmöglichkeit sich abstrakte Ideen zu bilden.“ Ref. hat a. a. O. dem eben besprochenen Mangel eine ähnliche Deutung unterlegt.

Sehr schön setzt der Verf. die Vorzüge der

*) Schreber's Säugth. Supplementband I. S. 171.

Menschenhand vor der der Affen und übrigen Säugthiere auseinander. Obschon die Affen in dieser Beziehung dem Menschen am nächsten stehen, so ist doch ihre Handfläche minder breit und länger, die Finger sind verlängerter und in ihren Bewegungen minder isolirt, der Daumen mehr rückwärts gestellt und in seiner Richtung weniger den andern Fingern entgegen gesetzt. Hiedurch wird die Hand bey ihnen weniger ein Organ zum Fühlen und Greifen, als ein Mittel, durch welches sie sich forthelfen in ihren Bewegungen, welche sie zum Ersteigen der Bäume ausführen. Diese Unvollkommenheit erreicht bey mehreren amerikanischen Affen den höchsten Grad, während sie sich beym Orang-Utan und noch mehr beym Schimpanse am meisten der des Menschen annähert. Obschon bey ersterem ziemlich vollkommen, hat sie doch noch eine übermäßige Länge, während beym Schimpanse die Finger kürzer, der Daumen besser gebaut und die Handfläche breiter ist. Verf. wagt hierüber nicht zu entscheiden, ob die Hand des Schimpanses sich hohl machen könne; dagegen hat er sich an einem lebenden Exemplare des Orang-Utan versichert, daß dieser es nicht kann. Wann dieses Thier sich seiner Hand bediente, so geschah dieß immer mit einer gewissen Ungeschicklichkeit. Der Menagerie-Inspektor belustigte sich öfters, dasselbe an seinem Tische speisen zu lassen; aber obschon der Orang Utan gelernt hatte, hiebey die Bewegungen eines civilisirten Menschen nachzuahmen, seine leeren Teller darzubieten, sein Glas zu stellen, mit einem Löffel zu essen, so zeigte er doch hinreichend, daß seine Hand ihm nicht gestattete die Dexterität des Menschen zu erreichen. Wollte er z. B. einen Teller oder andern Gegenstand nehmen, so hielt er ihn niemals in der ausgebreiteten und geöffneten Hand, wie es der Mensch thut, sondern er schloß die Hand, indem er die Finger stark beugte. Verf. sah diesen Affen niemals die Finger vollständig ausstrecken. Dieß Alles beweist, daß die Hand des Orang-Utans eine große Geschicklichkeit zum Umspannen der Baumäste hat, daß sie aber in jeder andern Beziehung der des Menschen nachsteht. Dasselbe bemerkte der Verf. an zwey lebenden Gibbons (Hylobates leuciscus). Diese geringere Geschicklichkeit der Hand liegt in der übermäßigen Länge der Finger und hauptsächlich in der geringern Vollkommenheit und Situation des Daumens. Obschon der Daumen des Schimpanses sich am meisten dem des Menschen annähert, so fehlt doch demselben bisweilen der große Beugemuskel, und der kleine Abzieher und Gegensteller des Daumens sind viel weniger entwickelt als bey dem Menschen. Bey den andern Affen verschmelzen überdieß der große Abzieher und der kleine Strecker des Daumens.

Ueber die Beschaffenheit des Gehirn- und Nervensystemes des Schimpanses ist der Verfasser außer Stande, etwas zu sagen, da selbiges ganz zerweicht war; da er jedoch ein frisches Hirn des Orang-Utan zu untersuchen Gelegenheit hatte, so theilt er die Abbildung eines senkrechten Durchschnittes mit, der höchst interessant ist, als ein solcher bisher noch nicht dargestellt war, und aus selbigem eine Differenz vom menschlichen Gehirne hervorgeht, die bisher nicht hervorgehoben wurde. Diese besteht in der geringen Länge des Balkens. Während nämlich beym Menschen die hintere Partie desselben, oder das splenium, fast den hintern Vierhügeln entspricht, verlängert sie sich beym Orang-Utan noch nicht ganz bis zu den vordern Vierhügeln. Der Nervenlauf hat bey dieser Art die größte Aehnlichkeit mit der beym Menschen vorkommenden Anordnung, doch sind die Nerven beym Orang-Utan verhältnißmäßig stärker.

(Schluß folgt.)

Blicke in's Leben von Karl Friedrich Burdach.

(Schluß.)

Die Wespe, welche Darwin beobachtete, schnitt dem Bruststück der großen Fliege, deren sie sich bemächtigt und welche sie zertheilt hatte, die Flügel ab, als sie bemerkte, daß der Wind diese erfaßte und ihr den eigenen Flug erschwerte; eine Spinne wußte dem zwischen zwey Bäumen senkrecht angelegten Netze die nöthige Spannung dadurch zu

geben, daß sie an seinem untern Ende ein überſponnenes Keimchen befeſtigte. Wenn nach Kalms Bericht Vögel auf einem Felde von dem Mais gefreſſen haben, deſſen Saat in einem Abſud von weißer Nießwurz eingeweicht geweſen war, verſuchten keine andern Vögel derſelben Gattung mehr dieſe Räuberey. Während jedoch die Aasgeyer, welche vor der Ankunft der Franzoſen in Algier jeden Vorübergehenden ganz nahe kommen ließen, vor jedem Europäer ſchon in ziemlicher Ferne die Flucht ergreifen, lernt der Pinguin niemals den Jäger fliehen; die dumme Lumme (Alca torda) ſetzt ſich an dieſelbe Stelle hin, wo ſo eben ihre Gefährtin geſchoſſen worden; der große Brachvogel fliegt nach einem Fehlſchuſſe nicht fort.

Durch Schlauheit vermag das Thier in vielen Fällen ſich und ſeine Handlungen vor Beeinträchtigung zu ſchützen. Der kluge Kranich weiß, nach Naumann, ſein Neſt ſo gut zu verheimlichen, daß es äußerſt ſelten von Menſchen entdeckt wird, indem er ſchon von Weitem gebückt und verſteckt heranſchleicht; der Strauß nähert ſich ſeinem Neſt in einem großen Bogen. Ein Buſſard, der mit einem Habicht zuſammengeſperrt war, trug das dargereichte Futter in einen Winkel und verzehrte es mit ausgebreiteten Flügeln, daß der Habicht es nicht ſehen konnte; ein junger Affe, den Cuvier beobachtete, ſchnappte von den vorhandenen Früchten, ſobald ſeine Mutter ſich abwendete, etwas weg und kehrte ihr, ſo lang er es verzehrte, den Rücken zu; wenn Levaillants Affe in einiger Entfernung von ſeinem Herrn eine wohlſchmeckende Wurzel gefunden hatte, dann fraß er dieſelbe, unvermerkt nach dem Herrn hinblickend, in größter Eile auf oder verſteckte ſie, wenn Levaillant ſich nahte.

Verſtellung üben die Thiere auch nicht ſelten, um der Beſtrafung des Menſchen zu entgehen oder ihre Abſichten vor ihm zu verheimlichen. So blickte Reneggers Affe, wenn er wegen des Stehlens von Eßwaaren beſtraft worden war, auch die beſten Leckerbiſſen ſcheinbar gleichgültig an, ſo lange ſein Herr dabey war, ſtahl aber ſogleich hinter deſſen Rücken. Wurde er auf der That ertappt, dann ſchrie er aus Furcht, glaubte er dagegen unbemerkt geſündigt zu haben, dann that er ſo unbefangen, als ob nichts geſchehen wäre. Eben ſo ſtellte er ſich gegen die, welche ihn beleidigt hatten, ganz freundlich, ergriff jedoch die nächſte günſtige Gelegenheit zur Rache. Wenn der Fuchs einen Vogel fangen will, ſtellt er ſich, als bemerke er ihn gar nicht, oder wohl gar, als wolle er ſchlafen; er achtet ſcheinbar nicht auf das Geſchrey der Nebelkrähen, die ihn verfolgen, bis dieſelben immer dreiſter werdend, ihm ſo nahe kommen, daß er ſie erhaſchen kann. Wenn der Hund bey Nacht umhergeſtrichen iſt, ſchleicht er ſich bey frühem Morgen ins Haus, ſtellt ſich ſchlafend, blinzt aber von Zeit zu Zeit mit den Augen, um zu lauſchen, ob ſein Herr etwas merkte. Ein Elephant der Pariſer Menagerie, der ſeinem Herrn aufs Wort gehorchte, wollte eines Tages in einen Verſchlag gehen, worinnen Heu lag. Der Wärter verbot dieß und gebot ihm, die Thür zu ſchließen; der Elephant gehorchte nicht, und als der Befehl immer dringender wurde, gieng er an eine andre Thür, welche er, gleich als habe er den Befehl mißverſtanden, zumachte.

Die Liſt iſt mehr activ und ſucht irre zu führen. So bey den Vögeln, wenn ſie Thiere oder Menſchen von ihrem Neſt hinwegzuleiten ſuchen. Zuweilen wird die Liſt des einen Thieres von der des andern beſiegt, ſo die eines Kaninchens, welches ſich vom Hund gejagt unvermerkt ſeinem Baue zu nahen und in dieſem zu verbergen wußte, bis einmal der Hund den Jäger allein mit der Verfolgung des Thieres ſich beſchäftigen ließ, während er indeß in der Nähe des Baues lauerte und das Kaninchen bey ſeinem Schlupfwinkel erhaſchte.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. October.

Nro. 201. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Analyse raisonnée des travaux de Georges Cuvier, précédée de son éloge historique par P. Flourens. Paris et Leipsig 1841. 287 S. kl. 8.

Flourens, Professor der vergleichenden Physiologie am Museum der Naturgeschichte zu Paris und beständiger Sekretär der dortigen Akademie der Wissenschaften, hat im vorliegenden Werkchen eine analytische Darstellung der Hauptarbeiten Cuvier's gegeben und derselben die Gedächtnißrede, die er in der Akademie zu Ehren des Verstorbenen am 29 December 1834 gelesen hatte, als eine Art von Einleitung beygefügt. Da die Biographie des großen Naturforschers das meiste Interesse für unsere Leser haben möchte, so wollen wir dieselbe in ihren Hauptzügen mittheilen.

G. Cuvier wurde den 23. August 1769 zu Mömpelgard geboren, einer Stadt, die damals noch dem Herzog von Würtemberg gehörte, nun aber mit Frankreich vereinigt ist. Seine Familie stammt aus einem Dorfe des Jura ab, das noch den Namen Cuvier trägt. Zur Zeit der Reformation, der sie sich zuwandte, ließ sie sich in dem kleinen Fürstenthum Mömpelgard nieder, wo einige ihrer Mitglieder ausgezeichnete Stellen einnahmen. Cuvier's Großvater war von einer armen Linie, und bekleidete das Amt eines Stadtschreibers. Von seinen zwey Söhnen trat einer in ein Schweizerregiment, das in französischen Diensten stand, und wurde seines guten Betragens wegen Offizier und Ritter des Verdienstordens. Fünfzig Jahre bereits alt, heirathete er eine noch ziemlich junge Frau, welche die Mutter von Georg Cuvier wurde. Mit eben so großer Verständigkeit als Liebe leitete sie die Erziehung ihres Sohnes, welcher frühzeitig große Anlagen zeigte. Ein Exemplar von Büffon, das er bey einem seiner Verwandten fand, erweckte plötzlich bey ihm die Lust zur Naturgeschichte. Augenblicklich machte er sich daran die Figuren zu kopieren und sie nach den Beschreibungen zu illuminiren.

Von größter Wichtigkeit für Cuvier war sein Aufenthalt in der vom Herzog Karl gegründeten Akademie zu Stuttgart, wo nach beendigtem philosophischen Kursus die Zöglinge in eine der fünf höhern Fakultäten, die für die Jurisprudenz, Medicin, Cameralwissenschaften, Militärwissenschaften und den Handel errichtet waren, übergiengen. Cuvier wählte sich das Cameralfach, weil man, wie er in seinen hinterlassenen autobiographischen Notizen sagt, in dieser Fakultät sich viel mit Naturgeschichte beschäftigte und er also auf häufige Gelegenheiten zu botanisiren und Kabinete zu besuchen rechnen konnte. Sein Hang für naturhistorische Studien trat immer entschiedener hervor. Einer seiner Lehrer beschenkte ihn mit der zehnten Ausgabe von Linné's Systema naturae und dieses Buch machte während mehr als zehn Jahren fast seine ganze naturhistorische Bibliothek aus. Was ihm aber an Büchern abgieng, ersetzte er durch unmittelbares Beobachten der ihn umgebenden Naturgebilde, und durch fleißige Anschauung derselben prägte er sich selbige tiefer ins Gedächtniß, als wenn er viele Werke zu seiner Verfügung gehabt hätte.

Seine naturhistorischen Studien hatten jedoch dem vorgeschriebenen Kursus so wenig Eintrag eingethan, daß er im Gegentheil immer alle Preise

davon trug, und zu den ausgezeichnetsten Schülern gehörte. Alle Aussicht war für ihn vorhanden beym Herzoge eine gute Anstellung zu erlangen, zum Glück aber für die Naturgeschichte erlaubten die Verhältnisse seiner Aeltern es nicht zu warten, und so mußte er denn, als er Stuttgart verließ, die Stelle eines Erziehers bey einer Familie in der Normandie annehmen, bey welcher er im July 1788 noch nicht ganz neunzehn Jahre alt, eintraf.

Von diesem Augenblicke an gewann seine Neigung zur Naturgeschichte neue Stärke. Die Familie Herici, bey der er sich befand, zog bald auf eines ihrer Landgüter bey Fecamp. Hier brachte er die Jahre von 91 bis 94 zu, umgeben von den verschiedenartigsten Producten des Meeres und Landes, deren Studium er sich hingab, fast immer ohne Bücher und Verkehr mit Jemand, dem er sich hierüber mittheilen konnte. Je weniger ihm von Außen her Hülfsmittel zukamen, um desto mehr mußte er sie in seiner eignen Thatkraft suchen; je weniger er von Außen geleitet wurde, um desto mehr mußte er an Selbstständigkeit in seinen naturhistorischen Studien gewinnen und neue Bahnen sich in selbigen eröffnen. So faßte er schon damals, als bey Fecamp einige versteinerte Terebratuliten ausgegraben wurden, den Plan, die fossilen Arten mit den lebenden zu vergleichen; zu gleicher Zeit brachte ihn die Zergliederung einiger Mollusken auf den Gedanken, eine Reform in der systematischen Anordnung der Thiere vorzunehmen. In solcher Weise entwickelten sich in dieser Periode bereits die Keime zu zweyen seiner wichtigsten Arbeiten, die er späterhin in Ausführung brachte.

Bald trat ein neuer, wichtiger Wendepunkt in Cuviers Lebensverhältnissen ein. Tessier, den die Stürme der Revolution in Fecamp zurückgehalten hatten, wo er seit einiger Zeit als Oberarzt im Militärspitale diente, lernte den jungen Naturforscher kennen und war voll Erstaunen über den Umfang seiner Kenntnisse. Er veranlaßte ihn anfänglich, botanische Vorlesungen seinen Spitalärzten zu halten, dann wandte er sich an seine Freunde am Pflanzengarten, um ihnen aufs angelegentlichste den jungen Docenten zu empfehlen. An Fussier schrieb Tessier unter andern: „Sie erinnern sich, daß ich es bin, der Delambre der Akademie gegeben hat; in einem anderen Fache wird dieser auch ein Delambre seyn.“ Auf solche Empfehlungen, die in Paris insbesondere von Geoffroy unterstützt wurden, gelang es, Cuvier an den Pflanzengarten zu bringen, wo er als Suppléant von Mertrud eintrat, dem damals die Vorlesungen über vergleichende Anatomie übertragen waren.

Wenige Monate nach seiner Ankunft in Paris, im Jahre 1795, hatte er bereits einen Ruf sich erworben, der bereits dem der angesehensten Naturforscher gleichkam, und noch in diesem Jahre, in welchem das Nationalinstitut errichtet wurde, wurde er Daubenton und Lacepede adjungirt. Im folgenden Jahre eröffnete er an der Centralschule des Pantheon seine Vorlesungen, die schnell den größten Beyfall erlangten. Daubentons Tod rief ihn 1799 auf einen noch viel wichtigeren Lehrstuhl, auf den der Naturgeschichte am Collége de France, nach Mertrud's Tode wurde er Titular-Professor am Pflanzengarten, und von 1803 an beständiger Sekretär des Instituts, in welcher Eigenschaft er einen merkwürdigen Bericht über die Fortschritte der Naturwissenschaften seit 1789 abstattete, der vom Kaiser außerordentlich günstig aufgenommen wurde. Seit seinem Eintritte in Paris erschien nun in rascher Folge eine Hauptarbeit nach der andern, durch welche die Zoologie, Zootomie und Petrefaktenkunde eine ganz andere Gestalt gewonnen. Zu gleicher Zeit mehrten sich die Aemter und Würden, die ihm nach und nach übertragen wurden. Im Jahre 1808 wurde er zum Mitgliede des Universitätsrathes und 1813 zum Maitre des requêtes ernannt. Die Bourbons konnten nicht anders als eine solche Celebrität respektiren. Nicht nur behielt er seine Stellung, sondern wurde auch allmählig Staatsrath, Präsident des Comité des Innern, Kanzler des öffentlichen Unterrichts und 1831 bey einer neuen Umgestaltung der politischen Gewalten Pair von Frankreich.

Wenn man bedenkt, daß die meisten dieser Aemter nicht bloße Titularwürden waren, sondern zum Theil seine Thätigkeit stark in Anspruch nahmen, so muß man nicht wenig erstaunen, wie der vielbeschäftigte Mann, noch im Stande war, so

bedeutende und zugleich umfangreiche wissenschaftliche Arbeiten, wie sein Recherches sur les ossemens fossiles, sein Regne animal, seine Histoire naturelle des poissons u. s. w. zu Tage zu fördern, und überdieß die ungeheueren zoologischen und zootomischen Sammlungen anzulegen und in Ordnung zu halten. Aber außer ungemeinen Geistesgaben und einem außerordentlichen Gedächtnisse besaß er die noch ungewöhnlichere Gabe, ohne Anstrengung von einer Arbeit unmittelbar zu einer andern übergehen zu können; eine besondere Gabe, die, wie Flourens bemerkt, mehr als jede andere beygetragen haben mag, seine Zeit und Kräfte zu vervielfältigen. Auch rühmt unser Biograph an Cuvier, daß wohl Niemand in der Welt ein so ununterbrochenes und methodisches Studium aus der Kunst keinen Augenblick zu verlieren, gemacht haben könne. Jede Stunde hatte ihre bestimmte Arbeit, jede Arbeit ein Zimmer, das ihr bestimmt war, und in welchem sich Alles, was sich auf diese Arbeit bezog, beysammen befand: Bücher, Zeichnungen, Gegenstände. Alles war vorgerichtet und vorgesehen, damit keine äußere Ursache ihn in seinen Meditationen und Untersuchungen hindern konnte.

Im Umgange zeigte sich Cuvier ernst — von einer politesse grave, wie sich Flourens ausdrückt, und die sich nicht in Worte ausbreitete — aber er hatte eine innere Güte und ein Wohlwollen, die vollkommen seinen Handlungen entsprachen. Man möchte sagen, fügt der Biograph hinzu, daß er auch in dieser Beziehung jeden Zeitverlust fürchtete.

Während Cuvier in seiner wissenschaftlichen und amtlichen Laufbahn an Ruhm und Ehre fortwährend zunahm, so daß nach dieser Seite hin auch der ungemessenste Ehrgeiz sich befriedigt hätte sehen müssen, erfuhr er dagegen in seinem häuslichen Leben schwere Heimsuchungen, die ihn an das Vergängliche des irdischen Treibens von Zeit zu Zeit mit eindringlicher Stimme erinnerten, und ihn davor bewahrten, daß er sich der durch Gottes Gnade ihm verliehenen Gaben nicht überhob. Mit einer trefflichen Frau, die ihn überlebte, verheirathet, erfuhr er das schwere Loos, seine vier Kinder frühzeitig ins Grab sinken zu sehen. Er selbst folgte

ihnen am 13. Mai 1832 nach. Sein Namens Gedächtniß wird zwar nicht durch Söhne und Enkel auf die Nachwelt gebracht; aber in der Geschichte der Wissenschaften wird er, so lange diese selbst bestehen, als ein heller Stern den fernsten Zeiten leuchten.

Ref. will dem Verfasser nicht in die besondere Analyse der Cuvier'schen Werke folgen, sondern nur zum Schlusse noch die ersten Arbeiten desselben aufführen, da diese minder bekannt, zum Theil in Zeitschriften niedergelegt sind, die in den wenigsten deutschen Bibliotheken aufzutreiben seyn werden. Seine ersten Aufsätze datiren sich vom Jahre 1792 her, und sind im zweyten Bande des Journal d'histoire naturelle enthalten; ihre Titel lauten: 1) observations sur quelques Diptères, 2) mémoire sur les Cloportes, 3) anatomie de la Patelle commune. Zahlreicher und bedeutender sind seine Abhandlungen gleich von seinem ersten Auftreten in Paris an und in dem Magasin ecyclopédique an III. enthalten. Darunter sind die wichtigsten: 1) Mém. sur une nouvelle classification des Mammiféres et sur les principes qui doivent servir de base dans cette sorte de travail, lu le 1er floréal de l'an III. (Mai 1795) par les cit. Geoffroy et Cuvier. 2) Mém. sur la structure interne et externe et sur les affinités des animaux auxquels on a donné le nom des vers. 3) Second mém. sur l'organisation et les rapports des animaux à sang blanc, dans lequel on traite de la structure des Mollusques et de leur division en ordres. 4) Anatomie du grand Limaçon (Helix pomatia) in Bull. de la Soc. phil. 1795 und viele andere Aufsätze in diesem Jahre.

Recherches d'anatomie comparée sur le Chimpanse.

(Schluß.)

Das Blutgefäßsystem zeigt nicht weniger Aehnlichkeit mit dem menschlichen, als die andern Systeme. Zunächst ist der Ursprung der Stämme,

die von dem Aortenbogen kommen, der nämliche. Es giebt drey Stämme, die arteria innominata, die carotis und subclavia sinistra. Das Vorkommen dieser drey Stämme ist eine bemerkenswerthe Thatsache, indem der Schimpanse und, nach Sandifort's Beobachtung, auch der Orang-Utan die einzigen Thiere sind, welche diese Gefäßanordnung zeigen, indem bey den übrigen Säugthieren drey andre Typen hiefür sich einstellen. Es muß jedoch bemerklich gemacht werden, daß an vier jungen Orang-Utans, deren Herz der Verf. beobachten konnte, die arteria innominata, wie bey andern Vierhändern, drey Stämme (die rechte Schlüsselbeinarterie und die beyden Carotiden) abgab, der Ursprung der linken Carotis war indeß so tief, daß sie fast einen besondern Stamm bildete. Sie war aber in der That ein gesonderter Stamm in dem alten männlichen Orang-Utan, den Sandifort zergliederte, und der Verf. sieht es daher für möglich an, daß mit dem vorschreitenden Wachsthume die linke Carotis von der arteria innominata sich sondern möchte.

Unter den Eingeweiden verdient der Kehlkopf wegen der ihm anhängenden Säcke besondere Beachtung. Das Zungenbein des Schimpanses hat viele Aehnlichkeit mit dem des Menschen und differirt hauptsächlich von dem anderer Affen darin, daß seine Basis nicht schildförmig erweitert ist. Die kleinen Hörner konnte der Verf. nicht wahrnehmen. Schild-, Ring- und Gießkannenknorpel bieten nichts Besonderes dar. Vor dem Schildknorpel findet sich ein Sack, der mit dem linkel Ventrikel des Kehlkopfs communicirt. Sandifort sagt, daß die Kehlkopfs-Ventrikeln sich in Säcke ausdehnen, wovon der linke größer ist. Traill beschreibt sie als häutige Säcke und Röhren, die von den Ventrikeln ausgehen und deren linker ansehnlicher ist. Nach diesem scheint es, daß der bald einfache, bald doppelte Sack des Kehlkopfs nur eine Verlängerung der Ventrikeln des Larynx ist. Zur Ermittelung der Functionen dieser Kehlsäcke geht der Verf. in weitere Untersuchungen ein und zeigt am Orang-Utan, Makako, Maimon, Mandrill und Inuus Rhesus, daß die Größe derselben mit dem Alter zunehme und gewöhnlich beym Männchen ansehnlicher sey. Er sieht sie nicht sowohl für Stimmorgane

als für Luftbehälter an, bestimmt, das Gewicht der obern Partie des Körpers zu erleichtern.

Der Magen ist dem des Menschen ganz ähnlich. Die dünnen Därme haben die nämliche Lage wie bey diesem und sind eben so wie diese mit valvulae conniventes und der Zellenhaut versehen. Der wurmförmige Anhang des Blinddarmes ist durch eine Einschnürung von diesem abgesondert, während ihn der Verf. beym Orang-Utan ohne Unterbrechung von diesem sich fortsetzend fand.

Ueber die Geschlechtsorgane ließ sich nichts ausmitteln, weil das Thier zu jung war.

Zum Schlusse fügt Ref. noch einige Worte über die eben so schön als genau ausgeführten 7 lithographirten Tafeln bey *), da sie zur Erhöhung des wissenschaftlichen Werthes dieser Arbeit wesentlich beytragen. Tab. I. stellt das Skelet des Schimpanse im Profile dar und ist auf 2/3 der Lebensgröße dieses Individuums reducirt. Tab. II. Muskeln und andere weiche Theile des Halses. — Tab. III. vordere Oberfläche der Bauchwandung, in der Weise präparirt, daß auf der rechten Seite sich die Aponeurose des großen schiefen Bauchmuskels, den geraden Bauchmuskel bedeckend, zeigt, während diese Aponeurose und der große schiefe Bauchmuskel auf der linken Seite weggenommen ist. — Tab. IV. vordere Extremität in der Art präparirt, daß alle weichen Theile, Muskeln, Gefässe und Nerven der innern Oberfläche sich so viel als möglich wahrnehmen lassen. — Tab. V. Vorderarme und Unterschenkel, hauptsächlich um die Musculatur zu zeigen. — Tab. VI. hintere Extremität, Herz, Kehlkopf und Leber des Schimpanse, zugleich mit der Handwurzel und dem Gehirne des Orang-Utans. — Tab. VII. hintere Seite des Ober- und Unterschenkels, hauptsächlich der Muskeln wegen. — Ueberdieß ist dem Titelblatte noch eine Vignette beygefügt, eine Copie von dem Porträt des Schimpanses, der in London lebte, und die denselben ganz naturgetreu darzustellen scheint.

A Wagner.

*) Die Darstellung des Gehirns und des Kehlkopfes sind die beiden einzigen Figuren, welche nicht befriedigend sind.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. October.

Nro. 202. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Die Vögel Europas. Gezeichnet und in Stahl gestochen von Johann Conrad und Eduard Susemihl. Text unter der Leitung Temminck's, mit Beyträgen von mehreren bewährten Naturforschern bearbeitet von Dr. Schlegel, Conservator am Museum zu Leyden. Stuttg. seit 1839. Lieferung 1—10. 4.

Die beyden Susemihl, Vater und Sohn, als Kupferstecher den Naturforschern wohl bekannt, haben sich an das Unternehmen gemacht, die Vögel Europas in kolorirten Stahlstichen darzustellen. Als Bearbeiter des Textes ist auf den beyden ersten Heften Dr. Gergens, Lehrer der Naturkunde, genannt *); von der dritten Lieferung an ist aber an dessen Stelle Schlegel eingetreten, ein Wechsel, der dem Gedeihen des Unternehmens nicht anders als höchst förderlich seyn konnte, da dem letzteren Hülfsmittel zu Gebote stehen, wie sie dem früheren Bearbeiter wohl nicht gewährt seyn mochten. Um über die Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit eines solchen neuen Unternehmens ein sicheres Urtheil fällen zu können, ist es nöthig, dasselbe in Vergleich mit den bereits vorliegenden Werken derselben Kategorie zu bringen, und es gegen diese in Bezug auf Billigkeit des Preises, auf wissenschaftlichen Inhalt des Textes und auf Schönheit der Abbildungen abzuschätzen.

Die Concurrenz, welche das Susemihlsche Werk zu bestehen hat, ist in einer Hinsicht groß, in einer andern klein zu nennen. Groß ist sie, wenn man die vielen Kupferwerke, welche die ornithologische Fauna der einzelnen europäischen Länder darstellen, mit in Rechnung bringt, was in so weit geschehen kann, als wenigstens die mitteleuropäischen Länder die meisten von den Arten, welche überhaupt der europäischen Fauna zustehen, bey sich aufzuweisen haben. Gleichwohl wird von dieser Seite her das Susemihlsche Unternehmen nicht sonderlich beeinträchtigt werden, da denn doch jeder speziellen Fauna immer noch genug europäische Arten abgehen, was für Deutschland, England und Frankreich, namentlich mit den östlichen Vögeln, und für beyde erstere Länder insbesondere wieder mit den südeuropäischen Arten der Fall ist. Diese in guten Abbildungen dargestellt zu erhalten, ist demnach auch ein Wunsch des Ornithologen, der sich bereits im Besitz von Abbildungen der ornithologischen Fauna einzelner Länder befindet; überhaupt aber ist es angenehm, die Gesammtheit der Arten einer Thierklasse von einem ganzen Kontinent in naturgetreuen Bildern in einem einzigen Werke sich vorgeführt zu sehen.

Die ornithologischen Lokalfaunen werden demnach den Susemihlschen Abbildungen keinen sonderlichen Eintrag thun; etwas anderes ist es mit den Bilderwerken, die sich mit der Darstellung sämmtlicher europäischer Vögelarten befassen. Indeß in dieser Beziehung ist die Concurrenz klein; dagegen

*) Der Titel der beyden ersten Lieferungen heißt: Abbildungen der Vögel Europas, herausgegeben, gezeichnet und in Stahl gestochen von J. C. Susemihl und E. Susemihl. Text nach Temminck's manuel d'ornithologie und den vorzüglichsten neueren Schriften und mit Beyträgen von mehreren bewährten Naturforschern bearbeitet von med. Dr. Gergens.

ist sie, wie hinzugesetzt werden muß, nicht ohne Gefahr. Es sind nur zwey Werke, die hier in Betracht kommen können. Das eine ist Werner's Atlas des oiseaux d'Europe, pour servir de complément au Manuel d'Ornithologie de Mr. Temminck. Dieser Atlas ist in der modesten Form von Oktav erschienen und um den ziemlich billigen Preis von 6 Franks für die Lieferung von 10 Tafeln; die Verbreitung desselben ist jedoch fast ganz auf Frankreich beschränkt geblieben, er scheint selbst in England wenig bekannt geworden zu seyn, da Swainson ihn in seiner Bibliography nicht aufführt, und hat jedenfalls in Deutschland noch weniger Beachtung als jenseits des Kanals gefunden. Bey uns kann demnach der Wernersche Atlas den Susemihlschen Abbildungen keinen Eintrag thun. Ungleich bekannter als das französische Unternehmen ist das englische, welches Gould unter dem Namen Birds of Europe in der prachtvollsten Ausstattung publicirt hat und welches als artistisches Prachtwerk mit Recht einen hohen Rang behauptet. Indeß auch dieses Werk wird der Susemihlschen Fauna nicht hinderlich in den Weg treten, als jenes einen Preis (72 Guineen) kostet, der seinen Absatz bey uns auf einige wenige Bibliotheken beschränkt, und der es der übergroßen Mehrzahl der deutschen Ornithologen ganz unzugänglich macht.

Dagegen empfehlen sich die Susemihlschen Abbildungen der Vögel Europas schon gleich durch ihren höchst billig gestellten Preis, und dieß ist ein Punkt, der auf dem Continente sehr in Berücksichtigung zu ziehen ist. Das Heft in der groß Octav-Ausgabe kostet 1 fl. und in der Quartausgabe 1 fl. 24 kr. Das ganze Werk soll in 50 Lieferungen vollständig erscheinen, so daß man also um den Preis von 50 Gulden sämmtliche europäische Vögelarten in colorirten Abbildungen erhalten kann, ein Preis, der um so leichter bestritten wird, als er sich auf mehrere Jahre vertheilt.

Indeß die Billigkeit des Preises ist es nicht allein, was dieß Werk der Empfehlung werth macht. Auch die Abbildungen zeichnen sich in sehr vortheilhafter Weise aus. In eben so schöner als naturgetreuer Darstellung des Habitus und in genauer Ausführung des Details reihen sie sich den besten ornithologischen Abbildungen an; in letzterer Beziehung sind sie selbst den Gouldschen Tafeln häufig vorzuziehen, welche das Detail mehr andeuten als ausführen. Nur ein Wunsch bleibt übrig, daß das Colorit bey mehreren Arten mehr Lebhaftigkeit und Frische erhalten möge. Während Gould häufig die Farben weit lebhafter, als sie die Natur zeigt, aufgetragen hat, sind die Susemihls nicht selten hinter ihr zurückgeblieben und entziehen also den Vögeln einen Schmuck, der sie so wohl kleidet. Dieß ist indeß ein Fehler, dem leicht abzuhelfen ist.

Einen Hauptwerth erlangt das Susemihlsche Werk endlich noch durch den von Schlegel gearbeiteten Text, und in dieser Beziehung kann die Gouldsche Fauna mit ihr in gar keine Concurrenz kommen. In letzterer ist der Text ganz in den Hintergrund getreten, und besteht nur aus kurzen Erläuterungen der Tafeln. Schlegel dagegen liefert eine ausführliche systematische Bearbeitung der europäischen Vögel, reich an eigenen neuen Untersuchungen, mit scharfer kritischer Prüfung der vorliegenden Literatur, und höchst sorgfältiger Berücksichtigung der geographischen Verbreitung der Arten. Von ihm ist bis jetzt vollständig bearbeitet die Gattung der Geyer, bey welcher er sich nicht bloß auf die europäischen Arten beschränkt, sondern, was sehr dankenswerth ist, auch die ausländischen kurz berücksichtigt und die Verwirrung in der Bestimmung der Arten, unsers Erachtens nach, auf das Befriedigendste gelöset hat. In gleicher Vollständigkeit ist die Gattung der Aasgeyer und Bartgeyer abgehandelt und mit der Familie der falkenartigen Vögel der Anfang gemacht; in der Einleitung zu dieser sind höchst interessante historische Untersuchungen über die Falkenbeize mitgetheilt.

So können wir denn, wie aus dem Vorstehenden erhellt, das Susemihlsche Unternehmen unsern Lesern aufs Beste empfehlen, und an demselben um einen ungleich billigeren Preis einen vollständigen Ersatz für das Gouldsche Luxuswerk erlangen und bezüglich des Textes noch weit mehr, als dieses zu geben vermochte.

A. Wagner.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

I. Hälfte. Januar — Juny.

Manuscripte.

Fragmente einer Handschrift von Thürheim's Rennewart.

Saalbuch des Kloster-Verwaltungsamtes Heidenheim d. a. 1400. Pergamentmanuscr. in Fol.

Expulsion de la religion de los Jesuitas de los Dominicos de España que fue a. 1767. 4.

Reino de S. Fe, nuevo reino de Granada. fol.

Druckwerke.

Dr. J. G. Th. Gräsſe, Lehrbuch einer allg. Literärgeschichte aller bekannten Völker der Welt von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Bd. II. Abth. 2. 2te Hälfte. Dresden 1842. 8.

H. Roux-Ferrand, Histoire des progrès de la civilisation en Europe depnis l'ère chrétienne jusqu'au XIX. siècle. Vol. 6. Paris 1841. 8.

Th. Fr. Dibdin, an introduction of the knowledge of rare and valuable editions of the Greek and Latin Classics. 4. Edit. Vol. 1. 2. Lond. 1827. 8.

Lowndes British Librarian or book-collector's guide etc. Class I. Religion and its history. Part. 11. Lond. 1842. 8.

J. M. Quérard, La France littéraire, ou dictionnaire bibliographique etc. T. X. livr. 2. Paris 1842. 8.

— —, La litérature francaise contemporaine. 1827 — 1838. Continuation de la France litéraire. Vol. I. livr. 6. Par. 1842. 8.

Swensk Bibliographi eller allmän Fôrteckning öfwer utkomma Böcker, Musikalien ... för år 1842. Stockholm. 8.

Catalogue des Manuscrits de la Bibliothèque de la Ville de Chartres. Chartres 1840.

H. Piers, Catalogue des Manuscrits de la bibliothèque de Saint-Omer. Lille 1840.

Giornale dell' J. R. istituto Lombardo di scienze, lettere ed arti e biblioteca italiana compilata da vari dotti nazionali e stranieri. Vol. 1 — 3. Milano 1841 — 42.

Dr. Jul. Petzholdt, Bibliothek des Hochstiftes zu St. Johannes zu Meissen. Meissen 1840. 8.

— —, Bibliotheken der Klöster und des Collegiatstiftes zu Freyberg. Dresden 1842. 8.

N. A. Polewoj, Skizzen der russischen Literatur. Petersb. 1839. 8.

Chr. Fr. Staelin, Zur Geschichte und Beschreibung alter und neuer Büchersammlungen im Königreich Würtemberg. Stuttg. 1838. 8.

Leo Graf von Thun, Ueber den gegenwärtigen Zustand der Böhmischen Literatur und ihre Bedeutung. Prag 1842. 8.

M. Villemain, Tableau de l'état actuel de l'instruction primaire en France. Par. 1841. 8.

Dr. J. Th. Vömel, Die Aechtheit der Urkunden in des Demosthenes Rede vom Kranze vertheidigt gegen Herrn Prof. Droysen. Fnankf. 1841. 4.

Weidmann, Bibliothekar, Gesch. der Bibliothek St. Gallen seit ihrer Gründung um das Jahr 850 bis auf 1841. St. Gallen 1841.

M. Koch, Kurzgefaßte kritische Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst mit der ältesten Wiener und österreichischen Buchdruckergeschichte. Leipzig 1841. 8.

Actes de l'académie royale des sciences, belles-lettres et arts de Bordeaux. II Année, Trimestre 1 — 4. Bordeaux 1841. 8.

Annuaire historique pour l'année 1842, publié par la société de l'histoire de France. Par. 1841. 8.

Greenough, Address to the royal geographical society of London. Lond. 1841. 8.

A. Quetelet, Sur la longitude de l'observatoire royal de Bruxelles. Bruxelles 1839. 4.

— —, Catalogue des principales apparitions d'étoiles filantes. Bruxelles 1839. 4.

Transactions of the royal society of Edinburgh. Vol. 1 — 14. Edinb. 1788 — 1840. 4.

Carl Christ. Gjorwell, Samlaren. Del 1 — 9. Stockholm 1773 — 75.

Rivista Europea. Nuova serie del Ricoglitore italiano e straniero. Anno V. p. 1. Milano 1842. 8.

Antonii Dadini Alteserrae antecessoris olim Tolosani opera omnia. Cura et sumtibus Mich. Marotta. Vol. 1—11. Neap. 1777—1780. 4.

Theob. Wilh. Broxtermann sämmtliche Werke, gesammelt und herausg. von Ed. Wedekind. Osnabrück 1841. 8.

Ph. O. Runge, hinterlassene Schriften. Th. 1. 2. Hamburg 1841. 8.

Raccolta di opuscoli scientifici e letterari di autori Italiani. Vol. 1—25. Ferrara 1779—96. 4.

M. Villemain, Mélanges philosophiques historiques et littéraires. 4. edition. Vol. 1 — 3. Bruxelles 1829.

Dr. Just. Olshausen, Ueber den Ursprung des Alphabetes und über die Vocalbezeichnung im alten Testament. Kiel 1841.

B. Biondelli, Atlante linguistico d'Europa. Vol. I. p. 1. Milano 1841. fol.

Fr. Cannes, Diccionario español-latino-arabigo. 3 Voll. Madrid 1787. fol.

Eugène Casalis, Etudes sur la langue Séchuana, précédées d'une introduction sur l'origine et les progrès de la mission chez les Bassoutos. Paris 1841.

Jac. Roorda, Grammatica Hebraea. Tom. 1. 2. Lugd. Bat. 1831.

Vollständiges hebräisch-chaldäisch-rabbinisches Wörterbuch über das alte Testament, die Thargumim, Midraschim und den Talmud. Liefer. 1 — 6. Grimma 1841 — 42. 8.

Constantinus Oeconomus, Examen de proxima cognatione Slavico-Russicae linguae cum graeca. Vol. 1 — 3. Petropoli 1828.

Jo. Agop, Grammatica latina Armenice explicata. Romae 1675. 4.

Fr. J. M. Raynouard, Grammaire Romaine ou grammaire de la langue des Troubadours. Par. 1816.

K. A. Hahn, Mittelhochdeutsche Grammatik. Abth. 1. Frankf. 1842. 8.

Dr. J. P. Thommerel, Recherches sur la fusion du Franco-Normand et de l'Anglo-Saxon. Par. 1840.

J. C. Viebahn, Neue praktische holländische Sprachlehre für Deutsche. Wesel 1841.

C. C. H. Burmeister, Ueber die Sprache der früher in Meklenburg wohnenden Obdoriten-Wenden. Rostock 1841.

Dr. Wilh. Gesenius, Ueber die Himjaritische Sprache und Schrift. Berl. 1841.

Ant. Kronperger, Reine Grundlehre der Ungarischen Sprache. Wien 1841. 8.

Amed. Peyron, Grammatica linguae Copticae, accedunt additamenta ad Lexicon Copticum. Turini 1841.

Joh. Gust. Droysen, Phrynichos, Aeschylos und die Trilogie. Kiel. 1841. 8.

M. Patin, Etudes sur les tragiques grecs. Vol. 1. 2. Par. 1841. 8.

Kieler philologische Studien. Kiel 1841.

H. F. Talbot, Hermes or classical and antiquarian researches. Nr. 1. 2. Lond. 1839.

Herculanensium voluminum quae supersunt tomus VI. Napoli 1839. f.

Lesbia Erinna, Reliquiae. Petrop. 1836. 8.

Siculi Calpurnii, Eclogae, ed. C. C. Glaeser. Gotting. 1842.

Ahron ben Elia's aus Nicomedien, des Karäers, System der Religionsphilosophie u. s. w. Leipzig 1841. 8.

Odoardus Amthorus et Ar. Fritzschius, Horti Persici et Arabici. P. I. Molocabi 1842.

Gius. Cappelletti, Eliseo storico armeno del quinto secolo. Venezia 1840. 8.

Kammavakya. Liber de officiis sacerdotum Buddhicorum. Palice et latine primus edidit atque adnotationes adjecit Fr. Spiegel. Bonnae 1841. 8.

Michelangelo Lanci, Trattato delle sepolcrali iscrizioni in cufica tamurea e nischia lettera da' Maomettani operate composto. Mit Atlas. Lucca 1840. 4. (Hievon wurden nur 100 Exemplare gedruckt.)

Col. Miles, The Shajrat ul Atrak or genealogical tree of the Turks and Tatars. Lond. 1838.

G. Pauthier, Documents statistiques officiels sur l'empire de la Chine, traduits du Chinois. Par. 1841. 8.

Dr. E. Roediger, Versuch über die Himjaritischen Schriftmonumente. Halle 1841.

A translation of the history of Jounpoor, from the Persian of Fuqeer Khyr ŏŏd deen Mŏŏhummud. Calcutta 1841.

J. Gottfr. Lüdde, die Methodik der Erdkunde. Magdeburg 1842. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. October.

Nro. 203. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Histoire des sciences naturelles depuis leur origine jusqu'à nos jours, chez tous les peuples connus, professée au Collége de France, par Georges Cuvier, complétée, redigée, annotée et publiée par M. Madeleine de Saint-Agy. Paris 1841. Première partie, comprenant les siècles antérieures au 16e de notre ère. Tome premier 441 S. — Deuxième partie, comprenant les 16e et 17e siècles. Tome deuxième 558 S. — Troisième partie, comprenant la première moitié du 18e siècle. Tome troisième 338 S. 8.

Cuvier hatte in den letzten Jahren seines Lebens im Collége de France Vorlesungen über die Geschichte der Naturwissenschaften gehalten. Bey der lebhaften Theinahme, die sie fanden, gab sich bald der Wunsch zu erkennen, sie im Drucke zu besitzen. Da man wußte, daß der vielbeschäftigte Professor nicht Zeit zu einer solchen Publication hatte, für welche er wahrscheinlich auch sein Heft nicht einmal vorgerichtet haben mochte, so entschloß sich auf mehrfaches Zureden einer der Zuhörer, Magdeleine de St. Agy, zwey oder drey Tage nach Eröffnung des Cursus diese Vorträge dem Drucke zu überliefern. Er schrieb deßhalb an Cuvier und erhielt von diesem unter dem 10. April 1830 zur Antwort, daß er kein persönliches Motiv hätte, zu verhindern, daß seine Vorlesungen publicirt würden, daß aber die Menge von Anachronismen und Verstümmelungen der Namen der Autoren, welche sich in die Artikel der Journale eingeschlichen hätte, vermieden werden müßte, sonst würde das Bemühen des Herausgebers von geringem Nutzen seyn.

Auf diese Erlaubniß hin machte sich der Herausgeber an die Publication dieser Vorlesungen, die jedoch erst nach Cuvier's Tode zu Stande kam. Vor Allem fragt es sich nun bey einer solchen Bekanntmachung, in wie weit man sich auf genaue Wiedergabe des ursprünglichen Vortrages verlassen kann, wie viel in der That Dem, der die Vorlesungen gehalten, und wie viel Dem, der sie publicirt, zugehörig ist. Hierüber ertheilt uns M. de Saint-Agy folgende Aufschlüsse.

Von der zweyten Partie dieses Cursus, die vor der ersten gedruckt wurde, äußert sich der Herausgeber, daß er glaube, und daß dieß auch die Meynung der ihm bekannten Zuhörer Cuvier's sey, daß er sich nicht betrogen habe, indem er es für möglich erklärt hatte, die Vorlesungen dieses Professors genau wieder zu geben. Er hoffte, daß das Publikum dieselbe Genauigkeit auch in der ersten Partie finden werde. Was die zweyte Partie anbetrifft, bemerkt der Herausgeber weiters, so hätte er fast immer die Phraseologie von Cuvier, seine Redensarten, Ausdrücke und selbst einige seiner Wiederholungen, deren er als Uebergänge sich bediente, beybehalten; er hätte auch keine Veränderung in dessen Improvisation, die für einen Mann von seinem Talente etwas vernachläßigt, aber immer sehr klar gewesen wäre, vorgenommen, außer wenn es sich durchaus nicht anders hätte machen lassen, damit die Vorlesungen für das Lesen eben so ver-

ständlich als für das Hören würden. Dasselbe sey mit der dritten Partie der Fall, in der er das Portrait, wenn man so sagen dürfe, der Improvisation des Professors gegeben hätte.

Anders verhalte es sich aber, wie der Herausgeber ferner zufügt, mit der ersten Partie, das Alterthum und Mittelalter umfassend. In dieser sey ihm die Genauigkeit des Ausdruckes nicht möglich gewesen, weil diese Vorlesungen nicht, wie die andern, stenographirt worden seyen; er habe sie nach analytischen Noten und indem er aus denselben Quellen, wie der Professor schöpfte, gefertigt. Die Freyheit benützend, die er bey ihrer Redaction hatte, habe er selbst den Vortrag zusammengedrängt und in einem conciseren Styl gegeben, woraus folge, daß diese Vorlesungen etwas kürzer als die andern ausgefallen seyen.

Aus diesen Angaben des Herausgebers geht demnach hervor, daß man im zweyten und dritten Theile dieser Vorlesungen mit ziemlicher Sicherheit auf genaue Wiedergabe des ursprünglichen Vortrages rechnen darf, während im ersten zwar der Hauptgang desselben eingehalten ist, im Detail aber Cuvier nicht für alle Aeußerungen verantwortlich gemacht werden kann.

Obschon zu bedauern ist, daß die vorliegende Geschichte der Naturwissenschaften von Cuvier nicht selbst ausgearbeitet wurde, da sie in einem solchen Falle in einer ungleich vollendeteren Gestalt erschienen wäre, so wird sie von uns dennoch auch in der Form, die sie gegenwärtig hat, mit Dank angenommen werden, als wir denn doch hieraus ersehen können, wie einer der bedeutendsten und genialsten Naturforscher die Geschichte seiner Wissenschaft aufgefaßt, wie er die Leistungen seiner Vorgänger beurtheilt hat. Daß Cuvier von diesen nicht bloß oberflächliche, sondern die genauesten Kenntnisse besaß, daß er insbesondere in den von ihm speziell bearbeiteten Fächern alle Hauptwerke seiner Vorgänger selbst gelesen, aufs gründlichste studirt hatte, geht nicht bloß von Neuem aus diesen Vorlesungen hervor, sondern dieß war schon aus allen seinen frühern Leistungen bekannt. So oft der große Naturforscher durch eine neue Arbeit die von ihm gepflegten Wissenschaften weiter ausgebildet hatte,

hatte er jedesmal in der Einleitung den Leser aufs genaueste von den Leistungen seiner Vorgänger in Kenntniß gesetzt, und dabey eine wahrhaft staunenswerthe Bekanntschaft mit der neuen, wie mit der alten Literatur an den Tag gelegt, auch mit gerechter Anerkennung immer älterer Verdienste gedacht. Cuvier's Standpunkt war stets ein historischer, daher auch, in der Wissenschaft wie im Leben, ein conservativer.

Die vorliegenden Vorlesungen Cuvier's über die Geschichte der Naturwissenschaften sind eben so umfassend als geistreich, eben so belehrend als unterhaltend, wie er überhaupt ein großes Talent besaß, unbeschadet der bewährtesten Gründlichkeit, einen an und für sich trocknen Gegenstand dem Leser oder Zuhörer angenehm zu machen. Von den ersten Anfängen der Geschichte ausgehend, gelangt er am Schlusse des dritten Bandes bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, und der Herausgeber verspricht, daß auch die andere Hälfte desselben uns noch vorgeführt werden wird. Von den bedeutendsten Männern ist nicht nur immer eine kurze Biographie gegeben, sondern ihre Werke sind ausführlich analysirt, und wie sichs erwarten läßt, von sehr scharfsinnigen Bemerkungen begleitet. Ein großer Uebelstand ist es, daß der Herausgeber, nach gewöhnlicher Weise der Franzosen und Engländer, die citirten Werke nicht mit ihren Originaltiteln aufgeführt hat, was in einer deutschen Uebersetzung, die wahrscheinlich nicht ausbleiben wird, nicht übersehen werden sollte.

Die Geschichte der Wissenschaften theilt Cuvier in drey große Hauptepochen ab.

Die erste ist die religiöse. Die Wissenschaft ist in ihr eine geheime und das Privilegium einiger Weniger, die sich selbige erblich übergeben. Diese dunkle Epoche beginnt und endigt im Orient.

Die zweyte nennt er die philosophische. Die Wissenschaften sind in ihr von der Religion getrennt und werden insgesammt von Weisen gepflegt, welche sie nicht mehr wie die Priester unter Enblemen, sondern frey allen ihren Schülern mittheilen Diese Epoche datirt sich von Thales und ist dem Occident eigen.

Die dritte Epoche, welche die ist, in der wir uns befinden, characterisirt Cuvier hauptsächlich durch die Theilung der Arbeit oder die Vertheilung der Wissenschaften in mehrere Zweige.

Wie Cuvier bemerklich macht, könnte man diese letzte Epoche bis auf Aristoteles zurückführen, der sehr gut die ineinander verschlungenen Zweige der Wissenschaften unterschieden, sie mit bewundernswerthem Scharfsinne geordnet und vortreffliche Regeln für ihr Studium gegeben hatte. Aber durch ein Mißgeschick, das nur zu oft eintritt, wenn ein Mann allzuhoch über seiner Zeit steht, hatte Aristoteles keine Schüler, die fähig gewesen wären, das von ihm angefangene wissenschaftliche Gebäude zu vollenden. Die Sekte, welche er gründete und mit dem Namen der Peripatetiker bezeichnet wurde, fiel selbst in Verachtung, und so kam es, daß erst im sechzehnten Jahrhunderte seine Methode angewendet wurde, d. h. daß sich Männer speziell der Mathematik, der Astronomie, Chemie u. s. w. widmeten.

Wir halten es für überflüssig, in eine genauere Analyse dieser Vorlesungen einzugehen, zumal solches nicht ohne große Weitläufigkeit geschehen könnte, doch können wir es uns nicht versagen, aus dem Schlusse des zweyten Bandes einige Worte über die Methode des naturwissenschaftlichen Studiums mitzutheilen, als solche zum richtigen, ersprießlichen Betreiben derselben höchst beachtungswerth sind.

Am Schlusse des ersten Cursus seiner Vorlesungen, wo er mit dem siebenzehnten Jahrhundert endigt, weist Cuvier seine Zuhörer auf den Weg hin, auf welchem die Naturwissenschaften ihre gegenwärtige Ausbildung erlangt hätten, nämlich durch genaue Erforschung des speziellen Thatbestandes und des hierauf gegründeten Raisonnements. Dann fährt er folgendermassen fort:

„Wir haben im Verlaufe unserer geschichtlichen Betrachtungen gesehen, welches die Arbeiten sind, welche die Einwirkungen der Zeit seit drey oder vierhundert Jahren vor Christo überstanden haben, und welches die sind, die ohne Nutzen für die Wissenschaft vorübergegangen sind. Man suche z. B. nach, was uns von den Hypothesen vor Plato, was uns selbst von denen Plato's in den Naturwissenschaften, was von den, aus dem Pythagorismus abgeleiteten Systemen übrig bleibt. Man sehe auch nach, was aus dem

Alterthume in den physikalischen und naturhistorischen Wissenschaften Bestand behält: ein Theil der Werke von Aristoteles und Theophrast ist das einzige Erbgut, das wir uns aneignen konnten; der Rest kann höchstens unsere Neugierde anziehen. Alle Hypothesen, alle systematischen Auffassungen müssen so in Vergessenheit fallen. Und um von näher liegenden Zeiten zu reden, wer erinnert sich jetzt mehr an die fünf Principien des Paracelsus, an alle Hypothesen des Mittelalters und selbst an andere neuerer, die eine größere geistige Anstrengung erforderten. Die Neugierde allein kann noch von den Wirbeln des Descartes Notiz nehmen, von seiner subtilen und cannelirten Materie u. s. w. — Ich könnte auch an alle Hypothesen erinnern, die in der Geologie aufgestellt worden sind, und wenn ich denen in der Physiologie nachgehen wollte, so könnte ich auch leicht zeigen, wie eine die andere über den Haufen geworfen hat.“

Wie aber Cuvier einerseits den Hypothesen nicht allen Werth abspricht, so besteht er andererseits desto mehr auf Ergründung des Thatbestandes.

„Es sind jedoch alle diese Hypothesen nicht ohne Nutzen gewesen. Sie haben Untersuchungen bey denen, die sie hegten, und bey denen, die sie bestreiten wollten, veranlaßt; sie haben einen Wetteifer, eine Bewegung in den Geistern hervorgerufen, woraus immer etwas Nützliches hervorgeht. Selbst die Begierde, eine außerordentliche Autorität zu attakiren, kann glückliche Resultate haben. Wie dem auch sey, so wiederhole ich es, alle Hypothesen, von denen ich sprach, sind gefallen, und wahrscheinlich werden andere zu ihrer Zeit dasselbe Loos theilen. Die Thatsachen dagegen, die reellen, auf die Erfahrung begründeten Wahrheiten sind unbeweglich geblieben und werden es bleiben. Unter den tausenden von Schriftstellern, deren Leben ich in diesen Vorlesungen geschildert und deren Werke ich analysirt habe, die einzigen, welche man noch immer zu Rathe zieht, sind die, welche Thatsachen geben. Die geringste dieser Thatsachen, eine einfache Beschreibung einer Art, welcher Niemand einen Ruhm beylegt, zwingt Jeden, der sich mit der Wissenschaft befaßt, das Werk, in welchem diese einfache Thatsache verzeichnet ist, zu consultiren. Ich hoffe auf strengere Weise noch den Schluß begründen zu können, daß wahre Kenntnisse nur durch die Thatsachen gegeben sind.“

An solche Aeußerungen großer Naturforscher zu erinnern, ist zweckmäßig, damit der rechte Gesichtspunkt für die Naturwissenschaften Keinem, der sich ihrem Dienste widmet, verrückt werden möchte.

Nomenclator zoologicus, continens nomina systematica generum animalium tam viventium quam fossilium, secundum ordinem alphabeticum disposita, adjectis auctoribus, libris in quibus reperiuntur, anno editionis, etymologia et familiis, ad quas pertinent, in variis classibus. Auctore L. Agassiz. Fasciculus I. continens Mammalia, Echinodermata et Acalephas. Soloduri 1842. 4.

Wenn man weiß, daß in der Zoologie gegenwärtig mehr als 17,000 Gattungen (genera) aufgestellt sind, so wird sich Niemand darüber wundern, daß darunter nicht selten derselbe Name verschiedenen Gattungen beygelegt ist, und daß jedes Jahr dieselbe Confusion vermehrt. Da seit der dreyzehnten Ausgabe von Linné's Systema naturae, d. h. seit dem Jahre 1788 keine Species animalium oder ein zoologischer Nomenclator erschienen ist, so war es ungemein schwierig, bey Aufstellung eines neuen Gattungsnamens es zu vermeiden, daß nicht etwa ein schon verwendeter und einer ganz andern Thiergruppe zuständiger Name nochmals in Vorschlag kam. War überdieß bey einem neuen Namen nicht gleich Klasse und Familie, in der er in Anwendung kam, beygefügt, so war es öfters auch den in der Literatur seines Faches am besten bewanderten Zoologen kaum möglich anzugeben, welche Gruppe von Thieren mit dem neuen Worte bezeichnet werden sollte.

Seit Jahren wurde von den Zoologen allgemein der Mangel eines Nomenclators beklagt, und seine Anfertigung als ein höchst dringliches Bedürfniß anerkannt, aber Niemand hatte den Muth, den ungeheuern Schwierigkeiten, die mit der Ausarbeitung eines solchen Verzeichnisses verknüpft sind, die Stirne zu bieten. Wir haben daher alle Ursache Hrn. Dr. Agassiz verpflichtet zu seyn, daß er sich an die Herausgabe einer solchen riesenhaften Arbeit gewagt hat. Auch konnte wohl nur in einer Stellung, wie es die seinige ist, ihm die Hoffnung einer glücklichen Lösung einer solchen Aufgabe kommen. Auf der Gränze zwischen den deutschen und französischen Völkerstämmen wohnend, durch Geburt und langen Anfenthalt unter diesen Nationen beyden gewissermassen angehörig, überdieß durch wiederholte Reisen auch in England mit den dortigen Fachgenossen in persönliche Bekanntschaften gebracht, war der Herausgeber nicht bloß mit den Literaturen dieser Völker aufs genaueste vertraut geworden, sondern konnte seine persönlichen Verbindungen benützen, um unter ihnen Mitarbeiter zu gewinnen, da eines Einzelnen Kraft zur möglichst vollständigen Ausführung dieses großen Unternehmens unmöglich ausreichend war.

Das erste Heft dieses Nomenclators umfaßt die drey großen Abtheilungen: Säugthiere, Stachelhäuter und Quallen. Die beyden letzteren sind von dem Herausgeber selbst bearbeitet; bey der Klasse der Säugthiere haben ihn H. v. Meyer, Waterhouse und Refer. unterstützt. Die Einrichtung ist von der Art, daß voran der Gattungsname nach alphabetischer Ordnung steht, dann folgt der Autor, der ihn aufgestellt, nebst dem Werke, in welchem er zu finden, zugleich mit dessen Druckjahr, was bey Prioritäts-Angelegenheiten von großem Werthe ist. Den Schluß macht die Etymologie des Namens und die Angabe der Familie, welcher die Gattung untergeordnet ist. Eine solche Anordnung bietet alle Vortheile dar, welche ein Nomenclator nur immerhin gewähren kann, auch solche, an welche man nicht sogleich denkt. So z. B. kann man die Literatur über irgend eine der hier aufgeführten Thierfamilien leicht zusammenfinden, wenn man unter dem Familiennamen die verschiedenen ihr angehörigen Gattungen zusammensucht. Ein General-Register, das am Schluße des Nomenclators ausgegeben wird, wird sogleich den Suchenden auf die rechte Klasse für jeden Namen verweisen.

Bey des Herausgebers bekannter energischer Thätigkeit dürfen wir auf baldigen Abschluß dieses Nomenclators rechnen und bey seinen Hülfsmitteln auf größt möglichste Vollständigkeit desselben. Den Zoologen hat er hiemit einen außerordentlichen und wesentlichen Dienst geleistet, indem er frisch gewagt und ehrenhaft in Ausführung gebracht, was außer ihm nicht leicht ein Anderer versucht hätte.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. October.

Nro. 204. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie, von Justus Liebig. Braunschweig bey Vieweg 1842.

Wir dürfen das eben genannte Buch als eine der bedeutendsten, gehaltreichsten Erscheinungen betrachten, welche die Literatur der neueren Zeit im Gebiet der Naturwissenschaft hervorgebracht hat. Wie es von dem berühmten Verfasser desselben zu erwarten stund, hat dieser in seinem Werk zu der Lösung „der schönsten und erhabensten Aufgabe des menschlichen Geistes," zu der „Erforschung der Gesetze des Lebens" eine Aussicht eröffnet, welche, so nahe der Standpunct derselben auch zu liegen schien, dennoch in solcher erfolgreicher Weise nicht aufgefunden war. Während er sein Forschen zunächst auf jene Erscheinung wendet, welche des Lebens Anfang und Hauptwerk ist: auf das Athmen, bringt er selber einen lebendigen Odem in die Betrachtung der chemischen Kräfte, welche in unmittelbarer leiblicher Berührung wirken und sich „wie die letzten Ursachen, von denen die Lebenserscheinungen bedingt werden, überall thätig zeigen, wo sich differente Materien berühren."

Die „organische Chemie" unsers trefflichen Landsmannes ist weit von jener rohen Ansicht entfernt, welche uns den lebenden Thierkörper als ein chemisches Laboratorium erscheinen läßt. Indem sie überall nur die „Kreuzungspuncte der Physiologie mit der Chemie" hervorhebt und die Stellen andeutet, wo beyde Wissenschaften gegenseitig in einander greifen, läßt sie ein Licht auf die chemischen Vorgänge des thierischen Lebens fallen, durch welches diese selber in ganz andrer Gestalt erscheinen als jene ist, in welcher die bisherige Chemie sie anschaute. Nur auf diese Weise kann eine Verschmelzung der Chemie mit der Physiologie herbeygeführt werden, welche eben so nothwendig und folgenreich erscheinen wird, als die jetzt schon erreichte der Physik und Chemie, welche beyde Zweige der Naturwissenschaft vor Lavoisier, Scheele und Priestley sich auch nicht näher stunden als in diesem Augenblick noch die Physiologie der Chemie. Eine Verschmelzung, deren ohnfehlbare Folge eine neue Physiologie und rationelle Pathologie seyn wird.

Mit jener bescheidenen Vorsicht, welche dem ächten Naturforscher so wohl ansteht, spricht sich der Verf. (auf S. 7.) über die Gränzen aus, die er sich selber für den Gang dieser Untersuchungen gesetzt hat:

„Suchen wir vor der Hand die nicht psychischen Erscheinungen (des organischen Lebensprozesses) auf ihre letzten Ursachen zurückzuführen, und hüten wir uns vor Schlüssen, ehe wir eine Grundlage haben. Wir kennen genau den Mechanismus des Auges, allein weder die Anatomie, noch Chemie wird uns jemals Aufschluß geben, wie der Lichtstrahl zum Bewußtseyn gelangt. Die Naturforschung hat eine bestimmte Gränze, die sie nicht überschreiten darf; sie muß sich stets daran erinnern, daß mit allen Entdeckungen nicht in Erfahrung gebracht werden kann, was Licht, Elektricität und Magnetismus für Dinge sind, eben weil der menschliche Geist nur Vorstellungen hat für Dinge, welche Materialität besitzen. Wir können aber die Gesetze ihres Zustandes, der Ruhe und der Bewegung erforschen, eben weil sie sich in Erscheinungen äußern. Auf gleiche Weise können denn auch die Gesetze des Lebens, wenn auch nicht dieses selber, seinem eigentlichen Wesen nach erforscht werden."

Ueberhaupt, so darf man sagen, enthält das vor uns liegende Buch eine Philosophie der Natur in jenem Sinne, in welchem diese von den tiefest gründenden Naturforschern Englands bis auf unsere Zeiten angebaut worden ist; eine Philosophie, deren Inhalt wie äußere Form beyde von durchaus thatsächlicher Natur sind. Jeder, dem als ein Hauptkennzeichen der Wahrheit die Einfachheit, die Kunstlosigkeit gilt, so wie die allgemeine Erfaßlichkeit für den gesunden Sinn, der wird die innere Wahrheit, welche den physiologisch chemischen Betrachtungen d. V. zu Grunde liegt, nicht verkennen mögen. Ist doch jene Künstellosigkeit, welche sich der einfachsten Mittel zur Erreichung der größesten Zwecke mit Erfolg bedient, zugleich ein wesentlicher Charakterzug der höheren Ausbildung, wie dieß der V. bey einer andern Gelegenheit, wo er S. (79) von den natürlichen Vorzügen der Ackerbau treibenden Völker vor den bloß Fleisch essenden Jägern oder Fischern redet, in einem Satze ausspricht, welcher der größesten allgemeinen Beherzigung werth ist:

„Die Cultur ist die Oeconomie der Kraft; die Wissenschaft lehrt uns die einfachsten Mittel erkennen, um mit dem geringsten Aufwand von Kraft den größesten Effect zu erzielen, und mit gegebenen Mitteln ein Maximum von Kraft hervorzubringen. Eine jede unnütze Kraftäußerung, eine jede Kraftverschwendung in der Agricultur, in der Industrie und der Wissenschaft, so wie im Staate, charakterisirt die Rohheit oder den Mangel an Cultur.

Wir gehen nun zu einer nähern Betrachtung des Inhalts der „organischen Chemie“ über.

Alle Erscheinungen in dem Organismus der Pflanzen und der Thiere müssen einer ganz eigenthümlichen Ursache zugeschrieben werden, die in ihren Aeußerungen durchaus verschieden ist von allen andern Ursachen, durch welche Zustandsänderungen und Bewegungen in der irdischen Natur bedingt sind. Jene Ursache ist die Lebenskraft, an welcher sich uns, in den Erscheinungen des organischen Lebens eine Statik (Zustand des Gleichgewichts, bedingt durch einen Widerstand) und eine Dynamik zu betrachten giebt. Im weiblichen Ey des Thieres, wie im Samen der Pflanze findet sich die Lebenskraft im Zustand des Gleichgewichts, welcher unter den entsprechenden äußern Bedingungen in jenen der Bewegung übergeht, und hierbey eine Reihe von Formbildungen begründet, die, wenn auch zuweilen durch gerade Linien eingeschlossen, doch weit entfernt sind von geometrischen Gestalten, welche sich am krystallisirenden Minerale finden. Im Fortgang ihrer Formbildung nimmt die Pflanze als Nahrung nur solche Stoffe auf, welche, wenn auch organischen Ursprungs, doch wieder in den Zustand des Unorganischen übergegangen sind, und die Zunahme der Masse ist durch eine Zersetzung des Stoffes bedingt, bey welcher der Sauerstoff ausgeschieden wird. Das Thier dagegen bedarf organischer Nahrungsmittel und sein Leben äußert sich in einer unaufhörlichen Einsaugung und Verbindung des atmosphärischen Sauerstoffes mit den Bestandtheilen seines Leibes. Ueberdieß giebt sich die vegetative Lebensthätigkeit in der Pflanze nur unter Mitwirkung von äußeren Naturkräften, im Thiere auch auf unabhängigere Weise kund, indem sie hier durch Kräfte bedingt wird, die sich im Organismus (mittelst des Nervensystems) selber erzeugen. Hiezu kommt beym Thiere noch eben in diesem Nervensysteme ein eigener Apparat für das Empfinden und Bewegen.

Der äußere Stoff, welcher als Nahrung in den thierischen Leib aufgenommen wird, dienet hier entweder zur Vermehrung der Masse (Ernährung), oder zum Wiederersatz (Reproduction) derselben, oder zur Erweckung von Kraft. Während die Ernährung und Reproduction ein Uebergang des Stoffes aus dem Zustand der Bewegung in den der Ruhe (des statischen Gleichgewichtes) sind, gelangt der Stoff durch den Einfluß des Nervensystemes in den Zustand der Bewegung. Die letzten Ursachen von beyden Zuständen sind die chemischen Kräfte. Denn die Ursache des Zustandes der Ruhe ist jener Widerstand des Bewegens, welcher durch die Anziehung (Affinität) der kleinsten Theile der Materie bey unmittelbarer gegenseitiger Berührung bewirkt wird; die Bedingung der Bewegung liegt in einer Zersetzung der leiblichen Stoffe, zu welcher das Aufnehmen des Sauerstoffes unumgänglich nöthig ist. Die Lebenserscheinungen gründen sich demnach auf einen ähnlichen Vorgang, als die elektrische Strömung in einer geschlossenen galvanischen

Säule, innerhalb welcher z. B. ein Metall durch die Berührung mit einer Säure chemische Veränderungen und Zersetzungen erleidet.

In jedem Zeittheilchen seines Lebens nimmt der Mensch Sauerstoff durch die Organe der Respiration auf; bey einem erwachsenen Menschen beträgt die aufgenommene Menge täglich über 2 Pfund (65 Loth), welche mit den flüssigen Stoffen des Leibes Verbindungen (zu Kohlensäure und Wasser) eingehen und als solche ausgeschieden werden. In 4 Tagen und 5 Stunden würde die Menge des aufgenommenen Sauerstoffgases hinreichen, um den ganzen Betrag des Kohlen- und Wasserstoffes, der sich in der Blutmasse eines Erwachsenen findet, die sich auf 24 Pfund belaufen mag, in Kohlensäure und Wasser zu verwandeln. Darum ist zur Unterhaltung des zum Leben nothwendigen Wechselverkehres der leiblichen Bestandtheile mit dem Sauerstoff ein Ersatz durch die Nahrungsmittel gegeben. Die Menge des Kohlenstoffes, welche in diesen aufgenommen wird, stehet in fest bestimmtem Verhältniß mit der Quantität des in den Körper eingehenden Sauerstoffes; ein erwachsener Mann verzehrt in einem Tage bey mäßiger Bewegung $27\frac{8}{10}$ Loth, ein Pferd $158\frac{1}{4}$, eine milchgebende Kuh $141\frac{1}{2}$ Loth Kohlenstoff, der beym Pferd durch 13, bey der Kuh durch $11\frac{2}{3}$ Pfund Sauerstoff in Kohlensäure verwandelt wird.

Je weniger ein Thier Sauerstoff in sich aufnimmt, desto weniger ist ihm auch die Aufnahme der Nahrung dringendes Bedürfniß, darum kann eine Schlange, welche unter der Glasglocke athmend in einer ganzen Stunde so wenig Sauerstoff einathmet, daß die entstandene Kohlensäure kaum bemerkbar ist, mehrere Monate lang ohne Nahrung bestehen, während der Vogel schon am dritten Tage des Fastens stirbt.

Da die Größe der Brusthöhle eines Thieres unveränderlich dieselbe bleibt, so kann bey jedem Athemzuge im Zustand der Ruhe oder mäßigen Bewegung immer nur dasselbe Volumen der Luft hineintreten. Aber die athmosphärische Luft ist bey höherer Temperatur ausgedehnter als bey niederer; sie enthält im Sommer Wassergas, während sie im Winter trocken ist; am Ufer des Meeres ist sie verdichteter, als auf Bergen. Derselbe Mensch athmet mithin im Winter, oder in einem kälteren, niederen Landesstrich mehr Sauerstoff, bey gleicher Zahl der Athemzüge ein als im Sommer oder in einem heißeren, oder höher gelegenen Landstrich; er bedarf mithin im ersteren Falle mehr Kohlenstoff der Nahrung, als im letzteren. Darum ist eine ewige Weisheit diesem Bedürfnisse schon durch die Verschiedenartigkeit der Nahrungsmittel entgegen gekommen, welche die verschiedenen Länder erzeugen, denn die Früchte, welche die heiße Zone zum Genuß darbietet, enthalten im frischen Zustand nicht über 12 pCt., der Speck oder Thran dagegen, den der Polarländer aus der ihn umgebenden Thierwelt gewinnt, 66 bis 80 pCt. Kohlenstoff. Im Zustand der Ruhe beträgt die Zahl der Athemzüge weniger als im Zustand der Bewegung und Arbeit, hiernach muß auch die Nahrung sich abmessen. Ein Ueberfluß von Nahrung und Mangel an eingeathmetem Sauerstoff (Bewegung) sind eben so unverträglich mit einander, als starke Bewegung und schwache Verdauungsorgane.

Die Wechselwirkung der Bestandtheile der Speisen und des durch die Blutcirculation im Körper verbreiteten Sauerstoffes ist die Quelle der thierischen Wärme. Nur in den Theilen, zu welchen arterielles (Sauerstoff haltiges) Blut gelangen kann, wird Wärme erzeugt; Thiere, welche beym Athmen viel Sauerstoff verzehren, zeigen eine höhere Temperatur des Leibes, als solche, welche in der gleichen Zeit weniger aufnehmen. Darum beträgt die Wärme eines Vogels gegen 32°, die eines Fisches oder Amphibiums nur gegen $1\frac{1}{2}$° R. Da sich die mittlere Temperatur im Innern des Menschenkörpers in allen Klimaten gleich bleibt, muß der Bewohner der kalten Zone den Verlust an Wärme, welchen seine kalte Umgebung ihm zuzieht, durch eine größere Menge des (brennbaren) Stoffes seiner Nahrungsmittel ersetzen, als der Bewohner der gemäßigten Zone, weßhalb der Samojede 10 Pfund Fleisch oder Fische und hiezu noch einige Dutzend Talglichter ohne Nachtheil als Mahlzeit eines Tages zu sich nimmt. Auch das Trinken des kalten Wassers, welches, sobald es die Temperatur des Blutes angenommen, wieder abgeht, bewirkt

Abkühlung und hierdurch eine Steigerung des Bedürfnisses zur Nahrung.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1842.

W. F. Palmblad, Lörobok i den aldre och nyare physiska och politiska Geographien. Upsala 1835.

Campagne de circumnavigation de la Frégate l'Artémise, pendant les années 1837, 1838, 1839 et 1840 sous le commandement de M. Laplace. T. I. livr. 1. 2. Par. 1841. 8.

J. Dumont D'Urville, Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie, sur les corvettes l'Astrolabe et la Zelée, executée pendant les années 1837—1840. Texte Vol. I. 1. 2. Atlas pittoresque in fol. Historique livr. 1 — 4. Par. 1841.

Jos. Russegger, Reisen in Europa, Asien und Afrika mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, unternommen in den Jahren 1835—41. Bd. 1. Abth. 2. Stuttg. 1842. 8.

Asah Grant, The Nestorians etc. Lond. 1841.

John L. Stephens, Incidents of travel in Central America, Chiapas and Yucatan. New-York 1841. Vol. 1. 2.

Rob. Herm. Schomburgk, Reisen in Guiana und am Orinoko während der Jahre 1835 — 1839. Leipzig 1841.

M. Isid. Loewenstern, Les états-unis et la Havane, Souvenirs d'un voyageur. Paris 1841.

G. Grey, Journals of two expeditions of discovery in North-West and Western Australia, during the years 1837, 1838, 1839, with observations on the moral and physical condition of the aboriginal inhabitants etc. Vol. 1. 2. London 1841. 8.

Charles Dembrowski, Deux ans en Espagne et en Portugal pendant la guerre civile (1838 — 1840). Paris 1841.

C. O. L. v. Arnim, Reise nach Paris, Granada, Sevilla und Madrid zu Anfange des Jahres 1841. Berlin 1841. 8.

Letters from the shores of the Baltic: described in a series of letters. Vol. 1. 2. London 1842 8.

Frèd. Mercey, Scotia, Souvenirs et récits de voyages. Vol. 1. 2. Paris 1842. 8.

Th. von Kobbe, Briefe über Helgoland. Bremen 1840. 8.

Dr. F. Epp, Schilderungen aus Ostindiens Archipel. Heidelberg 1841. 8.

Paul Emile Botha, Relation d'un voyage dans l'Yemen, entrepris en 1837 pour le Muséum d'histoire naturelle de Paris. Paris 1841.

W. S. W. Ruschenberger, Narrative of a voyage round the world during the years 1835, 36 and 1837. Vol. 1. 2. Lond. 1838. 8.

J. W. D. Moodie, Ten years in South Africa. Vol. 1. 2. Lond. 1835.

Fr. v. Hoggnér, Reise nach Lappland und dem nördlichen Schweden. Berlin 1841. 8.

Dr. M. Notter und L. R. v. Heufler, Geognostisch-botanische Bemerkungen auf einer Reise durch Oetzthal und Schnals. Innsbruck 1840. 8.

W. X. B. Webster, Narrative of a voyage to the Southern atlantic Ocean in the years 1828 — 30. Vol. 1. 2. Lond. 1834.

J. Webster, Travels through the Crimea, Turkey and Egypt, performed during the years 1825 — 1828. Vol. 1. 2. Lond. 1830. 8.

J. Stuart, Three years in North America. Vol. 1. 2. Edinb. 1830. 8.

J. Steuart, Bogota in 1836 — 37. New-York 1838. 8.

Ed. Spencer, Travels in Circassia. Vol. 1. 2. Lond. 1837. 8.

J. L. Stephens, Incidents of travel in the Russian and turkish Empires. Vol. 1. 2. London 1839. 8.

Pat. Shireff, A tour through North-America. Edinb. 1835. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. October.

Nro. 205. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie, von Justus Liebig.

(Fortsetzung.)

Wenn der Verlust an Stoff, den das Athmen (das Verbrennen der Kohle und des Wasserstoffes) dem lebenden Leibe zuzieht, nicht durch Nahrung ersetzt wird, dann reißt der täglich eintretende Sauerstoff Theile des Körpers des Hungernden mit sich fort. Darum sah Currie einen Kranken, der am Schlingen gehindert war, während eines Monates so abmagern, daß sein Körpergewicht um 100 Pf. vermindert wurde; ein fettes Schwein, das durch einen Bergsturz verschüttet war, hatte nach Martell 160 Tage lang ohne Nahrung gelebt und hiebey 120 Pf. an Gewicht verloren. Zunächst trifft in diesen Fällen die Abnahme das Kohlenstoff wie Wasserstoff enthaltende Fett, dann aber auch alle der Löslichkeit fähige feste Stoffe des Körpers. Wenn zuletzt bey Verhungernden auch das Gehirn von dem Oxydationsproceß ergriffen wird, dann entstehet Wahnsinn und Bewußtlosigkeit. Was in diesen Fällen durch die äußere Entziehung des Nahrungsstoffes herbeygeführt wird, das bewirkt der Verlauf aller chronischen Krankheiten auf innerliche Weise, indem bey diesen die Organe des Leibes die Fähigkeit verlieren, den äußerlich aufgenommenen Stoff zur chemisch-vitalen Verbindung mit dem Sauerstoff geschickt zu machen; daher geschieht auch dann dasselbe, was beym Verhungern eintritt: die eigene Substanz des Leibes, Fett, Muskeln, Gehirn und Nerven werden durch den fortwährenden Respirationsproceß verzehrt und zerstört.

Was namentlich noch die Entstehung der thierischen Wärme durch den allgemeinen Athmungsproceß des lebenden Leibes betrifft, so zeigt sich in ihr dasselbe, was auch das Resultat eines gewöhnlichen Verbrennens der Kohle und des Wasserstoffes in atmosphärischer Luft oder im Sauerstoffgas seyn würde. Wenn wir von dem Wasserstoffgas, das hierbey mit in Wirksamkeit tritt, ganz absehen, und nur den Kohlenstoff berücksichtigen, dann ergiebt sich folgendes Verhältniß der Wärmeerzeugung auf beyden Wegen. Nach Despretz entwickelt ein Loth Kohlenstoff bey seiner Verbrennung so viel Wärme, daß damit 105 Loth Wasser von ° auf 75° C. (60° R.) erwärmt werden können, im Ganzen mithin 105mal 75° = 7875° Wärme. Jene $27\frac{8}{10}$ Loth Kohlenstoff, welche sich nach der oben erwähnten Beobachtung im Körper eines Soldaten unsrer gemäßigten Zone in Kohlensäure verwandeln, würden mithin $27\frac{8}{10}$mal 7875° d. h. 218825° Wärme entwickeln. Mit dieser Wärmemenge könnte man 1 Loth Wasser auf diese Temperatur erheben oder $68\frac{4}{10}$ Pfund Wasser zum Sieden bringen, 185 Pfund bis zur Wärme des menschlichen Blutes (37° C. oder $29°\frac{6}{10}$ R.) erhitzen, oder 12 Pfund Wasser bey dieser Temperatur (von 37° C.) in Dampf verwandeln. Angenommen, daß die Ausdünstung durch Haut und Lunge in Zeit von 24 Stunden 3 Pfund betrage, so bleiben, die hiezu nöthige Wärmemenge abgezogen, noch 162093 Grad Wärme, welche durch Strahlung, durch Erwärmung der ausgeathmeten Luft und natürliche Abgänge aus dem Körper treten. Vielleicht möchte diese Wärme noch zu gering erscheinen, um in der Gesammtmasse eines erwachsenen Menschenleibes die beständige mitt-

lere Temperatur von 37° C. zu erhalten; wenn wir uns jedoch daran erinnern, das die Wärme, welche die Verbindung des Wasserstoffes mit dem Sauerstoff bewirkt, bey jener Rechnung gar nicht in Anschlag gebracht worden, und daß die specifische Wärme der Knochen, des Fettes, der Substanz der Organe eine viel geringere ist, denn die des Wassers, daß jene mithin durch eine ungleich mindere Wärme als dieses zur Temperatur von 37° C. erhoben werden können, dann kann die erwähnte Uebereinstimmung des Resultates des Verbrennungs- und des Athmungsprocesses nicht mehr so zweifelhaft erscheinen.

Da die Zunahme des thierischen Körpers an Masse, so wie seine Reproduction lediglich aus den Bestandtheilen des Blutes erfolgen, so können auch nur solche Substanzen Nahrungsmittel genannt werden, welche fähig sind, Blut darzustellen, was durch einen Vergleich der Zusammensetzung des Blutes und der Nahrungsstoffe zu ermitteln ist. Die beyden Hauptbestandtheile des Blutes, der Faserstoff oder das Fibrin und der im Blutserum enthaltene Eyweißstoff oder das Albumin, so verschieden sie dem Auge erscheinen, sind sich dennoch rücksichtlich ihres chemischen Bestandes vollkommen gleich. Beyde enthalten einerley organische Elemente und zwar in dem nämlichen Gewichtsverhältniß, so daß zwey Analysen, die eine von Fibrin die andere von Albumin in ihrer procentischen Zusammensetzung nicht mehr von einander abweichend erscheinen, als zwey verschiedene Analysen des einen dieser Stoffe. Auch gelang es Denis, das Fibrin künstlich in den Zustand von Albumin überzuführen, so wie beyde im Ernährungsprocesse zu Muskelfasern, diese aber wieder zu Blut werden können.

Alle Theile des Thierkörpers, welche eine bestimmte Form besitzen, welche Bestandtheile von Organen sind, enthalten Stickstoff. Außer diesem enthalten alle Theile Kohlenstoff und die Elemente des Wassers, obwohl die letztern niemals in dem Verhältniß, wie im Wasser. Die Hauptbestandtheile des Blutes enthalten nahe an 17 pCt. Stickstoff; die gleiche Menge findet sich in jedem Theil der einzelnen Organe und da es erweislich ist, daß der thierische Organismus kein chemisches Element aus andren Materien, in welchen dasselbe fehlt, hervorbringen kann, müssen auch alle Nahrungsmittel, welche zur Blutbildung dienen sollen, eine gewisse Menge Stickstoff enthalten, denn dieser kann nur aus Nahrungsmitteln, nicht aus der Atmosphäre entnommen werden. Die beyden hauptsächlichen stickstofffreyen Bestandtheile des Thierleibes: Wasser und Fett, sind zugleich formlos.

Während bey den fleischfressenden Thieren der Verdauungsproceß nur auf näherem, unmittelbarem Wege den thierischen Stoff in Blut zurückzuführen oder das fremde Blut in die mit ihm dem Wesen nach identische Masse des eigenen Bluts aufzunehmen hat, scheint die Ernährung der pflanzenfressenden Thiere auf den ersten Blick viel schwieriger zu erklären. Doch diese vermeintliche Schwierigkeit ist verschwunden, seitdem die neuere Chemie auch in den Bestandtheilen der Pflanzen ein Fibrin und Albumin nachgewiesen hat. Diese beyden Stoffe enthalten, wie die ihnen gleichnamigen des thierischen Körpers, einerley organische Elemente in dem nämlichen Gewichtsverhältniß, sind aber, was noch merkwürdiger ist, dabey ihrer Zusammensetzung nach mit den Hauptbestandtheilen des Blutes: dem thierischen Fibrin und Albumin so vollkommen identisch, daß sie sogar im Gehalt an Phosphor, Schwefel, Knochenerde und Alkalien von jenen Stoffen nicht abweichen. Außerdem enthalten auch alle Pflanzen eine gewisse Menge Eisen; so daß man sagen kann, die Pflanzen erzeugen und tragen in sich das Blut aller Thiere, dem Wesen nach, während das thierische Leben ihm nur noch seine eigenthümliche Form giebt. Der thierische Organismus ist eine höher potenzirte Pflanze, deren Entwicklung mit denjenigen Materien beginnt, in deren Erzeugung das Leben der gewöhnlichen Pflanze aufhört, welche jedoch von diesem ihm nothwendig gegebenen Anfangspunkte aus zu höheren, eigenthümlichen Bildungen bis zu jenen des Gehirns und der Nerven fortschreitet.

Das Pflanzenfibrin (grüne Satzmehl der Pflanzensäfte) findet sich vornämlich im Saft und noch mehr in den Saamenkörnern der Gräser und Getreidearten, das Albumin namentlich im Safte unserer Gemüsepflanzen und noch mehr in den ölichten

Kernen der Nüsse, Mandeln u. s. f. Außer diesen beyden, mit den Hauptbestandtheilen des Blutes identischen Nahrungsstoffen findet sich aber im Pflanzenreich noch ein dritter, an Stickstoffgehalt so wie seinen übrigen Elementen nach den beyden andern gleichender Stoff: das Casein. Dieser vorzugsweise in unsern Hülsenfrüchten, in den Saamenlappen der Bohnen, Erbsen, Linsen, enthaltene Bestandtheil gleichet vollkommen dem gleichnamigen Stoffe, der sich in der Muttermilch der Säugthiere findet. Das Casein der Muttermilch unterscheidet sich vom Fibrin und Albumin hauptsächlich durch seine außerordentliche Löslichkeit und Nichtgerinnbarkeit in der Wärme, überdieß dadurch, daß es eine weit größere Quantität von Knochenerde enthält, als das Blut, dem es sonst eben so in seinen Elementen gleichet, als die beyden andern Stoffe. Es würde mithin vollkommen zur Blutbildung und zur Beförderung des Wachsthumes des neugebornen Kindes hinreichen, dennoch sind ihm in der Milch noch zwey andere Bestandtheile: das Fett der Butter und der Milchzucker beygesellt, welche beyde eben so unentbehrlich als das Casein für das Leben des Säuglinges sind. Butter so wie Milchzucker enthalten keinen Stickstoff, keinen Kalk, Natron oder Kali, sie bestehen aus Kohlenstoff und den Elementen des Wassers, und zwar beym Milchzucker genau nur in jenem Verhältniß wie im Wasser, während in der Butter ein Theil des Wasserstoffes dem Kohlenstoff zugehört. Da diese beyden stickstofffreyen Bestandtheile der Milch zur Blutbildung nichts beytragen können, welche zu ihrem Fortgange nur das Casein verbraucht, welche andere Bestimmung soll ihnen verbleiben, als jene der Unterhaltung des Respirationsprocesses und hiermit der thierischen Lebenswärme?

Dieselbe Bestimmung des Kohlenstoffes, der sich in den Nahrungsmitteln der Thiere findet, wird auch durch andere Beobachtungen deutlich. Die Excremente, welche eine erwachsene Schlange, nachdem sie ein warmblütiges Thier verzehrt und verdaut hat, von sich giebt, enthalten nur $\frac{1}{4}$, jene eines Löwen oder Tigers noch weniger von dem Kohlenstoff, welcher in der Nahrung enthalten war, die fehlende Quantität des Kohlenstoffes und Wasserstoffes ist durch den Respirationsproceß eben so verzehrt worden, wie dieses durch ein Verbrennen des verzehrten Körpers in einem Ofen geschehen seyn würde; das Unverbrannte und Unverbrennbare, das im letzteren Falle als Ruß und Asche sich zeigen würde, erscheint dort in der Form des Excrementes.

Der Kohlenstoff und Wasserstoff, welche bey einem erwachsenen Thierleibe, der im Gewicht im Ganzen weder merklich zu- noch abnimmt, zum Respirationsproceß verwendet werden, kommen nicht unmittelbar aus den Nahrungsmitteln, sondern aus den abgenutzten, von neuem in formlosen Zustand (Auflösung) übergegangenen Theilen des Organismus selber, deren Abgang gleichmäßig durch neue Formbildung aus den Nahrungsmitteln ersetzt wird. Durch die Erweiterung der rechten (venösen) Herzkammer wird die Auffaugung aller, mittelst der arteriellen Strömung in die Capillargefässe hinübergeführten aufgelösten Theile des Körpers, zunächst in mechanischer Weise (wie durch eine Saugpumpe) bewirkt. Die Circulation des Blutes durch die Lungen und Arterien führt allen Theilen des Körpers einen Strom von Sauerstoff zu. Die Träger dieses Sauerstoffes sind die Blutkörperchen, welche nachweisbar keinen Antheil an der Ernährung des Leibes nehmen, sondern nur die Bestimmung haben, den Sauerstoff der Verbindung mit dem Kohlenstoff und Wasserstoff der aufgelösten Theile zuzuführen, die sich in den Capillargefässen finden. Hier entstehen dann Kohlensäure und Wasser, und zugleich entquillt aus allen Theilen und Regionen des Leibes, welche an dieser Circulation Theil nehmen, die Lebenswärme.

Das venöse Blut nimmt, ehe es zum Herzen gelangt, seinen Weg durch die Leber, wo sich der Kohlenstoff der umgesetzten Gebilde zur Galle wandelt; das arterielle Blut geht durch die Nieren, welche alle für den Ernährungsproceß untaugliche Stoffe davon scheiden, vor allem den Stickstoff der aufgelösten Theile, welcher im Harnstoff aus dem Verband des Leibes austritt. Nicht so wie der Urin, welcher als keiner weitern Anwendung für den Kreislauf des Lebens fähig, ganz ausgestossen wird, ist auch die Galle von ihrer Aussonderung an für den Lebensproceß nutzlos. Vielmehr dienen

die Bestandtheile derselben wesentlich zur Respiration und zur Hervorbringung der animalischen Wärme, indem ihr Kohlenstoff und Wasserstoff zur Verbindung mit dem Sauerstoff ganz vorzüglich geeignet sind, und zuletzt als Kohlensäure und Wasser durch die Haut und Lunge austreten.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Capt. C. Rochfort Scott, Excursions in the mountains of Ronda and Granada. Vol. 1. 2. Lond. 1838. 8.

C. E. X. Rochet d'Héricourt, Voyage sur la côte orientale de la mer Rouge, dans le pays D'Adel et le royaume de Choa. Par. 1841. 8.

J. S. Polack, New Zealand. Vol. 1. 2. London 1838. 8.

W. Moorsom, Letters from Nova Scotia; comprising sketches of a young country. London 1830. 8.

John T. Irving, Indian Sketches, taken during an expedition to the Pawnee and other tribes of American Indians. Vol. 1. 2. London 1835.

John A. Heraud, Voyages up the mediterranean and in the Indian Seas. Lond. 1837. 8.

Henry Fulton, Travelling sketches in Russia, Poland, China, India etc. Vol. 1. 2. London 1840. 8.

M. Fox, Account of an expedition to the interior of New Holland. Lond. 1837. 8.

J. B. Fraser, A winter's journey from Constantinople to Tehran. Vol. 1. 2. Lond. 1838. 8.

L. St. Costello, A summer amongst the Boccages and the Vines. Vol. 1. 2. Lond. 1840.

Th. Bacon, First impression and studies from nature in Hindostan. Vol. 1. 2. Lond. 1837.

J. M. Schultz, Beytrag zu genaueren Zeitbestimmungen der Hellenischen Geschichten von der 63. bis zur 72. Olympiade. Kiel 1841.

R. T. Hampson, Medii aevi Kalendarium or dates, charters and customs of the middle ages with Kalendars from the tenth to the fifteenth century. Vol. 1. 2. Lond. 1841.

Ch. G. Addison, The history of the knights templars, the temple church and the temple. Lond. 1842.

E. v. Lasaulx, Die Sühnopfer der Griechen und Römer und ihr Verhältniß zu dem Einen auf Golgatha. Ein Beytrag zur Religionsphilosophie. Würzburg 1841. 4.

P. W. Forchhammer, Panathenäische Festrede. Kiel 1841.

Georges Ozaneaux, Les Romains ou tableau des institutions politiques, religieuses et sociales de la republique Romaine. Par. 1840.

Greg. Denkovszky, Die Götter Griechenlands, die zum Theil bey den alten, zum Theil bey den jetzigen Slaven noch leben, in ihrer eigentlichen und sinnbildlichen Bedeutung dargestellt. Preßburg 1841.

Th. Panofka, Terracotten des K. Museums zu Berlin. Heft 1 — 6. Berlin 1842. 4.

J. F. Champollion, le jeune, Dictionnaire Egyptien en écriture hieroglyphique, publié d'après les manuscrits autographes. Livr. 1. Paris 1841. fol.

Dr. Lud. Stephani, Der Kampf zwischen Theseus und Minotauros. Eine kunstgeschichtliche Abhandlung. Leipzig 1842.

Dr. R. Lepsius, Das Todtenbuch der Aegypter nach den hieroglyphischen Papyrus in Turin. Leipzig 1842. 4.

Bern. Peyron, Papiri greci del Museo Britannico di Londra e delle Biblioteca Vaticana tradotti ed illustrati. Torino 1841. 4.

Grivaud de la Vincelle, Recueil de Monuments antiques, la plupart inédits et découvertes dans l'ancienne Gaule. Vol. 1. 2. Paris 1817. 4.

Otto Jahn, Die Gemälde des Polygnotos in der Lesche zu Delphi erläutert. Kiel 1841.

E. Gerhard, Festgedenken an Winkelmann. Berlin 1841. 4.

Otto Jahn, Specimen epigraphicum in memoriam Olai Kellermanni. Kiliae 1841. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. October.

Nro. 206. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie, von Justus Liebig.

(Fortsetzung.)

Die Galle enthält Natron, wie das Gehirnfett und das Blutserum. Wenn die Natronverbindungen des Blutes in Muskelfasern, in Membranen und Zellengebilde übergehen, dann muß ihr Natron in neue Verbindung eintreten mit den Stoffen der aufgelösten Organe; eine dieser Verbindungen ist die Galle. Wäre die Galle bloß zur Ausleerung bestimmt, dann müßten wir sie verändert oder unverändert, wir müßten das Natron in den festen Excrementen wieder finden, in denen sich nur Spuren von Natronverbindungen finden. Denn obgleich der Mensch in einem Tage 1 bis $1\frac{1}{2}$ Pfund, ein großer Hund $2\frac{1}{4}$ Pfund, ein Pferd 37 Pfund Galle absondert, betragen dennoch die löslichen Theile, welche sich in den festen Excrementen des Pferdes finden, und welche Galle seyn könnten, nur 6 Unzen, die übrigen 36 Pfund und 10 Unzen müssen wieder im Innern des Körpers verwendet worden seyn. Und hierbey sind nicht einmal jene löslichen Theile als Galle zu nehmen, da ihnen das Natron abgeht. Dasselbe findet auch im menschlichen Körper statt, in welchem 45 bis 56mal so viel Galle abgesondert wird, als an etwa der Galle ähnlichen Stoffen in den festen Excrementen nachgewiesen ist.

Bey diesem Allen entspricht dennoch der Kohlenstoff, welcher in der Galle in einem höchst lösbaren Zustand ausgeschieden wird, nur beyläufig zur Hälfte dem Bedürfniß der Respiration. Denn während sich in der Galle, die das Pferd im Verlauf eines Tages absondert, nur gegen 80 Loth Kohlensäure finden, athmet dieses Thier in derselben Zeit nahe doppelt so viel Kohle in der Form von Kohlensäure aus und ein ganz ähnliches Verhältniß findet bey dem Menschen statt.

Während das fleischfressende Thier bloß in seiner frühesten Jugend, in dem Milchzucker und in der Butter der mütterlichen Milch jene stickstoffartigen Substanzen zu sich nimmt, welche den zur Erhaltung der Respiration nöthigen Kohlenstoff liefern, genießt das Gras und Körner fressende Thier während seines ganzen Lebens solche Nahrungsmittel, die an jenen Bestandtheilen der Muttermilch reich sind. So das Amylon (Stärkmehl), das Gummi und den Zucker. Das Amylon wird durch das Malzen des Getreides, z. B. der Gerste, so wie durch das Reifen der Früchte und durch Behandlung mit Säuren in Zucker verwandelt, wobey nur eine einfache Aufnahme der Bestandtheile des Wassers die Umwandlung begründet, während sich übrigens Amylon wie Zucker und Gummi in ihrem übrigen Gehalte vollkommen gleichen.

Wenn wir den Gehalt der Nahrung eines Pferdes berechnen und das gefundene Resultat mit dem Betrag seiner Aussonderungen vergleichen, finden wir, daß in den 15 Pfund Heu und $4\frac{1}{2}$ Pfund Hafer, welche es täglich zu sich nimmt, $8\frac{9}{10}$ Loth Stickstoff enthalten sind, welche dem Gehalt einer Blutmasse von etwas mehr als 8 Pfund entsprechen. Zugleich wurden in dem stickstoffhaltigen Futter des Thiers $28\frac{9}{10}$ Loth Kohlenstoff eingeführt,

von denen jedoch 6 Loth zur Bildung des Harnstoffes, 7 Loth zu jener der Hippursäure in Abgang kommen, so daß nicht ganz 16 Loth für den Respirationsproceß übrig bleiben, während ein Pferd nach Boussingault täglich gegen 158 Loth Kohle als Kohlensäure ausathmet. Der bey weitem größere Theil der zur Respiration nöthigen Kohle kam mithin dem Thiere aus den stickstofffreyen Bestandtheilen seines Futters, wie dem Amylon und Zucker. Offenbar ist es, daß in dem Organismus des pflanzenfressenden Thieres, dessen Nahrung eine verhältnißmäßig so kleine Menge seiner Blutbestandtheile enthält, der Act der Umsetzung der vorhandenen Gebilde und demzufolge ihrer Erneuerung weit langsamer vor sich geht, als bey den fleischfressenden Thieren; denn wäre dieß der Fall, dann würde eine tausendmal reichere Vegetation zu ihrer Erhaltung nicht hinreichen. Aber die schnelle Umsetzung der Gebilde ist dem pflanzenfressenden Thiere zur Erhaltung des Respirationsprocesses und mithin des Lebens auch nicht so nothwendig, wie dem fleischfressenden. Denn bey jenem kommt das nothwendige Material für den Respirationsproceß aus den stickstofffreyen Bestandtheilen der Nahrung, bey dem Raubthiere dagegen und bey dem bloß von Fleisch lebenden Menschen kann es bloß aus der Umsetzung der eigenen Organe erhalten werden, welche durch unaufhörliche Bewegung herbeygeführt und beschleunigt werden muß. Das Fleisch fressende Thier muß Kraft verbrauchen, nur um Stoff zum Athmen zu schaffen. Der Nachtheil, welchen die ausschließende Fleischnahrung mit sich führt, trifft am auffallendsten den Menschen. Da in 15 Pfund Fleisch nicht mehr Kohlenstoff enthalten ist, als in etwa 4 Pfund Amylon, bedarf der nur vom Fleisch lebende Indianer 5mal so viel thierische Kost, als der civilisirte Ackerbauer, der dem mäßigen Genuß des Fleisches jenen des Brodes hinzufügt.

Die Verschiedenartigkeit der Nahrungsmittel hat namentlich auch noch auf die chemische Beschaffenheit der Secretionen einen sehr merklichen Einfluß. Das pflanzenfressende Thier enthält in seinem Gehirn, Nerven, Knochen eben so den Phosphor und Phosphorsäure, bedarf mithin zur Reproduction dieser Theile nicht minder des Phosphors, als das fleischfressende Thier. Da jedoch dem ersteren in

seiner Nahrung ungleich weniger Phosphor zugeführt wird, als dem Raubthier, geht auch der Organismus mit der Ausscheidung dieses Stoffes aus den umgesetzten Theilen so sparsam um, daß wir in dem Urin der Pflanzenfresser kaum Spuren des phosphorsauren Alkalis finden, das in dem Harn der Fleischfresser so reichlich vorhanden ist; der Phosphor wird immer wieder bey der Reproduction der Organe verwendet und zuletzt der überschüßige Antheil desselben in der Form der unlöslichen phosphorsauren Erden mit den Excrementen ausgeschieden.

Eine ähnliche Oeconomie des thierischen Organismus mit dem bey der Respiration unentbehrlichen Sauerstoff giebt sich bey der Entstehung des Fettes kund. In chemischer Hinsicht unterscheidet sich das Fett von dem Amylon, so wie von Gummi und Zucker zunächst dadurch, daß in den letzteren Stoffen ungleich mehr Sauerstoff enthalten ist, als im Fett. Wie das Wachs, das seinen chemischen Elementen nach dem Fette gleicht, durch den Verdauungsproceß der Biene aus dem Honig (nach Gundlachs Beobachtungen nicht aus Blüthenstaub) erzeugt wird, so geht das Fett aus den andern Nahrungsstoffen hervor, indem der Organismus des Thieres eine ähnliche Ausscheidung des Sauerstoffes durch seinen vegetativen Lebensproceß herbeyführt, als der Pflanzenkörper im Fortgang seiner Formenentwicklung. Wenn, namentlich bey unsern in die Ställe eingeschlossenen Hausthieren mehr Nahrung aufgenommen wird, als zur Reproduction nöthig ist, wenn hiebey durch den Mangel an Bewegung und Abkühlung der Zugang des Sauerstoffs so sehr vermindert wird, daß derselbe zur Verwandlung des überschüssigen Kohlenstoffes in Kohlensäure oder zur Respiration im allgemeinen Sinne des Wortes nicht auszureichen vermöchte, dann ersetzt diesen Mangel der Sauerstoff, welcher bey der Fettbildung aus den Bestandtheilen der Nahrung und Umsetzung frey wird. Wenn sich hiebey 18 Aequivalente Sauerstoff vom Amylon trennen und mit 9 Aequivalenten Kohlenstoff aus der Galle, z. B. zu Kohlensäure vereinen, dann muß eben so viel Wärme entwickelt werden, als wenn jener Antheil des Kohlenstoffes geradezu wäre verbrannt worden. Die Wärmeentwicklung,

in Folge der Fettbildung, kann in solchem Falle nicht bestreitbar seyn.

Man kann die stickstoffhaltigen, zur Blutbildung dienenden Nahrungsmittel, wie Pflanzenfibrin, Albumin, Casein oder auch Fleisch und Blut der Thiere unter dem allgemeinen Namen der plastischen, die stickstofffreyen, wie Fett, Amylon, Gummi, Zucker, Wein, Bier, Branntwein unter dem Namen der Respirationsmittel zusammenfassen. An sich allein können die ersteren nur den Stoff zur Blutbildung darreichen; eine höhere organische Kraft als die in der Pflanze erzeugt dann aus dem Blute die Membranen, die Zellen, das Hirn u. s. f. Wenn sich die Kraft der Reproduction im ganzen Körper mit dem Zustand der Gesundheit ändert, dann kann bey gewissen Graden der Kränklichkeit die Fähigkeit zur Blutbildung noch dieselbe bleiben, während sich jene organische Kraft, durch welche das Blut zu thierischen Formenelementen umgewandelt wird, auffallend vermindert hat. In diesen Zuständen zeigt es nicht selten die Erfahrung, daß die löslich gemachten, leimgebenden Gebilde des thierischen Körpers (Gallert) einen heilsamen Einfluß auf das Befinden äußern, indem sie den Stoff, der zur Membranenbildung u. s. f. aus dem Blut gezogen werden muß, in einem zur unmittelbaren Verarbeitung vorbereiteten Zustand liefern und mithin zur Ersparung von Kraft dienen.

Der chemische Proceß der Umsetzung oder Metamorphose des Blutes in die Gebilde des thierischen Körpers beruht zuletzt auf sehr einfachen Principien. Jene stickstoffhaltigen Substanzen, welche das Blut bilden: Fibrin, Albumin und Casein, weichen, so sehr sie auch in ihren physikalischen Eigenschaften verschieden sind, rücksichtlich ihrer organischen Elemente durchaus nicht von einander ab. Wenn man diese Stoffe in einer starken Kalilauge löst, und die Flüssigkeit eine Zeitlang einer höhern Temperatur aussetzt, dann scheidet die Essigsäure aus ihnen einen gelatinösen, halbdurchscheinenden Niederschlag ab, der bey allen dreyen von gleicher Beschaffenheit und Zusammensetzung ist. Der Entdecker dieses Körpers, Mulder, gab ihm den Namen Protein, weil er in ihm den anfänglichen Grundstoff des Blutes und den Ausgangspunct der ganzen Reihe der übrigen Thiergebilde erkannte. Das Blut oder die Bestandtheile des Blutes sind nur Verbindungen des Proteins mit wechselnden Mengen von andern, nicht organischen Substanzen, mit Phosphor, Schwefel, so wie phosphor- und schwefelsauren Salzen. Dieses sich in seinem Gehalt an organischen Elementen: Stickstoff, Sauer-, Wasser- und Kohlenstoff immer gleichbleibende Protein wurde nun auch in den stickstoffhaltigen Pflanzentheilen nachgewiesen; auch der Organismus der Pflanzen erzeugt Proteinverbindungen. Das Entstehen aller organischen, stickstoffhaltigen Bestandtheile des Thierkörpers aus dem Protein wird zunächst durch das Aus- oder Eintreten der Bestandtheile des Wassers oder des Sauerstoffes und durch Spaltung in 2 oder mehrere neue Verbindungen begründet.

Das Hühnerey enthält außer dem Albumin keinen andern stickstoffhaltigen Bestandtheil, denn auch die Substanz des Dotters ist Albumin, gleich dem Weißen des Eyes, nur daß im Dotter noch ein gelbgefärbtes Fett gefunden wird, welches Cholosterin und Eisen in seinen Bestandtheilen hat. Wenn jedoch bey der Bebrütung der Sauerstoff der Luft zu dem von der Lebenskraft durchwirkten Albumin tritt, dann bilden sich aus ihm Federn, Klauen, Knochen, Blutkörperchen, Fibern, Membranen und Zellen, Arterien und Venen, während an der Bildung der Gehirn- und Nervensubstanz das Fett des Dotters Antheil haben mochte. Auf ähnliche Weise beginnt auch der Nutritionsprozeß im Innern des Thierkörpers mit einer Erzeugung des Albumins. Dieses bezeugt uns namentlich eine nähere Betrachtung des Verdauungsprozeßes.

Daß dieser von rein chemischer Art, eben so wie die Gährung und Verwesung sey, ist in der Physiologie anerkannt. Wie die Gährung des einen von ihr ergriffenen Stoffes auf andre (wie durch Ansteckung) übergetragen wird, so theilt der Magensaft den verschlungenen Speisen seinen eigenen Zustand der innern Auflösung mit.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

M. Raoul-Rochette, Notice sur deux vases d'argent du cabinet des antiques de la bibliothèque du Roi. Paris 1838.

Ch. Lenormant, Essai sur le texte grec d'inscription de Rosette. Paris 1840. 4.

P. W. Forchhammer, Apollons Ankunft in Delphi. Kiel. 1840. 4.

Eras. Pistolesi, Real museo Borbonico. Vol. 1. — 3. Romae 1838 — 40.

James Millingen, Considération sur la numismatique de l'ancienne Italie. Florence 1841. 8.

Curt. Bose, Ueber arabisch byzantinische Münzen. Grimma 1840. 8.

Jos. Arneth, Ueber das Tauben=Orakel von Dodona. Wien 1840. 4.

J. Heller, die Bambergischen Münzen chronologisch beschrieben. Bamberg 1839.

M. Michelet, Précis de l'histoire moderne, suivi d'un précis de l'histoire moderne de la Belgique par G. Guénot Lecointe. Vol. 1. 2. Bruxelles 1836.

Serre, Histoire politique de l'année 1841. 1re et 2e année. Paris 1842.

J. B. Schwerin, Grund-Linier till Staternas historia. Deel 1. 2. Upsala 1811.

Thomas Keightley, Outlines of history. Lond. 1830. 8.

Chr. Kapp, Die Weltgeschichte. Heidelberg 1842.

Fr. Henr. Florez, Clave historial, con que se facilita la contrada al canocimiento de los hechos scurridos desde el nacimiento de nuestro Señor Jesu Cristo hasta nuestros dias. Madrid 1817. 4.

Dr. L. O. Bröcker, Vorarbeiten zur Römischen Geschichte. Bd. 1. Tübingen 1842.

Alb. Forbiger, Handbuch der alten Geographie aus den Quellen bearbeitet. Bd. 1. Leipzig 1842.

Gio. Batt. Garzetti, Della storia e della condizione d'Italia sotto il governo degli imperatori Romani. Farc. I — VIII. Milano 1837 — 1841.

P. W. Forchhammer, Topographie von Athen. Kiel 1841.

A. Bianchi Giovini, Sulle origini Italiche di Angelo Mazzoldi osservazioni. Milano 1841.

C. G. Zumpt, Ueber den Zustand der Bevölkerung und die Volksvermehrung im Alterthum. Berlin 1841. 4.

G. W. Nitzsch, Die Heldensage der Griechen nach ihrer nationalen Geltung. Kiel 1841.

M. Fuhr, Pytheas aus Massilia; historisch = kritische Abhandlung. Darmstadt 1842.

Franc. Predari, Le Amazzoni rivendicate alla veritá della storia. Milano 1839.

M. Ch. Lenormant, Cours d'histoire ancienne. Paris 1837.

G. Dankovsky, Fragmente zur Geschichte der Völker ungarischer und slawischer Zunge, nach den griechischen Quellen bearbeitet. Preßburg 1825.

Corpus scriptorum historiae Byzantinae. Joannes Zonaras Vol. I. Bonnae 1841. Leo Grammaticus. Eustathius. Bonnae 1842.

Daniel Zimmermann, Darstellung der pyrrhonischen Philosophie. Erlangen 1841.

Dr. G. Th. Rudhart, Aelteste Geschichte Bayerns und der in neuester Zeit zum Königreich Bayern gehörigen Provinzen Schwaben, Rheinland und Franken. Hamburg 1841.

Fürst Fel. Lichnowsky, Erinnerungen aus den Jahren 1837 — 1839. Th. 2. Frankfurt 1841.

Diego Ortiz de Zuñniga, Anales eclesiásicos y seculares de ciudad de Sevilla. T. 1 — 5. Madrid 1795. 4.

Edward Bell Stephens, The Basque Provinces; their political state, scenery and inhabitants. Vol. 1. 2. Lond. 1837.

John Francis Bacon, Six years in Biscay. London 1838.

G. Carbone, Storia Fiorentina dai tempi Etruschi fino all' epoca presente. Vol. I. Disp. 7. Firenze 1841.

Dom. Crivelli, Storia dei Veneziani. Secoli 5 — 8. Venezia 1839.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. October.

Nro. 207. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie, von Justus Liebig.

(Fortsetzung.)

Die im Zustand der Veränderung begriffene, im Magensaft vorherrschende Substanz ist aber ein Product der Umsetzung des Magens selber, wie dieß Versuche mit ausgewaschenen und getrockneten thierischen Mägen gezeigt haben. Ein wesentlich zur Auflösung der Speisen beytragender Bestandtheil des Magensaftes: die Salzsäure, kommt aus der Zersetzung des Kochsalzes, dessen Natron bey dem Uebergang des Fibrins und Caseins in Blut verwendet worden ist. Außer dem Wasser nimmt sonst kein andres Element an der Wirkung des Magensaftes auf die Speisen Theil als der Sauerstoff, welcher mit dem schaumartig beym Kauen sich gestaltenden Speichel in den Magen kommt und hier Verbindungen eingeht, während der zugleich mit ihm eintretende Stickstoff durch Haut und Lunge ausgeathmet wird. Dieses Austreten des Stickgases durch Haut und Lunge wird durch das bekannte Vermögen aller thierischen Gewebe bestätigt, Gase jeder Art hindurch zu lassen, wie denn eine Blase, die man mit Stickgas, kohlensaurem Gas und Wasserstoffgas gefüllt hat, nach 24 Stunden statt jener Gasarten atmosphärische Luft enthält; der aufgetriebene Magen eines wiederkäuenden Thieres, in dem sich nach dem Genuß des Klees Gase entwickelt haben, nach einiger Zeit von selbst wieder klein wird, und vom Genuß eines in Gährung begriffenen Weins tödtliche Zufälle wie von Erstickung eintreten, weil die im Magen sich entwickelnde Kohlensäure unmittelbar (durch Magenwände und Zwerchfell) in die Lungenzellen tritt. Durch die Athmensbewegung werden alle Gase, welche die leeren Räume der Körpertheile ausfüllen nach dem luftverdünnten Raume der Brusthöhle hingetrieben, und hier zugleich mit der größern Menge der Luft, welche durch die Luftröhre eindringt, ausgeathmet. Denn die Menge der mit dem Speichel in den Magen kommenden atmosphärischen Luft beträgt schon in 18 Stunden wenigstens 135 Cubikzoll, mithin nach Abzug des innerlich verbrauchten Sauerstoffgases 108 Cubikzoll, würde mithin einen Raum von 3 Pf. Wasser einnehmen, wenn sie nicht durch die Gewebe des Leibes entwiche.

Daß die Verdauung mit einem Vorgang der Gährung oder Fäulniß zu vergleichen sey, bey welchem jedoch nicht die bey solchen Zersetzungen meist (wiewohl nicht immer) vorkommende Gasentwicklung eintritt, das wird namentlich schon dadurch bestättigt, daß alle die Materien, welche die Erscheinungen der Gährung und Fäulniß in Flüssigkeiten aufheben, auch die Verdauung stören und hemmen. So die brenzlichen, empyreumatischen Stoffe, wie Tabaksdampf, Kreosot, Queckſilbermittel u. s. w. Die Hefe der gährenden Pflanzenstoffe wie das faulende Fleisch bringen im Zucker, mit dem sie in Berührung kommen, ganz die den Zersetzungen des Verdauungsprozesses verwandten Erscheinungen hervor, indem sie denselben in Alkohol und Kohlensäure oder in Milchsäure und Schleim zerlegen.

Während die Bestandtheile des Blutes in ihrer chemischen Zusammensetzung eine vollkommne Ueber-

einstimmung zeigen, geht aus der Analyse jener organischen Gebilde, die aus dem Blute erzeugt werden, deutlich hervor, daß in ihnen eine größere Anzahl von Atomen des Sauerstoffes mit einer gleichen Anzahl von Atomen des Kohlenstoffes vereint sey. Bey einer gleichen Menge des Kohlenstoffes enthalten die Membranen und leimgebenden Gebilde (Senne, Knorpel, Klauen, Hörner, Haare) mehr Stickstoff, Sauerstoff und Wasserstoff als das Protein, sie scheinen aus Albumin entstanden durch Hinzutreten des Sauerstoffes, der Bestandtheile des Wassers und des Ammoniaks, während dabey Phosphor und Schwefel ausgetreten sind. Die leimgebenden Gebilde enthalten kein Protein mehr, obgleich deßhalb ihr Genuß neben jenem von andern Nahrungsmitteln die Reproduction der gleichartigen Gebilde im Thierleibe erleichtern kann, sind sie doch nicht geeignet die Blutbildung zu begründen; ein Thier, welches ganz ausschließend mit solchen Substanzen gefüttert wird, stirbt Hunger.

Aus den Bestandtheilen des Blutes bilden sich im gesunden Verlauf des Lebens die Organe durch den Einfluß des zugeführten Sauerstoffes; die Sekretionen des Thierkörpers müssen die Produkte der unzersetzten Gebilde und zwar die Galle die kohlenstoffreichen, der Urin die stickstoffreichen enthalten. Wenn wir deßhalb von der Zusammensetzung des Blutes die Bestandtheile des Harns abziehen, dann müssen wir, den hinzugekommenen Sauerstoff und das Wasser abgerechnet, die Zusammensetzung der Galle erhalten, so wie umgekehrt, nach Abzug der Bestandtheile der Galle jene des Urins (harnsaures Ammoniak und Kohlensäure.)

Der Hauptbestandtheil der Galle ist eine Art von Natronseife, verbunden mit einer eigenthümlichen, (Choleinsäure genannten) Substanz. Diese letztere ist wieder zerlegbar in Taurin, Salmiak und Choloidinsäure. Abgesehen von diesen nähern Bestandtheilen findet sich, daß wenn man die Zahlenwerthe der eigentlichen Elemente (des Sauerstoffs, Stick- Wasser - und Kohlenstoffs) mit denen der Elemente des harnsauren Ammoniaks zusammen addirt, genau die Zahlenwerthe der Elemente des Blutes herauskommen, mit einem Ueberschuß von 1 Atom Sauerstoff und 1 Atom Wasser, welche bey der Bildung der Theile zu jenen der Blutelemente hinzugetreten sind. Die Choleinsäure wie das harnsaure Ammoniak sind mithin Producte der Umsetzung der Muskelfaser. Namentlich bey der Erzeugung des Harnstoffes und der Harnsäure ist es augenfällig, daß sie in keiner Beziehung zu der in dem nämlichen Zeitraum genossenen Nahrung stehe, sondern nur von der Schnelligkeit der Umsetzung der Gebilde abhänge. Deßhalb wird bey einem Hungernden, der sich einer starken und anhaltenden Bewegung hingeben muß, mehr Harnstoff secernirt, als bey dem wohlgenährtesten Menschen im Zustand der Ruhe; eben so in Fiebern, bey rascher Abmagerung. Dagegen verschwindet bey dieser Zunahme von Harnstoff die Harnsäure aus dem Urin eines Menschen, welcher durch Haut und Lunge eine zur Oxydation der unzersetzten Gebilde hinreichende Menge von Sauerstoff in sich aufnimmt. Nach einer Wahrnehmung der französischen Aerzte finden sich die Bewohner der Stadt, welche an Steinbeschwerden leiden bald erleichtert, wenn sie aufs Land gehen und daselbst sich mehr Bewegung machen, indem die harnsauern Verbindungen (der Blasensteine) durch die vergrößerte Menge der Sauerstoffaufnahme in leichter lösliche oxydsaure Salze (Maulbeersteine) übergehen. Uebrigens ist auch die Nahrung hiebey nicht ohne mittelbaren Einfluß; bloß von Fleisch lebende Thiere erzeugen niemals Harnsteine; der Genuß von Fett und von manchen Weinen, in denen das zur Löslichhaltung der Harnsäure nöthige Alkali fehlt (was niemals bey den Rheinweinen der Fall ist) zieht die Erzeugung von Harnsäure nach.

Wenn dem menschlichen Körper durch Unmäßigkeit im Genuß der Nahrungsmittel ein Ueberschuß von Proteinverbindungen zugeführt wurde, dann zeigen sich die Blutgefäße mit Blut, die übrigen Gefäße mit Säften überfüllt; in den Eingeweiden entwickeln sich, wie bey Fäulnißprozessen Gase von verschiedner Art, die festen Ausleerungen werden abnorm verändert, selbst die Säfte in den Saug- und Lymphgefäßen gehen in abnorme Zustände über. Keine von allen diesen Erscheinungen dürfte sich zeigen, wenn die Nieren und Leber fähig wären, eine Zersetzung der löslich gewordenen, im Ueber-

schuß zugeführten Proteinverbindungen in Harnstoff, Harnsäure und Galle zu bewirken. Obgleich deßhalb anzunehmen ist, daß z. B. der Kohlenstoff der Galle bey den fleischfressenden Thieren nur aus den umgesetzten Gebilden des Leibes herkomme, so kann dieses dennoch nicht auch für die pflanzenfressenden Thiere gelten. Die Galle, welche bey diesen Thieren in viel größerer Menge abgesondert wird als bey den Fleischfressern, enthält weit mehr Kohlenstoff als aus der genossenen, stickstoffhaltigen Nahrung oder aus der Umsetzung der Gebilde hervorgehen könnte. Derselbe kann nur aus den stickstofffreyen Nahrungsmitteln gekommen seyn und er hat sich bey dem Entstehen der Galle mit einem stickstoffhaltigen Körper verbunden, der aus einer Proteinverbindung gekommen ist. Hiebey scheint das Amylon, dadurch, daß sich, wie bey der Entstehung von Fett eine gewisse Quantität Sauerstoff von seinen Elementen getrennt hat, das Meiste zur Bildung der Galle beygetragen zu haben. Die chemische Analyse sowohl als die Beobachtung des lebenden Thierkörpers unterstützen sich in diesem Falle gegenseitig; beyde führen zu dem Schluße, daß eine gewisse Quantität des Kohlenstoffes der stickstofffreyen Nahrungsmittel von der Leber der grasfressenden Thiere als Galle secernirt wird, während die weitere Forschung lehrt, daß bey diesen Thieren die stickstoffhaltigen Produkte der Umsetzung der Gebilde nicht direct und unmittelbar, wie bey den Fleischfressern zu den Nieren gelangen, sondern daß sie vor ihrem Austreten durch die Harnblase in gewissen andern Prozessen, und namentlich in der Bildung der Galle eine Rolle übernehmen. Mit den Elementen der stickstofffreyen Nahrungsstoffe werden sie der Leber zugeführt, kehren als Galle in den Körper zurück, dienen bey der Respiration und treten erst nach diesem geleisteten Dienst als Urin aus dem Leibe aus. Auch das Natron der Galle muß bey den pflanzenfressenden Thieren aus den Nahrungsmitteln gezogen werden, da das Natron der umgesetzten Gebilde bey weitem nicht hinreichen würde, um die große Quantität jener secernirten Flüssigkeit darzustellen.

Die Meynung, daß die stickstofffreyen Nahrungsmittel, in irgend einer Weise verändert, von dem Darmkanal aus geradezu der Leber zugeführt

werden, wo sie in Verbindung mit den Producten der umgesetzten Gebilde zur Galle werden, gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß man im arteriellen Blute niemals eine Spur von Amylon oder Zucker auffindet, selbst bey Thieren, welche man ausschließend mit diesen Substanzen gefüttert hatte. Wie sich aber bey der Bildung der Galle und andern Absonderungen ein solcher unmittelbarer mitwirkender Einfluß der Nahrungsmittel zeigt, so muß dem Organismus auch in andern Fällen die Fähigkeit zuerkannt werden, fremde Materien, welche weder Theile noch Bestandtheile der Träger der Lebensthätigkeit sind, zu gewissen vitalen Zwecken dienstbar zu machen. Und so kennen wir auch viele Materien, welche auf den Act der Umsetzung der Gebilde wie auf den Ernährungsproceß einen bestimmten Einfluß ausüben, ohne ihre Elemente in den Verwandlungsproceß eingehen zu lassen. Es sind dieß solche Substanzen, deren Theile sich in einem gewissen Zustand der Zersetzung befinden, den sie auf alle Theile des Organismus übertragen, welche einer ähnlichen Umsetzung fähig sind.

Auch die Arzneystoffe und Gifte haben die Fähigkeit, durch ihre Elemente direct oder indirect Antheil an den Secretionsprocessen oder dem Stoffwechsel zu nehmen. Die erste Classe derselben, zu welcher die metallischen Gifte gehören, geht eine chemische Verbindung mit gewissen Theilen oder Bestandtheilen des animalischen Körpers ein, welche durch die Lebensthätigkeit nicht wieder aufzuheben ist. Die zweyte Classe (ätherische Oele, Campher, empyreumatische Materien, Antiseptica u. s. f.) besitzt die Eigenschaft, jenen Zustand der Umsetzung der Elementartheile der zusammengesetzten organischen Atome, den man als Gährung oder Fäulniß benennt, zu hindern oder doch aufzuhalten. Endlich so nimmt die dritte Classe der Arzneystoffe durch ihre Elemente einen directen Antheil an den im Thierkörper vor sich gehenden Veränderungen, indem sie die vitale Thätigkeit einzelner oder mehrerer Organe steigert, so daß diese Arzneyen im gesunden Körper Krankheitserscheinungen hervorbringen können. Sie alle üben schon in sehr kleinen Gaben eine bemerkbare Wirkung aus; viele von ihnen wirken in größeren Massen als Gifte.

Die Wirksamkeit der Arzneymittel auf den Or-

ganismus läßt sich nur dadurch erklärbar finden, daß diese Stoffe im Magen gar keine eigentliche Veränderung ihrer Zusammensetzung erleiden; sie werden daselbst nur löslich gemacht, nicht aber zerstört, so daß sie ihre Eigenschaften selbst beym Uebertritt in die Blutmasse noch beybehalten, obwohl bey vielen von ihnen der Sauerstoff, der ihnen durch die Blutkörnchen in den Capillargefässen zugeführt wird, einen Stoffwechsel oder eine Formveränderung einleiten mag. In Folge dieser Aenderung kann dann der Einfluß solcher Arzneymittel auf die Secretionen und ihre Producte, welche ohne Ausnahme im thierischen Körper stickstoffhaltig sind, nicht ausbleiben.

Ihrer Zusammensetzung nach theilen sich die Arzneymittel in stickstoffhaltige und in stickstofffreye, von denen die ersteren die wirksamsten sind. Mit Ausnahme von drey solchen stickstoffhaltigen Substanzen (dem Coffein oder Theein, Theobromin und Asparagin) wirken alle stickstoffhaltigen Arzneymittel in gewissen Gaben als Gifte, unter denen das furchtbarste das Strychnin ist, während kein stickstofffreyes Arzneymittel in solchen Gaben giftig erscheint. Doch steht jene Eigenschaft keineswegs in geradem Verhältniß mit der Menge des Stickstoffes, indem gerade die stickstoffreichsten Pflanzenstoffe, welche man kennt, das in Kaffee und Thee enthaltene Koffein, so wie das Theobromin der Cacaobohne ganz ungiftig sind, während das Solanin und Picrotoxin, welche die geringste Stickstoffmenge enthalten, als starke Gifte wirken.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Franc. Inghérami, Storia della Toscana. Fasc. 1. Fiesol. 1841.

Gius. Borghi, Sulle storie italiane dall' anno primo dell' era cristiana al 1840 discorso. Vol. I. Fasc. 1—6. Firenze 1841.

Giovanni Orti Manara, Di due antichissimi tempj cristiani Veronesi illustrazione. Verona 1840. 4.

Ferd. Tartini, Memorie sul buonificamento delle maremme toscane. Firenze 1838.

Alb. Schott, Die deutschen Colonien in Piemont, ihr Land, ihre Mundart und ihre Herkunft. Ein Beytrag zur Geschichte der Alpen. Stuttg. 1842.

Camillo Porzio, la Congiura de baroni del regno di Napoli contre il Re Ferdinando I. Pisa 1818.

Marco de Casotti, Le coste e isole della Istria e della Dalmazia. Zara 1840. 8.

Luigi Cibrario, Storia della monarchia di Savoia. Vol. 1. 2. Torino 1841.

M. J. Cordier, Mémoires sur les travaux publics. T. I. Sect. 1. 2. Paris 1841. 4.

Simonde de Sismondi, Histoire des Francais. Vol. 27. Paris 1842. 8.

Serpette de Marincourt, Histoire de France jusqu'à la mort de Louis IX. Vol. 1 — 3. Par. 1841.

M. J. M. Lehuërou, Histoire des institutions Mérovingiennes et du gouvernement des Mérovingiens jusqu'à l'édit de 615. Paris 1842.

M. A. Bazin, Histoire de France sous le ministère du Cardinal Mazarin. Vol. 1. 2. Paris 1842.

Petit de Baroncourt, Analyse raisonnée de l'histoire de France. Paris 1841.

Théodose Burette, Histoire de France, depuis l'établissement des Francs dans la Gaule jusqu'en 1830. Vol. 1. 2. Paris 1842.

M. Michelet, Précis de l'histoire de France jusqu'à la revolution française. Paris 1842.

Paul J. Jacob, Dissertations sur quelques points curieux de l'histoire de France et de l'histoire littéraire. Livr. 1 — 4. Paris 1838.

M. Mary-Lafon, président de l'institut historique de Paris, histoire politique religieuse et littéraire du midi de la France. Vol. I. Paris 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. October.

Nro. 208. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie, von Justus Liebig.

(Schluß).

Es erscheint als Aeußerung eines inwohnenden Instinktes, daß die Menschen auf den Genuß eines heißen Aufgusses von Blättern gewisser Stauden oder der Abkochung gerösteter Saamen geriethen, und daß dieser Genuß ganzen Nationen zum Bedürfniß wurde; noch merkwürdiger aber ist es, daß die wohlthätigen Wirkungen auf die Gesundheit im Thee wie im Kaffee einer und derselben chemischen Substanz angehören, was bey so ungleichartigen Gewächsen aus so verschiedenen Pflanzenfamilien wie Erdstrichen auch die kühnste Phantasie nicht voraussetzen konnte. Wie der Fleisch essende Indianer im Taboksrauchen ein Mittel entdeckte, das den Umsatz seiner Gebilde verlangsamet und hierdurch den Hunger erträglicher macht, so fanden die vorzugsweise von Pflanzenkost lebenden Völker, bey denen das Kaffee- und Theetrinken zuerst aufkam, in diesem Genuß ein Mittel, welches bey einem Ueberfluß an stickstofffreyen Nahrungsmitteln und bey dem Mangel der zum Umsatz der Gebilde nöthigen Bewegung die Erzeugung eines wesentlichen Bestandtheiles der Galle, des Taurins beförderte und hiermit den Respirationsproceß erleichterte und begünstigte. Denn die Bestandtheile des Koffeins oder Theeins so wie des Hauptstoffes der Spargeln (des Asparagins oder Althäins) können durch ein Hinzutreten von Wasser und Sauerstoff unmittelbar zu Taurin, das Theobromin zu Taurin und Harnstoff sich wandeln.

Die Wirkung der andern stickstoffhaltigen vegetabilischen Mittel, namentlich des Opiums, des Chinins u. s. f. äußert sich nicht in den Secretionsprocessen, sondern mehr an Gehirn und Nerven und es scheint, daß sie durch ihre Elemente an der Bildung oder Umsetzung der Gehirn- und Nervensubstanz einen Antheil nehmen. In der Cerebrinsäure, welche mit Natron verbunden den Hauptbestandtheil des Gehirnfettes ausmacht, erkennen wir eine Substanz, welche ihrer Zusammensetzung nach von den fetten Körpern wie von den stickstoffhaltigen Bestandtheilen des Blutes gänzlich abweicht, denn die Fette sind ganz frey von Stickstoff, die Proteinverbindungen aber enthalten gegen 17 pCt. Stickstoff, von welchen sich in der Cerebrinsäure nur $2\frac{3}{10}$ pCt. finden. Eben so erkennen wir in jenen wirksamsten Arzneystoffen ihrer Zusammensetzung nach ein Mittelding zwischen den Proteinverbindungen und den Fetten; sie alle enthalten eine gewisse Menge von Stickstoff, übrigens stehen sie zu der eben erwähnten Cerebrinsäure als organische Basen in einem Gegensatz des chemischen Charakters, denn die Gehirnsubstanz enthält einen viel größeren Antheil an Sauerstoff, als die organischen Basen. Auf dieselbe Weise demnach, in welcher man sagen kann, daß Fleischbrühe und Gallert, die beyde zur Blutbildung nicht dienen können, Nahrungsmittel für die ihrer Zusammensetzung entsprechenden Gebilde, Theein und Asparagin für die Leber sind, lassen sich auch die Arzneymittel, welche durch ihre Wirkung auf Gehirn und Nerven sich auszeichnen, als leicht assimilirbare Stoffe für jene unbekannten Organe betrachten, die zur Metamorphose des Blutes in Gehirnsubstanz bestimmt sind.

Was die Bewegungserscheinungen im

thierischen Organismus betrifft, so äußert sich, wie bereits erwähnt, die Lebenskraft als eine bewegende Kraft zuvörderst durch Aufhebung der zwischen den Bestandtheilen der Nahrungsstoffe wirkenden Kräfte (der Cohäsion und Affinität), durch Aenderung der Lage oder des Ortes, an welchen sich ihre Elementartheilchen befinden. Als eine Bewegung erzeugende Kraft giebt sich die Lebenskraft dadurch zu erkennen, daß sie die chemische Anziehung der Bestandtheile der Nahrungstoffe überwindet und diese nöthigt, sich in einer neuen Ordnung mit einander zu vereinigen. Auf ähnliche Weise, als die Aeußerungen der chemischen Kräfte abhängig erscheinen von einer bestimmten Ordnung, in der sich ihre Elementartheilchen berühren, sind auch die Lebenserscheinungen unzertrennlich von der Materie; die Aeußerung der Lebenskraft in einem belebten Körpertheil wird bedingt durch eine gewisse Form des Trägers und durch eine gewisse Ordnungsweise seiner Elementartheilchen; heben wir die Form der Zusammensetzung des Organes auf, so verschwinden alle Lebensäußerungen.

Wenn wir uns denken, daß eine gewisse Quantität von Lebenskraft dazu verwendet werden mußte, um sich mit der chemischen Kraft ins Gleichgewicht zu setzen, dann bleibt noch immer ein Ueberschuß von Kraft, durch welchen die Zersetzung bewirkt wurde; in diesem Ueberschuß bestehet das Kraftmoment des belebten Körpertheiles; das fortwährende Vermögen, weitere Zersetzungen zu bewirken und seinen Zustand, seine Form und Beschaffenheit gegen äußere Einwirkungen zu behaupten. Dieser Ueberschuß kann nun auch hinweggenommen und in einer andern Weise verwendet werden, ohne daß das Bestehen des belebten Körpertheiles dadurch gefährdet würde, weil in solchem Falle nur ein Ruhe- oder Gleichgewichtszustand einträte. Zugleich aber würde freylich jener Körpertheil durch die Hinwegnahme des Ueberschusses seiner Kraft die Fähigkeit verlieren, an Masse zuzunehmen, weitere Zersetzungen zu bewirken und äußern störenden Einwirkungen zu widerstehen. Wenn ihm deßhalb in jenem Gleichgewichtszustande Sauerstoff zugeführt würde, dann stünde dem Streben von diesem, sich mit einem Element des belebten Körpertheiles zu vereinigen, nichts entgegen; je nach der Menge des zugeführten Sauerstoffes würde eine größere oder kleinere Portion des belebten Körpertheiles sein Leben verlieren und die Form einer chemischen Verbindung erhalten; es würde in ihm ein Stoffwechsel entstehen.

Von dem Zusammenhang dieses Vorganges mit den mechanischen Bewegungen, welche am Thierkörper vorkommen, giebt uns die Betrachtung der Voltaischen Säule ein erläuterndes Abbild an die Hand. Es ist hier nur die chemische Action, welche Säure und Zink auf einander ausüben, was die bewundernswerthen Thätigkeitsäußerungen des Drathes begründet, durch den die beyden Pole der Säule in Wechselwirkung gesetzt werden. Ein Theilchen Säure nach dem andren verliert seine, ihm zukommenden chemischen Eigenschaften und zu gleicher Zeit empfängt der Drath jene chemisch-galvanische oder magnetische Kraft, welche, je nachdem sie so oder anders geleitet wird, Lasten heben und in Bewegung setzen, oder andre Effecte der Art hervorbringen kann. Diese Kraft wird um so stärker, je größer die Menge der Säure und des Zinkes ist, welche durch ihre Verbindung eine Form- und Beschaffenheitsänderung erleidet.

Im thierischen Organismus geht die Bewegung des Blutes und der Säfte von Organen aus, welche, wie das Herz und die Eingeweide, die bewegende Kraft nicht in sich selbst erzeugen, sondern von andern Seiten her empfangen. Die Nerven sind die Leiter und Verbreiter mechanischer Effecte; durch sie wird die Bewegung nach allen Seiten fortgepflanzt; für jede Bewegung ist ein besonderer Nerv oder Nervenzweig als Leiter da. Die an einem Orte im Ueberfluß erzeugte Kraft wird dem andern durch die Nerven zugeleitet, durch diese empfängt das eine Organ den Ueberschuß der Lebenskraft des andern. Zugleich bemerken wir, daß alle willkührlichen wie unwillkührlichen Bewegungen, alle mechanischen Effecte im thierischen Körper begleitet oder abhängig sind von einer eigenthümlichen Form und Beschaffenheitsänderung in der Substanz gewisser belebter Körpertheile, deren Zu- oder Abnahme im engsten Zusammenhange steht mit der Quantität der Kraft, welche durch die Bewegungen verzehrt worden ist. Zunächst ist es ein Theil der Muskelsubstanz, welche in Folge der durch sie zur Aeußerung gelangten mechanischen Kraft ihre vita-

len Eigenschaften verliert und deren Substanz nun mit dem Sauerstoff in Verbindung tritt. Die Lebenskraft, die sich vorher in der Vermehrung der Masse und im Widerstand gegen äußere Störungen kund gab, hat jetzt zur Hervorbringung der mechanischen Kraft gedient, ist als Bewegung verzehrt worden. Der Stoffwechsel wie die mechanische Kraftäußerung stehen in diesem Falle in genauem Verhältniß mit der Menge des aufgenommenen, verbrauchten Sauerstoffes und des umgesetzten, belebten Stoffes.

Zur Unterhaltung der unwillkührlichen Bewegungen im Thierkörper wird in jedem Zeitmomente seines Lebens eine bestimmte Quantität Lebenskraft verbraucht und es findet deßhalb in den Organen jener unwillkührlichen Bewegungen ein unaufhörlicher Stoffwechsel statt, welcher jedoch bey der Gleichmäßigkeit der Bewegungen in einem beständig sich ausgleichenden Verhältniß der Zersetzung und Wiederergänzung steht. Anders dagegen ist es bey den willkührlich beweglichen Muskeln, in denen, wie an dem Schlußpunkt der beyden Drähte einer Voltaischen Säule, mittelst der von innen nach außen und von außen wieder nach innen gehenden Activität des Nervensystemes der Vorgang der Zersetzung und des mechanischen Effectes der Bewegung sich begegnen. Hier findet bey der Verwendung der Kraftmomente zu mechanischen Effecten ein Verbrauch und ein Austreten der Masse statt, welches aus zweyfachen Gründen eine Ergänzung durch den Schlaf bedarf. Einmal deßhalb, weil die während des Wachens durch die Umsetzung der Muskelgebilde frey werdende Kraft mittelst der Nerven dem Gehirn, von diesem aus aber den Sinnorganen mitgetheilt und hier verbraucht wird, dann aber auch, weil während des Bewegens keine Zunahme der Masse möglich war. Die erstere Art des Ausstrahlens der Kraft wird vorzüglich durch das Tageslicht und durch eine der Lebensthätigkeit zuträgliche Wärme bedingt und hervorgerufen; die Entziehung des Lichtes ist für die meisten der vollkommneren Thiere eine Ursache des Schläfrigwerdens. Die Kraft wird jetzt auf die Vorgänge des innern Haushaltes der Wiederergänzung und Ernährung der organischen Theile (auf Bildungseffecte) verwendet; während der Zunahme der Masse bleiben die organischen Effecte der willkührlich beweglichen Muskeln, wie die Thätigkeit der Sinnen ausgesetzt, und eben hierdurch characterisirt sich der Schlaf.

Die Pflanze bedarf deßhalb keines solchen Wechsels der Ruhe und Kraftäußerung, weil sich in ihrem Organismus keine Nerven, keine Ableiter der Kraft und kein Ausstrahlen durch die Sinne finden. Deßhalb hat sie das Vermögen, die stärksten chemischen Anziehungen zu überwinden und Zerlegungen, namentlich der Kohlensäure, so wie neue Zusammensetzungen der organischen Elemente hervorzubringen, deren die thierischen Organismen niemals fähig sind.

Die Kraft, welche in dem Körper eines erwachsenen Mannes zu mechanischen Zwecken ohne allen Nachtheil für das Wohlbefinden verwendbar ist, wird in der Mechanik zu einem Fünftel seines ganzen Körpergewichtes angenommen. Wenn wir dieses Gesammtgewicht eines männlichen Körpers auf 150 Pfund setzen, dann entspricht das von ihm verwendbare Kraftmoment einem Gewicht von 30 Pfunden, welches er acht Stunden lang mit einer Geschwindigkeit von 5 Fuß in 2 Secunden fortbewegen, mithin 72,000 Fuß weit tragen kann. Für jede Secunde ist sein Kraftmoment gleich 30mal $2\frac{1}{2}$ oder 75, für die ganze Tageszeit sein Bewegungsmoment 30mal 72,000 oder 2,116,000. Durch die Wiederherstellung seines Körpergewichtes in einem siebenstündigen Schlafe sammelt der Mann wieder eine Summe Kraft an, die ihm am nächsten Tag dieselbe Bewegung gestattet.

Der Schlaf, mit Beyhülfe der Nahrungsmittel, bewirkt diesen Wiedererſatz des Verlornen dadurch, daß in ihm die Bildungseffecte über die mechanischen Effecte (des Bewegens und der hiermit verbundenen Zersetzung) vorherrschend werden. Daher läßt sich dieses verschiedenartige Verwenden der Lebenskraft zu mechanischen oder Bildungseffecten in den verschiedenen Lebensaltern des Menschen selbst durch die Dauer des täglichen Schlafes andeuten. Der Säugling bedarf 20, der Mann 7, der Greis meist nur $3\frac{1}{2}$ Stunden zu seinem Schlaf. Bey dem Manne findet zwischen dem Verbrauch und Ersatz der Kraft ein vollkommnes Gleichgewicht statt, beym Säugling und Greis weichen Ersatz und Verbrauch von einander ab. Setzen wir im

männlichen Alter den größeren Kraftverbrauch während der 17 Stunden des Wachens gleich dem geringeren Kraftverbrauch zur Wiederherstellung des Gleichgewichtes im Schlafe, so daß die Summe der Bildungseffecte jener der mechanischen in 7 Schlafstunden und 17 Wachstunden sich wie 100 zu 100 gleich steht, dann ist das Verhältniß der mechanischen Effecte zu den Bildungseffecten beym Säugling wie 25 zu 250, beym Manne wie 100 zu 100, beym Greis wie 125 zu 50; das Verhältniß mithin der Zunahme zur Abnahme im Säugling wie 100 zu 10, im Erwachsenen wie 100 zu 100, im Greise wie 100 zu 250. In einem entsprechenden Maaße finden wir dann auch die Summe namentlich der unwillkürlichen Bewegungen, z. B. des Herzens (Pulsschlages) vom Säuglings- bis zum Greisenalter sich vermindern und das Kraftmoment, welches der Körper des Greises zu verwenden hat, beträgt statt 30 Pfund nur noch 12.

Ein jeder Stoff, jede chemische oder mechanische Thätigkeit, welche die Wiederherstellung des Gleichgewichtes in den Aeußerungen der Ursachen des Verbrauches und des Ersatzes in der Art ändert oder stört, daß sich ihre Wirkung den Ursachen des Verbrauches hinzufügt, heißt Krankheitsursache; es entsteht Krankheit, wenn die Summe von Lebenskraft, welche alle Ursachen von Störungen aufzuheben strebt, kleiner ist, als die einwirkende, störende Thätigkeit. Tod heißt der Zustand, in welchem aller Widerstand der Lebenskraft völlig aufhört; so lange dieser Zustand nicht eintritt, äußern die belebten Körpertheile stets noch einen Widerstand. Der Beobachtung giebt sich die Wirkung einer Krankheitsursache in dem gestörten Verhältnisse kund zwischen dem, einem jeden Lebensalter zukommenden Verbrauch und Ersatz. Ein Kind erträgt, leicht gekleidet Abkühlung durch hohe Kältegrade ohne Nachtheil der Gesundheit, während ein hoher Wärmegrad, der den Stoffwechsel hindert, bey ihm einen krankhaften Zustand nach sich zieht. Dagegen tritt bey hoch betagten Greisen und Greisinnen schon der Tod (wie ein schmerzloses Einschlafen) ein, wenn ihr Schlafgemach bis auf einen Grad abgekühlt wird, in welchem der Mann noch eines gesunden Schlafes genießen würde.

Der Widerstand eines belebten Körpertheiles

gegen den Verbrauch ist nichts anders als Widerstand gegen die Einwirkung des Sauerstoffes, welcher den Stoffwechsel oder den Verbrauch begründet. Wenn jener Widerstand sich abnorm vermindert, dann nimmt in gleichem Maaße der Stoffwechsel, die innere Wärme und die Beschleunigung der Bewegungen zu. Dieser Zustand heißt Fieber, und wenn die im Uebermaaß durch den Stoffwechsel erzeugte Kraft auf die Apparate der willkürlichen Bewegung übergetragen wird: Fieberparoxysmus.

Umgekehrt wird dem Ernährungsproceß eine Gränze gesetzt, die Secretion der Galle und des Urins gehemmt und hiermit Abnahme der Wärme und im Verlauf des Zustandes der Tod (ohne Fieber) herbeygeführt, wenn die Blutkörperchen die Fähigkeit verlieren, Sauerstoff aufzunehmen und abzugeben, so wie die gebildete Kohlensäure fortzuführen, denn hiermit zugleich auch hört der Stoffwechsel auf. Jene Fähigkeit der Blutkörperchen scheint vornämlich mit dem Gehalt an Eisen in Verbindung zu stehen, von welchem 10 Pfund arterielles Blut $61\frac{1}{2}$ Gran im Zustand des Oxyds, 10 Pfund venöses Blut, $55\frac{1}{7}$ Gran im Zustand des Oxyduls enthalten, während diese $55\frac{1}{7}$ Gran Eisenoxydul sich zugleich mit $34\frac{4}{5}$ Gran Kohlensäure verbinden können, wobey sie in Gasform 73 Kubikzoll einnehmen würden. Das im Blut vorhandene Eisen, als Eisenoxydul gedacht, reicht demnach hin, um den Träger der doppelten Menge von Kohlensäure abzugeben, welche auf Kosten des in die Lunge eingeathmeten Sauerstoffs erzeugbar ist. Wie in der äußeren Natur die elektromagnetischen Prozesse, so scheint im thierischen Organismus die Lebenskraft auf das Eisen einen wesentlichen Einfluß zu haben; in ähnlicher Weise wie den Stoffen der äußern Natur die leitende Empfänglichkeit für die elektromagnetischen Kräfte, mag auch gewissen inneren Elementen des Thierleibes die Empfänglichkeit für den Wechselverkehr mit der Lebenskraft geraubt werden können, wie dieß auf eine plötzlich in die Augen fallende Weise durch das Einathmen des Schwefelwasserstoffs und der Blausäure geschieht. — So hängt der Anfang und das Ende des Lebens mit einem organischen Chemismus zusammen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. October.

Nro. 209. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte der goldenen Horde in Kiptschak, d. i. der Mongolen in Rußland. Von Hammer-Purgstall. Mit Beylagen, Stammtafel ꝛc. Pesth 1840. gr. 8.

Obwohl Hr. v. Hammer irgendwo von „Zusammenstoppeln mittelalterlicher Geschichten Griechenlands“ redet und dadurch ohne Zweifel seine Geringschätzung gewisser Arbeiten über Morea verräth, muß ich — gegen meine Gewohnheit — diesen kleinen Unglimpf dennoch übersehen, um den ausgezeichneten und berühmten Literaten nach Kräften gegen die etwas vandalische Behandlung deutschrußischer Akademiker beyzustehen. Zwar könnte sich Hr. v. H. am besten selbst vertheidigen und ist seine im Druck erschienene Preisbewerbungsschrift im Grunde die schönste Apologie. Allein die Beurtheilung der Handschrift durch die St. Petersburger Akademie scheint in mehrfacher Beziehung so ungerecht und leidenschaftlich, daß man sich mit Unterdrückung eigener Empfindlichkeit schon im Gefühle gekränkter Nationalehre gegen solche Abnormitäten auflehnen und verwahren muß. Seitdem es in Europa Preisfragen, Akademieen und Gelehrte gibt, hat sich — deß sey der Leser überzeugt — gegen wissenschaftliche Erzeugnisse eminenter Männer Niemand solch' hochmüthige, wegwerfende, durch nichts zu rechtfertigende Sprüche erlaubt, wie die beyden Akademiker Frähn und Schmidt zu St. Petersburg. Die Gedanken dieser Männer sind so unfreundlich und tückisch, der Ausdruck besonders in der Kritik Hrn. Schmidts in vielen Stellen so trivial und von der Anmuth, Eleganz und Feinheit europäischer Rede entfernt, daß man am Beurtheiler manchmal den achtbaren Gelehrten kaum mehr erkennt. Bey den gelehrtesten, von Humor und Geistesfülle überströmenden Bemerkungen des Verfassers exclamirt Hr. Schmidt durch alle Tonarten gemeiner Scurrilität: „Da haben wir's! Sic! Charmant! Wozu das Alles? Sehr einfältig! Nebel und Schwebel! Kein wahres Wort an Alle dem! Gehört gar nicht hieher! Sic! Sic!“ Und Hammers bewundrungswürdige Gewandtheit, gereimte Prosa und Sylbenmaaß orientalischer Werke im Deutschen bildlich nachzuahmen wird von Hrn. Frähn — vermuthlich eben so fein als kunstsinnig — bald mit „miserable Knüppelreime,“ bald mit „Brocken schaler Begeisterung“ tarirt.

In Europa bildet sich in solchen Fällen zwischen Preisbewerber und Beurtheiler gleichsam unbewußt eine Art Sympathie, eine geheime Allianz: der strenge Richter bey allem Gefühle für Recht und Billigkeit nimmt gleichsam die Partie des mühvoll und redlich werbenden Candidaten, preiset und hebt hervor das Gelungene, das Neue und Schöne, tadelt mit Maaß, verwirft Irriges mit Schonung, lobt, ermuntert und belohnt, wo nur immer das Gute in billiger Würdigung das Verfehlte überwieget. Selbst im Verneinen und Widersprechen wohlwollend, human und gerecht zu seyn, das ist Merkmal europäischer Gesittung. Und leider fällt die Härte und Ungerechtigkeit, über die sich jeder Billige beschweren muß, nicht National-Russen, sondern zwey Männern zur Last, die ihrem Namen nach dem Deutschen Volke angehören, und deren Verfahren wahrscheinlich von den ächt Moskowitischen Gelehrten selbst nicht gebilligt wird. Oder man müßte aus Art und Styl, wie zu St. Petersburg die gelehrteste und mühvollste Arbeit eines ruhmgekrönten Deut-

schen behandelt wird, den Schluß ziehen, daß man dort von einem auf Gleichheit und gegenseitige Achtung gestützten Verkehr mit uns auch in der Literatur nichts mehr wissen will.

Wie einst die in fünf Sprachen ausgefertigten Ordonnanzen des Groß-Chan's von Karakorum nach den vier Weltgegenden ausliefen, so gieng das akademische Programm von St. Petersburg russisch, deutsch und französisch über ganz Europa, um neben den einheimischen Gelehrten auch die Orientalisten der auswärtigen Völker zum Festmahle des Preises einzuladen.

Man forderte eine Geschichte des Ulusses Dschudschi's, oder der sogenannten goldenen Horde, kritisch bearbeitet nach Grundlage sowohl der orientalischen, besonders der muhammedanischen Geschichtschreiber und der Münzdenkmäler der Chane dieser Dynastie selbst, als auch der alten Rußischen, Polnischen, Ungarischen ꝛc. Chroniken und der sonstigen in Schriften gleichzeitiger Europäer zerstreuten Nachrichten.

Darstellung des Ursprunges und ersten Auftretens der Mongolen, Schilderung der Individualität dieses einst so merkwürdigen Volkes, der Eigenthümlichkeiten seiner Institutionen und Lebensweise, der ursprünglichen religiösen Begriffe desselben, sowie des Einflusses, den später angenommene Glaubensmeynungen des Islams und des Buddhaismus auf seine Cultur geübt, sollte Eingang des Werkes seyn. Der Bearbeiter sollte, nachdem er den Leser mit den frühern Schicksalen und Eroberungen dieses Volkes unter Tschingis-Chan in gedrängter Kürze bekannt gemacht, die Epoche ausmalen, wo die wilden Mongolen-Horden auf demjenigen Schauplatz auftraten, von dem aus der Schrecken ihres Namens zuerst über Rußland fuhr; er mußte dann ihre verheerenden Züge durch dieses Reich bis zu den westlichen Ländern, ihre Unterjochung Rußlands, die Gründung des Dschudschi-Ulusses, die Entwickelung und Ausbildung desselben, seine geographische Ausdehnung, seine Beziehung zum Mongolischen Groß-Chanat, seine Verhältnisse zu Rußland, die Wechsel seiner Schicksale im Verlauf der Zeiten, seine Schwächung durch innere Zwiste und Parteyungen, seine früheren Spaltungen und seine endliche Auflösung in mehrere kleine Chanate zusammenhängend und detaillirt erzählen, in so weit es wenigstens die menschlicher Betriebsamkeit erreichbaren Materialien gestatten wollen.

Anfangs Januar 1833 ward diese Preisaufgabe der politisch-historisch-philologischen Classe der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg bekannt gemacht, und der 1. August 1835 als äußerster Termin für Ablieferung der Arbeiten festgesetzt.

Obgleich die Frage eine höchst wichtige Epoche der Rußischen Geschichte umfaßt und für einheimische Literaten besondern Reiz haben mußte, war dennoch auf keine große Anzahl Bewerber, wenigstens im Inlande, zu rechnen, theils wegen der Kürze der Zeit, theils wegen des ungewöhnlichen Reichthums an Wissen und Gelehrsamkeit, ohne welchen sich Niemand an einen solchen Gegenstand wagen durfte.

Gegen alle Erwartung und zu großem Verdruß der kais. Akademie meldete sich aber im weiten Russen-Reiche Niemand, und gieng auch vom Auslande nur die Arbeit des Hrn. v. Hammer ein, aber eine Arbeit, die nachher im Drucke 542 Seiten in gr. 8. füllte und als ein erstaunenswürdiges Monument deutschen Fleißes, deutscher Kunst und Geistesschnelle gelten muß. Aber wie in Unwillen über eine mißlungene Speculation und zugleich um die Deutschen auf der empfindlichsten Stelle zu reizen und zu verletzen, ließ man das eingesandte Riesen-Elaborat mit éclat nicht nur durchfallen, sondern man machte auch — gegen alle Gewohnheit akademischer Procedur — die Kritik der verurtheilten Arbeit durch den Druck bekannt.

Denn aus dem Laufe der Verhandlungen stellt sich nicht undeutlich heraus, daß man nur hinterlistig die ausländischen Gelehrten in Bewegung setzen wollte, damit Einheimische die eingelaufenen Arbeiten als Material und Abendländische Contribution zum Bau ihres eigenen Werkes benützen könnten. Einen historischen Apparat wollte man durch fremdes Talent herbeyschaffen, um dann mit Hilfe Rußischer Archive den Preis und die Ehre patrio-

tisch selbst einzuthun. Diesen Preis und diese Ehre, oder auch nur eine öffentliche Belobung keinem Ausländer zu gönnen, scheint im Herzen der akademischen Commission, wie es scheint, schon im Anbeginn festgestellter Plan gewesen zu seyn.

Einer Riesenarbeit, wie dieser Hammer'schen von drey ausgesetzten Preisen keinen zuerkennen, ihr sogar auch noch eine belobende Anerkennung oder sogenannte Ehrenerwähnung versagen, ist in der That schon mehr als man ertragen kann. Allein über diese Demüthigung hinaus einen Mann von solcher Superiorität noch mit Insulten und Hohn überdecken, ist doch gewiß ein kaum zu rechtfertigender Act von Seite vortheilhaft bekannter und hochgestellter Litera-

Was tadeln denn also eigentlich diese gelehrten Moskowiten an Hammer's Preisebewerbungsschrift? Was rief eine so herbe Kritik und eine so ungewöhnlich geschärfte Strafe auf das Elaborat herab? Der Ursachen des Zornes sind hauptsächlich drey: I. der materielle Umfang des Werkes, II. der Name des Verfassers und III. mehrere historische und insbesondere philologische Uebersehen im Texte des Werkes selbst.

Hrn. v. Frähn hat schon vor Oeffnung des Fascikels das Massenhafte der Arbeit erschreckt, Hrn. Schmidt aber — er sagt es selber — gar beym bloßen Anblick der dickleibigen Abhandlung Entsetzen befallen, und der gelehrte Akademiker hat sich „kennerhaft den Kopf schüttelnd" selbst befragt, wie es möglich sey, den wohlbekannten Apparat zu einer Geschichte der goldenen Horde zu einer so stattlichen Ausdehnung anzuschwellen.

Sey es Eitelkeit, oder Zufall, oder Nothwendigkeit, Hr. v. H. nannte sich in einer Stelle als Verf. des eingesandten Manuscripts, und dieser einzige Umstand rief gleich anfangs, wie Hr. Schmidt eingesteht, die ganze Strenge der Richter auf das umfangreiche Thema herab, weil man die Forderungen an die Arbeit eines so hochgestellten und gefeyerten Orientalisten weit höher stellen müsse, denn an einen gewöhnlichen, bescheidenen und weniger gepriesenen Concurrenten aus dem großen Haufen der Gelehrten.

Hr. v. Hammer, das soll er nicht vergessen, hat durch den unermeßlichen Bereich seines Wissens und durch den Glanz seines Ruhmes uns alle schon längst erbittert und eifersüchtig gemacht. Mit Freuden ergreift die Sippschaft der Gelehrten jede Veranlassung, den hochmüthigen Imperator zu demüthigen und dem schwellenden Strome seiner Herrschaft durch gemeinschaftliche Mühe Gränzen zu stecken. Ein Tyrann in der Litteratur ist ja noch weit unerträglicher als ein Dictator perpetuus im politischen Staatenverbande.

Daß sich ein Gelehrter vom Gewichte des Hrn. v. H. an das Thema machte, erregte gleich Anfangs die üble Laune der HHrn. Akademiker. Man suchte von einem so gefährlichen und gewagten Unternehmen abzuschrecken, weil vollständige Kenntniß der slavischen Sprachen und genaue, einem Fremden doppelt schwierige, wo nicht völlig unmögliche, Durchforschung der handschriftlichen in Rußischen Klöstern und Archiven verborgenen Chroniken für Lösung der Frage erforderlich sey. Herr v. Frähn rieth sogar brieflich ab und sandte die vom Verf. während der Arbeit erbetenen neuen Produkte der St. Petersburger Presse nicht.

Statt die Preisfrage, wie sonst üblich, nach erfolgtem Verwerfungsact der eingelaufenen Beantwortung sogleich wieder zum zweytenmale auszuschreiben, vertagte man sie auf mehrere Jahre „bis sich erst Rußische Orientalisten gebildet hätten, deren Schultern zu solcher Arbeit fähig." „Dann dürften Sie, schrieb Hr. v. Frähn dem Verf., freylich nicht wieder als der einzige Bewerber auftreten." Unter dem Dutzend namentlich aufgeführten Orientalisten Rußlands, die man als magnae spes altera Romae hinstellt, verschweigt Hr. v. Frähn sonderbarer Weise Wassilj Gregorieff, den einzigen, von welchem vielleicht eine genügend tüchtige Beantwortung der Aufgabe zu erwarten wäre.

Aber auf irgend einen Grund müssen die Hrn. Akademiker ihr Verwerfungsurtheil ja doch stützen, wäre es auch nur der Form wegen.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

J. Mahé, Essai sur les antiquités du Département du Morhiban. Vannes 1825.

A. C. N. de Lateyssonière, Recherches historiques sur le département de l'Ain. T. 1 — 3. Bourg. 1838 — 1841.

Charles Du Fresne Du-Cange, Histoire de l'état de la ville d'Amiens et de ses comtes. Amiens 1841.

M. Coste, Réunion de Strasbourg à la France. Strasb. 1841.

Cauchois-Lemaire, Histoire de la révolution de 1830. T. I. Par. 1842.

M. Vinet, Mémoires du Comte Belliard, Lieutenant-Général, Pair de France, écrits par lui-même. Vol. 1 — 3. Paris 1842.

M. Ch. Lacretelle, Dix années d'épreuves pendant la révolution. Par. 1842.

M. A. Thiers, De la monarchie de 1830. Paris 1831.

Dr. W. Dönniges, Geschichte des deutschen Kaiserthums im 14. Jahrhundert. Von Heinrich VII. bis auf den Tod Karls IV., 1308 — 1378. Abth. II. 1. Berlin 1842.

Dr. Ed. Gervais, Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III. Th. 1. Leipzig 1841.

Heinr. Luden, Geschichte der Teutschen. Bd. 1. Jena 1842.

Karl Diet. Hüllmann, Geschichte des Ursprungs der deutschen Fürstenwürde. Bonn 1842.

Dr. H. Döring, Die Thüringer Chronik. Lief. 10 — 13. Erfurt 1841.

A. L. Grimm, Die malerischen und romantischen Stellen der Bergstrasse, des Odenwaldes und der Neckargegenden in ihrer Vorzeit und Gegenwart geschildert. Heft 1 — 11. Darmstadt 1842.

Dr. Ludw. Fr. Heyd, Ulrich Herzog zu Württemberg. Ein Beytrag zur Geschichte Württembergs und des deutschen Reichs im Zeitalter der Reformation. Th. 2. Tübingen 1841.

Fr. Köllner, Geschichte des vormaligen Nassau-Saarbrück'schen Landes und seiner Regenten. Liefer. 1. Saarbrücken 1841.

K. Schöppach, Hennebergisches Urkundenbuch. Th. 1. Die Urkunden des gemeinschaftlichen Hennebergischen Archivs zu Meiningen. Meiningen 1842. 4.

Fr. J. Löhrer, Geschichte der Stadt Neuß von ihrer Gründung an bis jetzt, nach gedruckten und handschriftlichen Quellen verfaßt. Neuß 1840.

Das pittoreske Oesterreich oder Album der österreichischen Monarchie. Heft 1 — 20. Wien 1841. 4.

Pietr. Nutrizio Grisogono, Notizie per servire alla storia della Dalmazia. Trevigi 1780. 4.

Joh. Ludw. Chr. Graf von Barth-Barthenheim, Oesterreichs geistliche Angelegenheiten in ihren politisch-administrativen Beziehungen. Wien 1841.

F. L. Bar. v. Medem, die beßten Pommerschen Chroniken. Abth. I. 2. Anclam 1841.

Dr. S. R. Schneider, Preußen und die Constitutionsfrage. Danzig 1842.

Theod. Schelz, Waren germanische oder slawische Völker Ureinwohner der beiden Lausitzen? Gekrönte Preisschrift. Görlitz 1842.

De la Prusse et de sa domination sous les rapports politiques et religieux, spécialement dans les nouvelles provinces. Par. 1842.

Langbein, Zur Beurtheilung der Schrift des Herrn von Bülow-Cummerow: Preußen, seine Verfassung ꝛc. Berlin 1842.

P. Willemsen, Die Rheinprovinz unter Preußen. Elberfeld 1842.

Bülow-Cummerow, v., Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung und sein Verhältniß zu Deutschland. Berlin 1842.

— — Ueber Preußens Finanzen. Berlin 1841.

Urkundliches zur Geschichte und Verfassung der Provinz Preußen. Berlin 1841.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. October.

Nro. 210. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte der goldenen Horde in Kiptschak, d. i. der Mongolen in Rußland.

(Fortsetzung.)

Schlimm wäre es für seine Neider, aber zugleich der größte Dienst für ihn selbst und die Wissenschaft, wenn es Hr. v. H. über sich vermöchte mehr in die Tiefe als in die Weite zu arbeiten, eben so abgöttisch der Form als der Materie zu huldigen, eine geringere Zahl Werke zu verfassen, aber etwas mehr Sorgfalt auf das Schnitz- und Schnörkelwerk und auf die Arabesken seiner litterarischen Prachtbauten zu verwenden, mit einem Worte, eben so rein und classisch im Style, eben so gewissenhaft, wachsam und nüchtern in Sichtung des Stoffes und in symmetrischer Anordnung des Einzelnen als zermalmend und cyklopenhaft im Zusammenhäufen des Ganzen und im Aufthürmen der Massen zu seyn. Ein einziges Werk, wenn vollendet, gibt die Unsterblichkeit. Aber wer den brennenden Thatendrang, die Unruhe, das expansive, bewegliche, ungeduldige, tobende ingenium des Hrn. v. H. kennt, weiß auch, daß jeder Rath dagegen verlorne Mühe, und Zähmung des wilden Elementes ihm selbst unmöglich ist. H. ist kein Mann des Details, der Feile, der multa litura, und giebt Blößen, die man bey Leuten niedern Namens zwar ausstellt, und kritisch beleuchtet, an diesem Manne aber mit ambitiösem Erstaunen bemerkt, mit Hohn und Bitterkeit marktschreyerisch herumposaunt und am Ende schadenfroh als Substrat allgemeiner Verwerfung oder Verdächtigung der unschätzbaren Hammer'schen Werke unterlegt. Seht nur einmal, heißt es, ob man nicht alles Vertrauen auf einen morgenländischen Uebersetzer verlieren muß, wenn er z. B. die Petschenegen Rauchtaback für Hirse essen, und statt aus Hirse, Wein aus Tabacksblättern pressen läßt? — Und wirklich hat Hr. v. H., natürlich nur aus Unachtsamkeit, die Türkische Phrase „Meekulleri duchn dür", ihre Speise ist Hirse, mit „Ihre Speise ist Rauchtaback" übersetzt, weil er in Eile das Arabische Wort duchn, die Hirse, mit duchan, der Rauchtaback verwechselte, und in der andern Stelle statt duchndan chamr ittichaf ederler, d. i. aus Hirse bereiten sie Wein, wieder duchandan, aus Rauchtaback, gelesen hat. Weniger tumultuarische Gelehrte sehen die Orthographie fremder Wörter genauer an und wissen دخن von دخان beym ersten Blick zu unterscheiden.

Mehr aber als alle philologisch-grammatische Sünden des Verf. erbitterte seine Moscowitischen Rhadamanten die höchst unglückliche Version einer die Rußische Nation betreffenden Stelle Ibn-Fozlan's. „Nie," heißt es in der Türkischen Copie dieses Arabers, „sah ich Menschen von vollkommnerem Körperbau als die Russen: sie sind wie Palmbäume und von röthlich weisser Farbe." In der Werbeschrift des Hrn. v. Hammer aber stand: „Ich sah keinen Rußen von vollkommenem Körper: sie sind gelb und weiß wie Datteln." Kimse gjörmedum heißt im Türkischen freylich: „ich sah keinen" aber den vorausgehenden Ablativ rosdan hätte der gelehrte Herr doch auch nicht übersehen sollen. *)

*) Der Comparativ wird im Türkischen durch den Ablativ des einen der beyden zu vergleichenden Gegenstände ausgedrückt, z. B. Du bist älter als ich, sen ben-den yaschlü sin. Die Tscherkessen sind schöner als die Russen, rosdán tscherkes güsél dür.

Nachl gibi heißt nicht „wie Datteln“ sondern „wie Palmbäume“, deren Früchte (die Datteln) man belah oder churma nennt, was Hr. von Hammer im Grunde so gut als jedermann gelernt hat. Hr. von Frähn will aber nun einmal nicht, daß seine Russen dattelgelb und verkrüppelt seyen. Könnte Hr. v. H. diese und ähnliche Stellen mit der frostigen Ruhe eines Schulpedanten lesen, hätte er sie eben so richtig übertragen als seine Kritiker.

Die Russen sind eitel und lassen sich gerne loben. Deßwegen hat auch Hr. v. H. groß Unrecht, der ruhmvollen Tataren-Schlacht bey Kulikow (8. Sept. 1380), wo die geplagten Moskowiter unter ihrem heldenmüthigen Dimitri Donskoi an die 200,000 ihrer muhamedanischen Peiniger erschlugen, in seinem Werke nur oberflächlich und gleichsam im Vorbeygehen zu gedenken. Eben so hat der Verf. die Eroberung des tatarischen Chanates Kasan durch den Czar Iwan glanzvoll auszumalen unterlassen, und auch den Schlachttag an der Kalka, obgleich für Rußland verderblich, nicht tragisch-preisend genug hervorgehoben. Hätte er diese drey Glanzpunkte des Rußenvolkes mit Farbenpracht und Wärme, ehrgeizig und leidenschaftlich herausgestellt, hätte man sicherlich viele Sünden verziehen, und ihm höchst wahrscheinlich einen der drey Preise mit Jahresfrist zur Verbesserung der Mängel zuerkannt. Trockene Correktheit allein genüget den Völkern im großen Panorama ihrer Geschicke nicht mehr,

Non satis est pulchra esse poëmata, dulcia sunto.

Mängel dieser Art entschuldigen indessen weder die Ungerechtigkeit des Hrn. v. Frähn, noch die in vielen Stellen erweislich unwissende Kritik des Hrn. Schmidt. Letztgenannter, des Türkischen und Persischen gleich unkundig, versteht nur Neu-Mongolisch und bürdet in seiner alles Maaß überschreitenden Tadelsucht häufig die eigene Unwissenheit dem Verf. als Verbrechen auf. Nicht zufrieden, rein Persisches und Türkisches für Mongolisch zu erklären, beurtheilt er die Hammer'sche Orthographie türkischer Wörter nach der Aussprache roher unwissender Steppen-Mongolen, deren höchst bezeichnende, von Wassaf ursprünglich persisch geschriebene und durch Hammer in gereimter Prosa meisterhaft

nachgeahmte Schilderung Hr. Schmidt insulse und imperite lächerlich macht. „Bah!“ ruft Hr. Schmidt, „wenn die im Pfeilschießen und Pferderennen siegenden Mongolen „Mordio“ riefen, stammen sie ja von den Franzosen ab, die Mort Dieu! fluchen.“ Das ist gewiß eine witzige und sinnvolle Bemerkung und mit einer andern, äußerst feinen Randglosse desselben rußischen Kritikus über ein persisches Dichtercitat zur Parallele zwischen Mongolen und Türken auf gleiche Linie zu stellen: „Gehört dieses, wie so viel anderer Schofel, in die Geschichte der goldenen Horde?“

Billig im Urtheile und anständig im Ausdrucke war unter den drey Richtern nur das Votum des Hrn. Staatsrathes v. Krug. Dieser humane Gelehrte fand im Hammer'schen Elaborate einen solchen Schatz von ächtem historischen Wissen, von wahrhaft Neuem, von feinen und belehrenden Wendungen, daß er im Interesse der Wissenschaft selbst dem Verf. eine Jahresfrist zur Ergänzung und Verbesserung des Mangelhaften durch gemeinsamen Beschluß der akademischen Commission gönnen wollte. Aber Zorn und Wuth der beyden andern Votanten verhinderten den gerechten Spruch.

Dem Inhalte nach betrachtet ist dieses Werk eines der lehrreichsten und nützlichsten der neueren historischen Literatur, eben weil es sich mit dem Geschicke eines großen, Europa in vielfachem Sinne aufregenden und beunruhigenden Volkes beschäftiget und zum Verständniß seines Charakters, seiner Gemüthsart, seiner Anlagen und politischen Erziehung, seiner Vergangenheit und seiner Gegenwart neue Quellen eröffnet und unbekannte Daten liefert. Die Gegenwart ist ja nur aus der Vergangenheit zu erklären und aller Wirkung geht eine Ursache voraus.

Ueberhaupt sind Hammers Werke über den Orient eine historische Schule, in der jedermann lernet ohne den Meister zu nennen, wo jedermann sich Raths erholet, ohne es einzugestehen, jedermann wie in voll gespeicherten offenen Vorrathskammern seinen Bedarf herausnimmt, ohne zu sagen, woher Kunde und Einsicht gekommen. In diesem Punkte gerechter als andere, bekennet man gerne, daß ich eine das Trapezuntische Hofleben bezeichnende, aber corrumpirte und bis jetzt unverständliche Stelle im

spanischen Gesandtschaftsbericht des Ruy Gonçales Clavigo erst aus dieser Schrift des berühmten Universalmagisters orientalischer Dinge verstehen lernte. Gonçales Clavigo kam auf seiner Sendung an Timurs Hof bekanntlich durch Trapezunt (1402), wo ihn Kyr Manuel, Groß-Comnen und Kaiser des Orients, mit aller seinem Range gebührenden Auszeichnung empfieng: vinieron los à ver dos Caballeros los mas honrados de casa del Emperador, é los mas privados, y el uno avia nombre Horchi *), que quiere decir come page que lleva el arco ante el Emperador. Nun sollen uns die beyden giftigen Recensenten Frähn und Schmidt erklären, was dieses verstümmelte Wort ... horchi der castilianischen Handschrift bedeute und wie es eigentlich lauten soll. Der eine mit seiner Kasan'schen Numismatik vermag das Räthsel eben so wenig zu lösen als der andere mit seiner Abhandlung über die östlichen Mongolen. Hr. v. H. dagegen erläutert bey der Aufzählung der Mongolischen Hof- und Staatsämter die Sache vollständig aus Namisade's Türkischem Glossar. Gonçales schrieb in seinem Reisebericht ursprünglich „Sükürdschi," was an den Turco-Tatarischen Höfen, deren Ceremoniel bekanntlich nach Trapezunt und Byzanz übergieng, ursprünglich Speerträger, dann überhaupt die innersten und geheimsten Kammer-Pagen des Herrschers bezeichnet. Herr Schmidt, um dem Verf. keine Ehre zu lassen, will im benannten Sükürdschi nur eine Verstümmelung des Türkischen „Dschadirdschi, Schirmhalter" erkennen. Aber Namisade sagt ausdrücklich: Sükürdschian Itsch aghalardan Nisegüsarani chassa, d. i. von den Pagen die innersten Speerträger. Und so war es auch im angezogenen Falle. Der Sükürdschi von Trapezunt war eine viel bedeutende Person im kaiserlichen Palaste, alle Geschäfte giengen durch seine Hand, und Alles geschah, was er wollte, und wie er es wollte: die Niedrigkeit seines Ursprunges verbesserte er durch physische Vorzüge: era muy privado del Emperador, que non se facia en el Imperio salvo quanto él queria, e decian que era de baxo linage, e que era fijo de un fornero pero avia buen cuerpo.

*) sprich Chordschi.

Alles Nützliche, Glanzvolle und Neue dieses Werkes herauszuheben und anzupreisen kann nicht unsere Absicht seyn; Lobes genug, wenn man es für die Pandecten aller Mongolengeschichten erklärt, deren emsiges Studium die Zeiten selbst empfehlen. Oder sind die Kiptschakischen Chane nicht ein Exempelbuch, wie man große Reiche discipliniren, Massen bändigen und das Ungestüm der Zeiten innerhalb gesetzlicher Bahnen dämmen soll? Wer diese Lehrmeister waren, wie sie Unterricht ertheilten, belohnten, straften, item ihre politischen Katechesen, Praktiken und Axiome findet der Leser nirgend in solcher Ordnung und Begleitung zusammengestellt wie in diesem Buche. Diese Mongolenfürsten trieben das Regieren in's Große und hatten gewisse Maximen, von denen sie in keinerley Umständen abzuweichen für dienlich hielten. „Frucht der Schonung, sagten sie, sey nur Reue, und selbst Prinzen darf man gesetzlich prügeln." Schmutz an Leib und Gewand war den Mongolen Gebot, hochtrabende Titel und schmeichlerisches Floskelwesen in Decreten und Regierungs-Erlassen strengstens untersagt und an wohldienerischen kaiserlichen Geheimschreibern sogar mit dem Tode bestraft. Nicht thörichter Wortkram beweise Macht, sondern Tugend des Herrschers und die That. Die Mongolen waren in Verwaltungssachen durchaus praktische Leute, und oft möchte man die Schöpfer ihrer Staatsordnung und Gesetzbücher für einen Ausschuß des alten römischen Senates halten.

Aber wer sind diese Mongolen? wo ist ihre Heimat? wer hat ihre Größe begründet? warum heißt man sie in Rußland Tataren, und warum sind ihre Gesetze, ihre Reichsbefehle und Ordnungen sämmtlich in türkischer Sprache gleich ursprünglich verfaßt, und warum redete man in den tatarischen Chanaten überall das Türkische? Gehörten Attila und Tschingis-Chan einem und demselben Volksstamme an? Waren diese Weltgeißeln Türken, Tataren, Mongolen, und welche Sprache hörten die feigen Gesandten des jüngeren Theodosius im Holz-Palaste an der Theiß?

(Schluß folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Dr. A. Zimmermann, Geschichte der Mark Brandenburg unter Joachim I. und II. Berlin 1841.

D. Rüscheler, Geschichte des Schweizerlandes. Bd. 1. Hamb. 1842.

Fr. Vogel, Memorabilia Tigurina. Zürich 1841. 4.

Christ. Schotanus, De geschiedenissen kerckelyck ende wereldtlyck van Friesland oost ende West. Amsterd. 1660.

Dr. B. Schotanus, Uitberlding der heerlykheit Friesland. s. l. 1718. f.

X. Marmier, Lettres sur la Hollande. Paris, 1841.

E. C. de Gerlache, Histoire de Royaume des Pays-Bas depuis 1814 jusqu'en 1830. Vol. 1 — 3. Bruxelles 1842.

Nothomb, Essai historique et politique sur la révolution Belge. Brux. 1834.

Joh. Her. Knoop, Tegenwoordige staat of historische beschryvinge van Friesland. Leeuwarden 1763.

Jjsbrand van Hamelsveld, De zedelijke toestand der Nederlandsche natie. Amsterdam 1791.

Ancient laws and institutes of Wales; cet. Lond. 1841. fol.

A. Strickland, Lives of the queens of England. Vol. 4. Lond. 1842.

Henry Cary, Memorials of the great civil War in England from 1646 to 1652. Edited from Original letters in the Bodleyan library. Vol. 1. 2. Lond. 1842.

Fr. v. Raumer, Die Korngesetze Englands. Leipzig 1841.

The great Metropolis. Vol. 1. 2. Lond. 1837.

Franc. Maseres, Select tracts relating to the civil wars in England, in the reign of King Charles I.; by writers who lived in the time of those wars and were witnesses of the events which they discribe. Lond. 1815.

Charles Coote, Statistical survey of the county of Armagh. Dublin 1804.

Aug. v. Baggesen, Der dänische Staat oder das Königreich Dänemark mit dessen Nebenländern und den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg, geographisch und statistisch dargestellt. Lief. 1. Kopenhagen 1842.

Dr. N. Falck, Archiv für Geschichte, Statistik, Kunde der Verwaltung und Landesrechte der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. I. Jahrg. Hft. 1. Kiel 1842.

J. F. af Lundblad, Konung Carl X. Gustafs historia. Del 1. 2. Stockh. 1829.

Joh. Loccenius, Antiquitatum Sveo-Gothicarum libri tres. Upsala 1670.

J. Hallenberg, Ofver första delen af Sven Lagerbrings Svea Rikes historia anmärkningar. Del 1. 2. Stockh. 1819 — 1822.

Carl af Forsell, Statistik öfver Sverige, grundad pa offentliga Handlingar. Stockh. 1833.

— — Anteckingar och Statistiska applysningar öfver Sverige. Stockh. 1839.

And. Botin, Utkast till Svenska folkets historia. Stochh. 1757.

Coupé de St. Donat et B. de Roquefort, Mémoires pour servir à l'histoire de Charles-XIV-Jean, Roi de Suède et de Norwège. Vol. 1. 2. Paris 1820.

Der Landtag zu Wenden 1692. Leipzig 1842.

A. J. Turgenevius, Historica Russiae Monumenta, ex antiquis exterarum gentium archivis et bibliothecis deprompta. T. I., Scripta varia e secreto Archivo Vaticano et aliis archivis et bibliothecis romanis excerpta continens, inde ab anno 1525 ad annum 1584. Petropoli 1841. 4.

Dr. K. F. Reiche, Peter der Große und seine Zeit. Lief. 1 — 7. Leipzig 1841.

Eug. Robert, Letters sur la Russie à son Excellence M. de Struve. Paris 1840.

Ferd. Perrier, La Syrie sous le gouvernement de Méhémed-Ali jusqu'en 1840. Paris 1842.

John Reid, Turkey and the Turks: being the present state of the Ottoman empire. London 1840.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. October.

Nro. 211. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte der goldenen Horde in Kiptschak, d. i. der Mongolen in Rußland.

(Schluß.)

Mittel- oder unmittelbar sind hier alle diese Fragen in schönster Form und in wissenschaftlicher Fülle zur Entscheidung gebracht. Bekanntlich werden die Tataren (ihre Heimath ist zwischen dem Baikalsee und der Wüste Gobi) in weiße und schwarze eingetheilt; die schwarzen waren häßliche Gestalten, hießen auch Wassertataren und traten am Ende des zwölften Jahrhunderts nach Chr. als Mongolen auf die Schaubühne der Welt. Sie waren ein kleines Barbaren-Volk, und saßen südöstlich am benannten See zwischen den Flüssen Onon und Kerulan. Mong heißet in ihrer Sprache trotzig, unerschrocken, und ein einziger Mann mit seiner Familie und seinem Genie erhob dieses arme, schwache und schmutzige Volk innerhalb eines Menschenlebens zum Range der Weltgebieter. Auch die Größe des Römischen Volkes war nach Sallustius die Frucht der Tugenden weniger, aber ausgezeichneter Männer *). Im Norden und Westen dieser schwarzen Wassertataren oder Mongolen, d. i. vom Irtisch und Jenisei bis an die Wolga und den Jaik war alles Land von türkischen Stämmen besetzt. Nach den Indo-Germanen, sagt Klaproth, sind die Türken das zahlreichste Volk des Erdbodens, und vom adriatischen Meere durch Europa und Asien bis Tomsk und Jeniseisk in Sibirien kann heute ein Türkisch Redender ohne Dolmetsch wandern. Die ersten Siege der Mongolo-Tartaren wurden über Türkenstämme erfochten, Türken waren die Hauptmasse ihrer Unterthanen und ihrer Kriegsheere, und das mit dem Tatarischen ohnehin verwandte Türkisch ward in Kürze Hof-, Reichs- und Beamtensprache des weiten Reiches, namentlich am Hofe der goldenen Horde von Kiptschak, die über Rußland herrschte. Dagegen eigneten sich auch die türkischen Stämme den Namen ihrer weltgebietenden Herrscher an und gelten als Tataren, wie es nach gemeinem Sprachgebrauche in Rußland heute noch üblich ist. So nennen sich ja auch die Griechen mit allen christlichen Völkerschaften der Türkey heute noch Römer und ihr Land Romanien, als weiland Unterthanen der welterobernden Roma. Für den Leser ist es wohlthuend, endlich einmal wissenschaftlich überzeugt zu werden, daß Ghusen, Usen, Kunen (d. i. Hunen), dann Turkmanen, Kumanen, Polowzer (d. i. Feld-Usen) lauter Synonyma türkischer Völker, item daß die Patzinakiten der Byzantiner der Türkenstamm von Kiptschak, und die Petschenegen derselben Scribenten, Kiptschaks nördliche Nachbaren, die Bedschnak gleichfalls Türken sind. Attila mit seinen Hunen redete Türkisch, und von Peking bis Nowgorod hat dieses Volk durch die Größe seiner Fürsten und Kriegsmeister seit 1500 Jahren die Welt geängstiget und erschreckt. Und selbst die alte Sage, daß auch der Mongole Tschingis-Chan und sein Haus ursprünglich Türke sey, ist nach der Beweisführung Hammers mehr als wahrscheinlich. Das Bild der Mongolen, ihres Charakters, ihrer Sitten, ihres Aussehens, ihrer häuslichen und krie-

*) paucorum civium egregiam virtutem cuncta patravisse. Sallust. Catilina, cap. 53.

gerischen Gewohnheiten, wie es der Verf. im zweyten Buche seines Werkes entwirft, ist zum Theil ganz neu, jedenfalls das Vollendetste, was bisher in dieser Art erschienen ist. Wir verweisen auf das Buch selbst und setzen nur einige Züge hieher.

„Die Mongolen und ihre Stammverwandten, die Tataren, sind mittlerer Statur, breit von Schultern, dünn von Lenden, braune Glotzaugen sitzen im schiefen Winkel zu der Stumpfnase, zusammengedrückt und tief eingesenkt in den breiten, fleischigen, olivenfarbigen Wangen. Spärliche Barthaare scheinen um die dicke Oberlippe wie um das Kinn gleichsam zu fliegen, aber desto dichter wuchert der Haarwuchs auf dem Kopfe, dessen Vordertheil von dem Scheitel bis zu den Ohren herunter hufeisenförmig geschoren, gleichsam als Abzeichen der Centaurenkraft, womit ihrer Heere Huf die Cultur der von ihnen durchrannten Länder zertrat; auch rückwärts war der Kopf geschoren, und das stehengebliebene Haar hieng in Zöpfen über die Ohren. Die breite Stirn, die unförmliche Breite ihres Gesichtes gab denselben das Ansehen ihrer Schilde, und deßhalb bezogen die Moslimen auf dieselben die Ueberlieferung des Propheten, welche die Erscheinung eines Volkes mit breitem Gesichte gleich breit gehämmerten Schilden, als den Vorläufer des jüngsten Tages ankündet. Leicht, flink, waren sie von Jugend auf durch's Rennen nach Heerden von Pferden oder andern Thieren zu den geschicktesten Reitern, durch beständiges Schießen nach dem vorgesteckten Ziele zu den gewandtesten Bogenschützen ausgebildet, kampflustige, kampfgeübte, ungebändigte Nomaden.“

Die Kopfbedeckung der Männer bestand in einer Plattmütze von verschiedener Farbe, vorn mit einem fingerbreiten Saum überschlagen, rückwärts eine Spanne lang hinunterhängend, mit zwey Bändern unter dem Kinne gebunden, und zwey andern fliegenden, mehr zum Schrecken als zur Zierde. Bey den Frauen hatte sie die Form eines auseinander laufenden gestürzten Kegels, oder vielmehr einer umgekehrten Pyramide (denn das Dach war viereckig), eine Elle hoch, aus Weiden oder leichtem Holze verfertigt und mit Bändern unter dem Kinne befestigt. Beyde Geschlechter hatten kleinen Fuß, und nach einem von dem unserigen etwas abweichenden Geschmack galt die kleinste Nase für die größte Schönheit der Weiber. Ihre Nahrung war nur Fleisch, am liebsten das der Pferde, aus deren Gedärmen sie Blutwürste bereiteten; doch assen sie auch Mäuse, Hunde, Katzen und sogar gebratenes Menschenfleisch. Ihr größtes Fest war ein gebratener Hammel, dessen Fleisch sie mit einer Compote von Aepfeln und Birnen in Wein sotten. Das Fett leckten sie von den Fingern und schmierten damit ihre Stiefel; nur die Vornehmen wischten dieselben an einem Tuche ab. Sie wuschen sich weder vor Tisch die Hände, noch nach Tisch die Schüsseln; und spühlten sie Töpfe aus, so ward das Spühlwasser wieder als Suppe zugegossen. Sie fraßen Ungeziefer, und indem das Weib dem Manne, oder der Freund dem Freunde das Ungeziefer abklaubte und fraß, riefen sie dabey aus: „Könnt' ich so meines Freundes Feinde fressen!“ Ihr liebstes Getränke war das gegohrne Kumis, aus Pferdemilch bereitet. Und wenn sie bey Mahlzeiten tranken, gab immer der Diener das Zeichen, indem er Ha! schrie; der Cytherspieler schlug in die Saiten und die Gäste klatschten in die Hände. Nachdem der Hausherr getrunken, schrie der Schenke wieder Ha! Der Cytherspieler verstummte und nun tranken die Uebrigen, aber, wie Rubruquis sagt, auf eckelhafte Weise.

Im Kriege trugen sie Helme, Harnische, Schilde, Bogen und Pfeil, selten Schwert und Keule. Gekrümmte Lanzen dienten ihnen, Reiter aus dem Sattel zu heben, und mit Feilen, die sie beständig neben dem Wurfgeschoß im Köcher führten, schärften sie die Pfeile zu zweyschneidiger Spitze, tödteten, wie die Parther, den Feind im Fliehen. Voraus sandten sie gewöhnlich leichte Reiterey, die weder sengte noch brennte, weder plünderte noch mordete, sondern bloß verwundete und verkrüppelte, um den Schrecken vor dem folgenden Heere zu vermehren. Flüsse übersetzten sie in ledernen Körben, worein Waffen und Kleider gelegt und die an den Schweif der Pferde gebunden wurden, während das Pferd durch einen voran schwimmenden Mann geleitet ward. Im ersten Anfalle schoß jeder drey bis vier Pfeile ab; wenn sie aber den Feind nicht im ersten Anfalle brachen, zogen sie sich auf eine große Entfernung zurück, und lauerten dem Vorübergehenden in Verstecken auf. Oft setzten sie Soldaten aus Lumpen gefertigt auf Pferde, die sie im Ueberfluß hatten, um den Feind über ihre wirkliche Stärke zu täuschen. Das Gefecht von Mann gegen Mann flohen sie nach Kräften, und suchten nur im Fluge

zu verwunden und zu tödten. In Belagerungen ängstigten sie die Städte mit Naphthageschossen, einer Art griechischen Feuers, zu dem sie auch Menschenfett als Bestandtheil brauchten. Den Belagerten sicherten sie Leben und Eigenthum zu, hielten aber fast nie Wort, und wenn sie die Bevölkerung einer eroberten Stadt nicht durch allgemeinen Mord vertilgten, so schonten sie doch nie der Reichen und Großen. Die im Kriege Gefangenen tödteten sie alle, bis auf die Handwerker, die sie als Sklaven mit sich schleppten. Der Mord der Gefangenen war regelmäßig eingerichtet, indem sie dieselben den Hunderten (Compagnien) zutheilten, deren jedem die Schlachtung der Seinigen oblag. Nach je geschlachtetem Zehntausend wurde ein Leichnam mit dem Kopfe zur Erde, die Füsse in der Höhe, als Trophäe aufgerichtet. Bey den Begräbnissen der Fürsten wurden ihre Beyschläferinnen und Gefangenen ebenfalls am Grabe abgeschlachtet.

Die Chronikenschreiber des Mittelalters haben nur Eine Stimme über ihre Raubsucht, Grausamkeit, Gottlosigkeit, Treulosigkeit, Undankbarkeit, Grobheit, über ihren Schmutz, Stolz und Blutdurst. Hingegen verschweigen Reisende von billigerem Urtheile (Moslime und Christen derselben Zeit) auch ihre guten und lobenswerthen Seiten nicht. Ihr Heldenmuth in der Schlacht, Seelenruhe in den größten Gefahren, unverwüstliche Geduld und Ausdauer in allen Beschwerden der Jahreszeiten und Umstände; in Hunger, Durst, Hitze und Kälte, ihr neidloses brüderliches Zusammenhalten unter sich, besonders aber abgöttische Ergebenheit und blinder Gehorsam gegen die Vorgesetzten in Frieden und Krieg werden als Nationaltugenden der Mongolen gepriesen.

Der wichtigste und lehrreichste Abschnitt des ganzen Werkes ist jedoch das fünfte Buch, welches von den Staatseinrichtungen, d. i. von den Gesetzen, der Religion, der Cultur, dem Heere, der Finanz, dem Gerichtswesen, dem Ceremoniel, den Hofwürden und Staatämtern der Mongolen handelt. Vieles ist hier wieder ganz neu und namentlich Tschingis-Chans Schilderung in seinen mündlichen Geboten vom höchsten Interesse und bisher völlig unbekannt.

Das unter Tschingis' Auspicien verfaßte große Gesetzbuch der Mongolen heißt Jasa (Befehl, Gebot, Verbot) und war gleich ursprünglich in Türkischer Sprache geschrieben. Sein Inhalt ordnet sich unter fünf Titel: 1) von den Todesstrafen; 2) von dem Kriege und den Mitteln desselben; 3) von der Familie und der Haushaltung; 4) von den anbefohlenen Tugenden und 5) von den verschiedenen verbotenen Dingen. Todesstrafe war über 14 Verbrechen verhängt, worunter Ehebruch und Lüge; wer ins Wasser oder auf Asche pißte, und ein zum dritten Mal anvertrautes Capital durchbrachte, mußte ebenfalls sterben.

Mit besonderer Sorgfalt war Uebung und Mannszucht des Heeres bedacht und der Stock im Allgemeinen als probates Mittel anerkannt. Geprügelt wurde in der Mongolen-Armee jedermann ohne Ansehen des Ranges und der Geburt und die Hiebezahl war von drey bis sieben und siebzig festgesetzt.

Unter den befohlenen Tugenden stehen Toleranz, Gastfreyheit, Einfachheit der Sitte und des Wortes und endlich Unreinlichkeit oben an. Selbst der Groß-Chan durfte nicht anders als bey seinem Namen angeredet werden. Tschingis' verbot alle Titel und Zunamen, und ein Sekretär, der ein anbefohlenes Aufforderungsschreiben an den Sultan von Syrien mit Floskeln verschönert hatte, büßte seine Rhetorik mit dem Tode. Dieser Widerwille gegen alle Verschönerung durch Worte und Verfeinerung der Sitte gieng so weit, daß Unreinlichkeit und Schmutz allen Mongolen geboten ward; weder sich noch ihre Kleider durften sie waschen; sie mußten sie tragen, bis sie vom Leibe fielen.

Gerade in diesem Abschnitte seines Buches hat der Verf. einen Schatz der seltensten Notizen über Regierungsmaximen der herrschenden Dynastie aus dem Hause des Tschingis-Chan, über Heerverpflegung, Besteurung, Stempel, Papiergeld, Münze, Gewicht und Handelsverkehr des großen Mongolenreiches niedergelegt, der unter des Akademikers Schmidt giftiger, oft unwissender und einige mal thörichter Kritik nur um so glänzender hervorleuchtet.

Zum Unglück für die Mongolen vermochten aber die Monita paterna und testamentarischen Predigten des großen Gesetzgebers: durch blinde Unterwürfigkeit der Prinzen gegen den Herrscher und durch vollkommene Familieneinigkeit die Macht des Hauses zu verewigen, ihre Kraft nicht lange zu bewahren. Jedermann weiß, wie die Weltmonarchie bald in Trümmer gieng, unter welchen die im neuerbauten Serai oberhalb Astrachan, unfern der Wolga, residirende goldne Horde der Chane von Kiptschak zugleich die westlichste, und wegen ihrer langen Herrschaft über Rußland für europäische Staatsverhältnisse die wichtigste war. Dritthalb hundert Jahre robotheten und bluteten die Rußischen Theil-Fürsten ununterbrochen unter den türkischen Geißelhieben der Chane von Kiptschak, zahlten Kopfgeld, zitterten, bettelten und prozessirten Jahre lang untereinander am Hoflager, schlugen bey jeder Audienz mit der fürstlichen Stirn neunmal die Erde, ertrugen Peitschenhiebe, Demüthigungen und Schmach bis auf den äußersten Grad, starben zu Dutzenden unter tatarischem Henkerbeil, galten in Styl und Rede des muhammedanischen Orients mit ihrem Volke als Sinnbild und letzter Ausdruck der Erniedrigung und des schmachvollsten Leidenstandes, gewannen aber am Ende dennoch das Spiel und bewiesen der Welt durch ihr eigenes Exempel, daß innerer christlicher Seelentrotz durch keine Tyranney zu bändigen und Geduld die sicherste Bürgschaft des Triumphes sey.

Die Feindschaft der Rußischen Slaven gegen die Türkenstämme ist keine politische, keine amtliche und kanzleymäßig befohlene, angelernte und ritterpflichtig durchgefochtene; sie ist tiefer unaustilgbarer Berufs- und Seelenhaß, den kein Reue versöhnt und keine Kunst entwaffnet. Der Moskowiter weiß, daß er auf die Welt gekommen, um Christi Dornenkrone und das verhöhnte Kreuz durch alle Mittel und um jeden Preis am Türkischen Feind zu rächen. Den Türken aller Zonen gegenüber sind die Russen das Weltgericht und letzte Instanz ohne Appellation.

Correct und gelehrt, wie es kein anderer vermöchte, registrirt Hr. v. H. die lückenhafte Chronik der Rußischen Knechtschaft ein, entsagt aber freywillig aller stylistischen Ambition, vermeidet Wärme des Ausdrucks, Kühnheit der Betrachtung und Gedankenschwung, was ich an dieser Arbeit weit eher tadeln möchte als das Paar Duzend philologischer und ethnographischer Schnitzer des Verfassers. Freylich war aber der Sturz der Tatarenherrschaft über Rußland durch keinen jener dramatischen und weithinschallenden Schläge einer grossen im Zorn sich aufraffenden Nation bewirkt, wie z. B. Napoleons Untergang in der Schlacht bey Leipzig. Die Rurikfürsten ergriffen nie die Initiative, appellirten in keinem Elend, in keiner Verzweiflung an den Enthusiasmus des Volkes, waren des Leidens nie satt, des Joches nie müde, der Arbeit nie überdrüßig, schmeichelten, krochen, bestachen, zahlten, und warben am Hofe zu Serai und waren grausam und unerbittlich zu Wladimir und Moskwa. Sie warteten ruhig, bis die Sache der Unterdrücker von Innen heraus verweste und das Sklavenjoch, wie die Kleidungsstücke vom Leibe der Mongolen, wurmstichig und faul stückweise vom Nacken der Rußen fiel.

Es war bey dieser Verwandlung kein Rast- und Feyertag im großen Birken- und Nadelholz-Walde der scythischen Slaven. Im Gegentheil, das Ende der Tragödie war so elend und zaghaft, daß im letzten Feldzuge des Chans der goldenen Horde gegen den passiv ungehorsamen Großfürsten Iwan (1480) beyde Heere, nachdem sie sich lange unthätig gegenüber gestanden, im panischen Schrecken, eines vor dem andern sich fürchtend, ohne Kampf auseinander liefen. Die feindlichen Häuptlinge zerrissen sich nachher selbst, und Kiptschak fiel ohne Zuthun der Rußen in die vier sich untereinander befehdenden Chanate von Sibirien, Astrachan, Descht-Kiptschak und Krim auseinander. Der Bestand der ersten drey war kurz; der christliche Großherr verleibte sie ohne viel Umstände seinem großen Reiche ein. Aber die Krim ängstigte und geißelte das geduldige Moskovien unter türkischer Oberhoheit noch an die dreyhundert Jahre bis sie endlich unter Katharina II. ebenfalls rußische Provinz ward.

Fallmerayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. October.

Nro. 212. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Histoire des institutions Merovingiennes et du Gouvernement Merovengien jusqu'à l'édit de 615 par M. I. M. Lehuërou, Professeur aggrégé de la faculté des lettres de Rennes et prof. d'histoire au collège royal. Paris, 1842. I. v. 8. p. 1. 524.

Mit Vergnügen machen wir die deutschen Geschichtsfreunde wieder auf ein Werk aufmerksam, das aufs Neue die schönen Fortschritte der historischen Studien in Frankreich beurkundet. Obgleich der Inhalt desselben dem Titel nicht vollkommen entspricht, indem darin eines Theiles keine vollständige Staatsgeschichte der Merovinger uns gegeben, andern Theils aber die Geschichte des untergehenden Römerreiches in Gallien sehr geistreich ausgeführt wird, so ist das Buch doch voll der gründlichsten Quellenforschung, mit sehr belehrenden Resultaten und eine wahre Förderung der Kenntnisse der ersten Periode der fränkischen Geschichte.

Dasselbe zerfällt in zwey Bücher, deren erstes, überschrieben Origines merovingiennes pp. 1 — 263: die Entstehungsgeschichte des gallofränkischen Reichs enthält. Darin soll vorzüglich gezeigt werden, daß die römischen Kaiser selbst die Schöpfer der germanischen Staaten in Gallien waren, nur daß, weil die germanischen Völker allmählig zur römischen Bildung herangezogen wurden, nicht das Deutsche, sondern das römische Element in den neu gegründeten Staaten vorherrschend werden mußte, deßhalb ist dem Verfasser auch die älteste fränkische Monarchie mehr eine Fortsetzung der kaiserlich römischen, als der Anfang einer ganz neuen Ordnung der Dinge. Der Verf. beginnt im Kap. 1. mit Cäsar und Augustus, und entwickelt die Politik der Römer gegenüber den barbarischen Völkerschaften Deutschlands p. 1 — 17, erzählt dann im Kap. 2. die Geschichte der römischen Feldzüge dießseits des Rheins bis zum Tode Herrmanns (p. 18 — 33), führt in Kap. 3 u. 4 dieselben weiter fort bis zu den Kriegen mit den Marcomanen (p. 33 — 75). Hier zeigt der Verf. wie die Römer auf zweyfache Weise die germanischen Völkerschaften benutzten und dadurch sich anschloßen 1) als Söldlinge in ihren Legionen, 2) als Letische-(Militär) Colonien. In Kap. 5, 6 und 7. giebt derselbe eine Urgeschichte der Franken (p. 76 — 119), in Kap. 8. eine Darstellung der letzten Zeiten des Römischen Reiches und der Ursachen seines Zerfalls (p. 120 — 150), zeigt dann im Kap. 9 — 17 den wahren Charakter der Ansiedlung der Germanen und insbesondere der Franken in Gallien (p. 151 — 238) und endlich den Einfluß des Christenthums auf die politische Umgestaltung des Reiches (p. 239 — 263.).

Wir heben aus diesem Kapitel einige Hauptideen des Verf. heraus.

Nachdem die Kaiser sich überzeugt hatten, daß Germanien nicht wie Gallien dem römischen Reiche einverleibt werden konnte, suchten sie die Gränzen des Reiches gegen die deutschen Völkerschaften nun um so kräftiger zu schützen. Dazu bedienten sie sich größtentheils der Germanen selbst, die sich stets eine große Zahl derselben ihnen anboten, theils als Krieger, theils als Landbebauer. So war es ganz natürlich, daß sie 1) bald eine Menge germanischer Soldaten als foederati an-

warben, 2) nicht weniger coloni, deditii, homologi gewöhnlich Leti oder auch, was dasselbe ist, gentiles genannt, im Reiche aufnahmen. Alle, besonders aber die letzten waren hospites populi romani (S. 43 ff.) Auf diese Weise kamen mit der germanischen Bevölkerung germanische Streitkräfte in das Reich, die zwar der kaiserlichen Macht dienten, allein da sie von Jahrzehent zu Jahrzehent mächtiger wurden, während durch das Zusammenwirken der verschiedensten Ursachen die kaiserliche Regierung immer mehr zerfiel, so konnte es nicht fehlen, daß am Ende die öffentliche Gewalt auf die de facto im Westreich herrschenden Germanen übergieng (S. 54 ff.). Verschiedene Kaiser suchten dieß zwar aufzuhalten, zum Theil nicht ohne Erfolg, allein sie konnten die große Umwandlung der Dinge nur weiter hinaus schieben, nicht aber die römische Herrschaft in Gallien retten.

Unter den germanischen Barbaren nehmen die Franken die erste Stelle ein. Herr Lehuërou untersucht also sogleich (S. 76 ff.) ihre älteste Geschichte. Er nimmt die Ansicht von Leibnitz über den Ursprung derselben an. Das Wort Frank ist nach ihm nichts anderes als das Warg, woraus Wrag, Vrack (ferch ferox) und durch Einschiebung des Nasenlautes Vrank geworden. Es ist also hier dieselbe Ableitung versucht worden, die Mone im Anzeiger für die Kunde der deutschen Vorzeit Jahrgang 1835 S. 56. u. ff. ausgeführt hat. Im Norden hießen Vargen die ihrer Verbrechen wegen Verbannten, also die Exleges aus Scandinavien, welche an den Ufern der Elbe zu weilen pflegten. Die Gegend erhielt daher den Namen Wagria. Sie ist das älteste Frankenland, von wo aus diese wilden Abentheurer sich immer mehr südlich zogen bis an den Niederrhein. Hier verbündeten sie sich andere germanische Völkerstämme, als die Cherusker, Chauken, Bructerer, Sigambrer, welche bekanntlich seit der zweyten Hälfte des dritten Jahrhunderts den Namen Franken führten, ohne ihren Stammnamen deßhalb abzulegen. Der Verfasser hält daher noch im fünften Jahrhundert die Elbe für die nordöstliche Gränze des Frankenlandes; hier ist nach ihm die älteste Redaction des salischen Gesetzes geschrieben.

Eine ausführliche Kritik dieser Ansicht kann hier nicht gegeben werden. Es mögen allerdings ein Theil der Franken scandinavische Auswanderer seyn, wie später die Normanen; allein die Zeit dieser Auswanderung muß weit früher gesetzt werden. Im fünften Jahrhundert waren jene Gegenden gewiß von Sachsen bewohnt, die an der Ruhr an die Franken gränzten. Andere Strecken gehörten den Friesen. Westlich gränzten die Franken an die Thüringer. Die Ufer der Niederelbe sind gewiß nicht das Heimathland der Lex Salica, die durchaus in das heutige Brabant gehört und nicht, wie auch Hermann Müller abentheuerlich meynt, in die Gegend von Tournay, wohin er ohne hinlängliche Kenntniß der belgischen Geographie das Merowingerland versetzt.

Sehr glücklich schildert der Verfasser S. 120 — 150 die innern Ursachen der Auflösung des Reiches; es sind dieß die Fiscalität und der auf den Curien in den Städten so furchtbar lastende Druck, die Exemtion vieler privilegirten Classen, der immer mehr um sich greifende Colonat, und die bisher von den Historikern zu wenig beachteten Patrocinia, obgleich der codex Theodosianus., XII, 24, de patrociniis virorum, viel davon spricht. Man sieht, wie ganze Districte sich einem Gutsherrn, patronus, als Leibeigne hingegeben, um dem Finanzdrucke zu entgehen, und wie vergeblich die Kaiser dieser Umgestaltung des sich auflösenden geselligen Zustandes entgegen arbeiteten (S. 136 u. ff.).

Die Lage der sämmtlichen Unterthanen des römischen Kaiserreichs war so traurig, daß sie die Barbaren als ihre Befreyer begrüßten. Diese selbst lassen sich aber darin als hospites und Alliirte der Römer nieder. Sie nehmen die Stelle der in den Provinzen stationirten Legionen ein und wollen die Stütze der kaiserlichen Macht bleiben. So namentlich die Burgunder, die Westgothen und selbst die Ostgothen. Es ist also ganz natürlich, daß die ganze Einrichtung des römischen Staates für die alten Einwohner fortbestand, die nun zu einer Theilung ihres Grundbesitzes mit den neuen Gästen, ihren hospites, verpflichtet wurden. Allerdings treten manche Häuptlinge unter ihnen als Eroberer

auf eigene Rechnung auf; aber die gesammte Politik der germanischen Könige war im Allgemeinen anfangs die angedeutete; sie wollten unter den Kaisern nur Wohnsitze für ihre Völkerschaften im Reiche haben und dafür die von ihnen eingenommenen Länder schützen, S. 150 — 218.

Auch die Franken hatten anfangs diese Stellung im Reiche (S. 208 ff.). Im Orient und Occident gab es eine Menge fränkischer Cohorten im Heere, wie die S. 211 u. 212 angeführten Stellen der Notitia dignitatum beweisen. Es gab ferner eine Masse fränkischer Leten am Niederrhein und in Belgien. Sie vertheidigten diese Reichsgrenzen gegen die Sachsen, und gründen hier einen auf beyden Seiten des Rheines sich ausdehnenden Staat, in welchem ihre Gefolgshäuptlinge bald als Könige von den Römern selbst behandelt werden. Kräftige Leute und eroberungssüchtig rückten sie mehr und mehr im nördlichen Gallien vor, um da sich eben so Platz zu machen, wie im Osten die Burgunder, und im Süden die Gothen. Daß auch sie unter die Hoheit des Reiches sich stellen wollten, beweisen selbst die Freude Chlodwigs über den vom Kaiser ihm ertheilten Titel eines Consuls und Patricius, und die Annahme der gleichen Ehre durch seine Söhne, S. 208. 238. Das Christenthum, welches Germanier und Gallier zu einer großen Gemeinschaft verband, vollendete die Unterwerfung der Provinzen unter die neuen Herren, S. 239 — 264. Die Fortdauer der römischen Civilisation erklärt sich aus allem, was der Verfasser anführt, von selbst, nur geht er, wie uns scheint, darin zu weit, daß er dem germanischen Elemente in der Gestaltung der geselligen Verhältnisse zu wenig Einfluß gestatten will.

Das zweyte Buch führt die Ueberschrift: Gouvernement des Merovingiens, und enthält in neun Kapiteln *) die Darstellung nicht der gesammten Staatseinrichtungen und die politische Geschichte der Merovinger bis 615, sondern nur die Erörterung derjenigen Verhältnisse und Ereignisse, welche bey andern Historikern nicht mit der hier ihnen gewidmeten Aufmerksamkeit behandelt sind, und dem Verfasser vor allem wichtig erscheinen, um den wahren Character der fränkischen Geschichte von Chlodwig I. bis Chlotar II. vollkommen zu begreifen. Er bezieht sich z. B., was den Rechtszustand betrifft, auf die ersten Bände von Savigny's Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, wo freylich dieser Gegenstand erschöpft ist. Eine ausführliche Darstellung der Gau- und der germanischen Gerichtsverfassung wird gleichfalls von ihm nicht gegeben. Dagegen dehnt er sich vorzüglich über die Frage aus, welches Abgabensystem in den von den Franken unterjochten Theilen Galliens bestanden habe? Diese „Quéstion de l'impôt," worüber Dubos, Boulainvillier, Montesquieu und Mably so verschiedene Ansichten hatten, ist eine Hauptfrage, welche den Herrn Verf. beschäftigt.

Schon im ersten Capitel dieses Buches, S. 264, 320, macht derselbe sehr wahrscheinlich, daß auch die Franken, wie die übrigen germanischen Eroberer in Gallien eine Theilung von Grund und Boden vornahmen, ohne jedoch die Romani possessores, welche nicht vertrieben oder ausgewandert waren, zu zwingen, einen Theil ihrer Besitzungen mit fränkischen hospites zu theilen.

Er zeigt dann, daß 1) die unter der Kaiserregierung bestehende Grund- und Kopfsteuer der Provincialen unter den fränkischen Königen fortdauerte, 2) daß die Erhaltung der römischen Finanzeinrichtungen eine natürliche und nothwendige Folge des Regierungssystemes der Franken war, daß 3) die Grundlage und Repartition der Steuern bey ihnen dieselbe blieb wie bey den Römern, daß dieselben Perceptoren fortbestanden und in denselben Perioden (die Indictiones) die Heberollen nach der frühern Weise ausgefertigt wurden, 4) daß die frühern Exemtionen und Immunitäten fortdauerten, 5) daß die Abgaben wie unter den Kaisern theils in Geld, theils in Naturalprästationen bestanden, 6) daß aber die Verantwortlichkeit für die richtige Einnahme der Steuern von den Curialen auf die Grafen übergegangen war, und 7) daß das tributum

*) Wir übergehen die Inhaltsangabe derselben. Als Ergänzung des Buches kann zum Theil gelten die schon 1835 erschienene Notice sur les institutions Gallofrankes par M. Taillier. Douai. 16. 8.

oder der Census eine wirkliche Abgabe und nicht eine vom Grundbesitze bezahlte Rente war.

(Schluß folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Hammer = Purgstall, Geschichte des Ilchane, das ist der Mongolen in Persien. Bd. 1. Darmstadt 1842.

Diego Fernandez, Historia del Peru. Sevilla 1571. fol. (Sehr seltenes Werk.)

Thom. Jefferson, Memoirs, containing a concise history of the united states of America, from the acknowledgment of their independence. Vol. 1. 2. London 1839.

Karl Ritter, Die Colonisation von Neuseeland. Berl. 1842.

Alex. Gerard, Account of Koonawur, in the Himalaya. Ed. by G. Lloyd. London 1841.

G. Combe, Notes on the united states of North-America, during a phrenological visit in 1838 — 1840. Vol. 1 — 3. London 1841.

Patrick Matthew, Emigration fields. London 1839.

Illustrations of the history and practices of the Thugs, and notices of some of the proceedings of the government of India, for the suppression of the crime of Thuggee. London 1837.

Col. Flinter, An Account of the present state of the island of Puerto Rico. London 1834.

Col. Crockett, Exploits and adventures in Texas. London 1837. 8.

Leop. v. Orlich, Fürst Moritz von Anhalt = Dessau. Ein Beytrag zur Geschichte des siebenjährigen Krieges. Berlin 1842.

Jos. Walter, Sir Thomas More, his life and times. London 1840.

The opinions of Lord Holland, as recorded in the journals of the house of Lords from 1797 — 1841. Collected and edited by D. C. Moylan. London 1841.

Dr. J. H. Hennes, Andenken an Bartholomäus Fischenich. Stuttgart 1841.

Artaud de Montor, Histoire de Dante Alighieri. Paris 1841.

Abbé Lyonnet, Le Cardinal Fesch, archevêque de Lyon, fragments biographiques, politiques et religieux pour servir à l'histoire ecclésiastique contemporaine. Vol. 1. 2. Paris 1842.

Lebensbilder aus dem Befreyungskriege. Abth. 1. 2. Jena 1841.

Dr. Peter von Bohlen, Autobiographie, herausg. von J. Voigt. Königsberg 1841.

George Canning, Memoir, with his parliamentary operations, all his poems etc. by L. Th. Rede. London 1827.

Krug's Lebensreise in 6 Stationen, von ihm selbst beschrieben. Nebst Franz Volkmar Reinhard's Briefen an den Verfasser. Leipzig 1842.

J. Baron, The life of Edward Jenner. London 1827.

Dr. Fr. Lücke, Erinnerungen an Karl Otfried Müller. Göttingen 1841.

M. A. H. Taillandier, Documents biographiques sur P. C. F. Daunou. Paris 1841.

D. Fr. Ruiz de Vergara, Vida de Don Diego de Anaya Maldonado, arzobispo de Sevilla, fundador del Colegio Viejo de S. Bartolome. s. l. 1661. fol.

M. Audouin, Histoire de la vie, des ouvrages et des doctrines de Calvin. Vol. 1. 2. Paris 1841.

Karl Türk, Geschichtliche Studien. Bd. 1. Spanien und die Denkmäler seiner Geschichte bis 711 v. C. Rostock 1841.

G. Borrow, Gipsies in Spain. 2 Voll. London 1841.

Grunert, Archiv der Mathematik und Physik. Th. I. 1 — 4. Greifswald 1841.

Baron Paul de Bourgoing, Tableau de l'état actuel et des progrès probables des chemins de fer de l'Allemagne et du continent Européen comparés avec ce qui existe et ce qui se prépare en France à cet régard. Paris 1842.

Dr. J. F. Fries, Versuch einer Kritik der Principien der Wahrscheinlichkeits = Rechnung. Braunschweig 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. October.

Nro. 213. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Vermischte Schriften von Heinrich Eduard Dirksen. 1. Thl. Berlin 1841. Verlag v. Wilh. Besser. VIII. und 255 S.

Die Forschungen Dirksens im Gebiete der Römischen Rechtsalterthümer, so ausgezeichnet durch gründliche Gelehrsamkeit und erschöpfenden Scharfsinn, sind für den Philologen kaum minder wichtig als für den Juristen, indem ihre Ergebnisse vielfach zu einem richtigeren Verständnisse der classischen Schriften des römischen Alterthums hinführen. Wir möchten daher die obige Sammlung der Aufmerksamkeit und Berücksichtigung aller Freunde des römischen Alterthums hiemit angelegentlich empfohlen haben.

Der vorliegende Band umfaßt in ungefähr gleichen Hälften theils neue, theils ältere wiederum durchgesehene Aufsätze. Die vier ersten Abhandlungen (über das Atilische Gesetz, über den Verf. des sogenannten Fragmentum de jure fisci, über die historische Glaubwürdigkeit der Berichte des Joh. Lydus in dessen Schrift de magistratibus romanis, Erklärung der Aeußerung des ältern Plinius über die Mancipation der Perlen) erscheinen jetzt zum erstenmal im Drucke, von den übrigen sind vier bereits im Rhein. Mus. für Jurispr. erschienen, der fünfte ist die Umarbeitung einer akademischen Gelegenheitsschrift. Besonders anziehend ist die Abhandlung über Lydus, S. 50 — 77, und wir können uns nicht enthalten, ihre Resultate kurz mitzutheilen.

Lydus hat besonders durch Niebuhr in neuerer Zeit bey manchen ein Ansehen gewonnen, welches seine ersten Herausgeber weit entfernt waren, ihm beyzulegen. Niebuhr ist durch einzelne Citate, durch die Anführung des Paternus, der ein Werk über Taktik geschrieben hat, dann durch das Citat von dem Zwölftafelcommentar des Gajus zu der Meynung gekommen, daß jener Byzantiner wichtige Quellen der ältern Geschichte Roms aus eigener unmittelbarer Anschauung gekannt und benützt habe, daß er namentlich aus jenem Commentar des Gajus und damit aus den diesem Commentar einverleibten unschätzbaren Ueberresten des Werks de potestatibus von Junius Gracchanus geschöpft habe; er stellt eben darum die Darstellung des Lydus über den Bericht des Pomponius in der L. 2. D. O. J. und spricht von den „ehrlichen Auszügen des Lydus“, gegenüber „den angemaßten des Pomponius.“ Eine noch größere Ehre widerfährt dem Lydus in einer neuern Schrift; hier wird er an mehreren Stellen geradezu als ebenbürtig mit den classischen Quellen behandelt, neben Dionysius, Livius wird Lydus oder „eine Quelle des Lydus“ erwähnt. *)

Um so verdienstlicher ist die Kritik, welcher Dirksen die Autorität jenes Schriftstellers unterwirft; sie fällt für diesen nicht eben günstig aus.

Die Untersuchung erörtert zuvörderst seine Glaubwürdigkeit als Berichterstatter über die frühesten

*) Vorarbeiten zur römischen Geschichte von L. G. Bröcker, Dr. und Privatdocenten der Geschichte zu Tübingen. 1. Bd. Tübingen 1842. M. s. S. 130, 194. S. 121 wird Lydus eine höchst wichtige Schrift für römische Theologie genannt. S. 117 „Plutarch, möglicher Weise auch eine Quelle des Lydus.“ S. 125 „in einer andern Quelle des Lydus als Paternus“ — u. s. w.

Zustände des römischen Volks. Hat hier Lydus wirklich aus älteren Quellen selbstständig geschöpft? Es ist dieß schon von vorne herein nicht wahrscheinlich; schwerlich hat dieser knechtisch gesinnte Beamte sich erlaubt, aus andern Quellen zu schöpfen, als aus den Auszügen der classischen Juristen, die in der offiziellen kaiserlichen Sammlung enthalten waren, zu geschweigen, daß ihm solche Werke, wie der Zwölftafelcommentar des Gajus nach dem Abschluß der Justinianischen Compilation auch kaum zugänglich gewesen seyn mögen.

Unser Autor widerlegt aber die obige günstige Meynung selbst; er nennt das Werk des Junius Gracchanus ein längst verschollenes, er giebt in den einzelnen Abschnitten seiner Darstellung mehrfach zu erkennen, daß er die den ältern römischen Historikern beygelegten Angaben nicht unmittelbar aus ihren Schriften, sondern aus den bey spätern Referenten vorkommenden Citaten entnommen habe, so wie es auch nicht an Andeutungen fehlt, daß er mit Vorliebe die Historiker der spätern Zeit benutzt und namenlosen jüngeren Lexicographen den Vorzug gegeben hat vor den Deutungen Cato's und Varro's. In der That läßt es sich bis zur Evidenz darthun, daß Lydus die Bekanntschaft mit den juristischen Schriftwerken, die er namhaft macht, nicht dem Studium der Originale derselben, sondern der flüchtigen Anschauung der Auszüge zu verdanken hat, die Justinian's Pandekten davon enthalten. Sein Referat über die Quaestoren, bey welchem er sich das Ansehen giebt, das Werk des Junius im Original benützt zu haben, ist nichts als ein flüchtiger Auszug aus L. 1. de officio Quaest., 1. 13 (Ulpian). Noch schlimmer steht es mit dem Citate des Zwölftafelcommentars von Gajus; die dem Gajus beygelegte Stelle ist nichts anderes als eine Uebertragung aus dem in L. 2. D. O. I. vorliegenden Excerpte des Pomponius, die Anführung des Gajus ist nichts als — eine Flüchtigkeit. Lydus hat offenbar die L. 1. und 2. des erwähnten Titels nur flüchtig angesehen und so den Bericht des Pomponius in L. 2. mit dem in L. 1. enthaltenen Auszug aus des Gajus Commentar identificirt. Er beweist dieß selbst: nachdem er eine Mittheilung des Pomponius wiederholt dem Gajus beygelegt hat, nennt er an einem andern Ort ausdrücklich als Verfasser einer aus demselben Fragmente entlehnten Notiz den Pomponius selbst.

Betrachtet man den Lydus als Gewährsmann der von ihm geschilderten öffentlichen Einrichtungen seines eigenen Zeitalters, so ist er im Allgemeinen allerdings ein nicht untüchtiger Zeuge, indeß ist er auch in dieser Hinsicht von dem Vorwurfe der Flüchtigkeit und der äußersten Einseitigkeit so wie der Plan- und Haltungslosigkeit in der Darstellung nicht freyzusprechen. Er verbindet die allgemeinen Mängel jener Zeit, Unzulänglichkeit in der Wahl des Stoffes und der Begränzung der Darstellung, Haschen nach gelehrten Abschweifungen, falsche Rhethorik, mit einigen ganz individuellen. Diese liegen hauptsächlich in seiner Vorliebe für die Unterbeamten der prätorianischen Präfectur, welchen er selbst angehört. Von dem beschränkten Gesichtspunkt eines solchen betrachtet er die ganze römische Verfassung und Geschichte, und so darf man sich nicht verwundern, wenn ihm jenes Amt als das wichtigste und wesentlichste erscheint, und wenn er unter anderem weitschweifig ausführt, daß die Verminderung der Rechtsstreitigkeiten, welche durch die Verarmung der römischen Unterthanen herbeygeführt worden, so wie die Schmälerung der Ehrenrechte des Präfectus Prätorio und vornehmlich die Verkürzung der baaren Gebühren für dessen Canzley-Personal zu den Gründen zu zählen seyen, welche den Verfall der römischen Herrschaft herbeygeführt haben. Ueberall ist er bemüht zunächst sich selbst, sodann aber auch allen denen ein ehrendes Andenken zu sichern, die zu seiner Amtsbeförderung sowie zur vortheilhaften Stellung seiner Privatangelegenheiten beygetragen haben. Dagegen fällt er über die in Ungnade gefallenen Vorgesetzten mit maßloser Leidenschaftlichkeit her und knüpft an ihre Namen die gehässigsten Insinuationen. Während er von den höhern Staatsbeamten mit der größten Unterwürfigkeit spricht, gedenkt er der bloßen Ministri mit äußerster Geringschätzung und diese wird nur noch überboten durch die Verachtung, mit der er auf die Unterbeamten der niedrigsten Rangstufe herabsieht. Unter den verschiedenen Klassen der Unterbeamten des Präf. Prät. ist er auffallend bemüht, eine Aristokratie anzuerkennen und diese auf den historischen Ursprung zurückzuführen; für ein-

zelne Unterbeamte der jüngeren Linie interessirt er sich nur in so fern, als er selbst die Stelle früher bekleidet hatte, wie denn z. B. die Commentariensis in begeisterter Rede als die früheren Stützen des peinlichen Gerichtsverfahrens geschildert werden. — Genug, die Schrift ist nicht bloß das Werk eines Byzantiners, was schon an und für sich genug sagt, sondern was noch mehr ist, eines kaiserlich byzantinischen Bureaubeamten, der sich als solcher auf Jedem Blatt zu erkennen giebt.

Histoire des Institutions Merovingiennes etc.

(Schluß.)

Der Druck dieser Steuern, welche die Könige ihrer Finanznöthen wegen zu steigern, und bald selbst auf den germanischen Theil der Bevölkerung auszudehnen versuchten, war nach dem Verfasser die Ursache aller Aufstände und der innern Kriege im Merowingischen Reiche bis zur Zeit, wo die Hausmaier an der Spitze der Regierung stehen. Die Geistlichkeit widersetzte sich zuerst der um sich greifenden Fiscalität (p. 329 — 341). Seit 548 suchten die Könige alle Franken zu besteuern, zogen sich aber so sehr den Haß ihrer Großen zu, daß die höchste Macht im Staate aus ihren Händen in die ihrer Proceres übergieng. Sogar den Kampf zwischen Brunhilde und Fredegunde will der Verfasser nicht aus dem Familienrechte, sondern aus der oben genannten Politik der fränkischen Könige erklärt wissen. Fredegunde verleitet ihren Gemahl, ganz den Grundsatz der Kaiser zu verfolgen, und alle seine Unterthanen zu besteuern. Brunhilde stand an der Spitze der opponirenden fränkischen Großen. Das Edict Chlotars II. v. J. 615 stellt die alte germanische Freyheit wieder her, und ist deßwegen die magna Charta des VII. Jahrhunderts (S. 433. 487). Die Hausmaier, welche je die Großen selbst zu wählen pflegten, sind in der Folge eine unüberwindliche Schutzmauer gegen die Rückkehr zu den frühern Versuchen der fränkischen Könige, ihre Macht

in eine römisch kaiserliche Gewalt umzuwandeln, der Steuerdruck lastet daher einzig auf den Galloromanen, unter welchen bloß die Romani convivae regis den Germanen assimilirt waren.

Die innern Kriege hinderten die fränkische Verfassung nicht, sich auszubilden und zu befestigen; der Verfasser giebt davon eine Skizze. 1) Er characterisirt die Beamtenhierarchie, und die Attribute der Herzoge, Grafen und andern Beamten. S. 321. 333. 2) Er verbreitet sich über das Wesen der Gefolgschaften (Compagnonages, Comitatus), characterisirt das ursprüngliche germanische Königthum S. 342 — 350, und versucht 3) eine neue Erklärung der Entstehung des Lehenssystems, indem er diesem einen doppelten Ursprung beylegt, einen römischen und einen germanischen, S. 353, 374. Schon seit Alexander Severus und Probus kommen die beneficia im römischen Reiche vor als Grundbesitzungen, welche die Kaiser verdienten Kriegern oder Staatsmännern zum Lohne gaben unter der Verpflichtung zu weitern Diensten. Der Verfasser beruft sich auf Hyginus de limitibus constituendis p. 357. n. 5, den Codex Theodosianus XI. 20. c. 1, die Notitia dignitatum, wo die Scrinia beneficiorum aufgeführt werden (p. 351. n. 4.). Diese Beneficia sind nicht zum Eigenthum gegebene Grundstücke, sondern diesen, wie später den Allodien entgegengesetzt. Auf diese Weise war also der Kunstausdruck für die künftigen Lehen schon gefunden, wurde also von den Germanen nur beybehalten und genauer bestimmt, indem damit die den Gefolgsleuten unter der Verpflichtung zu Kriegsdiensten gegebene Belehnung mit Grundbesitz bezeichnet wurde.

Diese Belohnungen selbst sind germanischen Ursprungs, wie man aus Tacitus annimmt, nur bestanden sie früher nicht in Immobilien. Wir finden diese Erklärung, welche schon Jacobus Gothofredus andeutet, sehr befriedigend, und verweisen unsern Leser auf deren Begründung S. 356. 374. Im IV. Ch. setzt der Verfasser die Wichtigkeit und Macht der Großen auseinander und zeigt, daß erst nach der Eroberung Galliens durch die Gefolgschaften das fränkische Reich nur ein aristokratischer Staat werden konnte. Es gab aber zwey Classen von Mächtigen, Germanen und Romanen. Jene

standen als Krieger, diese in Folge ihrer höhern politischen Bildung als Staatsmänner und höhere Civilbeamte an der Spitze des Reiches. Sehr lobenswerth ist die Beleuchtung der verschiedenen Stellung der fränkischen oder gallorömischen Magnaten so wie des Clerus, den merovingischen Königen gegenüber, S. 375 — 398. Beyde Elemente suchten sich so viel Einfluß als möglich zu verschaffen, bald herrschten jene, bald diese. Daher der Gegensatz in den ältesten Edicten und Verordnungen Chlotars I. (560), Childeberts (596) u. s. w., worin wir das ursprünglich germanische Strafsystem dem römisch christlichen untergeordnet sehen. Es war ein nnabweisliches Bedürfniß vorhanden, die öffentliche Ordnung um jeden Preis, also auch auf Kosten der altgermanischen Freyheit aufrecht zu erhalten, S. 399 — 424. Wir bedauern, daß der Verfasser bey dieser Beleuchtung der ältesten merovingischen Gesetze nicht ausführlicher ist, und daß er die von Pertz neu aufgefundenen im Bd. IV. der Monumenta Germaniae historica (legum II.) zum erstenmal bekannt gemachten merovingischen Capitularien nicht berücksichtiget hat.

Hiemit schließen wir diese Anzeige des Werkes von Herrn Lehuërou, das einen so schätzenswerthen Beytrag zur ältesten Geschichte des fränkischen Reiches enthält, daß wir kein Bedenken tragen, ihn den Essais sur l'histoire de France von Guizot und dessen Cours d'histoire moderne an die Seite zu stellen, und mit den Récits merovingiens von Aug. Thierry, der histoire de la propriété foncière en Occident von Laboulaye, und der histoire de la Gaule sous l'administration des Romains von Amadée Thierry für das Ausgezeichnetste zu erklären, was die neueste französische Historiographie an Monographieen aufzuweisen hat.

L. A. Warnkönig.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Dr. M. Ohm, Der Geist der mathematischen Analysis und ihr Verhältniß zur Schule. Abhandlung 1. Berlin, 1842.

Dr. C. Wilh. Dempp, Lehre von den Baumaterialien, mit Rücksicht auf ihr Vorkommen in der Natur. München 1842.

W. H. Leeds, Illustrations of the public buildings of London, with historical and descriptive accounts of each edifice. Vol. 1. 2. London 1838.

L. Negrelli, Die Eisenbahnen mit Anwendung der gewöhnlichen Dampfwagen als bewegende Kraft über Anhöhen und Wasserscheiden sind ausführbar. Wien 1842. 4.

Fr. Wilh. Bessel, Astronomische Untersuchungen. Bd. 1. Königsberg 1841. 4.

M. Letronne, Sur l'origine du Zodiaque grec et sur plusieurs points de l'astronomie et de la chronologie des Chaldéens. Paris 1840. 4.

Ad. Holtzmann, Ueber den griechischen Ursprung des indischen Thierkreises. Karlsruhe 1841.

F. Kaiser, Eerste metingen met den Mikrometer, volbragt op het observatorium van 'S Rijks hoogeschoot te Leiden. Leiden 1840.

Result of astronomical observations made at the honorable East India company's observatory at Madras by Thomas Granville Taylor. Vol. 1 — 5. Madras 1832 — 1839. 4.

F. Kaiser, Het observatorium te Leiden. Leiden 1838. 8.

Dr. Jul. Schaller, Geschichte der Naturphilosophie von Baco von Verulam bis auf unsere Zeit. Th. 1. Leipzig 1841.

K. Kreil, Magnetische und meteorologische Beobachtungen zu Prag. Jahrg. I. vom 1. July 1839 bis 31. July 1840. Prag 1841. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. October.

Nro. 214. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Uebersicht des Entwicklungsganges der Philosophie in der alten und mittlern Zeit. Von Dr. Chr. Braniß. Breslau 1842. 459 S. 8.

Der durch selbstständige Werke rühmlichst bekannte Verfasser übergiebt mit der vorliegenden Schrift dem Publikum die Einleitung zu einer Geschichte der Philosophie seit Kant, deren baldiger Erscheinung wir erwartungsvoll entgegensehen. In dem ersten Abschnitte, welcher den Standpunct der Auffassung enthält, bestimmt er die Lösung seiner Aufgabe im allgemeinen dahin, „daß der menschliche Geist 1) die Idee der sich wissenden Natur und 2) die Idee des absoluten Geistes oder Gottes ist.“

So sehr es dem Begriffe der Philosophie entspricht, daß sie auf die Idee des Geistes zurückgeführt wird, indem sie als System der die Wahrheit wissenden Vernunft nichts anderes als Wissenschaft der Idee ist, durch deren Entwicklung der menschliche Geist die Gottheit, sich selbst und die Natur begreift, so erscheint uns des Verfassers in den obigen Worten ausgedrückte Auffassung des Problems dennoch in doppelter Hinsicht verfehlt.

Erstens kann man nur auf naturalistischem Standpuncte behaupten „der Geist ist die Idee der sich wissenden Natur“, und in der That ist der Verfasser auf diesem Standpunkte befangen, wenn er S. 6 sagt: „zur Erläuterung dieser Behauptung dürfe als bekannt und zugestanden (?) vorausgesetzt werden, daß der Mensch als Produkt der schöpferischen Natur auf einer bestimmten Stufe der Naturwesen sich befinde, die viele andere Stufen zu ihrer Voraussetzung habe; hierin liege die unmittelbare Aussage, daß die Bewegung der schaffenden Thätigkeit durch sämmtliche Naturstufen bis zum Menschen eine Entwicklung der Natur zum Bewußtseyn sey, daß also der menschliche Geist in seiner Selbstverwirklichung nicht bloß seine einzelne Ichheit sondern auch das Selbstbewußtseyn der gesammten Natur vollbringe, mithin an sich selber nächst der Idee des Subjects auch die Idee der sich wissenden Natur sey.“

Durch diese unbegründete Voraussetzung der Natur als schöpferischen und mithin absoluten Princips, kommt er nicht nur mit ihrem eignen Begriffe, wornach sie als System des objectiven äußerlichen und mithin selbstlosen Seyns Objectivirung oder Schöpfung des absoluten Geistes als Ursubjectes ist, sondern sogar mit seiner eignen Erklärung von dem Wesen des menschlichen Geistes in Widerspruch. Denn dadurch, daß er S. 12 die Freyheit als Charakter des seiner selbstbewußten menschlichen Geistes bestimmt, unterscheidet er ihn wesentlich von den Naturindividuen; und wird dieser wesentliche Unterschied anerkannt, so kann der zureichende Grund des menschlichen Geistes nicht in der Natur sondern nur in Gott als absolutem Geiste, gefunden werden, so daß die Schöpfung und Entwicklung der Natur nur als die Voraussetzung und Vermittlung zur Schöpfung und Existenz des Menschen als Vernunftwesen zu begreifen ist. Ist aber der Mensch an sich oder seinem Wesen nach sich selbst bestimmendes und wissendes Subject, so befindet er sich nicht auf einer besondern oder bestimmten Stufe der Naturwe-

sen, und der menschliche Geist ist nicht die Idee der sich wissenden Natur, sondern seine Natur, welche die individuelle Wahrheit oder die Vollendung der allgemeinen Natur bildet, ist nur Organ oder Verwirklichungsmittel seines geistigen Lebens, dessen Idee er in den Sphären eines ideellen Reiches zu realisiren und zu erkennen hat. Da er als Schlußpunkt der Naturschöpfung die Idee der Natur durch seine subjective Organisation vollendet, so steht er allerdings im wesentlichen Verhältniß zur äußern Natur, deren Idee nur in ihm und durch ihn zum Bewußtseyn kömmt — ein „Selbstbewußtseyn der Natur“ ist eine contradictio in adjecto —; aber sein Naturbewußtseyn ist nur Voraussetzung des ihm wesentlichen Bewußtseyns der von ihm hervorgebrachten und hervorzubringenden ideellen Welt, deren Vermittlungspunkt die Ichheit oder das Subject, als selbstständiges und selbstbewußtes Organ eines religiös sittlichen, intellectuellen Reiches ist.

Ist der Mensch, wie der Verf. S. 3 sagt, als Vernunftwesen Ebenbild Gottes, d. h. relative Einheit derselben Idee, deren absolute Einheit Gott an und für sich ist, so ist es zweytens jedenfalls ein unpassender Ausdruck, wenn der Verf. S. 5. behauptet: der Mensch *sey* die Idee des absoluten Geistes, ein Ausdruck, der den Schein des Pantheismus gegen sich hat. Die Wahrheit ist: daß der menschliche relative Geist in wesentlicher Beziehung zum absoluten göttlichen Geist seine Idee und zwar in der Sphäre der Religion zu verwirklichen hat.

Abgesehen von den erwähnten inadäquaten Begriffsbestimmungen, die der Verfasser seinem Werke zu Grunde legt, ohne sich darauf zu beschränken, wird jeder Unbefangene anerkennen, daß er einen großartigen Versuch gemacht hat, dir geschichtliche Voraussetzung der Philosophie zu begreifen, indem er der griechischen Philosophie eine sehr interessante Charakteristik des religiösen ästhetischen und politischen Lebens der vorchristlichen Völker vorausschickt und dadurch einen wichtigen Beytrag zur Philosophie der Geschichte gibt.

Den Unterschied der jonischen und dorischen Philosophie begründet der Verf. durch die entgegengesetzten Richtungen der Versenkung in die objective Welt und die Vertiefung in sich selbst, „welche Functionen sich eben so sehr in der Substanz des griechischen Volkes als zwey ursprüngliche Charakteranlagen zeigten, wie sie in seiner Geschichte auseinander getreten seyen.“

Die erste Periode der griechischen Philosophie, welche er als die epische Zeit derselben betrachtet, stellt er in der Form von Thesen und Antithesen dar, indem er dadurch den Gegensatz der jonischen und dorischen Denkart am treffendsten characterisiren zu können glaubt, was ihm auch in prägnanten Zügen gelungen ist, und es stimmt sowohl mit der chronologischen Ordnung, wie mit dem Sinne der Lehren des *Diogenes* von *Apollonia* und des *Empedokles* überein, wenn er in denselben das Resultat der jonischen und dorischen Philosophie zusammenfaßt.

Die Repräsentanten der zweyten Periode sind ihm *Anaxagoras*, der durch seinen weltordnenden Geist allerdings eine neue Epoche begründet, die Atomisten, welche die materielle Seite seiner Lehre selbstständig und ausschließlich ausbildeten, und endlich die Sophisten, deren Zusammenhang mit den Atomisten schon *Ritter* hervorhob.

Die erste Gestalt der dritten Periode oder der attischen Philosophie, *Sokrates*, ist dem Verfasser: die Philosophie als persönliche Gesinnung; und wenn er ihm auch keine gedankenmäßig durchgeführte Lehre zuschreibt, so betrachtet er ihn doch als den Repräsentanten und das Ideal der ächten hellenischen Philosophie.

Während nun die sogenannten Sokratiker nur einzelne Seiten seiner Denkart auffaßten und zu Extremen ausbildeten, ist die *platonische* Philosophie: „der objectiv gewordene Sokrates, nämlich die Darstellung des vom allgemeinen Geist durchdrungenen individuellen Geistes,“ und wie Sokrates die Wahrheit des hellenischen Bewußtseyns in der Gesinnung und im Leben darstellte, so wurde sie von Plato in einer Philosophie entwickelt, in welcher „die griechische Speculation ihre höchste Entwicklungsstufe erreichte.“ So geistreich der Verfasser *Plato's* Philosophie characterisirt, so verkennt er die Unvollkommenheit „des Bildes,“ welches er von derselben entwirft, keineswegs, und dieß liegt in der Natur

der Sache, denn sie ist so unergründlich wie der Genius selbst, dessen Product sie ist. Was wir in seiner Darstellung vermißten, ist die genetische Entwicklung der platonischen Philosophie, die, weil sie kein fertiges System ist, nur durch die Methode wahrhaft erkannt wird, welche den Bildungsgang des platonischen Geistes wiedergiebt, welcher mit der Bestimmung der Principien seiner Forschung begann, zu der speciellen Entwicklung dieser Principien in Beziehung auf die Hauptprobleme des speculativen Denkens übergieng, und in der speculativen Construction der allgemeinen Sphären der objectiven Wissenschaft, des Staates, der Religion und der Natur seine Philosophie vollendete. Durch diese genetische Entwicklung der platonischen Philosophie würde der Verf. nach Asts und Schleiermachers Vorgang die Ideenlehre Platos und namentlich seine Idee von der Gottheit, die er im Timäus als Schöpfer und Vater des Alls (ποιητὴς καὶ πατὴρ τοῦ παντός) erfaßte, so wie seinen Versuch: die Naturentwicklung als Schöpfungsgeschichte und die geistige Welt nach einem wahrhaft theokratischen Gesichtspunkte als Schauplatz der sittlichen Weltordnung Gottes zu begreifen, tiefer erfaßt haben. Adäquater scheint er uns das Aristotelische System begriffen zu haben, dessen durchgängige Bestimmtheit die wissenschaftliche Darstellung sehr erleichtert. Wichtig ist seine von der gegenwärtig herrschenden Ansicht abweichende Auffassung des aristotelischen Begriffs der menschlichen Seele, welche S. 192 „als sich selbst verwirklichende Möglichkeit nicht des Leibes, sondern ihre eigene Entelechie und als solche von dem Leibe unabhängige Wesenheit Geist sey," dessen Unsterblichkeit Aristoteles aufs entschiedenste behauptet.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Frhr. Aug. Luis Cauchy, Ueber die Theorie des Lichts. Frey bearbeitet von Fr. Xaver Moth. Wien 1842.

F. J. Hugi, Ueber das Wesen der Gletscher und Winterreise in das Eismeer. Stuttgart 1842.

H. B. Waterkeyn, De la géologie et de ses rapports avec les verités revélées. Louvain 1841.

José Victorino dos Santos e Sousa Mattos, Nova theoria do universo. Rio de Janeiro 1840.

K. Kreil, Versuch, den Einfluß des Mondes auf den athmosphärischen Zustand unserer Erde ꝛc. Prag 1841. 4.

Abbé Frere, Examen du magnétisme animal. Paris 1837.

B. Zanon, Della solidificazione del corpi animali. Belluno 1839.

Dr. O. G. Lehmann, Lehrbuch der physiologischen Chemie. Bd. 1. Leipzig 1842.

Dr. J. Liebig, Anleitung zur Analyse organischer Körper. Braunschweig 1839.

Dr. F. X. Hlubek, Beleuchtung der organischen Chemie des Dr. J. Liebig in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie. Grätz 1842.

Ferd. Hoefer, Elements de chimie minérale. Paris 1841.

Annals of the Lyceum of natural history of New-York. Vol. 1 — 4. New-York 1824 — 37.

Archives du Muséum d'histoire naturelle, publiées par les professeurs de cet établissement. Vol. 1. 2. Paris 1839 — 1841.

M. N. Meissas, Résumés d'histoire naturelle. Minéralogie. Paris 1840.

Georges Cuvier, Histoire des sciences naturelles depuis leur origine jusqu'à nos jours, chez tous les peuples connus, complétée, redigée, annotée et publiée par M. Magd. de St. Agy. Vol. 1 — 3. Paris 1841.

J. Gould, Monographie der Ramphastiden oder Tukanartigen Vögel. A. d. Engl. von J. H. G. Fr. Sturm und Joh. Wilh. Sturm. Heft 1. 2. Nürnberg 1841.

H. Schlegel, Abhandlungen aus dem Gebiete der Zoologie und vergleichenden Anatomie. Heft 1. Leiden 1841. 4.

F. J. Pictet, Histoire naturelle générale et particulière des insectes neuroptères. Famille des Perlides. Livr. I. Genève 1841. 8.

Revue zoologique par la société Cuvierienne, association universelle pour l'avancement de la zoologique, de l'anatomie comparée et de la Palaeontologie. Journal mensuel, publié sous

la direction de M. F. E. Guérin-Méneville. Année 1842 N. 1 — 5. Par.

Ph. Fr. de Siebold, Fauna Japonica. Decas 5. Lugd. Bat. 4.

Joh. Conr. und Eduard Susemihl, Die Vögel Europa's. Text unter der Leitung Temminck's, mit Beyträgen von mehreren bewährten Naturforschern bearbeitet von Dr. Schlegel. Liefer. 5 — 10. Stuttg. 1842. 4.

W. Vrolik, Recherches d'anatomie comparée sur le Chimpansé. Amst. 1841. fol.

C. G. Ehrenberg, Das unsichtbar wirkende organische Leben. Leipzig 1842. 8.

Dr. H. Pompper, Die Säugethiere, Vögel und Amphibien nach ihrer geographischen Verbreitung tabellarisch zusammengestellt. Leipzig 1841.

Andr. Wagner, Bericht über die Leistungen in der Naturgeschichte der Säugethiere während der beyden Jahre 1839 und 1840.

— —, Bericht über die Leistungen in der Naturgeschichte der Vögel während der beyden Jahre 1839 und 1840.

Dr. S. Kutorga, Zwey Beobachtungen von Knochenbrüchen bey den Heerschnepfen (Scolopax Gallinago). Petersburg 1840.

J. F. M. v. Olfers, Die Ueberreste vorweltlicher Riesenhiere in Beziehung zu ostasiatischen Sagen und chin. Schriften. Berlin 1840. 4.

Dr. S. Kutorga, Zur Naturgeschichte der Phoca communis F. Cuvier. Petersburg 1840.

Dr. Ludwig Fick, Ueber Janusbildung. Marburg 1841.

George Robert Gray, A list of the genera of birds with their Synonyma and an indication of the typical species of each genus. London 1841.

P. Flourens, Resumé analytique des observations de Frédéric Cuvier sur l'institut et l'intelligence des animaux. Paris 1841.

Bruch und W. Schimper, Bryologia Europaea seu genera muscorum Europaeorum monographice illustrata. Fasc. 11. Stuttg. 1841. 4.

Dr. Theod. Hartig, Neue Theorie der Befruchtung der Pflanzen. Braunschweig 1842. 4.

Ch. Gaudichard, Recherches générales sur l'organographie et physiologie et l'organogénie des vegetaux. Paris 1841.

Cl. Schrenk, Enumeratio plantarum novarum. Petropoli 1841.

A. Putterlick, Synopsis Pittosporearum. Vindob. 1839. 8.

J. K. Wächter, Ueber die Reproductionskraft der Gewächse, insbesondere der Holzpflanzen. Hannover 1840.

Dr. v. Glocker, Ueber den Jurakalk von Kurowitz in Mähren ꝛc. Breslau 1841. 4.

L. Agassiz, Descriptions des échinodermes fossiles de la Suisse. Part. 3. Galérites et les Dysaster par Ed. Desor. Neuchatel 1842. 4. Part. 4. Anatomie du genre Echinus par G. Valentin. Neuchatel 1842. 4.

Dr. A. J. Wiegmann, Ueber die Entstehung, Bildung und das Wesen des Torfes. Gekrönte Preisschrift. Braunschweig 1837.

J. J. N. Huot, Nouveau manuel complet de Minéralogie, ou tableau de toutes les substances minérales. Vol. 1. 2. Paris 1841.

Dr. Chr. H. Plander, Beyträge zur Geognosie des russischen Reiches. Petersburg 1830. 4.

C. A. Lincke, Die sächsisch-altenburgische und belgisch-flandrische Landwirthschaft dargestellt und verglichen. Bd. 1. Leipzig 1842.

K. Göritz, Beyträge zur Kenntniß der Württembergischen Landwirthschaft. Stuttgart 1841.

Uebersicht der Arbeiten und Veränderungen der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur im Jahre 1839 und 1840. Breslau 1841. 4.

Th. G. Fr. Enslin, Bibliotheca Oeconomica. Leipzig 1841.

A. v. Weckherlin, Die Rindviehzucht Würtembergs. Stuttgart 1839.

Dr. F. K. Hlubek, Die Erhaltung der Pflanzen und die Statik des Landbaues. Gekrönte Preisschrift. Prag 1841.

J. B. Viollet, Theorie der artesischen Brunnen. Ulm 1842.

H. Rößler, Die Gewerbausstellung in Brüssel im J. 1841. Nebst einer kurzen Uebersicht über die Industrie in Belgien. Darmstadt 1842.

Fr. A. W. Netto, Die Glasdruckkunst oder Hyaloptie. Quedlinburg 1840.

— —, Das Geheimniß des Oelbilderdrucks, erfunden von Maler Liepmann in Berlin. Quedlinburg 1840.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. October.

Nro. 215. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Uebersicht des Entwicklungsganges der Philosophie in der alten und mittlern Zeit. Von Dr. Chr. J. Braniß.

(Schluß.)

Mochte Aristoteles immerhin die menschliche Seele in ihrer Beziehung zum Körper als vegetatives und empfindendes Princip fassen (ψυχὴ θρεπτικὴ καὶ αἰσθητικὴ), dadurch, daß er sie in einem höhern Sinne als denkendes Wesen (ψυχὴ λογιστικὴ) begriff, dachte er sie wesentlich als selbst bewußten Geist (νοῦς), welcher das Princip und den Zweck seines Lebens in sich selbst hat und daher nach der Trennung von dem Leibe, den Aristoteles nur als Organ oder Verwirklichungsmittel der Seele betrachtet, selbständig existirt.

Gleichfalls im Gegensatze gegen die herrschende Ansicht, aber nicht minder treffend, äußert sich der Verfasser über den Neuplatonismus S. 285:

„Wenn man diesen Platonismus mit den nacharistotelischen, meist populär verständigen und dem practischen Leben zugewandten Weltansichten vergleicht, wird man auf den ersten Blick versucht, einen speculativen Fortschritt in ihm zu finden. Das philosophische Interesse zeigt sich darin nach langer Zeit zum ersten Mal wieder rein esoterisch und auf die Idee selbst gerichtet; Platonische Anschauung und Aristotelische Begriffssonderung scheinen sich darin inniger durchdringen und zur Bildung eines sich systematisch abschließenden wissenschaftlichen Ganzen vereinen zu wollen — eine Tendenz, welche jedenfalls nach der langen philosophischen Dürre, und besonders dem völlig negativen Skepticismus gegenüber etwas erquickliches hat. Faßt man aber das Wesentliche und Eigenthümliche der entwickelten Lehre, nicht dasjenige also, was sie mit der ächten Platonischen Speculation gemein, oder vielmehr aus ihr aufgenommen hat, sondern das, worin sie sich von derselben unterscheidet, bestimmter ins Auge, denn in ihm allein könnte ja der etwaige Fortschritt liegen, so findet man, daß in ihr kein Fortschreiten der Philosophie, sondern ein bewußtes Herausschreiten derselben aus sich selbst, oder, um es noch näher zu bezeichnen, eine Rückkehr derselben in ihre geschichtliche Voraussetzung, in die unmittelbare Anerkennung des Absoluten, also in das religiöse Bewußtseyn sich ausspreche;“

welches religiöse Bewußtseyn, möchte Ref. hinzufügen, eine ekstatisch pantheistische Intuition war. S. 288:

„Im Grunde argumentirt der Skepticismus ganz einfach so: da das Allgemeine nicht im Ich seyn kann, so hat es auch für dasselbe keine Wahrheit, das Ich allein ist sich daher das Wahre. Dagegen lautet das Neuplatonische Argument: da das Allgemeine außer dem Ich, und doch das an sich Wahre ist, so muß das Ich, um in der Wahrheit zu seyn, außer sich selbst seyn, also in der That als Ich verschwinden, und sich in das Allgemeine verlieren.

Wie man sieht, opfert die Skepsis das Allgemeine dem Subjectiven, der Platonismus dagegen das Subjective dem Allgemeinen auf; sind sich nun hiermit auch beyde Geistesrichtungen entgegengesetzt, so haben sie doch das mit einander gemein, daß beyde gleich sehr die Philosophie aufopfern, deren Lebensprincip das In- und Füreinander des Allgemeinen und Subjectiven ist. Daß aber der Skeptiker die speculative Wissenschaft gering schätzt, während der Platoniker sie ehrt, macht im Wesentlichen keinen Unterschied, da sie dem Einen wie dem Andern doch nur ein Vehikel seyn kann, um aus dem Wissen überhaupt hinaus zu kommen, sey es nun in die objectlose Einfachheit des Ich, oder in die subjectlose Einfachheit des Allgemeinen.“

Es kommt in der Beurtheilung des Neuplatonismus in praktischer Hinsicht dieß in Betracht, was auch der Verfasser andeutet, daß er eben so sehr durch Mystik und Magie wie durch speculative Dialektik das positive Christenthum, dessen ethisches Princip: die Selbstverläugnung ihm zuwider war, zu überbieten suchte, und daher die Schwärmerey erzeugte, welche ihn characterisirt.

In einem ähnlichen Sinne, wie einige Neuere, welche dem Christenthum keinen Vorzug vor den heidnischen Religionen oder dem Islam zugestehen, und sich daher als Propheten einer philosophischen Weltreligion ankündigen, erklärte schon Proklus, der Philosoph müsse ein Hierophant aller Religionen seyn, und wollte ein Pantheon gründen, das aber seine Ironie eben so sehr in sich hatte, wie das römische Pantheon. Der Neuplatonismus ist somit der kühnste, aber sich selbst vernichtende Versuch, durch orientalische Mystik und occidentale Dialektik das Heidenthum, das sich bereits überlebt hatte, durch eine ihm inadäquate Idealisirung seiner Elemente zu verjüngen, oder wie der Verfasser S. 292 sich ausdrückt: „in einem mystisch-religiösen Cultus (dessen Grundcharakter Selbst- und Weltvergötterung war) dem siegreich entfalteten christlichen Leben gegenüber den Leichnam altgriechischer Religionsweise zu pflegen.“

An die Bemerkung, daß der Neuplatonismus im Verhältniß zur platonischen und aristotelischen Philosophie eher einen Rückschritt als Fortschritt bilde, schließt der Verfasser folgende Erklärung S. 296:

„Wäre die Ansicht von einer durch alle Zeitalter sich stets fortschreitend zur Vollendung entwickelnden Philosophie bloß als Hypothese ausgesprochen worden, so hätte es sich kaum der Mühe gelohnt, sie hier einer näheren Betrachtung zu unterwerfen; aber sie ist als ein tiefes wissenschaftliches Theorem aufgetreten, und hat sich auch in der Behandlung des historischen Stoffes durchzuführen versucht. Dieser Versuch, in wie unvokommner Gestalt er auch in den Hegel'schen Vorlesungen über Geschichte der Philosophie vorliegt, hat nach vielen Seiten hin so sehr imponirt, und die Verwandlung der philosophirenden Geister in Paragraphe der Hegel'schen Encyclopädie, obschon sie nur sehr theilweise gelang, ist für einen so entschiedenen Beweis der Wahrheit jenes Theorems genommen worden, daß jede es nicht anerkennende Auffassung fast die Pflicht hat, sich zu rechtfertigen, wenn sie anders dem für sie sonst sicherlich bereiten Vorwurf, daß sie sich nicht auf der Höhe der Intelligenz der Zeit befinde, entgehen will. So sey es denn hiermit erklärt, daß die hier gegebene und noch ferner zu liefernde Darstellung der Geschichte der Philosophie nicht deßhalb von dem erwähnten Theorem abweicht, weil sie sich nicht dazu zu erheben vermag, sondern weil es falsch ist in sich selber, und sich darum auch nur durch allerley Künsteleyen in dem historisch Gegebenen seine Bestätigung erschleichen kann.“

Die Vollendung der alten Geschichte erkennt der Verf. in Christus, welcher als Mensch gewordener Gott eben so sehr den Schlußpunct der alten wie den Anfangspunct einer neuen Welt bildet.

Nichts desto weniger scheint uns der Verfasser seine speculative Theologie und Christologie nicht mit wahrhaft wissenschaftlichem Geiste concipirt und durchgedacht zu haben, daher es seiner Darstellung an Widersprüchen nicht fehlt. Er deducirt zwar aus dem Begriff des Absoluten die Idee, die Transscendenz Gottes, indem er aber Gott nicht in dem Sinne als überweltliche Persönlichkeit*) faßt, wonach er eben so sehr als an und für sich seyender wie allgegenwärtiger d. h. allwirksamer Urgeist begriffen wird, ist er in der Alternative eines außerordentlichen oder innerweltlichen Gottes befangen, so daß er abwechselnd bald in die eine bald in die andere dieser widersprechenden Vorstellungen verfällt. Wenn er daher S. 344 und 345 Gott „sich in der Natur vom Seyn zum Bewußtseyn entwickeln, und ihn sich vorerst als Naturgeist sich affirmiren und sodann als Geschichtsgeist sich zum absoluten Geist vollenden läßt, andrerseits aber

*) Durch den Begriff der persönlichen überweltlichen Existenz und Wirksamkeit Gottes wird eben so sehr die Vorstellung seiner Außerweltlichkeit, wonach er durch die Welt begränzt wäre, wie seiner Innerweltlichkeit, wonach er in der Welt und durch sie sich entwickelte, aufgehoben, wie durch den Gedanken der Uebersinnlichkeit des menschlichen Geistes nicht nur seine selbstständige und selbstbewußte Wirklichkeit, sondern zugleich seine unräumliche Wirksamkeit, wornach er, wie Hegel sich ausdrückt, „allgegenwärtige oder allwirksame Einheit des Leibes“ ist, begriffen wird.

ihn S. 348 und 350 als wesentlich außerweltlichen „von der Welt absolut geschiedenen ewig in sich seyenden Geist“ faßt, so befriedigt er weder den pantheistischen noch den theistischen Denker. Der erstere wird nicht einsehen, warum der durch „den Entwicklungsprozeß des menschlichen Geschlechtes zum absoluten Geist vollendete“ Gott, einer persönlichen außerweltlichen Existenz fähig oder bedürftig sey, und der letztere wird diese Vollendung Gottes durch das zeitliche Leben des relativen endlichen Geistes für unmöglich erklären und die dieser Annahme widersprechende Vorstellung eines außerweltlichen von der Welt absolut geschiednen Geistes sowohl dem Begriffe der Absolutheit und mithin Unendlichkeit Gottes, wie dem religiösen Bewußtseyn, dessen wesentlichen Ausdruck schon Paulus in den Worten: In ihm leben, weben und sind wir, inadäquat finden.

Die einzige Weise über diesen Widerspruch hinaus zu kommen wird durch die Unterscheidung des Seyns oder der Existenz Gottes von seiner Wirksamkeit oder Manifestation vermittelt. Er existirt persönlich und unterscheidet sich als überweltliches Ursubject von der durch ihn begründeten Objectivität als der Offenbarung seiner selbst, aber als Schöpfer, Erlöser und Vollender der Welt ist er nicht von ihr geschieden, sondern er ist ihr absolutes allgegenwärtiges d. h. allwirksames Princip.

Aus demselben Grunde, aus welchem der Verf. das Verhältniß Gottes zur Welt im Allgemeinen nicht wissenschaftlich denkt, ist er auch unfähig die Vollendung dieses Verhältnisses in seiner Menschwerdung als seiner persönlichen Selbstoffenbarung zu begreifen, daher er die Erscheinung Christi „als Offenbarung des jenseitigen Gottes“ auf derselben Seite (350) behauptet, auf welcher er sie als Resultat des geschichtlichen Weltlebens bestimmt. Vermittelt ist die Erscheinung Christi allerdings durch die alte Geschichte, deren Vollendung sie ist, aber deßhalb ist sie nicht Resultat derselben, sondern nur die Gottheit kann die Voraussetzung oder das absolute Princip des Gottmenschen seyn.

Unerachtet dieser speculativ theologischen Unklarheit beweist der Verf. eine großartige Anschauung des Christenthums und seiner weltgeschichtlichen

Bedeutung und wir finden es ganz sachgemäß, daß er die Entwicklung der christlichen Idee der Darstellung der scholastischen Philosophie, mit deren Grundlinien er den ersten Band seines Werkes schließt, vorausschickt.

Wir tragen kein Bedenken, das ideenreiche, gehaltvolle Werk des Verf. als eine der bedeutendsten Erscheinungen der philosophischen Literatur zu begrüßen und dem wahrheitsliebenden Publikum zu empfehlen.

Fischer.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

L. v. Orth; Ueber die mechanische Flachsspinnerey in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf die k. k. österreichischen Staaten. Wien 1841.

Jos. Rußegger, Der Aufbereitungs-Prozeß gold- und silberhaltiger Pocherze im salzburgischen Montan-Bezirke. Mit Atlas. Stuttgart 1841.

Dr. C. J. B. Karsten, Handbuch der Eisenhüttenkunde. Bd. 1 — 5. Mit Atlas. Berlin 1841.

Jos. Schitko, Beyträge zur Bergbaukunde insbesondere zur Bergmaschinenlehre. Heft 1. 2. Wien 1834.

Alex. de Miltitz, Manuel des Consuls. T. II. p. 2. London 1842.

Gust. Höfken, Erweiterung des deutschen Handels und Einflusses durch Gesellschaften, Verträge und Ansiedlungen. Mit besonderer Beziehung auf die Errichtung einer süddeutschen Handels- und Colonisationsgesellschaft. Stuttgart 1842.

C. Einert, Entwurf einer Wechselordnung für das Königreich Sachsen. Dresden 1841. 4.

J. C. M. Laurent, Das älteste Hamburgische Handlungsbuch aus dem vierzehnten Jahrhundert. Hamburg. 1841.

Dr. Sieg. Becher, Statistische Uebersicht des Handels der österreichischen Monarchie mit dem Auslande

während der Jahre 1829 — 1838. Stuttgart 1841.

Karl Fried. Burdach, Blicke ins Leben. Bd. I. Comparative Physiologie. Bd. 1. Leipzig 1842.

Dr. H. Klencke, Grundriß der Anthropologie. Leitende Ideen zu einer physiologischen Geschichte des Menschenlebens. Leipzig 1841.

Frhr. v. Feuchtersleben, Zur Diätetik der Seele. Wien 1841.

Boucher de Perthes, De la création. Essai sur l'origine et la progression des êtres. Vol 1—5. Paris 1841.

E. Quinet, Du génie des religions. Paris 1842.

P. F. Stuhr, Allg. Geschichte der Religionsformen der heidnischen Völker. Th. 1. 2. Berlin 1838.

M. E. Jacquet, Recherches sur la religion des Malabars, ouvrage extrait d'un manuscrit inédit de la Bibliothèque royal. Paris 1841. fol.

F. Lamennais, Du passé et de l'avenir du peuple. Paris 1841.

Dr. Ed. Bobrik, Text, Uebersetzung und Beleuchtung der Cölner Urkunde. Zürich 1840.

Louis Reybaud, Etudes sur les réformateurs contemporains, ou socialistes modernes, Saint-Simon, Charles Fourier, Robert Owen. Paris 1841.

R. S. Acerrellos, Die Freymaurerey in ihrem Zusammenhang mit den Religionen der alten Aegypter, der Juden und der Christen. Thl. 1 — 4. Leipzig 1836.

Ferd. Berthier, Histoire et statistique de l'éducation des sourds-muets. Paris 1836.

Dr. Th. Heinsius, Concordat zwischen Schule und Leben oder Vermittlung des Humanismus und Realismus aus nationalem Standpunkt betrachtet. Berlin 1842.

M. Xav. Rousselot, Etudes sur la philosophie dans le moyen-age. Vol. II. Paris 1841.

Dr. H. Ulrici, Ueber Princip und Methode der Hegelschen Philosophie. Ein Beytrag zur Kritik derselben. Halle 1841.

C. Frantz, Die Philosophie der Mathematik. Zugleich ein Beytrag zur Logik und Naturphilosophie. Leipzig 1842.

K. Rosenkranz, Geschichte der Kantischen Philosophie. Leipzig 1840.

Mirabaud, System der Natur. Deutsch bearbeitet. Leipzig 1841.

Dr. F. Erner, Die Psychologie der Hegelschen Schule beurtheilt. Leipzig 1842.

Dr. J. F. Reiff, Das System der Willensbestimmungen oder die Grundwissenschaft der Philosophie. Tübingen 1842.

Andeutungen über Glauben und Wissen oder über die wahre Philosophie im Gegensatz zu den Richtungen unserer Zeit. Münster 1842.

Dr. Jos. Hillebrand, Der Organismus der philosophischen Idee in wissenschaftlicher und geschichtlicher Hinsicht. Dresden 1842.

E. Aug. v. Schaden, System der positiven Logik. Erlangen 1841.

Dr. Ferd. Röse, Ueber die Erkenntnißweise des Absoluten. Basel 1841.

Franz v. Baader, Ueber die Nothwendigkeit einer Revision der Wissenschaft natürlicher, menschlicher und göttlicher Dinge. Erlangen 1841.

Dr. Franz Vorländer, Grundlehren einer organischen Wissenschaft der menschlichen Seele. Berlin 1841.

J. P. Romang, System der natürlichen Religionslehre. Zürich 1841.

Joh. H. Deinhardt, Der Begriff der Seele mit Rückblick auf Aristoteles. Hamburg 1840. 4.

Dr. Fr. E. Beneke, Grundlinien der Sittenlehre. Bd. 1. 2. Berlin 1841.

Ant. Blanc St. Bonnet, De l'unité spirituelle ou de la société et de son but audela du temps. Vol. 1 — 3. Paris 1841.

Wm. Oke Manning, Commentaries on the law of nations. London 1839.

M. Jauffret, Lettres sur les fabulistes anciens et modernes. Vol. 1 — 3. Paris 1827.

J. B. Pérennès, Principes de littérature mis en harmonie avec la morale chrétienne. Paris 1837. 8.

Dr. W. Hebenstreit, Wissenschaftlich-literarische Encyclopädie der Aesthetik. Liefer. 1 — 4. Wien 1841.

Dante Alighieri's göttliche Komödie. Metrisch übertragen und mit kritisch historischen Erläuterungen versehen von Philalethes (Prinz Johann von Sachsen). Th. 1. 2. Dresden 1840. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. October.

Nro. 216. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Differenz der Schelling'schen und Hegel'schen Philosophie. Erster Band. Leipzig, Otto Wigand 1842. S. 204.

Es war ein nicht unerwartetes, aber unerfreuliches Zeichen der Zeit, daß Schellings Auftreten in Berlin, das er als eine Mission bezeichnete, den litterarischen Pöbel, der seinen Haß gegen alle christliche Wissenschaft rückhaltsloser als jemals an den Tag legt, reizte, ihm durch die schlechtesten Mittel, durch Intriguen und Mystificationen aller Art entgegen zu wirken. Konten diese Versuche nur auf Gleichgesinnte berechnet seyn, so war dagegen das Danksagungsschreiben, welches dem „hochgeehrten Lehrer" eine zahlreiche Zuhörerschaft, an deren Spitze Neander und Twesten genannt werden, überreicht, ganz geeignet, um ein günstiges Vorurtheil für ihn zu erwecken *).

Ob und wie weit Schelling seiner großen Aufgabe, eine positive Philosophie zu begründen, durch seine Vorträge entsprechen werde, diese Frage kann erst nach Herausgabe derselben beantwortet werden. Nichts desto weniger ist der Versuch, die Differenz der Schelling'schen und Hegel'schen Philosophie mit Rücksicht auf die Schriften dieser Denker vorläufig zu beleuchten, eine zeitgemäße Aufgabe und die Erwartung einer wissenschaftlichen Darstellung derselben wird um so größer, als Hegel unter demselben Titel das Schelling'sche Identitätssystem mit dem Fichte'schen Idealismus verglichen hatte. Wer aber auch nur die geringste Analogie in der Methode des vorliegenden anonymen Werkes mit Hegels meisterhaftem Versuche zu finden hofft, der findet sich total getäuscht.

Obgleich der Verfasser hohe Achtung vor Hegels Methode vorgiebt, und einem Michelet es zum Vorwurfe macht, daß sie nach seiner Auffassung weiter nichts als eine „consequent durchgeführte sophistische Windbeuteley wäre," und so pathetisch er sich als unpartheyischer Forscher und Sprecher der Wahrheit in der Vorrede ankündigt, so zeigt sich doch in seinem Gerede über Schelling und dessen Lehre auch nicht im entferntesten ein Bestreben, seine Philosophie wissenschaftlich darzustellen, sondern er giebt sich alle erdenkliche Mühe, den Mann, der nach dem allgemeinen Urtheil und selbst nach dem Urtheile seiner Gegner *) sich schon längst als Forscher erster Größe durch Begründung einer neuen Wissensepoche erwiesen hat, als einen genielosen unberechtigten Mitsprecher im Gebiete der Philosophie zu verdächtigen, der nicht nur „die Gedanken, sondern selbst den Ausdruck derselben von Andern entlehnt habe." Als Resultat seiner Untersuchung bestimmt der Verfasser das Urtheil: „Schelling hat kein neues Blatt in der Geschichte der Philo-

*) Vergl. z. B. die Worte: „Sie waren es, der von den Früchten Ihres vieljährigen stillen Denkens und Ihrer reich gesammelten Erfahrung uns nichts vorenthielt, um zu einer positiven, Begriff und Leben, Glauben und Wissen in Einklang bringenden Philosophie den Weg zu zeigen." Diese in mehreren Zeitschriften mitgetheilte Erklärung ist in Wuttke's Jahrbuch der deutschen Universitäten, Leipzig 1842 S. 234 zu lesen.

*) Vergl. z. B. die Vorrede von Gans zu Hegels Rechtsphilosophie.

sophie aufgeschlagen," ein Urtheil, das nur in dem Falle ein Resultat genannt werden könnte, wenn es sich aus der unbefangensten allseitigsten Prüfung ergäbe. Aber zu einem solchen Versuche fehlt dem Verfasser vor allem der gute Wille, und in der That läßt sich seine lächerliche Behauptung nur aus der enormen Gereiztheit erklären, die er auf jeder Seite zur Schau trägt. Weit entfernt, eine immanente Entwicklung von Schellings Philosophie durch eine adäquate Darstellung der bestimmten Formen und Stufen, in welchen er die Idee der Philosophie in seinen Schriften erfaßte und darstellte, auch nur zu versuchen, beschränkt er sich darauf, bald aus diesem, bald aus jenem Werke desselben aus dem Zusammenhange gerissene Stellen anzuführen, ohne auch nur die Zeitfolge zu beachten, in welcher sie erschienen sind, viel weniger daß er die wissenschaftliche Ordnung beachtete, in welcher sie zu erfassen sind, wenn sie als Bildungsmomente seiner Philosophie begriffen werden sollen. Wie wenig nun die Analogien folgender Systeme mit vorausgegangenen die Originalität der ersteren beeinträchtigen, dieß weiß jeder, der dieselben nicht bloß für subjective Versuche hält, sondern fähig ist, sie wissenschaftlich in der Einheit zu erfassen, in welcher sie besondere Gestaltungen der allgemeinen Idee der Philosophie sind, so daß es eben ein Beweis der Objectivität und Universalität eines Systemes ist, wenn es seine organische Hervorbildung aus früheren Philosophien dadurch beurkundet, daß es, wie Hegel fordert, ihre Principien nicht ausschließt, sondern sie als Momente eines neuen Ganzen in sich begreift.

Das neue Princip, durch welches Schelling über seine Vorgänger hinaus gieng, hat Hegel in der erwähnten kritischen Schrift so evident erwiesen, daß darüber kein Zweifel mehr ist, daher noch von keinem Sachkenner die Originalität der Schelling'schen Philosophie bestritten worden ist.

Nach derselben kleinlichen Auffassung und Beurtheilung, in welcher der Verfasser über Schelling raisonnirt, hat einst Schulze einem Leibnitz die Originalität abgesprochen und ihn, weil er „den perspectivischen Mittelpunkt fand," von welchem alle relativen Systeme als Momente eines Ganzen zusammengeschaut werden, für einen Eklektiker erklärt, eine Barbarey, für die er von Hegel die verdiente Zurechtweisung erhielt.

Wie wenig der Verfasser überhaupt Sinn für „geniale Conception" hat, beweist sein Urtheil über Fichte und Wolf, welchen letzern er einem Leibnitz nicht nur „ziemlich an die Seite stellt," sondern ihn auch dem erstern vorzieht, indem er von Wolf behauptet, „er habe das mit der Leibnitz'schen Philosophie wirklich gethan, was Fichte mit der Kant'schen habe vornehmen wollen." Wer den Philosophen, der zuerst den Gedanken faßte, das System des Bewußtseyns und des Seyns aus einem Principe abzuleiten, und dieses System durch die genialste Dialektik construirt, mit dem Repräsentanten des dem Inhalt äußerlichsten Formalismus, mit dem Pedanten unter den Philosophen vergleichen und diesen jenem vorziehen kann, der hat, obwohl er seine dürftige Bildung dem oberflächlichen Studium Hegels verdankt, keinen Grund, gegen Schellings einseitige, unbillige Bezeichnung des Hegel'schen Systems als eines neuen Wolfianismus zu protestiren.

Ist er unfähig, die Genialität, durch welche Fichte über Kants kritischen Idealismus, (der im Geständnisse, daß die Vernunft die Wahrheit der ihr gegenüber stehenden Objectivität nicht wisse, endigte) zur Idee eines die Objectivität aus der Subjectivität ableitenden Systemes fortgieng, zu fassen, so läßt sich schon aus diesem Grunde nicht erwarten, daß er Schellings absoluten Idealismus oder das System des absoluten Subjects begreifen werde.

Der höchste Gedanke, zu dem er sich, um Schelling das Verdienst, „daß er ein neues Blatt in der Geschichte der Philosophie aufgeschlagen habe," streitig zu machen, erhebt, ist die Erklärung: „Neue Blätter in der Geschichte der Philosophie werden nur durch eine neue Logik und Dialektik aufgeschlagen." Aber dann wäre die Philosophie seit Aristoteles auf demselben Blatt stehen geblieben, indem die Logik nach Kants Urtheil seit jenem keinen Fortschritt gethan hat, und Hegel hat nur dadurch eine Reform in der Logik begründet, daß er, was er selbst nicht läugnet, Schellings Philosophie zur

Voraussetzung seiner Dialektik hatte, indem er dieselben Kategorien, welche Schelling als objective Gesetze deducirte, als Bestimmungen des Denkens erwies. So zeitgemäß eine Darstellung und Kritik der Schelling'schen und Hegel'schen Philosophie ist, so hat sie doch nur als philosophischer Versuch Werth, aber philosophiren ist nicht bloß räsonniren und mehr als räsonnirt hat der Verf. im ersten Bande seines Werkes nicht. Ob er im zweyten Bande eine immanente Entwicklung von Schellings Systeme versuchen wird, steht zu erwarten. Die erste Bedingung derselben wäre, daß er sich der leidenschaftlichen hämischen Ausfälle gegen Schelling, wovon der erste Band wimmelt, entschlage. Möge er im zweyten Bande gewissenhafter als im ersten Bande erfüllen, was er am Schlusse des letztern in den Worten verheißt: „Daß die Wahrheit allein herrsche, ihr allein die Ehre gegeben werde, dieß ist das Ziel, dem ich nachstrebe, wie überall, so auch in dieser Schrift, persönliche Rücksichten, Rücksichten auf Umstände, kenne ich nicht!“

Die moderne Philosophie und die Persönlichkeit Gottes. Eine Kritik der Gotteslehre der modernen Philosophie und ihre Angriffe auf das christliche Dogma von Immanuel Paulus, Mitvorsteher und Lehrer der Philosophie und der griechischen Sprache an der wissenschaftlichen Bildungs-Anstalt auf dem Salon bey Ludwigsburg. Stuttgart. Verlag von Ebner u. Seubert. 1842.

Wer die Richtung der modernen Philosophie verfolgt, wird sich überzeugen, daß sie immer entschiedner von der Untersuchung untergeordneter Probleme zur Bestimmung des absoluten Princips alles Seyns und Wissens fortgeht, und daß demnach das Problem der Persönlichkeit Gottes das höchste Ziel der begründenden und der constructiven Denkthätigkeit ist, in dem Theismus und Pantheismus die Grundgegensätze der modernen Philosophie bilden.

Unter den Schriften, welche dieses Hauptproblem kritisch untersuchen, verdient das vorliegende Werk eine ehrenvolle Erwähnung, indem es sich durch Klarheit der Auffassung und Schärfe der Prüfung vortheilhaft auszeichnet.

Ueber die Absicht seiner Schrift erklärt sich der Verfasser in der Vorrede dahin, „sie sey zunächst polemischer Natur und suche die Angriffe, die in unserer Zeit auf ihren Gegenstand, die Persönlichkeit Gottes, gemacht worden seyen, als grundlose abzuweisen.“ „Nur zu gut,“ fügt der Verf. hinzu, „bin ich mir bewußt, daß hiemit noch nichts Positives geleistet ist; die Polemik soll daher auch nur dem Zwecke dienen, die bornirten, hohlen und sterilen Prätensionen einer selbstgenügsamen philosophischen Parthey abzuthun.“ Diesen Zweck hat der Verf. nach dem Urtheil des Referenten im Ganzen erreicht, und zwar in einer Methode, welche die Unbestimmtheit, die Confusion und die Inconsequenz der pantheistischen Denkweisen durch eine ins Einzelnste gehende Erörterung der zur Erkenntniß der absoluten Idee wesentlichen Begriffsbestimmungen erweist. Dadurch bildet sein Werk den entschiedensten Gegensatz zu den zahllosen oberflächlichen Erklärungen über das Wesen der speculativen Theologie und er hat sich eben damit ein großes Verdienst erworben, daß er die speculative Terminologie oder Phraseologie und die Scheindialektik oder die Sophistik des angeblich absoluten Denkens aufgedeckt hat, welches seine speculative Kunst darein setzt, „die Unterschiede flüssig zu machen und die Gegensätze in einander übergehen zu lassen oder umzukehren.“ Daß dieses, Gott und Welt, Jenseits und Diesseits, Ewigkeit und Zeit identificirende oder confundirende Verfahren eben so unlogisch wie der objectiven Erkenntniß der Wahrheit unangemessen sey, wurde schon vielfach erwiesen, aber noch Niemand hat sich die Mühe gegeben, die leeren, nichts erklärenden Definitionen, die logischen Erschleichungen, Sprünge, und Widersprüche, in die das pantheistische Denken geräth, so gründlich und ausführlich darzuthun, und die Begriffe, auf deren scharfe Bestimmung und

Unterscheidung in der speculativen Gotteslehre alles ankommt, so vollständig zu analysiren wie der Verfasser.

Die große Ausführlichkeit, mit welcher der Verf. sein Problem untersucht, erlaubt uns nicht, Auszüge aus den einzelnen Abschnitten mitzutheilen, wir müssen daher das Werk der eignen Lectüre des wahrheitsliebenden Publicums empfehlen. Wir begnügen uns die Resultate des Werkes mitzutheilen, welche der Verfasser in folgende Sätze zusammenfaßt:

1) Gott und Welt können auf keine Art und Weise zusammenfallen; will man also das Seyn der Welt nicht in Abrede stellen, was nur durch einen sinn- und verstandlosen Skepticismus möglich ist, so muß Gott als das absolute Seyn nicht nur angenommen, sondern ihm eine von der Welt ganz und gar verschiedene Existenz zugewiesen werden.

2) Das Seyn Gottes ist nur unter und in einer absoluten, sich in sich haltenden Form möglich. *)

3) Die Welt kann weder auf irgend eine Weise aus Gott hervorgehend gedacht werden, noch kann dieselbe auch wieder in Gott zurückgehen. **)

4) Die Form des Prozeßes ist also weder auf das immanente noch auf das transeunte Wesen Gottes anwendbar, und alle Systeme, welche auf irgend eine Weise Gott und sein Verhältniß zur Welt unter diesem Schema vorstellen, fallen dem Pantheismus und hiemit der Unwahrheit anheim.

Dieß wären die Resultate, welche aus den voranstehenden kritischen Untersuchungen über die nothwendigen Formen des Seyns hervorgehen, und von denen wir glauben, daß sie als nothwendige Gränzen, innerhalb welcher sich jede Gottes-Lehre zu halten hat, anzusehen seyen: wobey wir die Leistung keines andern Dienstes für uns in Anspruch nehmen, als den, nachgewiesen zu haben, auch für das philosophische Bewußtseyn der Zeit, daß die alten Säulen der Offenbarung noch die Träger der allein richtigen Gotteserkenntniß seyen, und daß daher jede Ueberschreitung derselben zugleich eine Verirrung der Erkenntniß seyn muß, auf welche Art und Weise, und wo auch solche Ueberschreitungen vorkommen und vorgekommen seyn mögen. Denn wenn irgendwo, so gilt auf gar mannigfaltige Weise auch hier das alte Wort: peccatur et intra. Mehr als Winke für die Erfüllung des abgegränzten Territoriums zu geben, oder auf die Fragen, die sich auf diesem Gebiete allerdings vielfach erheben, einzugehen, verbot der Umfang und die Absicht gegenwärtiger Schrift, deren Zweck vollkommen erreicht ist, wenn das theologische Zeitbewußtseyn einerseits von der ganz ungegründeten Furcht vor dem Anlaufen der modernen Philosophie sich befreyt, andrerseits aber sich aufgefordert sieht, mit erneueter, unerschrockener und freyer Thätigkeit auf die geoffenbarten Gründe der Gotteserkenntniß zurückzugehen, an derselben festzuhalten und fest zu vertrauen, daß hier die Anschauung ist, auf welche jede auch noch so weit geförderte, philosophische Speculation in allem dem, was ihr Wahres zu Grunde liegt, immer wieder zurückkommen muß. Nur muß man etwa sich ergebende Bedenken nicht scheuen, und weichlich zu Accommodationen sich verleiten lassen. Daß außerhalb der von der Offenbarung gezogenen Gränzlinien in der Gottes-Erkenntniß nur absoluter Widersinn und schlechtsinnige Unmöglichkeit sich befinde, glauben wir auch für das Zeitbewußtseyn erwiesen zu haben, und es ist die Aufgabe nur die: innerhalb dieser Grenze diejenige Auffassung zu finden, die den gestellten Forderungen mit Klarheit, Consequenz und Einheit der Anschauung entspricht."

Was Ref. an des Verf. Werk vermißt, ist der von ihm selbst zugestandene Mangel einer positiven Methode der Kritik, welche nur durch speculative Dialektik möglich wird, die sich eben dadurch von der nur reflectirenden Methode unterscheidet, daß die Idee ihr Wesen und ihre Seele ist, wodurch die Widerlegung zur bloßen Voraussetzung der Entwicklung des sich positiv manifestirenden und bewährenden absoluten Inhalts bestimmt wird.

Fischer.

*) Diese Form nennen wir die Persönlichkeit; wobey oben nachgewiesen wurde, daß das Hegelsche System weder von der nothwendigen Form des Absoluten, noch von dem Begriffe der Persönlichkeit eine genügende Einsicht hat, und daher auch über Beydes keinen berechtigten Ausspruch thun kann.

**) Darum der Terminus der christlichen Dogmatik: Deus creavit mundum.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. November.

Nro. 217. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Histoire de l'Ecole d'Alexandrie comparée aux principales Ecoles contemporaines. Ouvrage couronné par l'Institut. Par M. Matter, inspecteur général de l'université. 2e. édition, entièrement refondue. Tome premier. Paris, chez Hachette etc. 1840. in 8. (X. u. 365 S.)

Der Verfasser des vorliegenden Werkes ist der gelehrten Welt bereits seit längerem auf das vortheilhafteste bekannt, sowohl durch die erste gekrönte Ausgabe seiner Histoire de l'Ecole d'Alexandrie, als auch durch verschiedene andere schätzbare historische Leistungen *). Eine kritische Analyse der gegenwärtigen zweyten Edition dürfte übrigens wohl erst an der Stelle seyn, wenn auch der zweyte und letzte Band derselben vorliegt, wßhalb sich diese Anzeige füglich auf eine kurze Mittheilung über das Verhältniß der nunmehrigen Ausgabe zur früheren beschränken kann.

Der Hr. Verf. äußert sich in dieser Beziehung gleich im Eingange seiner Vorrede: es seyen bereits 18 Jahre, daß er dieses Werk, von dem er jetzt eine neue Ausgabe veranstaltet, der Oeffentlichkeit übergeben, und während der ganzen Zeit habe er sich nur wenig von dieser Arbeit trennen können. Auch sey inzwischen die Aufgabe bedeutend gewachsen, und wenn gleich der Gegenstand, den er behandle, noch der nämliche sey, so sey doch sein Buch in der Gestalt, wie er es jetzt vorlege, kaum mehr dasselbe. Früher habe er nur die allgemeine Geschichte der Schule zu Alexandrien im Auge gehabt, ohne sich mit jener der verschiedenen Museen und Bibliotheken dieser merkwürdigen Stadt zu beschäftigen, und sey bey der Entwicklung des Neuplatonismus, dessen Ursprunge er nachgeforscht, stehen geblieben. Jetzt aber verfolge er die gelehrte Schule bis an ihr Ende, und widme eine besondere Aufmerksamkeit der inneren Organisation des großen Museums — als ihres eigentlichen Herdes, so wie den Schicksalen der großen Bibliothek — als ihrer Leuchte. In seiner ersten Arbeit habe er die so lehrreiche Untersuchung über die gleichzeitige Existenz der verschiedenen Museen und Bibliotheken, welche der Ruhm und die Zierde der Stadt waren, kaum berührt; gegenwärtig aber umfasse er diese Institutionen in ihrer Gesammtheit, und füge, um über das Ganze eine größere Klarheit zu verbreiten, der allgemeinen Topographie der Stadt, die er mit einem neuen Plan begleite, Nachweisungen über jedes der Gebäude bey, die in der Geschichte der Wissenschaften von Bedeutung sind. Dieß seyen jedoch untergeordnete Dinge; denn er habe über noch viel bedeutendere Aenderungen Rechenschaft zu geben.

„Es sind die Schulen von Aegypten und Griechenland, welche die von Alexandrien in ihrem Gefolge

*) Histoire critique du Gnosticisme, dans ses rapports avec les Ecoles religieuses et philosophiques des six premiers siècles de notre êre. 2. édit. 3 Vol. (Sous presse.) — Histoire du christianisme et de société chrétienne. 4 Vol. 2. édit. 1839. — Histoire des doctrines morales et politiques des trois derniers siècles. 3 Vol. 1838. — De l'influence de lois sur les moeurs. 1 Vol. 1832. — Histoire de la Grèce. 1 Vol.

hatten. Hierüber fehlte noch die Nachweisung. Nunmehr bringe ich jene Institutionen in Beziehung zu derjenigen, welche an ihre Stelle zu treten und sie zu ergänzen bestimmt war: denn ich halte dafür, daß die Schule der Lagiden durch diese Zusammenstellung ein neues Licht gewinnt, und daß die Institutionen zu Memphis und Athen die Auffassung und das Verständniß derjenigen von Alexandrien erleichtern. Die Schicksale dieser letztern haben sich in die Monumente der Geschichte in tiefen Zügen eingegraben. In der That, sie sind geknüpft an jene der fünf vornehmsten Systeme der alten Philosophie (Platonismus, Peripatetismus, Skepticismus, Neuplatonismus, Synkretismus); an jene der fünf religiösen Entwicklungen, die den größten Raum in der Geschichte der Menschheit einnehmen (des ägyptischen, griechischen und römischen Polytheismus, des Judenthums, des Christenthums, des Gnosticismus und Mahomedismus); an jene endlich der fünf größten politischen Systeme der damaligen Epoche (jene des Alexander, Cäsar, Constantin, Theodosius, Mahomed). War es möglich, diesen Zusammenhang zu übersehen und, nachdem er erkannt war, ihn nicht nach Gebühr zu würdigen? Bestand aber auch dieser Zusammenhang in Wahrheit, und läßt sich in dieser denkwürdigen Reihenfolge von Institutionen und Doctrinen die Rolle jenes vorzugsweisen Asyles der Wissenschaft als eine wirklich so bedeutende in der Geschichte constatiren und verkünden? Welchen Einfluß überhaupt hat die große Schule von Aegypten auf die Ideen und Institutionen jener Zeit ausgeübt? Wenn die Schulen der Philosophie Griechenlands auf dieses Land eine unermeßliche Wirkung gehabt haben; wenn sie mehr, als irgend eine andere Institution, von Einfluß waren auf den Wechsel der praktischen und theoretischen Lehren der berühmtesten Schule unter allen Nationen, der Schule von Alexandrien, die reicher und zahlreicher als irgend eine derselben war, dieser mächtigen Schule, die eine Dauer von neun hundert Jahren hatte, die so viele Systeme sich erheben und fallen sah, hat wohl auch sie, diese Schule, eine Rolle von ähnlicher Bedeutung gespielt?“

Diese zweyte Reihe von Fragen, bemerkt der Verf., habe den ersteren in seinen Augen ein neues Gewicht gegeben. Zur Lösung so umfassender Probleme sey aber vor Allem nöthig gewesen, den gelehrten Instituten von Alexandrien alle jene gegenüber zu stellen und zu durchforschen, welche im Laufe der neun Jahrhunderte zu denselben in Beziehung getreten, nämlich die griechischen, jüdischen, christlichen und gnostischen Institutionen. Dieser Untersuchung habe er sich um so lieber unterzogen, je gewichtigere Arbeiten in der Gegenwart über die Jahrhunderte veröffentlichet worden, welche der Erscheinung des Christenthums theils unmittelbar vorangegangen, theils zunächst gefolgt sind, und je bedeutenderen Irrthümern man, seines Dafürhaltens, in diesen Arbeiten über Epochen begegne, auf die er von jeher seine Studien mit besonderer Vorliebe gerichtet. Hätte er freye Wahl gehabt, so würde er die Leistungen der Schule von Alexandrien an und für sich in Untersuchung gezogen haben, abgesehen von ihren Beziehungen zu den Systemen der Religion, der Politik und Philosophie, die sie beherrscht haben, oder von denen sie beherrscht worden; alsdann wäre der ganze schwierige Theil seines Buches beseitigt gewesen. Aber einmal habe sich der Gegenstand mit seinem ganzen Gewichte erst bey dessen umfassenderer Betrachtung dargestellt, nachgerade aber habe er auch, nachdem sich seine Ansichten über die Jahrhunderte, welche an die Wiege des Christenthumes streifen, sehr entschieden ausgebildet, es nicht mehr über sich vermocht, die Schule von Alexandrien aus ihrem natürlichen Verbande zu reißen. Ueber eine Institution schreiben, welche den Sturz des Heidenthums, das Zerfallen des Judenthums und die Entstehung und Ausbreitung des Christenthums mit angesehen, eine Institution, in deren Schooße oder an deren Seite die berühmtesten Schulen dieser drey Religionen sich gebildet, — hierüber zu schreiben, ohne diese Institution zugleich in ihren Kämpfen, oder in ihrem Einverständniß mit den letztern zu verfolgen und darzustellen, habe ihm von nun an unmöglich geschienen. Nachdem sich aber seine Aufgabe auf diese Weise in dem Maaße vergrößert habe, als er den Gegenstand in seiner ganzen Ausdehnung erfaßt und sich vorgesetzt habe, sey eine größere Beschleunigung der zweyten Ausgabe dieses Werkes unmöglich gewesen. Denn wenn gleich dasselbe, nachdem es 1820 erschienen, schon seit 1826 nicht mehr im Buchhandel vorräthig gewesen, und so sehr man auch deßhalb seither wohlwollend in ihn gedrungen, so seyen doch allzuviel neue Fragen zu behandeln gewesen, um dasjenige, was er jetzt darbiete, eher geben zu können.

„Heutigen Tages sind selbst die fundamentalen Fragen, die Fragen nämlich über den religiösen und politischen Zweck der Schule zu Alexandrien, den Charakter und das Gewicht ihrer philosophischen Arbeiten,

die Rolle, welche sie inmitten der gleichzeitigen Institute gespielt hat, und den Einfluß, den sie auf die Studien der in der Geschichte der Menschheit entscheidendsten Institute geübt hat, der Controverse unterworfen und werden es wohl für immer bleiben. Noch unlängst hatte man sie für ziemlich geringfügig erachtet rnd deßhalb nur wenig untersucht. Und ein Gleiches war den Institutionen des Alterthumes widerfahren, welche den Wissenschaften die allerwesentlichen Dienste geleistet, wie die Akademie, das Lyzeum, das Lyzeum des Theophrastus, der Porticus, der Cynosarg, das Epikurium. Alle diese Schulen, welche in ihren Beziehungen zum Staate und zur Religion noch nicht gewürdiget worden, habe ich unter diesem Gesichtspunkte betrachten zu müssen geglaubt. Die Bedeutung, welche diese Schulen im Staate hatten, entgieng uns dadurch, daß man die Fragen nach ihrer Organisation, der Succession ihrer Häupter, den Beziehungen dieser Häupter unter sich und zu ihren Schülern kaum berührt hatte. Ja man befindet sich selbst jetzt noch in den sonderbarsten Irrthümern über die Orte, wo mehrere dieser Philosophen lehrten, und viele Kritiker sind nicht weit davon entfernt, zu glauben, daß Aristoteles das Lyceum bewohnte, daß, so wie er, auch seine Nachfolger daselbst lehrten, daß es im Lyzeum ein Museum gab, daß die Bibliothek des Philosophen in diesem Museum aufgestellt war, und daß von da aus die Lagiden sie in ihre Hauptstadt bringen ließen. Es war daher an der Zeit, daß ein spezielleres Studium des Museums zu Alexandrien, eines Institutes, dessen Entstehung so viel Licht von der Geschichte der Schulen Aegyptens und Griechenlands erhält, nun seinerseits auch einiges Licht über jene von Athen, wo nicht über jene von Memphis verbreiten half."

Der Verf. verhehlt sich übrigens nicht die vielen Schwierigkeiten dieses Studiums. So seyen die Nachrichten, welche wir bey Strabo finden, einerseits zu wichtig, um nicht eine tiefere Erforschung und Begründung zu verdienen, andererseits aber auch wieder viel zu kurz und gedrängt, um sich schmeicheln zu können, sie recht zu verstehen. Deßhalb seyen sie ihm auch früher nur wenig zu Statten gekommen, und er habe sich beynahe Glück gewünscht, die Geschichte der Schule von Alexandrien abgesondert von jener der Schulen zu Athen und Heliopolis behandelt zu haben, während doch diese allein den Schlüssel zur Erklärung der ersteren an die Hand geben. Daran habe er nicht recht gethan, weßhalb er sich jetzt anschicke, dieses Unrecht so vollständig, als nur möglich, gut zu machen, und

er sey überzeugt, eben dadurch, daß er seinen Ausgangspunkt von den Institutionen selbst genommen, welche denen von Alexandrien zum Typus gedient, die einen, wie die andern besser characterisirt zu haben.

Ueber den Plan, welchen der Verf. bey dieser Ausgabe befolgt hat, erklärt sich derselbe, wie folgt:

„Die vollständige Geschichte der Schule von Alexandrien ist zugleich jene der berühmtesten gelehrten Institutionen des Alterthums und jene der geistigen Entwicklung von acht bis neun Jahrhunderten. Sie umfaßt also zwey von einander verschiedene Gegenstände, von denen der eine mehr äußerlich, der andere mehr innerlich ist: 1) Die Geschichte des Museums oder vielmehr der verschiedenen Museen, der Bibliotheken, der Didaskaleen und der Syssitien, mit einem Worte jenes Ganze von Einrichtungen und von Gelehrten, welches man die Schule von Alexandrien nennt; und 2) die Geschichte der Leistungen dieser Schule, welche so umfassend waren und die der gleichzeitigen Schulen so weit übertrafen. Die erstere, die äußere Geschichte, bietet uns drey verschiedene Phasen dar. Die Dauer dieser Institution erstreckt sich nämlich von dem Jahrhundert Alexanders bis zu dem Mahomeds. Während dieses langen Zeitraumes steht dieselbe an der Spitze der geistigen Bewegung, oder im Kampfe mit den Lenkern derselben. Als Rivalin der Schulen zu Heliopolis, zu Memphis, zu Pergamus, zu Athen, zu Rom und Antiochia, und in alle Streitigkeiten ihrer Zeit verwickelt, schreitet sie durch alle Revolutionen der Ideen und Reiche, durch alle Arten von Schutz und Verfolgung, durch alle Begünstigungen des Schicksals und alle Katastrophen hindurch. Geschaart um die Paläste der Könige und abgetheilt in eine Menge von Spezialschulen von mehr oder minder freyen Syssitien, muß sie im Laufe der Zeit den Tendenzen der verschiedenen Zeitalter folgen, jenen des unbedingtesten Skepticismus, wie jenen des überschwänglichsten Mysticismus. Endlich aber durch die Gewalt der Umstände auch noch in den Kampf mehrerer Religionen, die sich befehdeten, gezogen, bietet diese Schule, deren Museen und Bibliotheken nach der Reihe allen Arten von Gewaltthat, dem Brande, der Plünderung und einer systematischen Demolirung preisgegeben sind, in ihrer Geschichte den Anblick eines Drama dar, in welchem eine Katastrophe auf die andere folgt."

(Schluß folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Bened. Varchi, Lezioni sul Dante, la maggior parte inedite tratte ora in luce dagli originali della biblioteca Rinucciniana per cura e opera di Gius. Aiazzi e Lel. Arbibo. Vol. 1. 2. Firenze 1841.

A. F. Ozanam, Dante e la filosofia cattolica nel tredicesimo secolo, con note di P. Molinelli. Milano 1841.

Alb. Nota, Commedie. Vol. 1. 2. Torino 1836.

D. T. A. Sanchez, Coleccion de poesias Castellanas anteriores al siglo XV. Paris 1842.

F. de Quevedo Villegas, El Parnasso español en dos cumbres dividido con las nueve musas Castellanas. Madrid 1713. 4.

Alonso Ercilla y Zuñiga, La Araucana, poema, cinco partes. Madrid 1733. fol.

Bonaventure Des Periers, Les contes ou les nouvelles récréations et joyeux devis. Avec des notes et un travail littéraire par Charles Nodier. Paris 1841.

Jean Joret, Poète Normand du XV. siècle. Le Jardin salutaire. Par J. G. A. Lutherau. Paris 1841.

Patrick Macgregor, The genuine remains of Ossian, litterally translated, with a preliminary dissertation. London 1841.

M. H. Lalouel, Les orateurs de la Grand-Bretagne depuis Charles Ier jusqu'à nos jours. Vol. 1. 2. Paris 1841.

Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur. Bd. 24. Der jüngere Titurel, herausg. von K. A. Hahn. Quedlinburg 1842.

Wilh. Wackernagel, Neuere Gedichte. 1832 — 1841. Zürich 1842.

Der Nibelungen Lied in der alten vollendeten Gestalt. Herausgegeben von Fr. Heinr. von der Hagen. Berlin 1842.

A. Crüger, Der Ursprung des Nibelungenliedes oder der Sage von den Volsungen und von Sigurd dem Safnis = Tödter. Nebst einer Nachricht von den gothischen Verschanzungen, südlich der Ostsee als Erläuterung des Gothenzuges. Landsberg 1841. 4.

Dr. Emil Rückert, Oberon von Mons und die Pippine von Nivella. Untersuchungen über den Ursprung der Nibelungensage. Leipzig 1836.

Dr. H. Gelzer, Die deutsche poetische Literatur seit Klopstock und Lessing. Nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten. Leipzig 1841.

Ed. Boos, Nachträge zu Göthe's sämmtlichen Werken. Th. 1 — 3. Leipzig 1841.

J. F. Willems, Belgisch Museum voor de Nederduitsche Tael-en Letterkunde en de geschiedenis des vaderlands. Aflevering 1. Gent 1842.

Jean de Klerk, d'Anvers, Eduard III., roi d'Angleterre, en Belgique. Chronique rimée écrite vers l'an 1347, traduite par Octave Delepierre. Gand 1841.

Karla Hynka Máchy, Mag. Básenn. W Praze 1836.

Fr. Lad. Celakowského, Ohlas Pjsnj ceskych. W. Praze 1840.

— —, Ohlas Pjsnj Rusykch. W Praze 1829.

F. Génin, Lettres de Margueritte d'Angoulême, reine de Navarre, soeur de Francois Ier. Paris 1841.

F. de Lasteyrie, Histoire de la peinture sur verre d'après ses monuments en France. Livr. 14. 15. Paris 1842. f.

Giovanni Rosini, Storia della pittura Italiana. Epoca seconda da F. Lippi a Rafaello. T. III. p. 1. Atlas, dispensa 19 — 22. Pisa 1841.

Hippolyte Fortoul, De l'art en Allemagne. Vol. 1. 2. Paris 1841.

F. H. Maßmann, Literatur der Todtentänze. Leipzig 1841.

Vicomte de Pontécoulant, Histoire des instrumens de musique d'après les anciens écrivains et les monuments de l'antiquité. Livr. 1. Paris 1841.

Dr. Gust. Schilling, Geschichte der heutigen oder modernen Musik. Karlsruhe 1841.

E. Gambale, Die musikalische Reform. A. d. Ital. von F. A. Häser. Leipzig 1841.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. November.

Nro. 218. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Aesthetik oder Lehre vom Schönen und von der Kunst in ihrem ganzen Umfange. Von Dr. Franz Ficker, Professor der klassischen Literatur und Aesthetik an der Wiener Universität. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Wien, im Verlage von J. G. Heubner. 1840. gr. 8. (XXVI u. 630 S.)

Vorliegende Aesthetik macht, wie der Verfasser schon in der Vorrede zur ersten Auflage (1830) bemerkt hat, keine Ansprüche auf völlige Eigenthümlichkeit; vielmehr ist das „einzelne Unschätzbare und Treffliche, was in verschiedenen Werken sich vielfach zerstreut findet, benützt worden, und das Hauptbestreben auf verständige Anordnung und lichtvolle Darstellung desselben gerichtet gewesen.“ Ueber die Motive und Tendenz seines Werkes spricht sich der Hr. Verfasser, wie folgt, aus:

„Die Aesthetik soll in jungen empfänglichen Gemüthern den Sinn und die Liebe für das Schöne wecken und nähren, soll ihnen die Ueberzeugung einflößen, daß die Kunstwerke unter die höchsten Bestrebungen des Menschen gehören, und dadurch Ehrfurcht unterhalten gegen die großen Genien aller Zeiten und Völker und gegen ihre Kunstschöpfungen. Die Geschmacksbildung soll aber nicht einseitig werden; wir haben ja Augen und Ohren für alle Arten von Schönheiten. Darum ward vom Verfasser eine vollständige, alle Künste, nach dem Verhältniß ihrer Wichtigkeit, umfassende Kunsttheorie bezweckt. Werden nicht in den meisten Werken der Art die einzelnen Künste entweder zu leicht abgefertigt, oder auch wohl ganz mit Stillschweigen übergangen? Warum soll die bildende Kunst stiefmütterlich behandelt werden, und hauptsächlich nur der Poesie die gebührende Ehre widerfahren? Durch diese Vollständigkeit der Kunsttheorie wird es aber auch dem angehenden Künstler, der nicht bloß nach Fertigkeit in der Technik strebt, möglich, von einem solchen Werke Nutzen zu ziehen, besonders leitende Winke zu erhalten über die Wahl der Gegenstände und deren Behandlung, und so mehreres zum klaren Bewußtseyn zu entwickeln, was er früher bloß in seinem Innern geahnet hat. Aber in dieser Beziehung wird es zugleich zweckmäßig seyn, sich nicht an ein herrschendes philosophisches System anzuschließen, eine fremde philosophische Terminologie zu gebrauchen, und immer auf dem höheren Standpunkte der Speculation stehen zu bleiben. Nichts desto weniger soll die Darstellung des Ganzen dieser Wissenschaft nach dem Zusammenhange eines Systemes streben; eine Idee soll, als Princip und fester Punkt des Ganzen, alle Theile gleichmäßig durchdringen, und so ein organisches Ganzes gestalten. Das Einzelne aber soll wissenschaftlich begründet und durchgeführt seyn. Darum soll, zumal in akademischen Vorlesungen, kein Satz aufgestellt, kein Raisonnement geführt werden, welche nicht an einem wirklichen Kunstwerke nachgewiesen werden können.“

Die gegenwärtige zweyte Auflage zeichnet sich vor der ersteren durch eine größere Fülle und Reichhaltigkeit von Beyspielen aus der Kunstwelt aus, welche den Zweck haben, die allgemeinen Regeln möglichst zu veranschaulichen und das Interesse des

Jünglings zu erregen. In der That scheinen uns sowohl hierin, als in der umsichtigen Eklektik und Anordnung des gesammten Stoffes die hauptsächlichsten Verdienste der Arbeit des Hrn. Verf. zu bestehen. Im Uebrigen aber theilt sie freylich auch alle jene Mißstände, die auf diesem und ähnlichen, nicht durchaus positiven Gebieten mit der Bearbeitung und Herausgabe eines für den Zweck der bloßen Belehrung geschriebenen Buches gewöhnlich mehr oder minder verbunden sind.

Für's erste ist schon gleich das Vorhandenseyn verschiedener Systeme und Theorien, von denen die neuesten gewöhnlich noch alles Abschlusses und des allgemeineren Verständnisses entbehren, ein Stein vielfachen Anstosses; und wie auch der Lehrer und Autor es damit anfange, stets wird er nicht geringe Mühe haben, die Rücksichten auf die Jugend, für welche aus dem Borne der Wissenschaft doch hauptsächlich nur das bereits Bewährte und Anerkannte geschöpft werden soll und kann, mit denjenigen Foderungen in der rechten Weise zu vereinigen, welche an ihn die Wissenschaft als solche in ihren unaufhaltsamen Fortschritten stellt. Hiezu kommt noch die so nothwendige spezielle Beachtung der Verhältnisse, unter denen ein Lehrer auftritt, und des Standpunktes der wissenschaftlichen Bildung, welchen er bey seinen Schülern voraussetzen darf, und der in den verschiedenen Ländern, ja selbst Provinzen und an den einzelnen gelehrten Anstalten ein oft so ganz verschiedener ist. Ein Lehrbuch daher, welches für einen bestimmten Zuhörerkreis völlig angemessen und entsprechend seyn kann, ist es vielleicht schon nicht mehr für den nächsten andern. Ist es nun hier schon schwierig, für das einzelne Bedürfniß die rechte Mitte zu treffen, das rechte Maaß zu halten, um wie viel schwieriger erscheint die Aufgabe, ein zur allgemeinen Einführung wo irgend bestimmtes Lehrbuch über nicht mehr bloß propädeutische, sondern wissenschaftliche Disciplinen zu schreiben! Hiezu kann, möchten wir beynahe sagen, nur derjenige Muth und Lust haben, der jene Schwierigkeiten entweder nicht in ihrem ganzen Umfange erwägt, oder sich darüber leicht hinwegsetzen zu können glaubt.

Ein weiterer Mißstand in der Mehrzahl wissenschaftlicher Lehrbücher ist aber auch noch der, daß ihre Verfasser durch die gleich von vorne herein abgegebene Erklärung, keine Ansprüche auf Originalität zu machen, wenn nicht ganz, doch größtentheils sich der Verpflichtung überhoben glauben, dasjenige, was sie aus andern Autoren entlehnt, an Ort und Stelle zu bemerken, und so das Fremde von Eigenem gehörig getrennt zu halten. Damit soll übrigens nicht gesagt seyn, als wäre eine solche Foderung wirklich durchweg zu stellen, oder auch nur überall ausführbar. Denn je fleißiger der gelehrte Sammler, gleich der Biene, aus den verschiedenartigsten Blumen und Blüthen sein Material zusammengetragen, und je mehr er dasselbe in sich verarbeitet hat, desto schwerer wird es in den meisten Fällen ihm hinterher, jener Anfoderung zu genügen, und ehe er sich dessen versieht, ist die gesammelte Masse compact geworden, und Eigenes und Fremdes so in einander geflossen, daß nun eine nachträgliche Scheidung des einen von dem andern oft kaum mehr möglich scheint. Aber die natürliche Folge hievon ist, daß zuletzt alle Eigenthümlichkeit der Quellen, aus denen man geschöpft, verwischt wird, daß selbst der gelehrte Kenner derselben nachgerade Mühe hat, sie noch alle zu unterscheiden, und daß durch jeden der nächstfolgenden Bearbeiter eines gleichen Lehrbuches diese völlige Amalgamirung und Unkenntlichmachung des combinirten Stoffes immer weiter getrieben wird. Hierin war, wie sich nicht in Abrede stellen läßt, eine frühere Zeit an Genauigkeit und Gründlichkeit der unsrigen voran. Schlagen wir irgend ein älteres Lehrbuch auf, so weisen uns wohl meist, in Ansehung der geschichtlichen Entwicklung jeder einzelnen Lehre, sogleich genügende Citaten zurecht, und wenn auch das Citatenwesen in jener Zeit oft in Unwesen ausgeartet, so hatte es doch wieder manche Vorzüge vor der jetzt zur Mode gewordenen Vernachlässigung fast aller Quellenangaben.

Gerne geben wir zu, daß z. B. das vorliegende Werk wohl kaum in diesem Umfange, dieser Abrundung, und für die Mehrzahl der Leser so ansprechend sich hätte behandeln lassen, wäre es die Absicht des Verf. gewesen, seine Darstellung überall mit Citaten zu belegen, und in dieser Beziehung hätte man auch Unrecht, den Mangel derselben zu rügen. Für denjenigen Leser aber, der

sich eines Lehrbuches der Art zum Selbststudium bedienen und in diesem Falle bey den einzelnen Partien gerne wissen möchte, welche Autoren der Verfasser selbst zunächst benützt habe, um sich sodann bey diesen noch weiteren Rath und Belehrung erholen zu können, für einen solchen wäre es allerdings erwünscht und unterrichtend, nicht bloß die Literatur über jeden Gegenstand im Allgemeinen (etwa in einem Anhange nach jedem Abschnitte, wie in dem vorliegenden Lehrbuche) kennen zu lernen, sondern auch noch insbesondere auf die nächsten Quellen aufmerksam gemacht zu werden, aus denen der Autor geschöpft, und welche er also in jedem einzelnen Falle für die beste gehalten.

Der Verf. der gegenwärtigen Aesthetik hat sich, wie eine nähere Vergleichung ergiebt, wenigstens was ihren Grundtext anbelangt, vorzugsweise an das Nüßlein'sche Lehrbuch angeschlossen. Doch gebührt ihm das Verdienst, nicht nur den dort zu Grunde liegenden Plan nach allen Seiten hin erweitert, sondern auch die einzelnen Materien zweckmäßiger geordnet, in's Detail ausgeführt und mit einer reichhaltigen Blumenlese aus der hieher gehörigen Literatur vervollständigt zu haben. Den geschichtlichen Ueberblick über die poetische Literatur hat der Verf. in der zweyten Auflage, wie es in der Vorrede zu derselben heißt, deßhalb weggelassen, weil er inzwischen seinen „geschichtlichen Ueberblick der gesammten schönen Kunst nach ihren einzelnen Sphären" als ergänzenden Theil der Aesthetik (Wien 1837) herausgegeben. Damit ferner, sind ebendaselbst seine Worte, die systematische Anordnung strenger und schärfer hervortrete, und so ein harmonischer, nirgend gestörter Bau dem betrachtenden Auge sich zeige, sey in der Poetik jeder Anhang und jede Ergänzungsklasse vermieden worden. Die Theorie der einzelnen Künste aber sey so geordnet worden, daß ein naturgemäßer Stufengang von dem Unvollkommensten bis zum Vollkommensten, Geistigsten und Höchsten statt finde, zumal da auch der geschichtliche Entwicklungsgang in den einzelnen Kunstkreisen nie aus dem Auge verloren werden sollte. Nun gehe aber in der bildenden Kunst geschichtlich die Baukunst der Plastik voran, und die Malerey sey erst der Plastik gefolgt.

Was den näheren Inhalt des Werkes betrifft, so folgt auf die Einleitung, welche mit der Geschichte und Literatur der Aesthetik schließt, zuvörderst der allgemeine Theil, welcher in die beyden Abschnitte: Lehre vom Schönen und Kunsttheorie — zerfällt, und sodann der besondere Theil, welcher nachstehende Gegenstände behandelt: Bildende Kunst (Architectur — Plastik — Graphik) — Tonkunst — Poesie (lyrische — didaktische — epische — dramatische) — Redekunst — Deklamation — Mimik — Tanzkunst — Schauspielkunst.

H. Beckers.

Histoire de l'Ecole d'Alexandrie comparée aux principales Ecoles contemporaines. Ouvrage couronné par l'Institut.

(Schluß.)

Der Verf. unterscheidet die Geschichte dieser großen Institution in sechs Perioden. Die erste ist nach ihm jene ihres Ursprunges und ihrer Anfänge unter den so glorreichen Regierungen ihrer beyden Gründer. (Vom J. 293 bis zum J. 246 v. Chr.) — Während der zweyten Periode kämpft die Schule von Alexandrien, aller Arten von Begünstigung unter dem Schirme der Lagiden sich erfreuend, glorreich sowohl mit denjenigen Schulen, in deren Fußstapfen sie selbst getreten, als auch mit denen, welche ihrerseits sie nachahmen. (Vom J. 246 bis z. J. 146 v. Chr.) — Während der dritten Periode, in welcher sie nach einander verfolgt, verlassen, oder durch Katastrophen, die sie zum Theil ihrer Hülfsquellen berauben, erschüttert, aber dessen ungeachtet noch durch mächtige Sympathien aufrecht erhalten wird, verbleibt sie im Besitze aller Mittel des Fortschrittes bis zu Ende der griechischen Herrschaft. (Vom J. 146 bis 47 v. Chr., — Die römische Herrschaft, welche die vierte Periode bezeichnet, eröffnet sich durch eine Katastrophe) den Brand der großen Bibliothek; aber durch kaiserliche Gunst erstehen neue Schöpfungen neben de-

nen der Lagiden, und die Schule blüht für eine kurze Zeit wieder auf. (47 v. Chr. bis 138 n. Chr.) — Die fünfte Periode erzeugt ihr eine Reihe von Nebenbuhlerinnen in Aegypten und anderwärts; sie führt über die Hauptstadt, welche diese Schule nährt, eine Folge von Katastrophen herbey, und schließt sich mit der Aufgebung der polytheistischen Institutionen von Seite des Oberhauptes des Reiches. (Vom J. 138 bis 312 n. Chr.) —

Von dem Zeitpuncte an, da das Christenthum sich auf den Thron des Reichs erhebt, und da Constantinopel über Rom das Uebergewicht erhält, gewinnt es auch Athen über Alexandrien. Die alte Schule dieser Stadt kämpft mit aller Anstrengung gegen eine so mächtige Rivalin und gegen mehrere Institutionen, die, nachdem sie in ihrem Schooße oder an ihrer Seite herangewachsen, nun an ihrem Untergange arbeiten, wie die christliche Schule und die gnostischen Schulen. Während dieser letzten Periode kämpft sie, der Begünstigungen der Macht, der Sympathien der Bevölkerung, ihrer berühmtesten Glieder, ihres ersten Asyles, ihrer Dotation und ihrer vorzüglichsten Einrichtungen beraubt, mit einer Art von Verzweiflung gegen die neue Ordnung der Dinge und der Ideen, nach welcher die Welt verlangt, und die von den Herrschern des Reichs unterstützt wird. Wenn sie indeß, als das letzte Asyl des Polytheism, bey weitem mehr unter dem Fortschritte der christlichen Institutionen, als unter den byzantinischen Verfolgungen erliegt, so erscheint sie als eine glorreiche Ruine selbst dann noch, da sie unter dem Mahomedismus aushaucht, der nun kömmt, um seinen triumphirenden Einzug in Alexandrien zu halten. (312 — 641).

So weit der Verf. in seiner Vorrede zur gegenwärtigen Ausgabe. Es übrigt also noch derjenige Theil des Werkes, welcher die innere Geschichte der Schule von Alexandrien zu behandeln hat, und es fällt diese Aufgabe zum Theil mit den beyden Preisfragen zusammen, von denen die eine von der Académie des Inscriptions et Belles-lettres schon im J. 1838 gestellt und 1841 erneuert, *), die andere von der philosophischen Section der Académie des sciences morales est politiques für das Jahr 1844 gegeben worden. **) Bey dem umfassenden Plane, den sich der Verf. für die Behandlung seines Gegenstandes entworfen, und bey der Gelehrsamkeit und dem ausdauernden Eifer, womit er diese so wichtige, als schwierige historische Aufgabe seit Jahren verfolgt, kann es wohl kaum fehlen, daß sein Werk, wenn es einmal vollendet, auch auf jene Preisfragen die verlangten Antworten geben und somit von neuem den Preis davontragen wird, was wir aufrichtig wünschen.

H. Beckers.

---

*) Ihre Aufgabe lautet: Tracer l'histoire des mathématiques, de l'astronomie et de la géographie dans l'école d'Alexandrie.

**) Sie verlangt: Examen critique de l'école d'Alexandrie. — Faire connaître, par des analyses étendues et approfondies, les principaux monuments de cette école, depuis le second siècle de notre ère, où elle commence avec Ammonius Saccas et Plotin, jusqu' au VI. siècle, où elle s'éteint avec l'antiquité philosophique, à la clôture des dernières écoles paiennes, par le décret célèbre de 529; 2. insister particulièrement sur Plotin et sur Proclus. Montrer le lien systématique qui rattache l'école d'Alexandrie aux religions antiques, et le rôle quelle a joué dans la lutte du paganisme expirant contre la religion nouvelle; 3. après avoir reconnu les antécédents de la philosophie d'Alexandrie, en suivre la fortune à travers les écoles chrétiennes du Bas-Empire et du moyen-âge, et surtout au XVI. siècle, dans cette philosophie qu'on peut appeler philosophie de la renaissance; 4. apprécier la valeur historique et la valeur absolue de la philosophie d'Alexandrie; 5. déterminer la part d'erreur et la part de vérité qui s'y remontre, et ce qu'il est possible d'extirer au profit de la philosophie de notre siècle."

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. November.

Nro. 219. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Skythien und die Skythen des Herodot, und seine Ausleger, nebst Beschreibung des heutigen Zustandes jener Länder, von Dr. Friedrich Ludwig Lindner, k. b. Legationsrath. Mit vier Karten. Stuttgart. E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung. 1841. 239 S.

Der Geschichtschreiber Herodot handelt an der Stelle seines Werkes, wo er den Feldzug des Königs Darius gegen die Skyther zu beschreiben beginnt, mit solcher Ausführlichkeit von diesem merkwürdigen Volke und entwirft eine so ins Einzelne gehende Schilderung von der natürlichen Beschaffenheit des Landes zwischen dem Ister und dem Tanais, daß über die Zuverläßigkeit seiner Nachrichten kaum ein Zweifel obwalten zu können scheint. Es kann dem alten Forscher auch nicht schwer gewesen seyn, sich gründlich über den bezeichneten Landstrich zu unterrichten, auch wenn man nicht annehmen wollte, daß er selbst das Innere desselben gesehen habe. Denn waren es nicht Hellenen, die an den Mündungen der größern Ströme, so zu sagen vor den Thoren Skythiens, wohnten und in lebhaftem Verkehr mit den Barbaren standen? Gleichwohl lassen sich seine Angaben in einem wichtigen Punkte mit der Wirklichkeit nlcht vereinigen, und die angesehensten Gelehrten, die denselben zum Gegenstande ihrer Forschung machten, haben daher keinen Anstand genommeu, den Vater der Geschichte eines Irrthums zu bezüchtigen, so sehr sie sich auch von seiner Glaubwürdigkeit im Allgemeinen überzeugt halten mochten. Die Untersuchung kann aber — dieses ist der gegenwärtiger Schrift zum Grunde liegende Gedanke — so lange nicht als geschlossen betrachtet werden, als die Frage unerörtert ist, ob nicht eine andere Auffassung der betreffenden Stellen möglich oder eine Aenderung des griechischen Textes zuläßig sey. „Wer möchte bestreiten," heißt es hier S. 23, „daß sich Fehler in die Abschriften eingeschlichen haben können, die durch bloße Sprachkunde nicht zu entdecken sind? Bemerkt man diese nicht, so geräth man in Gefahr, dem Herodot irrthümliche Vorstellungen aufzubürden, an denen er unschuldig ist. Gegen diese Gefahr sich in geographischen Angelegenheiten möglichst zu sichern, giebt es eine einzige Controlle, die leider selten zugelassen wurde, es ist — die Vergleichung des Schriftstellers mit der Natur des von ihm beschriebenen Landes. Allerdings ist es schwer, den Grad und den Umfang der Länderkunde bey den Alten zu ermitteln; allerdings ist von Herodot nicht eine so genaue Aufnahme zu erwarten, als durch die neueren Hülfsmittel möglich wird. Doch darf man ihn, der nicht aus Büchern, sondern aus der Natur, nach eigener oder von ihm geprüfter fremder Anschauung, seine Nachrichten schöpfte, nicht ohne Noth in directen Widerspruch mit der Natur setzen. Vielmehr wo sich ein solcher zwischen seiner Angabe (wie sie bisher verstanden wurde) und der Wirklichkeit findet, ist ohne Furcht zu versuchen, ob derselbe nicht durch eine leichte, ungezwungene Veränderung des — übrigens grammatikalisch richtigen Textes gehoben werden könnte. Fände sich nun eine solche Correction, die den Autor in Uebereinstimmung mit der Natur und mit seinen eigenen, anderweitigen Angaben setzt: so ist die Berichtigung nicht aus bloßem Respekt für den Buchstaben zurückzuweisen, — es ist die Achtbarkeit

der geographischen Autorität, neben der philologischen, anzuerkennen.“ Und in der That, wäre Jemand im Stande, auf diesem Wege das Räthsel zu lösen und Herodot zu rechtfertigen, es würde ihm ein vorzügliches Verdienst um den Alten zugeschrieben werden müssen. Dieses Verdienst erworben zu haben ist sich der Herr Verf. bewußt; er ist überzeugt, daß seine Erklärung des Herodot in Bezug auf die Geographie Skythiens als unwiderlegbar werde anerkannt werden.

Ehe wir den Gegenstand, von welchem es sich hier handelt, näher ins Auge fassen und die Ansprüche des Hrn. Verf. untersuchen, wollen wir unsere Leser mit der Einrichtung des Buches, das Sr. Majestät dem Könige von Würtemberg gewidmet ist, bekannt machen. Es ist in sieben Abschnitte getheilt, denen eine kurze Vorrede und Einleitung vorausgeht. Der erste von Seite 7 — 10 enthält eine Uebersicht der von Herodot gegebenen Beschreibung. Der zweyte von S. 11 — 40 die Erklärungen und Ansichten neuerer Geographen und Historiker, von denen behauptet wird, daß sie sämmtlich auf einem Mißverständniß beruhen. Im dritten S. 40 — 78 wird eine ganz neue Erklärung aufgestellt, durch welche der alte Geschichtschreiber gerechtfertigt und die Wahrheit seiner Beschreibung bewiesen werden soll. Darauf folgt S. 78 — 125 eine Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der einst von Skythen bewohnten Gegenden. Der fünfte Abschnitt S. 125 — 191 gibt die bey Herodot nicht zusammenhängenden Nachrichten über Skythien und den Krieg des Darius in einer andern, leichteres Verständniß bezweckenden Folge zugleich mit manchen Erläuterungen, die theils dem Texte in Klammern beygefügt theils unter denselben gesetzt sind. Im sechsten S. 191 — 221 werden die Ueberlieferungen späterer Griechen und Römer verglichen und zuletzt S. 222 — 230 wird noch die Frage über die Abkömmlinge der Skythen zu beantworten gesucht. Man sieht, die eigentliche Basis des Buches bildet der dritte Abschnitt; ob diese fest und sicher sey, darüber soll durch das Folgende ein Urtheil möglich werden.

Herodot zählt in seinem vierten Buche acht skythische Flüsse auf, mit dem Bemerken, daß er nur die namhaften und schiffbaren Ströme des wasserreichen Landes nenne, und beschreibt eines jeden Lauf, indem er mit dem westlichen Gränzfluß, dem Ister, beginnt und die übrigen in der Richtung nach Osten bis zum Tanais, dem östlichsten, durchgeht. Was die zunächst nach dem Ister von ihm angeführten drey Flüsse betrifft, so kann über diese kein Zweifel obwalten; seine Angaben stimmen aufs genaueste mit der Natur überein: er bezeichnet den Dniester (Tyres), den Bug (Hypanis) und den Dnieper (Borysthenes). Anders verhält es sich mit den drey Strömen, die auf den Borysthenes folgen. Vergleicht man nämlich das von dem Pantikapes, dem Hypakyris und dem Gerrhos Gesagte mit den neuern Karten, so findet sich so wenig Uebereinstimmung, daß man an der Treue der herodotischen Darstellung zweifeln oder annehmen muß, Herodot habe ein anderes Terrain vor sich gehabt. Aus dieser Schwierigkeit glaubt nun der Herr Verf. uns helfen zu können und wundert sich nur, daß man die Worte des alten Geschichtschreibers so lange mißverstehen konnte; denn nicht von den Gegenden im Osten des Dnieper, wo man bisher jene Flüße vergeblich gesucht, sey die Rede, sondern der Schriftsteller weise offenbar auf die gerade entgegengesetzte Richtung, auf das an Flüssen reiche Gebiet zwischen dem Bug und dem Dnieper hin, und dort werde denn auch in der That das Original zu seinem Bilde gefunden. Diese Behauptung, die alle Gelehrte, welche sich mit dem Gegenstande befaßt haben, unter ihnen Männer von vorzüglichem Scharfsinn, einer unbegreiflichen Verblendung beschuldigt, muß gewagt erscheinen; sehen wir daher, auf welche Gründe sie sich stützt.

Der Pantikapes kommt nach Herodot von Norden, fließt in seinem untern Lauf durch eine waldige Landschaft, Hyläa genannt, und vereinigt sich hierauf mit dem Borysthenes. Mit Recht sucht der Hr. Verf. zuerst die Lage von Hyläa zu bestimmen, auf welche Alles ankommt, und die auch gegen jeden Zweifel festgestellt werden kann. Er findet diese Gegend im Norden und Westen des untern Dnieper, und nimmt den heutigen Fluß Ingulez, der von Norden kommt und sich in den Dnieper bey dessen Mündung ergießt, für den Pan-

tikapes des Herodot. Diese Annahme ist irrig und steht mit den klar ausgesprochenen Worten unseres griechischen Autors im schärfsten Widerspruch, wie wir vollständig erweisen werden. Im 17. Kapitel des vierten Buches werden die nördlich von dem sogenannten Emporium der Borysstheniten wohnenden Völkerschaften, so weit sie zu Herodots Zeiten bekannt waren, aufgezählt, und am Ende des Kapitels wird hinzugefügt: dieses sind die Völker längs dem Hypanis westlich von dem Borysthenes. Aber, heißt es in dem c. 18 weiter, wenn man über den Borysthenes geht, so liegt zuerst vom Meere an die Landschaft Hyläa. Nichts ist klarer als der Gegensatz, der hier in den Worten „westlich von dem Borysthenes“ und „aber wenn man über den Borysthenes geht“ liegt; die Beschreibung, welche zuerst bey den im Westen des großen Stromes seßhaften Völkerstämmen verweilte, geht nun auf die jenseits desselben gelegenen Länder über. Der Hr. Verf. sagt zwar: „Was sollen hier die Worte „westlich vom Borysthenes? Sie stehen durchaus müssig und überflüssig. Drr Hypanis fließt im Westen des Borysthenes; also versteht es sich von selbst, daß auch seine Bewohner in dieser Gegend zu suchen sind.“ Allein dieser Einwand ist schnell entkräftet, wenn wir ihm antworten: Jener Zusatz ist durchaus nicht überflüssig, sondern zur Verdeutlichung der Sache unentbehrlich, da jener Stelle die Beschreibung der Flüsse nicht schon vorhergegangen ist, sondern erst viel später nachfolgt. Dann fährt er fort: „Dagegen werden die Worte bedeutend und nothwendig, wenn man sie als Anfang des c. 18 anerkennt und also liest: c. 18. Im Westen des Borysthenes aber, wenn man vom Meere aus über diesen Strom geht, betritt man zuerst Hyläa. Es ist dieß durchaus keine Veränderung des Textes, wie jeder durch Ansicht desselben sich überzeugen kann. Wir finden daher nicht nöthig, die Stelle griechisch anzuführen: es ist im Original eben so leicht als im Deutschen, die drey Worte mit dem c. 18 zu verbinden. Es ist hier keine Verfälschung der Buchstaben, sondern nur ein Versehen in Abtheilung der Paragraphen zu berichtigen. Die bisherige Abtheilung aber hat nicht Herodot, es haben sie die Herausgeber zu verantworten. Unsere Abtheilung ist so einfach und ungekünstelt, entspricht so sehr dem Zusammenhange der Beschreibung, der Geographie der Gegend, und verbreitet ein so helles Licht über bisherige Dunkelheiten, daß man für letztere eine unerlaubte Vorliebe haben müßte, wenn man die Evidenz nicht anerkennen wollte.“ Schade, daß wir diesen Schein zerstören müssen! Was im Deutschen allerdings ohne Schwierigkeit geschehen könnte, ist im Urtext schlechterdings unstatthaft; an einer kleinen Partikel scheitert die ganze Combination. Die bisherige Abtheilung der Textesworte: ταῦτα μὲν παρὰ τὸν Ὕπανιν ποταμόν ἐστι ἔθνεα πρὸς ἑσπέρης τοῦ Βορυσθένεος· ἀτὰρ διαβάντι τὸν Βορυσθένεα ἀπὸ θαλάσσης πρῶτον μὲν ἡ Ὑλαίη ist unantastbar, weil, wie jeder nur etwas des Griechischen Kundige weiß, ἀτὰρ so wenig als ἀλλὰ oder sed eine andere Stelle im Satze einnehmen darf, als die erste. Ist aber mit ἀτὰρ der Anfang des Gegensatzes nothwendig gegeben, so ist auch die Beziehung von ἀπὸ θαλ. auf διαβάντι unzulässig. Und wie sollte denn in diesen Worten der Sinn liegen: wenn man vom Süden über den Strom geht? Als ob nicht dem untern Dniepr im Süden ein Land vorläge! Nein, Herodot geht auf der andern Seite, d. h. auf dem linken Ufer des Borysthenes vom Meere aus und eben das hier dem Strome südlich vorliegende Land ist Hyläa. Es ist dieß schon für sich einleuchtend und bedarf keiner weitern Bestätigung; verlangt man aber noch einen andern Beweis, so steht uns die Autorität eines Schriftstellers zur Seite, die der Hr. Verf. mit Unrecht verwirft. Strabo beschreibt sehr deutlich als den sogenannten Lauf des Achilles den wie ein Band lang und schmal nach zwey Seiten hin sich in das Meer erstreckenden Landstreifen im Südwesten des von uns für Hyläa erkannten Landes und setzt eben dadurch die Lage dieser Gegend, welche nach Herodot Buch 4, c. 76 παρὰ τὸν Ἀχιλληΐον δρόμον ist, so außer Zweifel, daß nur die Befangenheit des Herrn Verfassers, der S. 202 Strabo's Worte selbst anführt, dazu gehört, um die Wahrheit zu verkennen. Hyläa liegt also nicht im Norden und Westen des untern Dniepr und der Fluß Ingulez ist folglich nicht der Pantikapes des Herodot.

(Schluß folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

R. G. Kiesewetter, Schicksale und Beschaffenheit des weltlichen Gesanges. Leipzig 1841.

M. v. Lavergne = Peguilhen, Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft. Th. 1. 2. Königsb. 1841.

Dr. Lafaurie, Die materiellen Interessen. Eine kritische Beleuchtung der politischen Oekonomie in ihrer gegenwärtigen Gestaltung als Wissenschaft. Kiel 1841.

Karl Heinr. Brüggemann, Dr. List's nationales System der politischen Oekonomie, kritisch beleuchtet und mit einer Begründung des gegenwärtigen Standpunktes dieser Wissenschaft begleitet. Berlin 1842.

Dr. C. F. Wurm, Zur Geschichte des deutschen Zollvereins. Jena 1841.

J. G. Hoffmann, Die Befugniß zum Gewerbbetriebe, zur Berichtigung der Urtheile über Gewerbsfreyheit und Gewerbezwang. Berlin 1841.

Dr. C. Jul. Bergius, Ueber Schutzzölle mit besonderer Beziehung auf den preußischen Staat und den Zollverein. Breslau 1841.

Dr. Meno Pöhls, Das Recht der Aktiengesellschaften mit besonderer Rücksicht auf Eisenbahngesellschaften. Hamburg 1842.

Dr. K. Thomas, Die Theorie des Verkehrs. Abth. 1. Die Grundbegriffe der Güterlehre. Berlin 1841.

Th. Fow. Buxton, The african slave trade and its remedy. London 1840.

Alex. Moreau de Jonnès, Recherches statistiques sur l'esclavage colonial et sur les moyens de le supprimer. Paris 1842.

Dr. Ed. H. Müller, Sammlung der medizinal = polizeylichen Gesetze und Verordnungen. Berlin 1841.

W. v. Willisen, Theorie des großen Krieges angewendet auf den russisch = polnischen Feldzug von 1831. Th. 1. 2. Berlin 1840.

Mémoires inédits du Marechal de Vauban sur Landau, Luxemburg et divers sujets, par M. Augayat. Paris 1841.

E. Isensee, Die Geschichte der Medicin und ihrer Hülfswissenschaften. Th. II. 1. Berlin 1842.

J. Cruveilhier, Anatomie pathologique du corps humain. Livr. 38 — 41. Ende des Werkes. Paris 1842. f.

The cyclopaedia of Anatomy and Physiology. Edited by Rob. B. Todd. Part. 1 — 23. London 1835 — 1842.

Dr. Rud. Wagner, Handwörterbuch der Physiologie mit Rücksicht auf physiologische Pathologie. Liefer. 1. 2. Braunschweig 1842.

Dr. B. Stilling und Dr. J. Wallach, Untersuchungen über den Bau des Nervensystems. Heft 1. Untersuchungen über die Textur des Rückenmarkes. Leipzig 1842. 4.

Filippo Pacini, Nuovi organi scoperti nel corpo umano. Pistoja 1840.

Achille Comte, Organisation et physiologie de l'homme, expliquées à l'aide de figures coloriées, decoupées et superposées. Paris 1842.

Dr. A. Fr. Günther, Beobachtungen über die Entwickelung des Gehörorganes bey Menschen und höheren Säugethieren. Leipzig 1842.

Dr. Jos. Schneider, Die Neuralgien in der Zeit der Pubertäts = Entwickelung oder des mannbaren Alters. Bd. 1. Leipzig 1842.

Dr. J. A. L. Hübener, Die Lehre von der Ansteckung mit besonderer Beziehung auf die sanitätspolizeyliche Seite derselben. Leipzig 1842.

Dr. J. Hayn, Die Nahrungsmittel in ihren diätetischen Wirkungen. Berlin 1842.

G. M. Burrows, An inquiry into certain errors relative to insanity, and their consequences, physical, moral and civil. London 1820.

Dr. Schönlein, Klinische Vorträge in dem Charité-Krankenhause zu Berlin. Redigirt und herausgegeben von Dr. L. Güterbock. Heft 1. Berlin 1842.

Dr. Eisenmann, Die Krankheitsfamilie Rheuma. Erlangen 1841.

Dr. C. A. W. Richter, Beyträge zur wissenschaftlichen Heilkunde. Leipzig 1842.

Dr. Vict. Szokalski, Ueber die Empfindungen der Farben in physiologischer und pathologischer Hinsicht. Gießen 1842.

J. B. F. C. Lefévre, Essai critique sur la peste. Stuttgart 1840.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. November.

Nro. 220. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Skythien und die Skythen des Herodot ꝛc.

Von Dr. Friedrich Ludwig Lindner.

(Schluß.)

Ist nun diese Argumentation von einer gesunden Auslegung der Alten geboten, so fällt auch nothwendig das ganze System des Hrn. Verf. zusammen, das je weiter fortgeführt desto mehr den deutlichen Angaben Herodots widerstreitet, Lücken voraussetzen und zu gewaltsamen Aenderungen seine Zuflucht nehmen muß. Wir brauchen eben deßhalb uns nicht in eine weitläufige Widerlegung alles Einzelnen einzulassen und beschränken uns auf die Berichtigung einiger wesentlichen Punkte.

Kapitel 55 heißt es bey Herodot: der Fluß Hypakyris mündet bey der Stadt Karkinitis und begränzt zur Rechten Hyläa und den Lauf des Achilles. Dazu macht der Hr. Verf. S. 48 folgende Bemerkung: „Die Begränzung von Hyläa zur Rechten hat die Ausleger irre geleitet: sie glaubten dabey an das rechte Ufer des Flusses denken zu müssen. Herodot geht aber in der Beschreibung der Flüsse vom Meere aus; er stellt sich nicht, wie wir, mit dem Gesicht gegen die Mündung, sondern nimmt seinen Standpunkt im Süden, das Auge gegen Norden. Er will, wie er §. 36 sagt, seinen Lesern die Zeichnung des Landes erleichtern, befolgt also die uralte Methode der Kartenzeichner, welche Norden oben und Süden unten setzen. Sagt er von einer Gegend, sie liege über einer andern, so heißt dieß: sie liege nördlicher als diese. Sagt er: zur Rechten, so heißt dieß im Osten; so wie: zur Linken — im Westen. Unsere Begriffe von rechtem und linkem Ufer sind bey ihm nicht vorauszusetzen. — „Der Hypakyris begränzt zur Rechten Hyläa“ heißt: an dem Flusse im Osten liegt Hyläa.“ Dieß würde der Hr. Verf. nicht geschrieben haben, hätte er die Bedeutung des an jener Stelle gebrauchten griechischen Ausdruckes richtig erkannt. Die dem Herodot sehr geläufige Redensart ἐς δεξιὴν (ἐν δεξιῇ) oder ἐξ εὐωνύμου (ἐν ἀριστερῇ) ἀπέργειν heißt eigentlich zur Rechten oder zur Linken liegen lassen, und wenn dieselbe bey ihm von Flüssen so gut wie von Personen gebraucht wird, so stimmt dieß mit der antiken Anschauungsweise vollkommen zusammen. Vergleiche der Hr. Verf. nur, was Buch 1, c. 72 vom Fluß Halys gesagt wird: er fließt vom armenischen Gebirge herab durch Kilikien, dann hat er zu seiner Rechten die Matianer, auf der andern Seite die Phrygier; hierauf fließt er gen Norden und läßt rechts die syrischen Kappadoken, links die Paphlagonen. Wenn von einer Gegend gesagt wird, sie liege über einer andern, so heißt dieß nur, sie liege vom Meere entfernter, weiter im Lande, natürlich also nicht jederzeit nördlicher, als die andern. Der Herr Verf. wird sich davon überzeugen, wenn er z. B. Buch 2, c. 32, wo von Libyen die Rede ist, nachlesen will. Durch die Annahme, die Stadt Karkinitis habe oberhalb Olbia bey dem heutigen Nikolajew gestanden, setzt sich der Hr. Verf. ganz in Widerspruch mit Herodot. Denn da nach diesem der Hypakyris bey Karkinitis mündet, und zwar, weil es schlechtweg heißt: mündet, in das Meer, so lag diese Stadt an der Küste, wie es auch eine andere Stelle deutlich genug zeigt. Wir meinen

Kapitel 99, wo, nachdem die Bemerkung vorausgeschickt ist, es solle die Seeküste von Skythien bezeichnet werden, mit der Küstenstrecke vom Ister bis Karkinitis begonnen wird. Kurz, die Stadt lag nirgends anderswo, als am Karkinitischen Meerbusen.

Wahrhaft unbegreiflich ist uns, was über den Gerrhos gesagt wird, und wie der Hr. Verf. glauben kann, den herodotischen Ausdruck: der Gerrhos trennt sich vom Borysthenes, befriedigend erklärt zu haben. Wie wäre es denn möglich, zwey Flüsse, die, wie die Wys und der Tiasmin, verschiedenen Flußgebieten angehören und einen ganz entgegengesetzten Lauf haben, lägen auch ihre Quellen noch so nahe bey einander, für einen zu halten?

Wie leicht es ist, in Irrthümer zu verfallen, wenn man in solchen Untersuchungen zu sehr auf Uebersetzungen baut, davon findet sich S. 55 ein recht deutlicher Beleg. Man liest daselbst: „Herodot sagt (c. 53): der Lauf des Borysthenes sey von seiner Mündung 40 Tagreisen bis zum Lande Gerrhos bekannt; durch welche Länder er weiter hinauf fließe, wisse man nicht; es sey aber wahrscheinlich, daß er durch eine Wüste fließe bis an das Land der ackerbauenden Skythen, denn diese wohnten an seinen Ufern eine Strecke von 10 Tagreisen.“ Und weiter unten: „Es spricht aber Herodot von einer Strecke des Borysthenes, die über den bekannten 40 Tagreisen hinaus liegt. Die elf Tagreisen bis zur Nordgränze der Ackerbauer zwischen Borysthenes und Pantikapes waren bekannt; der Lauf des Borysthenes war es noch 29 Tagreisen weiter. Wenn also Herodot von seinem nördlichen Lauf als von einer bloßen Wahrscheinlichkeit spricht, so kann er dabey nicht an die bekannte südliche Strecke der Ackerbauer am Pantikapes denken. Er hat offenbar die Ackerbauer am Hypanis im Auge. — Diese westlichen Ackerbauer wohnten unfern von den Quellen des Hypanis, und konnten möglicherweise sich bis an den Borysthenes erstrecken. Herodot ist der Sache nicht gewiß, sondern hält nur für wahrscheinlich, daß der Borysthenes über die 40 Tagreisen hinaus von ackerbauenden Skythen bewohnt werde, und daß der Borysthenes zu ihnen aus einer Wüste komme.“

Hier hat sich der Verf. durch die Uebersetzung von Friedrich Lange irre leiten lassen, eine Arbeit, die zwar meisterhaft zu nennen ist, insofern sich in ihr Herodots ganze Art wiederspiegelt, die aber gleichwohl an nicht wenigen Stellen den Sinn verfehlt und der Verbesserung bedarf. (Ob vielleicht die zweyte Auflage in dieser Beziehung verbessert sey, ist uns unbekannt.) Herodot sagt nicht, es sey wahrscheinlich, daß der Borysth. durch eine Wüste bis zum Lande der Ackerbauer fließe; wäre das der Sinn, so müßte φαίνεται ῥέειν, nicht φ. ῥέων geschrieben seyn. Dieses kann nur bedeuten: es ist offenbar, daß er durch eine Wüste fließt, wie denn auch die lateinische Uebersetzung bey Schweighäuser den Ausdruck constat hat. Daß der Schriftsteller auch gar nicht anders habe sagen können, geht aus der Vergleichung von cap. 18 hervor. Dort heißt es: das Land der ackerbauenden Skythen zwischen dem Borysth. und dem Pantikapes reiche im Norden so weit als man in elf Tagen stromaufwärts fahre, weiter nördlich folge dann eine ausgedehnte Wüste. Nun scheint es zwar, daß sich beyde Stellen einander widersprechen, indem c. 18 von einer elftägigen, c 53 nur von einer zehntägigen Fahrt auf dem Borysth. die Rede ist, und die Herausgeber, deren keiner, so viel uns bekannt ist, die Schwierigkeit beseitigt hat, dachten an ein Versehen, sey es des Autors oder der Abschreiber. Allein der Widerspruch ist nur scheinbar und bey genauerer Betrachtung zeigt sich Herodot vollkommen mit sich übereinstimmend. Bis zur Nordgränze der Ackerbauer war eine Fahrt von elf Tagen den Strom hinauf; ihre Wohnsitze an demselben erstreckten sich aber nichts desto weniger nur zehn Tagfahrten weit. Sehr natürlich. Denn warum vergaß man, daß als die erste Landschaft vom Meere aus Hyläa genannt wird, und erst nach dieser das Land jener Skythen folgte? Hyläa dehnte sich, wie Herodot uns schließen läßt, eine Tagfahrt weit aus, und die Strecke zwischen Hyläa und der Wüste, welche die Ackerbauer bewohnten, legte man in zehn Tagen zurück. Wir haben noch in Hinsicht der Benennung dieser Skythen einen Irrthum zu berichtigen, den der Herr Verf. ebenfalls mit Fr. Lange gemein hat. „Ueber Hyläa,“ sagt er S. 44, „wohnen die ackerbauen-

den Skythen, welche, weil sie am Borysth. wohnen, von jenem gleichnamigen Stamm am Hypanis Borysstheniten genannt werden; sie selbst nennen sich Olbiopoliten.“ Hiemit wird dem Geschichtschreiber etwas ganz Anderes in den Mund gelegt als er wirklich sagt. Vergleichen wir seine eigenen Wort ἀπὸ δὲ ταύτης (Ὑλαίης) ἄνθρωποι οἰκέουσι Σκύθαι γεωργοὶ, τοὺς Ἕλληνες οἱ οἰκέοντες ἐπὶ τῷ Ὑπάνι ποταμῷ καλέουσι Βορυσθενείτας, σφέας δὲ αὐτοὺς Ὀλβιοπολίτας (cf. c. 18.), so finden wir zuerst, daß die Skythen am Borysth. nicht bey den Skythen am Hypanis, sondern bey den an diesem Fluße wohnenden Hellenen, wie auch Fr. Lange richtig übersetzt, Borysstheniten hießen. Und sodann, wo wird hier gesagt, daß die Borysstheniten sich selbst Olbiopoliten nannten? Würde denn diese Benennung, womit Bürger einer Stadt bezeichnet werden, auf die Bevölkerung eines ganzen Landes passen, noch dazu auf eine solche, wie die Skythen, die nicht in Städten wohnten? Nein, Olbiopoliten nannten sich die Hellenen am Hypanis d. h. die Bewohner von Olbiopolis oder Olbia, und legten den ihrem Emporium wegen der Nähe des Borysth. aber doch uneigentlich ertheilten Namen der Borysstheniten jenen Skythen am Borysth. bey, denen er eigentlich zukam.

Daß es für die Begränzung Skythiens von Wichtigkeit ist, die Lage des griechischen Handelsplatzes Kremnoi richtig zu bestimmen, hat der Hr. Verf. wohl eingesehen, ist aber in Ermittlung derselben nicht glücklich gewesen. Wenn Herodot von den königlichen Skythen sagt, sie erstreckten sich östlich bis an das genannte Emporium am See Mäotis, so ist, da nach einer andern unbezweifelbaren Angabe die ganze westliche Küste am Mäotis bis zum Fluß Tanais hin skythisch war, Kremnoi unmöglich so weit westlich zu suchen als der Hr. Verf. thut, der es in die Gegend von Kap Fedotowa setzt, sondern vielmehr in der Nähe der Mündung des Tanais. Nichts scheint uns daher gewisser, als daß der nach Odessa vorzüglichste Stapelplatz von Südrußland, dessen Handel auch heutzutage größtentheils in den Händen der Griechen ist, die Stelle des alten hellenischen Platzes einnimmt. Die Lage der Stadt Taganrok auf einem hohen Vorgebirg entspricht auch vollkommen der durch die griechische Benennung κρημνοὶ angedeuteten Oertlichkeit des alten Emporiums, und sie scheint uns in dem heutigen Namen nicht minder als in dem alten ausgedrückt zu seyn. *) Daraus ergiebt sich denn nun auch, daß als Südgränze des Skythenlandes nicht die Linie von der Mündung des Ister bis Kremnoi gedacht werden darf. Wie aber die Seiten des Vierecks, womit Herodot die Gestalt des Landes vergleicht, zu fassen seyen, das gedenken wir an einem andern Orte auseinander zu setzen, da es uns hier zu weit führen würde.

Um seine Hypothese von der Lage der oftgenannten drey Flüße zu stützen, schlägt der Hr. Verf. S. 63 noch die Aenderung einer ihr widerstreitenden Stelle vor. Er will nämlich c. 54 statt μετὰ τούτους, wodurch die Aufeinanderfolge der Flüsse von Westen nach Osten angezeigt wird, μετὰ τούτοιν lesen in der Bedeutung: zwischen diesen beyden Flüssen (dem Borysth. und dem Hypanis). Allein abgesehen von der willkührlichen Behandlung des Textes und der Schwierigkeit, die Entstehung von τούτους aus τούτοιν zu erklären, würde durch diese Aenderung ein Gebrauch von μετὰ in dem Autor eingeführt, der weder ihm noch sonst irgend einem Prosaiker bekannt, ja wir dürfen geradezu behaupten, der griechischen Sprache überhaupt fremd ist. Denn das angeführte μετὰ ποσσὶν läßt sich nicht vergleichen. Um den gewünschten Sinn zu erhalten, müßte μεταξὺ geschrieben werden.

Da der Herr Verf. jene Flüße mit den anwohnenden Völkerschaften in den Westen des Borysth. versetzte und das Land der Skythen in engere Grenzen einschloß, so sah er sich auch genöthigt, ihre östlichen Nachbarn, die nach Herodot jenseits des Tanais wohnten, weiter nach Westen her zu rücken. Er faßt daher die Worte zu Anfang des 21. Kapitels: geht man über den Tanais u. s. w. eben so auf, wie den Uebergang über den Borysthenes und weist den Sauromaten und Budinen ihre Wohn-

*) Wir müssen zwar aus Mangel an Hülfsmitteln die Erklärung des Wortes tagan in den Namen Taganroka Andern überlassen, glauben aber in dem zweyten Theile desselben das romanische roc oder rocca erkennen zu dürfen.

sitze im Westen des Tanais an. Und doch nennt Herodot den Tanais einen skythischen Fluß! und doch schied der mäotische See die Sauromaten von einem Theile der Skythen, der bis an den Tanais reichte!

Wir brechen hier ab, um nicht diese Anzeige über Gebühr auszudehnen, und unsere Leser zu ermüden. Fassen wir unser Urtheil über des Hrn. Verfassers Leistung zusammen, so müssen wir uns, ohne dessen wohlmeynende Absicht, ohne den von ihm auf den Gegenstand verwendeten großen Fleiß zu verkennen, dahin aussprechen, daß ein Gewinn für alte Geographie und Geschichte aus derselben nicht hervorgeht. Ohne gründliche Kenntniß der alten Sprachen läßt sich eine von der Auslegung der Alten abhängige Untersuchung nie mit Glück führen; einen Versuch aber wie der im vorliegenden Falle billigen, hieße nichts anderes als die alten Autoren zerstören helfen.

Gottfried Herold.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Dr. H. Klencke, Physiologie der Entzündungen und Regeneration in den organischen Geweben. Leipzig 1842.

Dr. H. A. Hacker, Neueste Literatur der syphilitischen Krankheiten von 1830 — 1838 nebst Nachträgen zu früheren Jahren. Leipzig 1839.

Dr. J. C. Jüngken, Die Lehre von den Augenkrankheiten. 3te Aufl. Berlin 1842.

F. A. v. Ammon und M. Baumgarten, Die plastische Chirurgie nach ihren bisherigen Leistungen kritisch dargestellt. Gekrönte Preisschrift. Berlin 1842.

Dr. Vict. Iványchich, Kritische Beleuchtung der Blasensteinzertrümmerung wie sie heute dasteht. Wien 1842.

Ph. H. Wolff, Heilung der Schwerhörigkeit. Berlin 1841.

Baron Larrey, Relation médicale de campagnes et voyages de 1815 a 1840 etc. Paris 1841.

J. F. Dieffenbach, Ueber das Schielen und die Heilung desselben durch Operation. Berlin 1842.

J. Baron, Der gegenwärtige Zustand der Vaccination. Stuttgart 1840.

Dr. D. G. M. Schreber, Die Kaltwasserheilmethode in ihren Grenzen und ihrem wahren Werthe. Leipzig 1842.

Alb. Wilh. Bodenius, Untersuchungen und Erfahrungen über das kohlensaure Ammonium und seine Heilkräfte gegen das Scharlachfieber. Heidelberg 1842.

Dr. Gust. Crusell, Ueber den Galvanismus als chemisches Heilmittel gegen örtliche Krankheiten. St Petersburg 1841.

Dr. Jos. Ennemoser, Der Magnetismus im Verhältniß zur Natur und Religion. Stuttgart 1842.

Dr. C. Mühry, Medizinische Fragmente. Hannover 1841.

Dr. J. L. Bluhm, Die Seebade-Anstalten auf der Insel Norderney. Bremen 1840.

Dr. Jul. V. Schöller, Die künstliche Frühgeburt bewirkt durch den Tampon. Berlin 1842.

Dr. H. A. A. Danz, Lehrbuch der Geschichte des römischen Rechts. Th. 1. Leipzig 1840.

Dr. A. Schmidt von Ilmenau, Civilistische Abhandlungen. Bd. 1. Jena 1841.

Dr. H. Buchka, Der unvordenkliche Besitz des gemeinen deutschen Civilrechts. Preisschrift. Heidelberg 1841.

Codex Saxonicus, von Dr. W. M. Schaffrath. Bd. 2. Leipzig 1842.

Dr. C. G. Wächter, Handbuch des im Königreich Württemberg geltenden Privatrechts. Bd. 1. 2. Stuttg. 1842.

K. Schmitthenner, Deutsches Güterrecht der Ehegatten u. s. w. Neuwied 1842.

J. G. Chr. Thomas, Der Oberhof zu Frankfurt am Main und das fränkische Recht in Bezug auf denselben. Herausgeg. von Dr. L. H. Euler und bevorwortet von J. Grimm. Frankf. 1841.

J. D. H. Temme, Die Lehre vom strafbaren Betruge nach preußischem Rechte. Berlin 1841.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. November.

Nro. 221. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Platonis opera quae feruntur omnia. Recognoverunt Jo. Georgius **Baiterus** Jo. Caspar **Orellius** Aug. Guilielmus **Winkelmannus**. Accedunt integra varietas lectionis Stephanianae, Bekkerianae, Stallbaumianae, Scholia et nominum index. **Turici**, Impensis Meyeri et Zelleri, successorum Ziegleri et filiorum. 1839 — 42. 135 Bogen.

Mit dem in diesem Jahre erschienenen neunten Fasciculus ist das Unternehmen einer Gesammtausgabe der Platonischen Schriften in Einem Bande, zu dem sich die drey genannten Gelehrten verbunden hatten, vollendet. Ein gewisses günstiges Vorurtheil, das sich gleich von Anfang an kund gab, darf nunmehr, wo das Ganze vorliegt, als hinlänglich gerechtfertigt angesehen werden, indem sowohl Verleger als Herausgeber den gehegten Erwartungen vollkommen entsprochen haben. Die äußere Ausstattung ist im höchsten Grade wohlgefällig und zweckmäßig, wenn man von der Kleinheit der Lettern absieht, die einmal zu solchen Ausgaben in Einem Bande zu gehören scheint; und was den innern Werth betrifft, so wird Niemand nach genauerer Einsicht und Vergleichung Bedenken tragen, dieser Ausgabe wegen sorgfältigerer und erfolgreicherer Beachtung der handschriftlichen Lesarten, welche in dem kritischen Apparat von Bekker niedergelegt sind, den Vorzug vor den bisherigen Textrecensionen zuzugestehen. Man könnte sagen, und damit die Leistung der Herausgeber im Ganzen charakterisiren, daß ihre Ausgabe in gewissem Sinne als die Vollendung der Bekkerschen betrachtet werden darf, insofern die Intention Bekkers, den Text durchgängig auf die Autorität der besten Handschriften zu begründen, hier vollständiger erreicht worden, als es ihm selbst bey den noch zu überwindenden größeren Schwierigkeiten möglich war. Es ist immerhin schon viel gewonnen, wenn man sich bewußt ist, einen Gegenstand so weit gefördert zu haben, als die vorhandenen Mittel erlauben, und in diesem Sinne darf die Zürcher Ausgabe, wenn auch noch Besserungen im Einzelnen eintreten werden, den Anspruch machen, die Schriften Platons in möglichst genuiner Gestalt vorzuführen.

Da übrigens die Grundsätze, wornach der Text constituirt ist, so wie die Einrichtung der Noten, welche eine Uebersicht der drey bedeutendsten Recensionen von Stephanus, Bekker und Stallbaum mit den nöthigen handschriftlichen Belegen geben, ausführlicher bey der Anzeige des I. fasc. in diesen Blättern (Jahrg. 1840 Nr. 30 ff.) besprochen worden sind, so können wir gleich über den Inhalt des letztern fasc., der die weiteren Zugaben zu dem Texte enthält, referiren.

Zuerst erhalten wir die Scholien von S. 891 — 968, nach Ruhnkenius und Bekker, jedoch mit vielen Zusätzen aus dem Cod. Clarkianus, die bey Bekker fehlen, meistentheils von geringerem Umfange. Die von B. beygefügten Bemerkungen, darunter auch die wenigen Noten Ruhnkens, welche als Anhang zu den von ihm zuerst gesammelten Scholien nach dessen Tode herausgegeben worden, finden sich auch hier unter dem Texte mit beygefügten Namen. Dazu kommen aber zahlreiche Verbesserungen und Verbesserungsversuche von den Her-

ausgebern und auch von andern, deren Namen genannt werden, so wie die Nachweisung der Stellen in Platon und anderen Schriftstellern, auf die in den Scholien Bezug genommen wird.

Während nun aber die Ankündigung außer den Scholien nur noch ein kurzes Onomastikon versprach, erscheint als eine unerwartete Zugabe ein glossarium Platonicum. Es vereinigt dasselbe außer dem ebenfalls von Ruhnken zuerst herausgegebenen Lexikon des Timäus eine verhältnißmäßig größere Anzahl Glossen oder Scholien, wie sie zum Theil zu heißen verdienen, aus den übrigen griechischen Lexikographen, die nach alphabetischer Ordnung den Glossen des Timäus eingereiht werden. Die Herausgeber haben auf diese Arbeit große Bemühung und Sorgfalt gewendet. Die Lesart des einzigen Codex, in welchem sich das Lexikon des Timäus erhalten hat, ist nach einer neuen Vergleichung, die sie der Gefälligkeit des Hrn. Dübner in Paris verdanken, genauer als in der Ausgabe von Ruhnken dargelegt. Großen Fleiß aber erforderten die Auszüge, da der Vollständigkeit wegen auch solche Stellen aufgenommen wurden, in denen Platons Name zwar nicht genannt wird, aber Ausdrücke, die in seinen Schriften vorkommen, erläutert werden. In den Noten sind sowohl die Quellen angegeben, aus denen diese Auszüge genommen sind, als auch die Stellen im Plato nachgewiesen, auf die sich sämmtliche Glossen und Erläuterungen beziehen.

Die sich von selbst aufdringende Frage nach dem Werthe eines solchen Glossariums, und in wie fern die Besitzer der Ausgabe darin eine dankenswerthe Bereicherung zu erkennen haben, ist um so weniger zu umgehen, als in der Sache selbst ein verschiedener Gesichtspunkt der Beantwortung gegeben ist. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die grammatisch-lexicalischen Arbeiten aus früheren Jahrhunderten, in denen noch ein gewisser traditioneller Zusammenhang mit den blühenden Zeiten der griechischen Sprache und namentlich der attischen Prosa bestand, für die entsprechenden Bestrebungen der neueren Philologie als ein wichtiges Hülfsmittel sich erweisen mußten, und daß diejenigen Philologen sich ein großes Verdienst erworben haben, welche mit der gehörigen Belesenheit in den alten Schriftstellern ausgerüstet, solche in den Bibliotheken zerstreute Schätze aufgesucht und herausgegeben. Allein ganz anders stellt sich das Urtheil, wenn sie als Erläuterungsschriften zu einem Autor auftreten. Hier macht sich der verschiedene Standpunkt jener und unserer Zeit geltend. Schon die Scholien enthalten in der Regel mehr des Unbrauchbaren als des Brauchbaren, und legen jedem Herausgeber die Aufforderung zu einer gründlichen Durcharbeitung und Sichtung vor Allem nahe. Glossarien aber sind es am allerwenigsten, die ihrem Zwecke in Rücksicht auf unsere Zeit entsprechen, da sie auf einem wesentlich verschiedenen Verhältnisse beruhen. Sie stammen aus einer Zeit, wo die griechische Sprache noch gesprochen wurde, aber nachdem die innere Lebens- und Bildungskraft zugleich mit dem eigenthümlichen Volksleben sich erschöpft hatte, durch Vermischung mit fremden Idiomen in Zusammenhang mit den politischen Schicksalen des Volkes stufenweis fortschreitender Entfremdung und Verschlechterung unterlag, so daß selbst die Gebildeten die Ausdrucksweise der von ihnen gelesenen klassischen Autoren nicht mehr genugsam verstanden und solcher Erläuterungen durch Glossen wohl bedurften. Die ganze Sprachkenntniß der jetzigen Zeit hingegen ist auf eben diese Schriften basirt, und das lexikalische Bedürfniß darum ein wesentlich verschiedenes, dem jene älteren Lexika weder an Form noch Gehalt entsprechen. Es kann darum nur ein anderer Gesichtspunkt seyn, der die Herausgeber bey Anfertigung dieses Glossariums geleitet hat. Auch weist die ganze Einrichtung darauf hin, daß sie es als ein zu den Handschriften hinzukommendes Instrument der Textkritik betrachteten. In diesem Sinne ist es auch geschehen, daß Abweichungen von dem Platonischen Texte absichtlich nicht verwischt wurden, und, abgesehen von dem Timäus, der eine beträchtliche Anzahl nichtplatonischer Glossen enthält, auch aus andern Lexikographen Ausdrücke aufgenommen wurden, die sich in den Platonischen Schriften nicht nachweisen lassen. Dessenungeachtetet ist auch für die Textkritik kein unmittelbarer Gebrauch zu erwarten. Schon Ruhnken hat sich über dasjenige ausgesprochen, was der Benutzung des Timäus in dieser Beziehung Eintrag

thut; und doch war damals noch nicht ein so reicher handschriftlicher Apparat vorhanden, welcher jetzt die Grundlage des Textes geworden ist. In Verhältniß zu diesem leuchtet es von selbst ein, daß die zu gewinnenden Varianten nur eine secundäre Stelle einnehmen können, da ja der Text dieser Lexikographen, als ebenfalls durch Abschrift vermittelt, selbst höchst zweifelhaft und unsicher ist, und eher dazu geeignet, Berichtigungen zu empfangen als zu gewähren. Und was namentlich die angeführten Stellen betrifft, so sind offenbar Nachlässigkeiten und Ungenauigkeiten nicht zu verkennen, die für die Autorität dieser Quellen nothwendig im Ganzen ein ungünstiges Vorurtheil erwecken müssen. — Auf solche Weise scheint allerdings dieses Glossarium seine Stelle als eine Zugabe zu den Platonischen Schriften nicht genugsam zu rechtfertigen, wenn man nicht eine gewisse Vollständigkeit der Attribute für sich selbst schon als einen ausreichenden Zweck gelten lassen will. In diesem Sinne darf es als eine umfassende und sorgfältige Ergänzung und Bereicherung der Scholien angesehen werden, wobey es dem Herkommen ganz gemäß ist, wenn der innere Werth weniger in Berücksichtigung kommt.

Das darauf folgende Onomasticum ist nach Art des von Orelli und Baiter zu den Schriften Cicero's verfaßten Onomasticum Tullianum eingerichtet, und befaßt außer den Schriften Platons auch die Scholien. Alle in denselben vorkommende Namen werden nach der Zürcher Ausgabe angeführt, und zwar entweder bloß mit Benennung der Seite und Zeile, wo sie sich finden, oder, so weit dieß thunlich, mit vollständiger Aushebung der Worte im Zusammenhang, namentlich wo ein charakteristisches Moment darin enthalten ist. Es kann nicht fehlen, daß bey einem Schriftsteller wie Platon die Wahl der einen oder anderen Art auf Schwierigkeiten stößt, die in einzelnen Fällen zu einer Verschiedenheit der Ansicht führen können. Allein es zeigt sich, daß die Herausgeber, um jede Willkühr zu vermeiden, sich feste Grundsätze und Normen gebildet haben, die sie mit lobenswerther Consequenz befolgen. Auch die Reihenfolge, in der die einzelnen Stellen vorgeführt werden, schließt sich so viel möglich in der Sache selbst liegenden Gründen an. Eigene Erläuterungen der Herausgeber kommen im Ganzen nicht vor, höchstens hie und da einzelne Worte und Verweisungen auf andere Schriftsteller; selten auch nur werden die Worte des Textes zum Behufe kürzerer Fassung verändert. — So ist diese Arbeit nach der Absicht der Herausgeber eine sehr dankenswerthe Ergänzung des Ast'schen Lexicon Platonicum, welches die Eigennamen ausschließt.

Die sonst gewöhnlichen Attribute fehlen auch nicht: zunächst ein Index Scriptorum, ebenfalls Text und Scholien umfassend. Sodann der Index codicum, vollständig aus der Bekkerschen Ausgabe herübergenommen, so daß die nöthige Veränderung der ersten Person in die dritte, wie bey dem Cod. Clark., beynahe sonderbar auffällt. Auch die Zusammenstellung der zu den einzelnen Dialogen verglichenen Handschriften ist angefügt nach den Ueberschriften bey Bekker, in der Reihenfolge der Zürcher Ausgabe. Den Schluß machen ein Index alphabeticus zu den Dialogen und ein Inhaltsverzeichniß zu der Ausgabe.

Die Arbeit, welche den Gegenstand dieser Anzeige ausmacht, ist zu umfangreich, als daß es irgendwie möglich wäre, den vorangehenden allgemeinen Bemerkungen eine vollständige Prüfung des Einzelnen folgen zu lassen. Nur beyspielsweise mag es daher vergönnt seyn, einige Stellen einer nähern Beurtheilung zu unterwerfen. Wir wählen dazu den Parmenides, der in der Stephanischen Ordnung, welche in der Zürcher Ausgabe befolgt ist, so ziemlich unter den letzten seine Stelle gefunden hat. Dieser Dialog bietet auch in kritischer Hinsicht mannigfache Schwierigkeiten dar, zu deren Beseitigung die handschriftlichen Lesarten nicht zureichten und nicht selten Verbesserung durch Conjectur nöthig machten. Es läßt sich von den Herausgebern erwarten, daß das von früheren Geleistete die gehörige Berücksichtigung gefunden hat, und Verbesserungen, welche, wie es zum Theil bey den von Schleiermacher der Fall ist, auf evidenter Nothwendigkeit und zuweilen auf ganz geringer Veränderung beruhen, wurden darum unbedenklich und in größerer Ausdehnung als bey Bekker, in den

Text eingeführt. Gewundert haben wir uns in dieser Beziehung, daß in der Stelle 130 A die Vermuthung Heindorf's, ἀχθέσεσθαι für ἄχθεσθαι ganz unbeachtet geblieben ist, und nicht einmal einen Platz in den Noten gefunden hat. Wir gestehen mit der Vulgata keinen verständigen Sinn herauszubringen. Wie kann Pythodorus glauben, die Rede des Sokrates mache einen üblen Eindruck auf Parmenides und Zenon, wenn er sie doch lächeln und ihre Bewunderung ausdrücken sieht?! Wohl aber hat es ein ganz gutes Verständniß, wenn Pythodorus sagt, er habe bey jeder Stelle geglaubt, Parmenides und Zenon müßten oder würden es übel nehmen (womit er also nur den eigenen Eindruck, den er selbst empfangen, schildert), jene aber (P. und Z.) hätten aufmerksam zugehört und oftmals einander anblickend gelächelt, als bewunderten sie den Sokrates. Ob aber dieser Sinn aus dem bloßen Infinitiv des Präsens ohne beygefügtes ἄν (αὐτὸς μὲν οἴεσθαι ἐφ' ἑκάστου ἄχθεσθαι τόν τε Παρμενίδην καὶ τὸν Ζήνωνα) hervorgehen kann, zweifeln wir sehr, und wir gestehen, daß Heindorf's Vermuthung für uns große Wahrscheinlichkeit hat.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Alex. Müller, Die deutschen Auswanderungs-, Freyzügigkeits- und Heirathe-Verhältnisse. Leipzig 1841.

M. Parant, Lois de la presse en 1834, ou legislation actuelle sur l'imprimerie et la librairie et sur les délits et contraventions commis par toutes les voies de publication. Paris 1834.

Codes de la legislation française. Paris 1841.

Alex. v. Reutz, Verfassung und Rechtszustand der Dalmatinischen Küstenstädte und Inseln im Mittelalter. Aus ihren Municipal-Statuten entwickelt. Ein Beytrag zur Kenntniß slavischer Rechte. Dorpat 1841.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Dr. Hitzig und Häring. Th. 1. Leipzig 1842.

Jules Quicherat, Procès de la condemnation et réhabilitation de Jeanne d'Arc dite la Pucelle, publiés pour la première fois d'après les manuscrits de la bibliothèque royale. Vol. I. Paris 1841.

F. A. M. v. Woringen, Gegen Temme's und Nörners Beleuchtung des Prozesses Lafarge nach preußischem Strafrechte. Berlin 1841.

Geo. Fred. de Martens, Nouveau recueil de traités d'alliance etc. Continué par F. Murhard. Vol. 16. 1830 — 39. 2de partie. Gött. 1842.

Wilh. v. Schütz, Ueber Kirchen-Staatsrecht in der preußischen Rheinprovinz. Würzburg 1841.

Die Kriegsverfassung des deutschen Bundes nach den neuesten Bestimmungen. Mainz 1842.

Wilhelm Ostermann, Grundsätze des preußischen Staatsrechtes. Dortmund 1841.

Waarheid in Liefde, een godgeleerd Tijdschrift voor beschaafde christenen. Jaargang 1842. St. 1. Groningen.

Dr. H. M. Chalybaeus, Die moderne Sophistik. Kiel 1842.

Luis de Granada, Obras. Vol 1 — 9. Madrid 1781.

Liber Esterae ed. Calmberg. Hamb. 1837. 4.

Dr. H. E. Bindseil, Verzeichniß der Original-Ausgaben der Lutherischen Uebersetzung sowohl der ganzen Bibel als auch größerer und kleinerer Theile und einzelner Stellen derselben. Halle 1841. 4.

Carl Semisch, Justin der Märtyrer. Eine kirchen- und dogmengeschichtliche Monographie. Th. 2. Breslau 1842.

Glossarium mediae et infimae latinitatis, conditum a Carolo Dufresne domino Du Cange, auctum a monachis ordinis St. Benedicti, cum supplementis integris D. P. Carpenterii et additamentis Adelungii et aliorum digessit G. A. L. Henschel. T. I. fasc. 4 — 6. Paris 1841. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. November.

Nro. 222. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Platonis opera quae feruntur omnia. Recognoverunt Jo. Georgius Baiterus Jo. Caspar Orellius Aug. Gulielmus Winckelmannus. etc.

(Schluß).

Neue erwähnenswerthe Conjekturen finden sich einige von Herrn Sauppe mitgetheilt, der, obwohl selbst mit Herausgabe der griechischen Redner beschäftigt, doch eine fortwährende freundschaftliche Aufmerksamkeit dem Unternehmen seiner Collegen gewidmet zu haben scheint. Wir bedauern um so mehr, daß es uns nicht vergönnt war, die Vorrede zu der kleineren Ausgabe zu lesen, auf die bey den Bemerkungen des H. S. immer verwiesen wird, als dieselben von einer sehr sorgfältigen und scharfsinnigen Beachtung des Zusammenhanges zeugen; wie z. B. 145 D *εἰ δὲ τοῦτο μὲν τὸ ἓν τῶν ἁπάντων ἐστί, τὸ δὲ ὅλον ἐν τούτῳ μὴ ἔνι, πῶς ἔτι ἓν γε τοῖς πᾶσιν ἐνέσται;* wo H. S. das *μὴ* vor *ἔνι* getilgt wünscht. Die Stelle ist so, daß man zwar ohne Anstand darüber hinlesen kann und dabey einen ganz erträglichen Sinn hat, wie dieß die Note Stallbaums in seiner großen Ausgabe zeigt. Allein schon die kurz darauf folgenden Worte, in denen die vorausgehende Beweisführung zusammengefaßt wird: *Μὴ ὂν δ'ἐν πλείοσι μηδ' ἐν ἑνὶ μηδ' ἐν ἅπασι τοῖς μέρεσι τὸ ὅλον* — lassen ein Glied vermissen in der Ausführung, und sieht man genauer zu, so hat der ganze Gedankengang etwas Ungefüges und Lässiges. Es wird bewiesen, daß das Eins in sich selbst und in einem Anderen ist. Dazu wird es als Ganzes und als Gesammtheit seiner Theile betrachtet. Die Gesammtheit der Theile ist aber in dem Ganzen; es selbst also in sich selbst. Umgekehrt aber kann das Ganze nicht als in den Theilen bestehend gefaßt werden, weder in allen noch in einigen (oder einem); denn wenn es in allen, so müßte es auch in einem seyn; denn wenn es in irgend einem nicht wäre, so könnte es nicht mehr in allen seyn. — Nach der gewöhnlichen Lesart würde derselbe Gedanke nun wieder kommen, nur mit einem Uebergange, der selbst ganz unbegründet erscheint, und dazu ist der Beweis noch gar nicht vollständig; denn immer bliebe ja noch zu denken übrig, das Ganze sey eben in einem und allen Theilen; daß aber auch dieses ein Widerspruch sey, wird durch jene Worte, wenn man mit H. Sauppe das *μὴ* vor *ἔνι* tilgt, ausgesprochen: „Wenn aber dieses Eins (das Theileins, von dem jetzt die Rede ist) von den allen ist, und in diesem das Ganze ist, wie wird es da noch in allen seyn d. h. wenn das Ganze in einem Theile ist, wie kann es da noch in allen seyn? und dadurch erst ist bewiesen, daß das Ganze nicht in allen Theilen ist, weil es das weder wenn es in einem ist noch wenn es in einem nicht ist, kann; und dann wird bewiesen, daß es auch nicht in mehreren seyn kann. In diesem Sinne erscheint Herrn Sauppe's Aenderung durchaus nothwendig. Freylich sind auch damit noch nicht alle Schwierigkeiten gehoben. Einmal läßt sich die von Schleiermacher empfohlene und von Stallbaum in den Text aufgenommene Aenderung *ἔν τισι* für *ἔν τινι* wirklich

schwer umgehen, da, wollte man es auch in allgemeinerem Sinne fassen, der Pluralis in diesem Falle viel passender hiefür ist als der Singularis. Dann könnte selbst in dem Folgenden das μηδ' ἐν ἑνί noch Anstoß erregen, da eigentlich nicht bewiesen worden, daß das Ganze nicht in einem Theile sey, sondern nur, daß es nicht in allen und nicht in mehreren oder einigen. Doch ist die Beweisführung für letzteres so, daß allerdings, wenn auch nicht explicite so doch implicite das andere darin enthalten ist, das dann der formellen Vollständigkeit wegen in der Zusammenfassung noch besonders erwähnt wird.

Eine andere glückliche Conjectur Hrn. Sauppe's, welche von den Herausgebern nicht bloß, wie die eben angeführte, einer beystimmenden Erwähnung in den Noten gewürdigt, sondern in den Text selbst aufgenommen worden, wollen wir nur nennen: 149 A. ἐὰν δὲ τοῖν δυοῖν ὁμόροιν statt ὅροιν welches die HHdschr. haben und die bisherigen Herausgeber sich begnügten in Klammern einzuschließen.

Noch eine andere Stelle verdient einer Erwähnung, wo unsere Ausgabe zuerst vermittelst einer ganz kleinen, gar nicht in Anschlag zu bringenden Aenderung nach dem Vorschlag Herrn Sauppe's die handschriftlichen Lesarten in ihr Recht einsetzt und auf die ungezwungenste Weise den richtigen Sinn gewinnen läßt. Es ist dieß 138 A, wo man bisher auch in der neuen Stallbaumschen Ausgabe folgendermaßen las: Ἀλλὰ μὴν αὐτό γε ἐν ἑαυτῷ ὂν κἂν ἑαυτὸ εἴη περιέχον, οὐκ ἄλλο ἢ αὐτό, εἴπερ καὶ ἐν ἑαυτῷ εἴη. Das ὄν vor οὐκ fehlt aber in den Handschriften und ist nur in zweyen mit dem οὐκ durch Correktur vermischt. Nun ist das ὄν zwar leicht aus dem vorausgehenden περιέχον zu entnehmen; aber eine andere Lesart der besten Handschriften: ἑαυτῷ statt ἑαυτό vor εἴη führt auf eine Construction, wodurch das ὄν ganz entbehrlich wird, wenn man nur mit H. S. statt αὐτὸ – αὐτὸ vor εἴπερ liest: das Eins, wenn es in sich selbst wäre, würde dann mit sich selbst nichts anderes als sich selbst

umfassen. Die Herausgeber haben ganz recht gethan, nach ihrem Princip der Autorität der Handschriften zu folgen, wenn man auch nicht vergessen darf, daß in solchen Dingen eine unzweifelhafte Gewißheit nicht zu erlangen ist.

Es ließ sich vorher sehen, daß in Herstellung handschriftlicher Lesarten, die bey Bekker noch keine Aufnahme gefunden, die Herausgeber mit Stallbaum, dessen große Ausgabe jedoch von ihnen noch nicht benutzt ist, an vielen Stellen zusammentreffen würden, wie es denn auch wirklich geschehen ist. Wir erwähnen mit Uebergehung leichterer Fälle Beyspiels halber nur 131 C., wo beyde Ausgaben: καὶ οὐκέτι, ἐν ἑκάστῳ ὅλον, ἀλλὰ μέρος ἑκάστου ἄν εἴη nach den Handschriften herstellen.

Auch darf es nicht Wunder nehmen, wenn bey einem solchen Rettungsbestreben einmal des Guten zu viel geschieht, wie 141 E durch die unbeschränkte Herstellung des weder sprachlich noch in seiner stylistischen Verbindung hier zu rechtfertigenden: τοῦ ἔπειτα τοῦ μέλλοντος, dem auch die Zusammenstimmung aller Handschriften und sog. kritischen Ausgaben keine Geltung verschaffen kann. Stallbaum behält darum mit vollem Rechte die Klammern bey.

Auffallender beynahe dünkte es uns, wenn in einigen anderen Fällen handschriftliche Lesarten die Anerkennung, welche sie verdienten, nicht gefunden haben; z. B. in der Stelle 142 E, die wir darum um so lieber besprechen, weil hier zugleich der Sinn in Frage kommt und überhaupt mancherley Schwierigkeiten in kritischer Beziehung vorhanden sind. Bekker gibt die Stelle folgendermaßen: τῶν μορίων ἑκάτερον τούτων τοῦ ἑνὸς ὄντος, τό τε ἓν καὶ τὸ ὄν, ἆρα ἀπολείπεσθον ἢ τὸ ἓν τοῦ ὄντος εἶναι [μόριον] ἢ τὸ ὂν τοῦ ἑνὸς [μόριον]; so auch die Zürcher Ausgabe. Dem beyde Male in Klammern geschlossenen μόριον widerspricht so wie es steht der ganze Zusammenhang. Aus der Hypothesis: „Wenn das Eins ist" (mit Betonung des ist) wird gefolgert, daß es unzähliges ist. „Als seyendes Eins hat es näm-

lich Theile, das Eins und das Seyn. Aber auch als Theil kann das Eins nicht von dem Seyn, und das Seyende nicht von dem Eins lassen; so entstehen denn auch als Theile wieder ein seyendes Eins und ein Eins-Seyendes und so fort in's Unendliche." Daß μόριον an jener Stelle noch nicht stehen kann, ist klar, da erst durch die Vermittelung des Gedankens, daß auch das Theil-Eins mit dem Seyn und das Seyende mit dem Eins behaftet ist, die Folge weiterer Theilhaftigkeit dieses Eins als Theiles gewonnen wird. Allein genau besehen paßt auch die Ausdrucksweise: ἆρα ἀπολείπεσθον ἢ τὸ ἓν τοῦ ὄντος εἶναι κτέ nicht, da ja doch eigentlich damit nur negativ ausgedrückt werden soll, was im Folgenden positiv bezeichnet wird: τό τε γὰρ ἓν τὸ ὂν ἀεί ἴσχει καὶ τὸ ὂν τὸ ἕν. Man vergleiche auch weiter unten 144 E οὔτε γὰρ τὸ ὂν τοῦ ἑνός ἀπολείπεται οὔτε τὸ ἓν τοῦ ὄντος; und so überall wo solche Begriffe wie ἀπολείπεσθαι, ἀποστατεῖν vorkommen, da hingegen eine Berufung auf das Vorhergehende: οὐκοῦν καὶ ἡ οὐσία τοῦ ἑνὸς εἴη ἄν κτέ. nicht statthaft ist. Nach jener Stelle möchte man sehr geneigt seyn, auch in unserer das εἶναι noch mit dem μόριον zu entfernen; und es wäre wahrhaft ärgerlich, daß nicht dieses, sondern das unmittelbar vor demselben stehende ὄντος in allen Handschriften Bekkers fehlt, wenn nicht die Ausweisung des ὄντος ganz eben die Dienste leistete, so daß es wirklich zu verwundern, wie keiner von den Herausgebern darauf gekommen; besonders da etwaige Bedenklichkeiten wegen des wechselnden Ausdrucks, die sich schon aus inneren Gründen heben ließen, durch eine ganz hieher gehörige Stelle, wenige Zeilen vorher: ἆρα οὐκ ἀνάγκη τὸ μὲν ὅλον ἓν ὂν εἶναι αὐτό, τούτου δὲ γίγνεσθαι μόρια τό τε ἓν καὶ τὸ εἶναι — vollkommen beseitigt werden. So wäre also zu lesen: ἆρα ἀπολείπεσθον ἢ τὸ ἓν τοῦ εἶναι ἢ τὸ ὂν τοῦ ἑνός; und die Uebersetzung, welche wir oben nach dieser Anordnung des Textes gegeben haben, glauben wir, wird sich selbst am besten rechtfertigen. Noch ist zu erwähnen der Versuch Stallbaums, das seit Heindorf und Schleiermacher ausgeschlossene μόριον zu retten; die meisten und besten Hdschr. haben nämlich an der zweyten Stelle den Genitiv μορίου und auch an den ersten zwey, obgleich mit Correcturen. Hr. St. will es beydemale hergestellt haben, und erklärt es dann als Apposition zu ὄντος und ἑνός, was dem ganzen Zusammenhange sehr entspreche. Wenn es auch auf den ersten Blick als die einzige Weise, das Wort zu retten, erscheint, so halten wir doch den Begriff für unstatthaft hier. Denn es soll ja nicht gesagt werden, daß der Theil an dem Theile als Theil (wie es Hr. St. erklärt: ὡς μορίου) festhält, sondern vielmehr, daß jeder Theil an dem Begriffe des andern Antheil hat, daß also das Eins als Theil auch seyend ist, und das Seyende Eins ist; und so fort ins Unendliche. Es gehört diese Stelle eben zu den mehreren im Parmenides, wo aus frühem Verderbniß ein sinnstörender Fehler auch in die besten Hdschr. eingedrungen ist und Verwirrung angerichtet hat.

Von diesem Gesichtspunkte scheinen die Herausgeber auch eine andere Stelle beurtheilt zu haben, 149 B. καὶ οὕτω δὴ ἀεὶ ἑνὸς προσγιγνομένου μία καὶ ἄψις προσγίγνεται, καὶ συμβαίνει τὰς ἄψεις τοῦ πλήθους τὸν ἀριθμὸν μιᾷ ἐλάττους εἶναι, wie sie, nach Bekkers Vorgang die auch von Schleiermacher gebilligte Conjectur Heindorfs aufnehmend, schreiben, während die Handschriften insgesammt τῶν ἀριθμῶν bieten. Wir glauben, daß diesen hier Unrecht geschehe. Es ist davon die Rede, ob das Eins sich selbst und das Andere berühre. Zwey Gegenstände geben eine Berührung, drey zwey, so daß die Zahl der Gegenstände die Berührungen immer um eins über-

steigt. Diesen Gedanken enthält der obige Satz. Man sieht, daß entweder der Ausdruck πλῆθος oder ἀριθμός die Dinge bezeichnet, welche die Berührungen geben. Heindorf scheint nun ersteres dafür zu nehmen, wodurch freylich die Aenderung in τὸν ἀριθμὸν als Acc. adverbialis, wie im Folgenden, ὅσα ἄρα ἐστὶ τὰ ὄντα τὸν ἀριθμόν - nöthig wird. Allein πλῆθος kommt nie wieder so vor, da hingegen wiederholt ἀριθμός, wie z. B. im nächsten Satze: καὶ ὁ ἔπειτα ἀριθμὸς πᾶς und gleich darauf: ἓν τε τῷ ἀριθμῷ προσγίγνεται καὶ μία ἅψις ταῖς ἅψεσιν. Dann würde πλῆθος die Größe der Zahl bedeuten, und auch der Pluralis τῶν ἀριθμῶν hat nichts Anstößiges, da ja das jedesmalige Verhältniß bezeichnet wird, entsprechend dem im folgenden gebrauchten Ausdrucke: ὁ ἔπειτα ἀριθμὸς πᾶς. Hr. Stallbaum nimmt auch die Lesart der Handschriften in Schutz, aber wir bekennen, seine Erklärung nicht zu verstehen, indem er so verbinden will: καὶ συμβαίνει τὰς ἅψεις μιᾷ ἐλάττους εἶναι τῶν ἀριθμῶν τοῦ πλήθους, ohne daß noch irgend ein weiteres Wort zur Erläuterung beygefügt wäre.

Mit diesen wenigen Bemerkungen mag es genug seyn, die, wenn sie auch nicht überall eine Zustimmung aussprechen, dennoch das allgemeine Urtheil nicht im mindesten beschränken sollen und können, daß, wem es um einen möglichst berichtigten Text der Platonischen Schriften zu thun, die Züricher Ausgabe vor andern zu empfehlen ist.

Dr. Cron.

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Dr. Z. Frankel, Historisch kritische Studien zu der Septuaginta. Nebst Beyträgen zu den Targumim. Bd. I. Abth. 1. Leipzig 1841.

H. Fox Talbot, The antiquity of the book of Genesis illustrated by some new arguments. London 1839.

Ed. Reuß, Die Geschichte der heiligen Schriften Neuen Testaments. Halle 1842.

Ernst Bertheau, Zur Geschichte der Israeliten. Göttingen 1842.

Heinrich Ewald, Die Propheten des alten Bundes. Th. 1. 2. Stuttgart 1841.

Samuel Taylor Coleridge, Confessions of an enquiring spirit. Edited from the author's Manuscript by Henry Nelson Coleridge. London 1840.

André Archinard, La chronologie sacrée basée sur les decouvertes de Champollion. Paris 1841.

Ullmann, Die Sündlosigkeit Jesu. Eine apologetische Betrachtung. Hamburg 1842.

Dr. J. P. Mynster, Betrachtungen über die christlichen Glaubenslehren. Hamburg 1840.

P. J. Carle, Du dogme catholique sur l'enfer. Paris 1842.

Cacheux, Essai sur la philosophie du Christianisme, considerée dans ses rapports avec la philosophie moderne. Vol. 1. 2. Paris 1841.

K. Ph. Fischer, Die speculative Dogmatik von Strauß. Bd. 1. Tübingen 1841.

A. P. Perceval, An apology for the doctrine of apostolical succession, with an appendix on the Englisch ordres. London 1841.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. November.

Nro. 223. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

ΦΙΛΟΣΤΡΑΤΟΥ ΕΠΙΣΤΟΛΑΙ. Philostrati epistolae quas ad codices recensuit et notis Olearii suisque instruxit Jo. Fr. Boissonade. Parisiis et Lipsiae, apud Brockhaus et Avenarius (!). MDCCCXLII. XX. 221.

Während die Didot'schen Pressen in Paris die ganze griechische Literatur in neuen mitunter vortheilhaft revidirten Abdrücken wiedergeben, von welchen wir bis jetzt noch keinen Band der Sammlung von einem französischen Gelehrten bearbeitet finden, überall lesen wir nur deutsche Namen, erscheinen die Arbeiten Boissonade's, der vor allen unter seinen Landsleuten sowohl durch umfassende Kenntnisse als durch kritische Sorgfalt befähigt wäre, bey jenem Unternehmen thätig mitzuwirken, in Deutschland; so sein Psellus in Nürnberg, die oben angeführten Briefe des Philostratus in Leipzig. Boissonade hat eine eigene Richtung genommen; nicht den vorzüglichsten Werken des Alterthums wendet er seinen Fleiß zu, sondern den unbedeutendsten Schriften, für welche sonst Niemand leicht Zeit und Mühe verlieren möchte. Auch liegt ihm oft weniger an diesen selbst, als daran, die Gelegenheit benutzen zu können, eine Menge Bemerkungen und Verbesserungen theils aus den reichhaltigen Schätzen der Pariser Bibliothek, theils aus eigenen Mitteln zu den verschiedensten Autoren niederzulegen, und seine Commentare zu einer Vorrathskammer zu machen, in welcher Alles zu finden ist, was man nicht sucht und nicht erwartet. Daß dieses Verfahren, das auch in Deutschland eine Zeit lang Eingang gefunden hat, nicht zum Ziele führe und derselbe Zweck weit besser nach Sitte der alten Philologen durch besondere Adversaria, Variae lectiones u. dgl., in welchen alles geordnet und in richtiger Folge gegeben werden kann, erreicht werde, bedarf keiner Erinnerung, aber es wäre vergebens, darüber mit dem Herausgeber zu rechten, da er selbst seinen Fehler erkennt und aufrichtig genug gesteht: S. XIX. nam hic meus est mos, verbis auctoris ad digressiones uti et abuti quoque. Vitium quidem est, fatebor enim; sed ferendum quadam tenus in auctoribus plerumque malis etiam pessimis, quos edendos mihi sumsi. Atque in ea sum opinione, sic me posse bibliopolarum rebus consulere. Nam qui auctorem spernit ipsum nec in manus sumere dignabitur, aegre tamen eius editione carebit homo criticus et philologus, in cuius commentario ad aliorum illustrationem et emendationem frequenter excurritur. Solche Ausläufe fehlen daher auch nicht in diesem Commentare; der Text umfaßt nur 40 Seiten, den übrigen Raum füllen außer Olearius' Noten, welche sich strenge an die Sache halten, aber oft nicht genügen, die Varianten von 7 Hand-

ſchriften und Verbeſſerungen zu Choricius, Eumathius, Planudes, Pſellus und anderem unerquicklichen, was die ſpätere griechiſche Literatur je aufzuweiſen hat. Hier iſt der Herausgeber auf ſeinem Felde, er weiß die Nachbildungen genau anzugeben und aus dem Originale zu berichtigen (wie denn ſeine Gelehrſamkeit und Beleſenheit vorzüglich zu nennen iſt); was ſparſam für die Schriften beſſerer Zeiten geboten wird, iſt ſelten anſprechend. Manchmal leſen wir auch ſonſt ſprachlich Intereſſantes z. B. 135 Millinus se dixit Eleutherophilum, male; qui sequi debuit Bentleium Phileleutherum. Plurimos alethophilos, bibliophilos et botanophilos vel anthophilos cum palaeophilis et archaeophilis et oenophilis, Tacitophilos quoque cum *Διωνοφίλοις* et Sinophilos cum Chinophilis plorare iubeo. Voltarius Burgelatum male vocavit hippophilum, ut male Philippus Melanchthon in Hippophilum Melangaeum mutatus fuit.

Zur Bearbeitung dieſer Briefe, welche das Unbedeutendſte des Philoſtratus ſind, hatte Boiſſonade ſich als Herausgeber der Heroica ein Recht erworben; außerdem mochten dieſe Spiele des Witzes den Franzoſen beſonders anziehen, wie ſie aus demſelben Grunde wiederholt einen franzöſiſchen Ueberſetzer gefunden haben. Was uns vorzüglich bemerkenswerth ſcheint, iſt die Achtung, die der franzöſiſche Gelehrte einem Deutſchen, der ältere einem jüngern zollt. Boiſſonade beabſichtigte anfangs eine neue Ausgabe ſeiner Heroica; ſtand aber aus dem hier beygefügten Grunde ab: sed dum quaeritur typographus, dum alius et alius me a proposito labor avocat, rumor spargitur integris Philostratorum reliquiis sospitatorem exoriri Kayserum, a quo editae exstant praeclarum specimen Sophistarum vitae. Quem rumorem non falsum esse quum ab ipso viro doctissimo rescivissem, et intelligerem illi omnes esse in promtu codicum omnium lectiones summa cum diligentia et sumtibus non mediocribus undique conquaeritas (!), melioribus eius curis ac praestantiori doctrinae Heroica reliqui; und im folgenden S. XX: Si qui plura desiderabunt de cuiusque aetate materia continentia (!) origine, exspectent Kayseri praefationes, viri d. a quo nihil omittetur mentione dignum, et omnia melius atque dilucidius tradentur quam ego facere valerem, qui ab eo cum doctrinae amplitudine tum diligentia et accurata industria superari me confiteor. Dieſe Anerkennung gereicht dem Beurtheilenden zu nicht geringerem Lobe, als ſie für den Beurtheilten iſt und wir glauben nach der Anſicht der erſten Bogen der Geſammtausgabe des Philoſtratus die Verſicherung ausſprechen zu dürfen, daß dieſe neue Bearbeitung von Herrn Profeſſor Kayſer, die dem philologiſchen Publikum nur höchſt willkommen ſeyn kann, alle Erwartungen mehr als befriedigen werde. Ihm wollen wir auch die Berichtigung alles deſſen, was Boiſſonade in der Recenſion dieſer Briefe entgangen iſt, überlaſſen.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Schluß.)

J. v. Görres, Kirche und Staat nach Ablauf der Kölner Irrung. Weißenburg 1842.

M. Capes, An inquiry into the use of church authority, tradition and private judgment in the investigation of revealed truth. London 1838.

Vanbrugh Livingstone, Remarks on the Oxford Theology in connection with its bearing upon the law of nature and the doctrine of justification by faith. New York 1841.

K. U. Kahnis, Die moderne Wiſſenſchaft des Dr. Strauß und der Glaube unſerer Kirche. Berlin 1842.

Ant. Rosmini-Serbati, Risposta al finto Eusebio Cristiano. Milano 1841.

Lamennais réfuté par lui même à l'occasion de son ouvrage intitulé: Esquisse d'une philosophie. Paris 1841.

Dr. K. G. Bretſchneider, Ueber die Grundprincipien der evangeliſchen Theologie. Altenburg 1832.

Joh. Wycliffe, The last age of the church. Now first printed from a manuscript in the university library Dublin. Edited by J. H. Todd. Dublin 1840.

Rom und die deutſche Wiſſenſchaft. Berlin 1840.

C. U. Wildenhahn, Philipp Jakob Spener. Eine Geſchichte vergangener Zeit für die unſere. Th. 1. 2. Leipzig 1842.

Ad. Helfferich, Die chriſtliche Myſtik in ihrer Entwicklung und in ihren Denkmalen. Th. 1. 2. Gotha 1842.

Cartas pastorales de Joseph Antonio de S. Alberto, arzobispo de la Plata. Madrid 1793. 4.

The works of the right reverend Beilby Porteus, late bishop of London by Rob. Hodgson. Vol. 1 — 6. London 1811.

G. P. Philomneste, Predicatoriana ou Revélationes singulières et amüsantes sur les Predicateurs. Dyon 1841.

Dr. Fr. Lücke, Miſſionsſtudien oder Beyträge zur Miſſionswiſſenſchaft. Göttingen 1841.

Th. Chalmers, Reden über chriſtliche Offenbarung in Beziehung auf die neuere Aſtronomie. Rinteln 1841.

Dr. Fr. C. K. Schuberth, Der Ritus der anglikaniſchen Kirche. Berlin 1842.

Fr. Hurter, Geſchichte Papſt Innocenz des Dritten und ſeiner Zeitgenoſſen. Bd. 4. Hamburg 1842.

Mondejar, Dissertaciones ecclesiasticas por el honor de los antiguos Tutelares, contra las ficciones modernas, añadidas y illustradas por Domingos Duarte. Vol. 1. 2. Lisboa 1747. f.

Rich. Murray, Outlines of the history of the catholic church in Ireland. London 1840.

S. R. Maitland, Six letters on Fox's Acts and monuments. London 1837.

— —, Remarks on the R. Cattley's defence of his edition of Fox's Martyrology. London 1842.

A. D. Thierry, Histoire de la ville de Toul et de ses Evêques. Vol. 1. 2. Paris 1841.

Alph. Pepin, Etat du catholicisme en France 1830 — 1840. Paris 1841.

Die neueſten Zuſtände der katholiſchen Kirche beyder Ritus in Polen und Rußland ſeit Katharina II. bis auf unſere Tage. Augsburg 1841.

G. Caſſander, Das Zeitalter Hildebrands (Gregors VII.) für und gegen ihn. Aus zeitgleichen Quellen. Darmſtadt 1842.

Abbé L. Maimbourg, Geſchichte des Abfalls der griechiſchen von der lateiniſchen Kirche. Von deſſen Anfange bis zur Eroberung Conſtantinopels durch die Türken. Aachen 1841.

Franc. Bouvet, Du catholicisme, du protestantisme et de la philosophie en France. En réponse à M. Guizot. Paris 1840.

J. W. Bowden, The life and Pontificate of Gregory VII. Vol. 1. 2. London 1840.

Dr. C. F. Nebenius, Die katholiſchen Zuſtände in Baden mit ſteter Rückſicht auf die im Jahre 1841 zu Regensburg erſchienene Schrift unter gleichem Titel. Carlsruhe 1842.

Darlegung der im vorigen Jahrhundert wegen Einführung der engliſchen Kirchenverfaſſung in Preußen gepflogenen Unterhandlungen. Leipzig 1842.

Benjamin Hanbury, Historical memorial relating to the Independents or Congregationalists, from their rise to the restoration of the monarchy A. D. MDCLX. Vol. 1. 2. London 1839 — 1841.

Saint-Beuve, Port-Royal. Part. II. Paris 1842.

Franc. Michel, Chronique des Abbés de Saint-

Ouen de Rouen, publiée pour la première fois d'après un Manuscrit du XIV. siècle. Rouen 1840.

Fr. Pedr. Jos. Parras, Gobierno de los regulares de la América. Vol. 1. 2. Madrid 1783. 4.

M. P. Lorain, Essai historique sur l'Abbaye de Cluny. Dijon 1839. 8.

C. G. Bretschneider, Corpus Reformatorum. Vol. 9. Hal. Sax. 1842.

Dr. C. Ullmann, Die Reformatoren vor der Reformation, vornehmlich in Deutschland und den Niederlanden. Bd. 2. Hamburg 1842.

P. Wieselgren, Hwilken ar Sweriges Religion? Stockholm 1827.

Dr. Ign. Joh. Hanusch, Die Wissenschaft des Slawischen Mythus im weitesten Sinne. Lemberg 1842.

Dr. J. G. Scheibel, Archiv für historische Entwickelung und neueste Geschichte der lutherischen Kirche. Heft. 1. 2. Nürnberg 1841.

Coquerel, Histoire des églises du désert chez les Protestants de France depuis la fin du regne de Louis XIV. jusqu'à la revolution française. Vol. 1. 2. Paris 1841.

K. Chr. L. Franke, Geschichte der Hallischen Reformation mit steter Berücksichtigung der allgemeinen deutschen Reformationsgeschichte. Halle 1841.

Dr. A. G. Rudelbach, Historisch-kritische Einleitung in die Augsburgische Confession. Dresden 1841.

Annals of the general Assembly of the church of Scotland from the origin of the relief in 1752 to the rejection of the overture on schism in 1766. Edinb. 1840.

L. v. Bornstedt, Der heilige Ludgerus, erster Bischof von Münster und die Bekehrungsgeschichte der Friesen und Westphalen. Münster 1842.

Sebastian de Portillo y Aguilar, Chronica espiritual Augustiniana. Vol. 1 — 4. Madrid 1731. fol.

Francisco de S. Joseph, Historia universal de la primitiva y milagrosa imagen de N. S. de Guadelupe, fundacion y grandezas de su santa casa y algunos de los milagros. Madrid 1743. fol.

Emil Chavin de Malan, Histoire de St. François d'Assise (1182 — 1226). Paris 1841.

James Beaven, An account of the life and writings of St Irenaeus, Bishop of Lyons and Martyr. London 1841.

Coustituciones synodales del obispado de Jaen, hechas y ordenadas por D. Balth. de Moscoso y Sandoval, Cardenal y obispo de Jaen. Baeça 1626. f.

Jos. Cardinal de Aguirre, Collectio maxima Conciliorum Hispaniae epistolarumque decretalium celebriorum. Matriti 1784. f.

Constituciones synodales hechas y promulgadas en la synodo diocesana que se celebro en la ciudad y obispado de Cuenca. Cuenca 1626. f.

Fr. Ant. Lorenzana, Concilios provinciales, primero y segundo, celebrados en Mexico, presidiendo Alonso de Montufar en los años de 1555 y 1565. Mexico 1769. f.

And. Advocat. Barbèri, Magnum bullarium romanum summorum Pontificum Clementis XIII., Clementis XIV., Pii VI. et VII., Leonis XII. et Pii VIII. Fasc. 69 — 72. Roma 1841. f.

Tomm. Mich. Vinc. Salzano, Lezioni di diritto canonico publico e privato. Vol. 1 — 4. Napoli 1840.

Dominic. Cavallarii, Institutiones juris Canonici. T. 1. 2. Valentiae 1834.

Dr. Lud. Gitzler, Handbuch des gemeinen und preußischen Kirchen- und Eherechts der Katholiken und Evangelischen. Th. 1. 2. Breslau 1841.

Jul. Laur. Selvagius, Institutionum Canonicarum libri tres. Vol. 1 — 3. Neap. 1839.

James Beaven, The doctrine of holy scripture and of the primitive church on the subject of religions celibacy. Lond. 1841.

Compendium der kerkelycke Wetten van Vriesland. Leewarden 1771.

Kerkelijke wetten van Friesland, en kerken-ordeningen der Nederlandsche gereformeerde kerken. Leeuwarden 1771.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 20.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. November.

Nro. 224. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. August 1842.

1. Herr Conservator Steinheil erstattet der Klasse Bericht über seine Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß vom 8ten July, welche er im botanischen Garten zu Wien an einem Frauenhoferschen Achromaten von 5″ Oeffnung, mit einem Borchronometer von Molyneux und einem Pointeur von Breguet zugleich, anzustellen Gelegenheit hatte.

Der Breguet'sche Pointeur ergab die 4 Momente der Ränderberührungen

1842 July 7	17^h	51′	10.″ 1	Anfang der Finsterniß.
	18	48	45. 7	Anf. d. tot. Finsterniß.
	18	50	48. 4	Ende d. tot. Finsterniß.
	19	53	19. 0	Ende d. Finsterniß.

Außerdem konnte er die Zeiten des Molyneux, an welchem laut gezählt wurde, notiren und es ergab sich

Molyneux	6^h	3′	20.″ 0	}	I.
	7	0	54. 0		
	7	2	56. 0		
	8	5	26. 0		

Der Pointeur ward vor und nach der Beobachtung mit Molyneux verglichen. Es fand sich

17^h	46	Pointeur	+	12′	10.″ 8	= Molyn.
20	5	Pointeur	+	12	6. 4	= Molyn.

Hiemit findet man durch Interpolation die Momente des Pointeur ausgedrückt in Zeiten von Molyneux

Pointeur	18^h	3′	20.″ 2	}	II.
	19	0	54. 12		
	19	2	55. 76		
	20	5	25. 40		

und aus I. und II. d. h. im Mittel der Beobachtungen am Pointeur und am Molyneux:

Mittel	18	3	20. 1
	19	0	54. 06
	19	2	55. 8
	20	5	25. 7

Da nun 20^h 32′ Molyneux — 11′ 32.″ 0 = mittl. Zeit der Wiener Sternwarte war und Molyn. genau mittlere Zeit gieng, so finden sich diese Momente ausgedrückt in mittlerer Zeit der Wiener Sternwarte

July 7	17^h	51′	48.″ 10	
	18	49′	22. 06	
	18	51	23. 80	
	19	53	53. 70	

welche Zeiten noch einer nicht genau ermittelten Correction wegen des Abstandes des Beobachtungsortes von der W. Sternwarte bedürfen, die Prof. v. Littrow zu liefern versprach.

So weit die astronomische Beobachtung dieses Phänomenes, welche nicht alle Aufmerksamkeit auf

die physischen Umstände zu verwenden gestattete. Man bemerkte in letzter Beziehung jedoch sehr interessante Erscheinungen. Während der Lichtabnahme vermißte man die farbige Beleuchtung, die jeden Sonnenauf- und Untergang charakterisirt. Die Gegend erschien recht eigentlich in grauem Lichte. Mit der Annäherung des Momentes der totalen Verfinsterung war die Lichtabnahme überraschend schnell, mit ihrem Eintritt so bedeutend, daß die Angaben des Chronometer nicht mehr erkannt werden konnten. Dabey erschien für das freye Auge die Mondfläche vom Erdlichte etwas heller erleuchtet als der Hintergrund. Doch sah man keine Sterne — vielleicht weil sich dünne Streifwolken (die jedoch ganz durchsichtig waren) über den ganzen Himmel zogen, vielleicht weil das Auge von der kurz vorhergehenden Helle noch geblendet war. Gegen Norden hin erschien am Horizont das Himmelsgewölbe etwas heller. Wahrscheinlich weil in dieser Richtung die nächste Gränze der totalen Verfinsterung lag. — Als die Sonne ganz vom Monde gedeckt war, erschien ein hellerer concentrischer Lichtkreis, etwa $\frac{1}{4}$ Monddurchmesser breit um diesen. Seine Färbung änderte während der totalen Finsterniß. Erst war der Ring lichtblau, dann violet, dann rosa, und verschwand mit dem Wiederhervortreten des ersten Sonnenblickes. Ein sehr überraschendes Phänomen zeigte sich in diesem Lichtkreise durch Fernröhre ohne Sonnenglas betrachtet. Es erschienen nämlich an drey Stellen des Mondrandes hell leuchtende Zacken, Gebirgsspitzen ähnlich geformt, aber unter einem wohl 20mal größern Gesichtswinkel als die Mondsberge selbst. Jede Muthmassung über ihren Ursprung wäre voreilig. Doch können sie nicht von Streifwolken, die sich vor die Mondfläche projicirten, herrühren, da eben diese Erscheinung in Mailand und Padua beobachtet wurde. Eine speciellere Beschreibung dieses Phänomenes haben wir vom Conferenzrathe Schuhmacher zu erwarten, welcher die Erscheinung während ihrer Dauer einzeichnete. Die Temperaturabnahme betrug etwas über 2° R. Prof. Endlicher wird Näheres aus seinen Beobachtungen darüber mittheilen. Auffallend war die scharfe Begrenzung der ganz schmal auslaufenden Sonnenphasen. Keine Beugung an der Mondgrenze war bemerklich. Die Lichtlinie löste sich gleichzeitig an mehreren

Stellen, wo Mondberge die äußerste Lichtgränze erreichten, während durch die Thäler noch Sonnenrand sichtbar blieb. Beym Wiederhervortreten der Sonne gieng ein purpurrother Saum dem ersten wirklichen Sonnenblicke einige Secunden voraus.

Was die Einwirkung auf die Thierwelt betrifft, war nur Gelegenheit zu bemerken, daß die Schwalben, die noch ganz munter in den Lüften kreisten, als die Sonne $\frac{2}{3}$ verfinstert war, sich später nicht mehr zeigten, und erst wiederkehrten, als schon etwa $\frac{1}{3}$ der Sonne sichtbar war. Eine Schafheerde, welche vom bot. Garten aus gesehen werden konnte, stellte sich mit eintretender Dunkelheit mit den Köpfen im Kreise zusammen. Auch der Eindruck auf die beschauenden Menschenmassen scheint bemerkenswerth. Denn es herrschte eine feyerliche Stille während der totalen Verfinsterung und erst mit dem wiederkehrenden ersten Sonnenblick belebten sich die zusammengetretenen Menschengruppen wieder im Gespräch.

Ferner berichtete er über die Moserschen Entdeckungen, dessen Experimente er wiederholt und welche die Daguerre'schen Lichtbilder auf eine allgemeine Naturerscheinung zurückführen. Er glaubt, diesen auch in physiologischer Hinsicht höchst interessanten Gegenstand der Aufmerksamkeit der Classe besonders anempfehlen zu dürfen.

---

2. Herr Professor v. Kobell legte der Klasse drey neue Blätter galvanographischer Abdrücke vor, nach Bildern, welche von August Schleich und Egid v. Kobell gemalt worden waren, und eben so eine gegen $2\frac{1}{2}$ Schuh im Geviert haltende galvanische Copie einer gestochenen Platte, nach seiner Anleitung von Herrn Minsinger gefertigt.

Herr v. Kobell bemerkt, daß mittelst der von ihm gegebenen Versilberung, als Sicherungsmittel gegen das Verwachsen, Herr Minsinger be-

reits viele, zum Theil sehr kostbare Platten auf das vollkommenste copirt habe und daß nun diese Kunst als in München praktisch eingeführt und geübt angesehen werden könne.

Ferner übergab derselbe eine der k. Akademie bestimmte Schrift „System der Krystalle von Frankenheim, Professor in Breslau“ im Namen des Herrn Verfassers.

---

3. Herr Professor Erdl hält Vorträge:

A. Ueber Aufbewahrung der Hühnerembryonen aus den frühesten Stadien.

Es war bisher immer ein großer Jammer der Physiologen, daß die frühesten Stadien der Entwicklung des Hühnchens so schnell zu Grunde gehen und man sie eigentlich nur zu einer einmaligen Beobachtung brauchen könne; selbst bey Vorträgen erschwerte dieser Umstand das Deutlichwerden der einzelnen Stadien, weil man bey Brutversuchen doch selten eine so ansehnliche Reihe verschiedener Stadien mit ihren Uebergängen gewinnt, daß dadurch Der, welcher sich in den Gegenstand einstudiren will, sogleich einen klaren Ueberblick über die Genesis der Embryonalhäute, über die Veränderungen in der Leibesform überhaupt und der einzelnen Organe insbesondere sich verschaffen könnte. Man versuchte oftmals die Aufbewahrung der frühesten Embryonen mit ihrer Keimhaut in Weingeist; allein sie waren nie wieder zu brauchen, weil sich alle Gebilde zu sehr zusammen zogen, die feineren Theile unkenntlich wurden, die Keimhaut sich zusammenrollte und faltete und, wollte man sie wieder ausbreiten, brach und mit ihr der Embryo in Stücke gieng. Da Ref. erst im verflossenen Frühjahre bey seinen Vorlesungen über Entwicklungsgeschichte wieder fühlte, wie nöthig es sey, eine große Reihe von Stadien dem Zuhörer zugleich vor Augen zu stellen, weil der Anfänger meistens noch ohne eine Ahnung davon ist, daß der thierische Leib mit seinen Organen eine so große Reihe von Formen durchlaufen müsse, bis

er seine ihm eigenthümliche Gestalt erreiche — und der bloße Vortrag mit dem Vorzeigen einzelner Stadien nicht ausreichen will, die complicirten Erscheinungen ihm klar zu machen, die er nur dann begreift, wenn er die allmähligen Uebergänge neben einander mit Augen sieht, diese aber bis jetzt noch in keinem Werke in guten Abbildungen neben einander gestellt existiren, versuchte Ref. verschiedene Weisen, diese zarten Gebilde möglichst vollständig, in jeder Beziehung und zu jeder Zeit zum Unterricht völlig brauchbar aufzubewahren, was denn auch, wie vorliegende Präparate beweisen, so gelungen ist, daß für aufbewahrte Präparate kaum mehr etwas zu wünschen übrig bleibt.

Die Art und Weise, wie diese Präparate aufbewahrt wurden, ist ganz einfach. Das bebrütete Ey wird wie gewöhnlich geöffnet, die Kalkschaale unter warmem Salzwasser in zwey Hälften auseinander gebrochen, um Dotter und Eyweiß in das Wasser herausrollen zu lassen. Dann wird die Dotterhaut in einiger Enfernung vom äußeren Rande der Keimhaut ringsherum durchgeschnitten, mit zwey Pincetten gefaßt, über die Dottermasse abgezogen und so lange im Wasser hin und her geschwenkt, bis von ihrer inneren Oberfläche die Keimhaut mit dem Embryo sich löst und frey im Wasser schwimmt. Allenfalls noch anhängende Dottermasse kann leicht durch einen dünnen Wasserstrahl aus einem kleinen Stechheber entfernt werden. Die Keimhaut wird mit einem klaren Glastäfelchen, das als Objektträger für das Mikroskop dienen kann, aufgefangen, jedoch immer mit gehöriger Sorgfalt, damit die Keimhaut keine Falten bilde und sich vollkommen ausgebreitet auf das Glastäfelchen hinlege. So wird sie nun aus dem Wasser genommen, was jedoch mit sehr großer Vorsicht geschehen muß, weil das beym Herausnehmen über Glastäfelchen und Keimhaut ablaufende Wasser gar leicht, besonders, wenn das Glastäfelchen nicht ganz horinzontal, sondern etwas geneigt gehalten wird, die Keimhaut hinunter schwemmt, oder doch in Falten zusammen schiebt. Ist das Präparat aus dem Wasser genommen, so wird das auf dem von der Keimhaut nicht bedeckten Theile des Glastäfelchens noch vorhandene Wasser vorsichtig mit feinem

Löschpapier entfernt und das Ganze an der Luft liegen gelassen. Hier verdunstet mit dem Verlaufe einiger Zeit das Wasser, das noch auf und in der Keimhaut ist, zuerst an den Rändern dieser, dann von da aus gegen den Embryo hin und der Rand der Keimhaut beginnt zu trocknen, indem er sich zugleich fest auf das Glas hinklebt. Anderthalb bis zwey Stunden reichen bey mäßiger Temperatur und gelindem Luftzuge hin, um einen hinreichend großen Theil der Peripherie der Keimhaut an das Glas antrocknen zu machen. Bey den frühesten Stadien, vom ersten und zweyten Tage der Bebrütung, droht aber in dieser Zeit auch die Anlage des Embryoleibes auszutrocknen, was man dadurch leicht verhindern kann, daß man von Zeit zu Zeit mit einem feinem Stäbchen Wasser auf ihn bringt, — jedoch nur in so kleiner Quantität, daß es beym Auseinanderfließen nicht bis zu dem Auftrocknen sollenden Rand der Keimhaut gelangt.

Ist der Rand der Keimhaut fest angeklebt, so bringt man das Glastäfelchen mit dem darauf befindlichen Präparate in alten Weingeist, der schon lange Zeit zur Aufbewahrung anatomischer Präparate gedient, seine Schärfe verloren hat und mit Stoffen, die er aus den Präparaten löste, geschwängert ist. Hier bleibt es vierundzwanzig bis sechsunddreyßig Stunden liegen, und wird dann in das zur Aufbewahrung bestimmte Glas mit klarem, gutem Weingeiste gebracht.

Im schlechten und guten Weingeiste löst sich die Keimhaut nie wieder vom Glastäfelchen los; sie bleibt so vollkommen ausgebreitet, wie sie gleich anfänglich beym Herausnehmen aus dem Wasser war und fest anklebend. Der gute Weingeist bringt einige Veränderungen im Präparate hervor, die aber gering und eigentlich nicht ungünstig sind: Rückenplatten und Wirbelplättchen werden weißlich, trüb, auch der Gefäßstoff der Keimhaut trübt sich und wird weißlich, der Fruchthof wird etwas neblich, bleibt aber durchsichtig. Herz und Gefässe im Embryo und in der Keimhaut, Hirnabtheilungen, Aug- und Gehörbläschen, Kiemenspalten, Mesenterialplatten, in den frühesten Stadien die Chorda dorsalis, die Kämme der Rückenplatten, die Wirbelplättchen, später das Amnion, die sich bildende Allantois, ihr Eindringen zwischen Amnion und seröses Blatt, kurz alle, auch die feinsten und jüngsten Gebilde bleiben auf das Klarste erkennbar.

Will man Embryonen mit ihren Häuten aus späteren Stadien, vom 4. — 5. Tage der Brütung an, gut und völlig erhalten aufbewahren, so muß die Allantois und das Amnion, welche vorher unter Wasser von einander und von der Keimhaut behutsam bis zu der Stelle, wo sie mit dem Leibe des Embryo in Verbindung treten, abgelöst wurden, sogleich, wenn man das Präparat in den alten Weingeist bringt, geöffnet und dafür gesorgt werden, daß ihre Flüssigkeiten sich entfernen, und statt ihrer Weingeist die Blasen wieder ganz anfülle. Zu diesem Zwecke macht man an zwey gegenüber gelegenen Stellen des Amnion und der Allantois kleine Einschnitte, füllt einen fein sich zuspitzenden, gläsernen Stechheber mit dem alten Weingeiste, und jagt diesen durch Luftdruck, der vom Munde ausgeübt wird, bey der einen Oeffnung hinein; bey der andern Oeffnung strömt die natürliche Flüssigkeit aus und in kurzer Zeit ist Amnion und Allantois, ohne an Ausdehnung verloren zu haben, mit Weingeist gefüllt. Ein gläserner Stechheber muß deßwegen gewählt werden, damit man sieht, wenn der Weingeist in ihm zu Ende geht und man nicht etwa nach ihm Luft in die Häute einbläßt, welche sie sehr leicht zerreißt.

Embryonen mit ihren Eyhäuten aus der zweyten Hälfte des vierten Tages, oder doch vom fünften Tage an können nicht wohl mehr auf Glastäfelchen aufbewahrt werden. Die Eyhäute selber sind schon zu groß, die Keimhaut, welche schon großentheils oder ganz um den Dotter herumgewachsen ist, läßt sich nicht mehr in eine Ebene ausbreiten, ohne sich in viele Falten zu legen, wodurch das Bild an Deutlichkeit nicht minder, als an schönem Ansehen verlöre.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 21.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. November.
Nro. 225. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13.. August. 1842.

3. Herr Professor Erdl hält Vorträge:

A. Ueber Aufbewahrung der Hühnerembryonen aus den frühesten Stadien.

(Schluß.)

Man thut daher am Besten, erst unter Wasser Amnion, Allantois und Keimhaut bis zur natürlichen Gränze von einander zu sondern, den Sack der Keimhaut zu öffnen, mit dem Stechheber durch Eintreiben von Wasser den Dotter aus seiner Höhle zu entfernen, das ganze dann in einem tiefen Uhrglase aus dem Wasser zu nehmen, mit reinem Wasser alle noch vorhandenen, trübenden Dotterkugeln hinwegzuspühlen und das Präparat in alten Weingeist zu legen, wo, wie oben angegeben wurde, die Embryonalflüssigkeiten entfernt und mit Weingeist ersetzt werden. Bey späteren Stadien muß die Flüssigkeit in Amnion und Allantois, um Niederschläge zu vermeiden, schon während das Präparat noch im Salzwasser liegt, entfernt werden.

Das Präparat bleibt im alten Weingeiste wenigstens 36, besser 48 Stunden liegen, wird dann behutsam wieder in einem tiefen Uhrglase herausgenommen und in eine große, tiefe, mit gutem klarem Weingeiste gefüllte Schüßel gebracht, wo man sogleich die Eyhäute auseinander legt und von dem frischen Weingeiste durch Amnion und Allantois mittelst des Stechhebers jagt. Schon ehe man das Präparat in den guten Weingeist bringt, bereitet man sich ein Cylinderglas, in dem das Präparat aufgehoben werden soll und ein Brettchen von farb- und harzlosem Holze, das auf einer Seite mit wohl ausgewaschenem, am besten etwas abgetragenem schwarzem Tuche (Wollenzeug, Rocktuch u. dgl.) überzogen wird, welches man leicht mit Stecknadeln an den vier Enden auf das Brettchen befestiget. Das Brettchen soll so breit seyn, daß es mit genauer Noth und nur mit einiger Gewalt in das Glas hineingebracht werden kann, weil es sonst in die Höhe steigt, hin und her flottirt ꝛc. Das überzogene Brettchen wird in die Schüßel mit Weingeist gebracht, durch Auflegen von kleinen, schweren Gegenständen am obern und untern Ende auf den Boden der Schüßel niedergehalten und so am Aufsteigen an die Oberfläche des Weingeistes verhindert. Das Präparat bringt man nun auf die schwarze Unterlage, breitet die Eyhäute so aus, daß man ihre Form und ihren Zusammenhang deutlich sieht, steckt sie mit feinen Insectennadeln fest und zwickt diese mit einer Kneipzange so kurz als es zweckmäßig ist, ab. Ist dieß geschehen, so bringt man auch noch das zur Aufbewahrung bestimmte Glas in die Schüßel mit Weingeist, schiebt unter Weingeist das Brettchen mit dem Präparate hinein und nimmt nun das Ganze, dafür Sorge tragend, daß das Glas ganz mit Weingeist sich fülle, heraus.

Alle diese Manipulationen müssen unter Weingeist geschehen; denn wenn das Präparat an die

Luft gebracht wird, collabiren Amnion nnd Allantois und ihr natürliches Ansehen geht ganz und gar verloren. Dieß geschieht aber auch, wenn man nicht die Vorsicht gebraucht, sogleich, wenn das Präparat mit Weingeist in Berührung kömmt, Amnion und Allantois zu öffnen, um ihre natürlichen Flüssigkeiten auszutreiben und diese mit Weingeist zu ersetzen; das Amnion besonders schrumpft bey Umgehung dieser Vorsicht so zusammen, daß es sich enge an den Embryoleib anlegt, und nicht mehr sichtbar ist. Befolgt man aber genau die angegebenen Maaßregeln, so kann man sich die ganze Entwicklungsgeschichte des Hühnchens in allen Stadien in dauerhaften Präparaten verschaffen, die von höchst gefälligem Ansehen und sehr instructiv zugleich sind.

B. Ueber Wesen und Heilung der Caries des menschlichen Zahnes.

Die Nachweisung pflanzlicher Parasiten im thierischen Organismus ist wohl ausschließlich ein Eigenthum der neuesten Zeit, in welcher zugleich mit rascher Vermehrung der mikroskopischen Forscher, die sichs zur Aufgabe machten, die kleineren Formen der Organismen und die feinsten Strukturverhältnisse, besonders der animalischen Körper zu ergründen, auch die Gediegenheit der Beobachtungen, die Klarheit der Mittheilung derselben außerordentliche Zunahme zeigt. Wenn auch eines Theiles die reine Liebe für Wahrheit bey früheren Forschern, Leuwenhök, Swammerdam ꝛc. nicht zu verkennen ist und solche Männer, so lange die Welt steht, immer als groß dastehen und als Glanzpunkte gelten werden, von denen die Wissenschaft bis zu unseren Tagen weiter ausstrahlte, so kann doch nicht geläugnet werden, daß sowohl die Unvollkommenheit der Instrumente, deren sie sich zu ihren Untersuchungen bedienten, die Unvollkommenheit der Mittel zur Mittheilung die Quelle vieler Mängel wurde, als auch der damals noch viel beschränktere Gesichtskreis als Hemmschuh in jeder Beziehung ihre Schritte lähmte. Als aber die Zahl der Forscher und die Mittel sich mehrten, trat gar gerne Oberflächlichkeit und die Sucht Neues zu finden ein; man ließ sich verleiten, aus einzelnen flüchtigen Beobachtungen Theorien zu schmieden und entblödete sich nicht, viele, ihres naiven Aeußern wegen anziehende Fabeln, wie z. B. die von Trembley über Hydren, eine große Reihe von Jahren hindurch gläubig nachzubeten. Auch in unserem Jahrhundert zeigte sich mit dem Aufleben der Journale die Neuheitssucht und Liebe zu Unwahrheiten nicht minder deutlich, was leider die Widersprüche der Gelehrten auf jeder Seite dieser periodischen Schriften nur zu sehr beweisen. Desto erfreulicher aber müssen die Leistungen der jüngsten Jahre erscheinen, die offenbar das Gepräge der tieferen Gründlichkeit, der strengsten Wahrheitsliebe an sich tragen und wohl dadurch sich so gestalten, daß durch die vielseitige, fast in allen Ländern aufgestandene Controle jeder Einzelne sich zu größerer Vorsicht gemahnt sieht und wohl erkennt, daß er von dem, was er veröffentlichen will, jedes Wort genau erwägen müsse, sollte nicht ein großer Nachtheil daraus für seinen Namen entstehen. Zu diesen mehr persönlichen Gründen gesellte sich aber auch das Gefühl von der Wichtigkeit einer gründlichen Naturanschauung und von dem großen Einfluße, den sie vielfach auf das Leben übt. Damit soll aber keineswegs gesagt seyn, daß unsere Zeit nur Gutes, frühere Zeiten aber nur Schlechtes leisteten: die früheren haben sicherlich viel Brauchbares geliefert, aber das damals erzeugte Gute war sehr vereinzelt; später wurde es häufiger, aber das Schlechte nahm auch zu und verdeckte ersteres mit seiner gewaltigen Masse; in unseren Tagen fehlt es wohl auch an Schlechtem nicht, aber das Gute arbeitet sich allenthalben unter ihm hervor und gewinnt immer mehr das Uebergewicht. So wird nun auf der ernst betretenen Bahn mit festem Schritte vorwärts gegangen, alles, was dem Auge begegnet, von seinen verschiedenen Seiten aufgegriffen und überall ist das Bestreben nach Beobachtung nicht minder als nach Ergründung der Gegenstände erwacht. Dieser Richtung des Forschens verdanken wir auch die rasch sich erweiternde Kenntniß vom Parasitismus und zunächst die Kenntniß der Existenz pflanzlicher Schmarotzer im thierischen, und insbesondere auch im menschlichen Leibe.

Nachdem erst Bassi einen vegetabilischen Parasiten bey den Seidenwürmern nachgewiesen hatte, trat Schönlein mit der Untersuchung über die Pusteln des Prurigo hervor, und in kurzer Zeit wurden von Langenbeck, Hannover, Henle, Vogel hieher gehörige Beobachtungen bekannt gemacht, die an kranken Theilen von Menschen und Thieren angestellt wurden. In neuester Zeit haben auch J. Müller und Retzius vegetabilische Schmarotzer im Thierleibe nachgewiesen, und Ref. erlaubt sich, zu dieser neuen Lehre hier auch einen Beytrag zu liefern.

Schon im verflossenen Jahre machte Ref. in seiner Abhandlung über den Bau der Zähne (Abhandl. der mathemathematisch physikalischen Classe der k. Akad. d. W. Bd. III.) auf ein zartes Häutchen aufmerksam, welches am menschlichen Zahne den Schmelz überkleidet, epitheliumartig aussieht und durch Behandlung mit verdünnter Salzsäure leicht zur Untersuchung unter dem Mikroskope gewonnen werden kann. Bey genauerer Verfolgung dieses Gegenstandes ergab sich, daß an ganz gesunden, schönen Zähnen alter oder junger Individuen dieses Häutchen nicht existire, dagegen niemals fehle an Zähnen, welche ein krankhaftes Ansehen haben — bestehe diese nun bloß in Mißfärbigkeit, oder in beginnender oder schon entwickelter Caries. Dieser Umstand sprach schon deutlich genug dafür, daß das Häutchen kein integrirender Bestandtheil des normal beschaffenen Zahnes sey, sondern erst mit krankhafter Degeneration dieses auftrete. Sollte es aber, von dem nicht allgemeinen Vorkommen abgesehen, dennoch ein integrirender Bestandtheil seyn, so müßte es sich entweder als eine Fortsetzung des Epitheliums der Mundschleimhaut, oder als eine Fortsetzung der inneren Membran des Zahnsäckchens, in welchem der Zahn sich ursprünglich gebildet hatte, erweisen lassen; allein seine Struktur, die Form und Anordnung seiner Zellen weicht ganz und gar von den erwähnten Gebilden ab und kann daher mit diesen in keinen Zusammenhang gebracht werden. Ueberhaupt ist der Bau und die Entwicklung dieses Häutchens so beschaffen, daß es mit gar keinem der bis jetzt bekannt gewordenen mikroskopischen Bestandtheile des thierischen Leibes parallel zu stellen ist, aber ungemein viele Aehnlichkeit mit kryptogamischen Pflanzen der niederen Reihe zeigt, unter welche es auch wohl mit vollstem Rechte eingereiht werden dürfte.

Wird ein mit Mißfärbigkeit, oder schon deutlich entwickelter Caries behafteter Zahn in verdünnte Salzsäure gelegt, so hebt sich, sobald der Kalk des Schmelzes unter Entwicklung von Kohlensäure angegriffen wird, ein zartes Häutchen über die ganze, oder doch wenigstens über die seitlichen Flächen des Schmelzes empor und zwar ganz im Zusammenhange, wenn die Säure hinreichend verdünnt war, in einzelnen kleinen Fetzen aber, wenn die Säure zu concentrirt angewendet wurde, weil es dann von der zu stürmisch unter ihm sich entwickelnden Kohlensäure zerrissen wird. Man überzeugt sich leicht, daß nicht bloß über den durch Mißfärbigkeit ausgezeichneten, sondern auch über ganz gesund scheinenden Stellen der Zahnkrone das Häutchen sich erhebt, und an ersteren immer bräunlich, an letzteren dagegen gänzlich farblos ist.

Die farblosen, durchsichtigen Stellen des Häutchens erweisen sich unter dem Mikroskope aus schönen Zellen zusammengesetzt, die in Reihen symmetrisch neben einander liegen, an der äußeren Oberfläche platt, an der inneren (auf dem Schmelze aufliegenden), aber etwas konisch erhaben erscheinen und dadurch mitunter aussehen, als wären sie wie Dachziegel oder Schuppen übereinander gelegt. Die Zellen sind prall gespannt, mit deutlichen Conturen umgeben und in ihrer Mitte mit einem dunkeln Flecken begabt, den ich nicht — wenigstens nicht für einen Zellenkern — deuten kann, da ich keine bestimmte Abgränzung an ihm wahrnahm. Die Zellen liegen sowohl unter einander als mit ihren Reihen enge aneinander und zwischen ihnen ist keine Interzellularsubstanz.

Der braun gefärbte Theil des Häutchens ist immer etwas dicker als der eben beschriebene, und zeigt auch bedeutende Verschiedenheit im inneren Baue. Wo die hellere Partie allmählig in die braune übergeht, ist eine deutliche, strukturlose, oder mit feinen Molekülen durchsetzte Interzellularsubstanz vorhanden; die Zellen selber sind bald größer, bald kleiner, oft mit einem sehr scharf begränzten Nukleus

versehen und liegen, dem ersten Anblicke nach geurtheilt, unregelmäßig unter einander. Bey genauer Untersuchung jedoch bringt man die Anordnung in Reihen wieder heraus, die nur deßwegen leicht verkannt wird, weil die Zellen von verschiedener Größe sind.

War das Häutchen von einem Zahne, an dem sich die Caries schon deutlich entwickelt zeigte, genommen, so wird es gegen die kariöse Stelle hin immer dicker, brauner, undurchsichtiger, die Zellen reihen sich dann wieder enger hinter einander, und bilden anfangs knotige, variköse, noch näher der leidenden Stelle aber mehr gleichrandige Fasern. In letzteren findet man meistens die Zellen wieder deutlich heraus, nur sind sie länglich viereckig, aber häufig noch mit ihrem Kerne versehen. Manchmal ist das Häutchen mit zarten, oft schon dem unbewaffneten Auge leicht erkennbaren braunen Streifen versehen, zwischen welchen durchsichtige Linien stehen; hier findet man dann in den durchsichtigen Räumen die Zellen so, wie sie in dem zuerst beschriebenen farblosen Theil des Häutchens beschrieben wurden, in den braunen Streifen dagegen haben sie sich bereits zu Fasern angeordnet, auf denen häufig dunkelbraune, sehr feine Körner aufsitzen, die in bald dünneren bald dickeren bandartigen Massen sich quer über die Fasern hinlegen und meistens X förmig durchkreuzen. An der Stelle, wo die farblose Parthie des Häutchens in die braun gefärbte übergeht, zeigt sich die Farbe nicht in Linien, sondern in einzelnen flammenförmigen Flecken; die Zellen sind dann alle länglich viereckig, enge aneinander gelagert und das Objekt hat dann eine täuschende Aehnlichkeit mit dem Baue der Ulva purpurea oder der Conferva compressa, während die früheren Stadien theils mit der Gattung Coccochloris (besonders stagnina), theils mit Ulva lactuca große Uebereinstimmung zeigen, die ausgebildetste Form der Fasern aber sich mehr den Conferven nähert.

Beym Untersuchen der Caries sind immer zwey Momente zu berücksichtigen: einmal die Zahnsubstanz mit den Veränderungen, die in ihr vorgehen, und dann die Cariesmaterie, der vegetabilische Parasit, welcher als dunkelbraune Masse die angefressene

Stelle der Zahnsubstanz überdeckt und manchmal in ansehnlicher Quantität zugegen ist. Diese Cariesmaterie ist immer erst als das oben beschriebene Häutchen an der äußeren Zahnoberfläche aufgetreten, hat sich dann an der ausgehöhlten Stelle des Zahnes verdickt, wucherte immer weiter auf Kosten der Zahnsubstanz, drang so immer mehr in dessen Inneres und brachte dadurch die Aushöhlung hervor. Ihre Struktur bleibt dieselbe, wie die des Häutchens war, nur besitzt sie mehr Fasern, sonst aber auch alle Abstufungen der Bildung dieser und selbst noch einfache, frey liegende Zellen. Untersucht man die Zahnsubstanz an einer kariösen Stelle, so findet man sie stets braun gefärbt; die Farbe ist am intensivsten in der Nähe der Cariesmaterie und nimmt gegen die Pulpahöhle allmählig ab. Röhrchen im Elfenbeine und dazwischen gelegene Knorpelmasse sind deutlich zu unterscheiden: aber in beyden sind Veränderungen eingetreten. Die Kalkröhrchen sind fast ganz undurchsichtig, dunkelbraun, schmaler als im normalen Zustande, häufig etwas knotig; die dazwischen gelegene Knorpelmasse ist breiter und ausgedehnter. Je näher der Cariesmaterie man sie betrachtet, desto deutlicher ist sie durch Querstreifen in viereckige Stückchen abgetheilt, welche ganz den Zellen in den Fasern des oben beschriebenen Häutchens gleichen; weiter gegen die Pulpahöhle hin, wo, wie die blaßere Farbe schon zeigt, die Degeneration so weit noch nicht gediehen ist, sieht man nur schwache Querstreifen, oft auch keine Spur von ihnen. Ein scharfer Rand bezeichnet meistens die Gränze zwischen Cariesmaterie und kranker Elfenbeinmasse; demungeachtet aber ist auch wieder ein Zusammenhang beyder Substanzen ganz deutlich. Die knorpeligen Zwischenräume zwischen den Kalkröhrchen nehmen sich aus wie hohle Cylinder, in welchen die länglich viereckigen Zellen zu Fasern aneinander gereiht liegen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 22.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. November.

Nro. 226. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. August 1842.

3. Herr Professor Erdl hält Vorträge:

B. Ueber Wesen und Heilung der Caries des menschlichen Zahnes.

(Schluß.)

Diese Fasern steigen an den Rändern der Cylinder frey hervor und gehen in die frey zu Tag liegende Cariesmaterie über. — Behält man die Bildung der Caries von außen nach innen im Auge, so würde das eben gegebene Bild so zu deuten seyn, daß die Fasern der Cariesmaterie in die knorpeligen Zwischenräume, die allmählig ausgehöhlt würden, hineinwüchsen.

Eine chemische Analyse dieses Parasiten hat Ref. noch nicht machen können, da zu große Schwierigkeiten einem solchen Unternehmen entgegen stehen. Einmal bekömmt man die Cariesmaterie immer nur in sehr kleinen Quantitäten, mit denen nur unsicher experimentirt werden kann, dann aber kann man auch nie beurtheilen, wie sehr oder wie wenig frey diese Substanz von andern Stoffen sey, die ihr entweder von außen durch Speichel, Schleim u. s. w. oder von innen durch allmählige Auflösung der Zahnmasse selber beygegeben werden, daher Ref. sich damit begnügte, das Verhalten dieser Materie zu den chemischen Reagentien mit freyem Auge und unter dem Mikroskope zu prüfen.

Da Ref. meistens verdünnte Salzsäure anwendete, um die Cariessubstanz zur Untersuchung sich zu verschaffen, dürfte wohl vorerst von dieser die Rede seyn. Salzsäure, concentrirt oder verdünnt, bringt bey nicht sehr langer Einwirkung keine Veränderung in Zellen und Fasern des Parasiten hervor, bey langer Einwirkung besonders der concentrirten Säure wird er aber erweicht und seine Struktur ist nicht mehr zu erkennen. Dieses Verhalten dient wohl auch als Beweis dafür, daß man durch Anwendung verdünnter Salzsäure sehr gut den Parasiten für die Untersuchungen vom Zahne loslösen kann, ohne ihn zu verändern. Daß die verdünnte Salzsäure auch auf die frey in der Natur lebenden niederen Kryptogamen nicht alterirend wirke, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man einen mit Protococcus überzogenen Kalkspath mit verdünnter Salzsäure behandelt. Hier hebt sich, wenn die Säure so verdünnt war, daß die Kohlensäure aus

dem Kalke nicht stürmisch, sondern langsam sich entbindet, der Protococcus in seiner ganzen Ausdehnung als ein Häutchen über die Oberfläche des Steines empor und zeigt dann noch dieselbe Struktur, die er vorher besaß. Salpetersäure im concentrirten Zustande wirkt langsam und zerstört nur bey anhaltender Einwirkung die Cariesmaterie; Schwefelsäure dagegen verkohlt schnell einen Theil des Parasiten und lockert das Uebriggebliebene auf. Von den schwächeren Säuern ist keine bedeutende Einwirkung bemerkbar; nur die Essigsäure macht feine Durchschnitte der Cariesmaterie etwas durchsichtiger. Die kaustischen Alkalien wirken sehr langsam; in ihnen quillt die ganze Masse auf und wird zum Theile aufgelöst. Chlor in Chlorwasser angewendet erzeugt nur nach langer Einwirkung ein kaum merkliches Erblassen der Farbe, aber keine Veränderung im Baue; wird aber Cariesmaterie in feinen Durchschnitten einem Strome von Chlorgas ausgesetzt, so verschwindet die braune Farbe größtentheils, selten aber ganz. Im Feuerkegel des Löthrohres wird die Cariesmaterie augenblicklich in eine, ziemlich leicht einzuäschernde Kohle verwandelt. — Von den übrigen Reagentien erwiesen sich als die wirksamsten Terpentinöl und Jodtinktur. Terpentinöl verwandelt den Parasiten in eine harte spröde, unter der Schneide des Messers sich zerbröckelnde Masse, in der die Struktur nicht mehr wahrzunehmen ist; Jodtinktur verbreitet sich in einem Nu durch die Cariesmaterie, macht die Zellen dunkelbraun und dann undeutlich, so daß sie endlich gar nicht mehr zu erkennen sind.

Offenbar üben die beyden letztgenannten Reagentien einen mächtig zerstörenden Einfluß auf den Parasiten, so daß dieser dadurch wohl getödtet werden muß und ihre Anwendung auf kariöse Zähne lebender Menschen guten Erfolg haben könnte. Versuche, die Ref. bisher mit Jodtinktur an Lebenden anstellte und anstellen ließ, haben nur günstige Resultate geliefert.

Einer rationellen Behandlung der Caries der Zähne nachstrebend glaubte Ref. den Grundsatz verfolgen zu müssen, daß durch die Entwicklung eines fremden, heftig auftretenden Prozesses im Inneren des Parasiten, der Lebensprozeß dieses selber aufgehoben werden könne. Diesen Zweck erreicht man mit allen chemischen Reagentien, die mit einander in Berührung gebracht, heftig aufeinander wirken, sich verbinden oder zerstören. Man bringt zu dem Behufe die Cariesmaterie erst mit dem einen solcher Reagentien in Berührung, bis sie davon durchdrungen ist, und dann wird das zweyte angewendet, welches nun sogleich das erste, bereits durch den ganzen Leib des Parasiten verbreitete aufsucht und mit ihm sich verbindet oder es zersetzt. Zu diesen Reagentien gehören besonders Alkalien (am besten kohlensaure, weil die Action dadurch stürmischer wird) und Säuern, Alkalien und Oele (am besten die sehr leicht sich verseifenden), Metallsolutionen und ihre Fällungsmittel, dann alle Substanzen, die miteinander in Berührung gebracht, sich schnell zersetzen, z. B. Creosot und Salpetersäure. Letztere und die sich schnell verseifenden Substanzen wirken, wenigstens der mikroskopischen Beobachtung nach geurtheilt, am allerkräftigsten, dann kommen die Metallsolutionen (besonders die, welche einen sehr copiösen Niederschlag geben); am wenigsten deutlich ist die Wirkung von Alkalien und Säuern.

Auf den ersten Blick dürfte die Application concentrirter Säuern, z. B. der Salpetersäure bedenklich und für den Zahn selber Gefahr bringend erscheinen; allein die Einwirkung der Säuern braucht nur eine ganz momentane zu seyn, um ihre Wir-

kung auf das bereits schon vorher angewendete Mittel zu äußern, und dann ist es in den meisten Fällen, wo nämlich nicht die kariöse Stelle eines Zahnes hinter einem gesunden verborgen liegt, bey nur einiger Vorsicht leicht möglich, die gesunden Stellen des Zahnes von der Säure frey zu halten und diese bloß auf den Parasiten zu bringen.

Referent kann mit Sicherheit behaupten, daß durch die angegebenen Mittel der Parasit sein Leben verliere, ob aber dann auch — wenigstens in sehr vielen Fällen der Zahnschmerz gehoben und der Bildung eines neuen Parasiten vorgebeugt ist, das ist noch eine wichtige Frage, welche kaum günstig beantwortet werden kann. Offenbar ist der die Caries bedingende Parasit anderer Natur und wohl auch anderen Ursprungs als ähnliche von andern Autoren beschriebene vegetabilische Schmarotzer des thierischen Leibes: diese nämlich scheinen mehr äußerlich aus Ablagerung von Materie, der sie ihre Entstehung verdanken, auf den Organen, besonders der äußern Haut sich zu entwickeln und gleichen auch immer mehr in allen ihren Theilen sowohl als in ihrer Lebensweise Cryptogamen, die häufig in der freyen Natur verbreitet leben, z. B. Torula, bringen in der Regel keinen Substanzverlust der Organe, auf welchen sie leben, hervor, sondern scheinen vielmehr oft in gar keiner innern Beziehung (rücksichtlich ihrer Genesis) zu diesen und zu dem etwa gerade in ihnen thätigen Krankheitsproceße zu seyn. Solche vegetabilische Parasiten finden sich auf Zähnen, besonders kranken auch, sind aber wesentlich von der Cariesmaterie in innerem Bau und Lebensweise verschieden, bleiben stets äußerlich in der Masse sich zersetzenden Schleimes und Speichels, welche auf der Zahnoberfläche liegt, fortwuchernd, und treten niemals mit dem Zahne selber in nähere Beziehung. Der Parasit aber, welcher die Caries

erzeugt, steht in der innigsten Beziehung zum Zahne und wächst nur auf Kosten der Substanz dieses. Es ist wohl kaum zu läugnen, daß schon vor der Genesis des Parasiten im Zahne selber durch irgend eine krankmachende Affection eine Qualitätsveränderung hervorgerufen war und daß nun diese erst die Entstehung des Schmarotzers bedingte, welcher aber nicht im Innern des Zahnes, sondern an seiner Oberfläche zuerst auftritt, weil hier zu seiner Entstehung alle Bedingungen zusammentreffen (besonders Luft), die dazu nothwendig sind.

Wird nun durch die angegebenen Mittel die Cariesmaterie zerstört, so bleibt doch dem Zahne wahrscheinlich noch die schon vorher dagewesene Qualitätsveränderung, welche vielleicht durch die Anwesenheit des Schmarotzers nur mehr aufrecht erhalten und gesteigert wird, und nach dessen Zerstörung zur Bildung eines Nachfolgers Veranlassung giebt. Möglich wäre es jedoch immerhin, daß, wenigstens in vielen Fällen, durch den energischen, zur Zerstörung der Cariesmaterie eingeleiteten Proceß auf den Zahn selber umstimmend eingewirkt werden könnte, so daß seine normale Beschaffenheit sich dann von selbst wieder herstellte. Hierüber aber kann nur mit der Zeit durch reichliche Erfahrungen Aufschluß erlangt werden.

Erdl.

4. Herr Conservator Lamont legt der Klasse das erste Heft der Annalen für Meteorologie und Erdmagnetismus vor.

Derselbe erwähnt zugleich folgende in Beziehung auf den Zusammenhang zwischen Erdbeben und außerordentlichen Bewegungen der Magnetnadel merkwürdige Thatsache. Am 18. April d. J. nach 9 Uhr Morgens befand er sich zufällig im magnetischen Observatorium der k. Sternwarte und als er um 9 Uhr 13′ mittlerer Göttinger Zeit nach dem Stand der Instrumente sah, bemerkte er an denselben und zwar vorzüglich an der Declinationsnadel eine äußerst heftige Bewegung. Die Nadel, welche sonst niemals unter gewöhnlichen Umständen in Schwingungen geräth, oscillirte Anfangs mit einer Schwingungsweite von 80 Scalatheilen (40 Minuten in Bogen), wurde in wenigen Augenblicken ziemlich ruhig, nahm dann wieder eine große Schwingungsweite an, worauf wieder ein ruhigerer Zustand folgte. Diese Bewegung mit abwechselnd großen und kleinen Schwingungsbogen und so schnellen und häufigen Aenderungen, daß ein Aufzeichnen der einzelnen Momente unmöglich war, dauerte bis 9 Uhr 27′ 15″ wo fast völlige Ruhe eintrat. Nun findet sich in Nr. 438 des „Institut“ eine Mittheilung eines französischen Ingenieurs an die Pariser Akademie, wornach in Athen am 18. Apr. um 9 U. 10′ (Göttinger Zeit) also gleichzeitig mit der magnetischen Störung in München ein auch an andern Punkten Griechenlands wahrgenommenes heftiges Erdbeben statt fand. Zugleich ersieht man aus einem in der Gazetta di Milano vom 5. July d. J. abgedruckten Briefe des Herrn Colla, Directors des Observatoriums in Parma, daß an dem oben erwähnten Tage und in demselben Augenblicke als

in Griechenland das Erdbeben war, eine heftige Bewegung der Magnetnadel sowohl in horizontaler als auch in verticaler Richtung in Parma beobachtet wurde.

Diese Thatsache in Verbindung mit der Wahrnehmung verticaler Oscillationen am 18. May 1841 gleichzeitig in München und Mayland, dann mit frühern Angaben des Hrn. Kreil in den Mayländer Ephemeriden, deutet mit Bestimmtheit darauf hin,

1) daß Erschütterungen des Erdbodens sich auf weite Strecken ausdehnen, und da wo sie nicht mehr stark genug sind um unmittelbar wahrgenommen zu werden, an den magnetischen Instrumenten vermöge der Empfindlichkeit ihrer Aufhängungsart sich zeigen,

2) daß Erdbeben auch von starken und plötzlichen Aenderungen der erdmagnetischen Kraft begleitet sind, wodurch außerordentliche Bewegungen der Magnetnadel erzeugt werden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. November.

Nro. 227. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte der Wieliczkaer Saline. Verfaßt von Joh. Nep. Hrdina, k. k. Berg-Inspections-Adjunkten. Nach dessen Tode herausgegeben, und mit einer geognostischen Beschreibung der Salzformationen, technischer Erklärung der Gruben-Manipulation, und Anleitung für Fremde bey der unterirdischen Befahrung der Gasttour vermehrt durch Ludw. Emanuel Hrdina, k. k. Salinen-Markscheider. Mit 3 Karten und 12 pittoresken Ansichten der vorzüglichsten Grubenpartien. Wien 1842. 274 S. 8.

Wer nur immer einigen geographischen Unterricht auf Schulen genossen hat, wird schon in früher Jugend von dem weltberühmten Salzbergwerke Wieliczka gehört haben. Was uns von ihm bisher berichtet wurde, klang mehr wie die Mähre von einer Zauberwelt der Feen, als von einem Bestande der realen Wirklichkeit. In seinen unterirdischen Wohnungen, wie erzählt wird, hausen zahlreiche Kolonien, deren Glieder zum großen Theile hier geboren, selten an das Tageslicht kommen, das einige sogar ihr ganzes Leben hindurch nie geschaut haben. Sie wohnen hier mit Weib und Kindern in einer Menge Stuben, theils einzeln, theils in Haufen, wie in Dörfern. Alle Wohnungen, Straßen und Gänge, so wie die Kirche mit ihren Altären und Statuen bestehen aus krystallhellen Salzsteinen; sie werden beständig durch Lichter erleuchtet, welche durch die Strahlenbrechung einen unbeschreiblichen Glanz verbreiten, dergestalt, daß man in Gefahr steht blind zu werden, welches Loos den Arbeitspferden in der That bald zu Theil wird, die jedoch auch blind ihr Geschäft gut verrichten. Hier herrscht ein ewiger künstlicher Tag, der von keinem nächtlichen Dunkel unterbrochen wird. Schiffbare Flüsse durchschneiden diese Colonieen und ein Strom süßen Wassers tränkt ihre glücklichen Bewohner. Alles arbeitet hier in diesem zauberischen Wunderwerke mit Jubel und Freude unter Trompeten und Pauckenschall. *)

Wie sich's erwarten läßt, existiren von diesem Salzbergwerke viele Beschreibungen, die jedoch, da sie nicht von daselbst angestellten Beamten verfaßt waren, schon an dem Mangel an Vollkommenheit leiden mußten, indem nur ein langer Aufenthalt mit dem ganzen Umfang dieses unterirdischen Labyrinthes bekannt machen kann, dessen Ausdehnung, wenn alle Streckenlängen auf eine Linie zusammengesetzt werden, einem Wege von 86 deutschen Meilen gleich kommen würde. Der Verf. findet jedoch die über das Bergwerk von Wieliczka vorliegenden Berichte der Reisenden nicht bloß ihrer Mangelhaftigkeit wegen unbrauchbar, sondern auch, was den Leser anfangs etwas frappiren mag, wegen des mitgebrachten und nicht abgelegten Vorurtheils, darin Dörfer, Kirchen, Seen, Flüsse und andere dergleichen Weltwunder gesehen zu haben. „Sollten einige Fremde," sagt er in seiner Beschreibung der gewöhnlichen Gasttour, „auch Nachrichten über die viel besprochenen unterirdischen schiffbaren Flüsse, Dörfer, Fahrstrassen und dergleichen von mir erwar-

---

*) Vrgl. Zwack's Magazin der Naturwerkwürdigkeiten uud Wagner's Naturwunder.

tet haben, so wolle ihnen zur Nachricht dienen, daß dieß bloß mährchenhafte Uebertreibungen sind, von deren Nichtexistenz sich Jedermann überzeugen kann."

Wenn, wie gesagt, dem Leser diese offene Erklärung des Verfassers anfangs etwas unerwartet oder verdrießlich kommen mag, so können wir ihn doch mit der Bemerkung beruhigen, daß, auch nach Abzug des Erdichteten und Uebertriebenen, des Merkwürdigen an diesem Bergwerk noch so viel übrig bleibt, daß nach Durchlesung vorliegenden Buches gewiß Jedem der sehnsüchtige Wunsch kommen wird, das Erzählte und durch einige bildliche Darstellungen Erläuterte aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Der Ruf von Wieliczka ist durch eine sachgetreue wahrhaftige Darstellung keineswegs beeinträchtigt worden; es ist und bleibt eines der großartigsten Bauwerke, das der Mensch unter der Oberfläche seines Wohnortes ausgeführt hat.

Die beyden Verfasser der Beschreibung der Wieliczkaer Saline sind als Beamte an derselben mit allen ihren Verhältnissen aufs vollständigste bekannt geworden; der Herausgeber Ludwig Emanuel Hrdina macht bemerklich, daß er bereits seit einem Viertel-Jahrhundert als Grubenbeamter an dieser Saline angestellt sey, was ihm freylich volle Gelegenheit verschaffte, sich von allen ihren Einrichtungen, so wie auch von dem Verhalten der dortigen Salzablagerung in geognostischer Hinsicht genügend zu unterrichten. Dieses Verhalten ist nun auch im vorliegenden Werke vorzugsweise berücksichtigt worden, und der Verfasser hat sich hiebey als ein eben so besonnener als gründlicher Forscher im Gebiete der Geognosie gezeigt, und seiner Arbeit dadurch einen ganz besonderen wissenschaftlichen Werth zugesichert. Nächstdem wird mit Ausführlichkeit der Grubenbau und die Förderungsweise erörtert, was zunächst den Bergmann ansprechen wird. Von allgemeinem Interesse ist die Geschichte der Wieliczkaer Saline, so wie die Beschreibung ihrer Merkwürdigkeiten als Leitfaden für die Fremden bey Befahrung der gewöhnlichen Gast-Tour. In der Ordnung, wie der Verfasser diese vier Abschnitte abhandelt, wollen wir ihren Hauptinhalt in der Kürze unsern Lesern vorführen.

1. Geschichte der Wieliczkaer Saline.

Die Entstehung des Steinsalzwerkes zu Wieliczka ist so uralten Datums, das weder Urkunden noch sonst geschichtliche Angaben hierüber sich auftreiben lassen. Den gewöhnlichen Angaben der polnischen Schriftsteller zufolge, verdankt man die Auffindung der Salinen zu Bochnia und Wieliczka der heiligen Kunigunde; jene im Jahre 1252, diese ein Jahr später. Diese fromme Fürstin soll als Gemahlin Boleslaus des Schamhaften Gott inständig um Abhülfe des gänzlichen Salzmangels in ihrem Lande angefleht, und hiedurch Erhörung ihrer Bitte gefunden haben, „indem man nämlich einen von dieser Fürstin zur Zeit ihres Besuches bey ihrem Vater Bela IV. in Ungarn in einen Salzbrunnen geworfenen Ring durch wunderbare Wege zu Bochnia in einem Salzstücke aufgefunden und sie denselben als ihr Eigenthum erkannt haben soll." Von den polnischen Bergleuten wird sie noch jetzt als ihre Schutzpatronin verehrt.

Wenn in der Regel der mit Kritik zu Werke gehende Geschichtsforscher die Ansprüche, welche Familien, Städte und sonstige Institutionen auf hohes Alterthum ihrer Existenz erheben, um ein Bedeutendes reduciren muß, findet sich der Verfasser dagegen in Bezug auf die Wieliczkaer Saline in einem umgekehrten Verhältnisse. Er bringt nämlich mehrere Urkunden bey, aus welchen der Bestand dieses Werkes vor den Zeiten der heiligen Kunigunde hervorgeht, darunter die wichtigste und älteste bis auf das Jahr 1044 zurückweist, in welchem das Kloster zu Tyniec durch Uladislaus I. eine Schenkung an Salz von Wieliczka erhielt, was nothwendig das Salzbergwerk daselbst als schon bestehend voraussetzt. Dieß Datum führt aber schon um zweyhundert Jahre über die Zeit der heiligen Kunigunde zurück, so daß auf historischem Wege die Existenz des Wieliczkaer Salzwerkes für achthundert Jahre nachgewiesen ist. Ein noch höheres Alter folgt hieraus für die eigentliche Werkseröffnung, worüber jedoch alle historischen Quellen fehlen. Daß die Tradition die erwähnte Fürstin als Entdeckerin des Wieliczkaer und Bochniaer Salzwerkes angiebt, hat seinen Grund darin, daß nachdem Polen durch die Tataren fürchterlich verheert

worden war, die Herzogin Kunigunde durch ungarische Bergleute im Jahre 1226 die Salinen gewältigen ließ, wodurch sie wieder in Aufnahme kamen.

Da die Geschichte eines durch hohes Alterthum, wie durch Umfang und kunstreiche technische Vorrichtungen ausgezeichneten Bergbaues viel Interessantes darbietet, so theilen wir daraus Einiges mit, wie es uns am erheblichsten deucht; am liebsten mit des Verfassers eigenen Worten.

So wie über die eigentliche Entstehung des Steinsalzwerkes alle zuverläßigen Nachrichten mangeln, eben so wenig können über den ältesten Werksbetrieb und über die ursprüngliche Werksverfassung Nachrichten aufgetrieben werden. Die einzige und älteste Urkunde, welche hierüber einigen Aufschluß giebt, ist die von Kasimir III. im Jahre 1541 gemachte Bestätigung der Werksstatuten, welche Kasimir der Große im Jahre 1368 für das Wieliczkaer Werk festgesetzt hatte. Aus diesem Dokumente geht hervor, daß bis zum Jahre 1333 Steiger die oberste Werkleitung hatten, daß Fremden nur mit königlicher Erlaubniß der Einlaß in die Grube gestattet werden durfte, daß ferner das Werk bereits zu dieser Zeit mit vielen Schenkungen an Salz und Gelde an die umliegenden Klöster belastet war, und daß die erbauten Salzwässer und natürlichen Soolen zur Erzeugung des Sudsalzes benützt wurden.

Als erster Administrator ist Porinus Albertus genannt, der von 1334 — 1368 dem Werke vorstand und durch ausgezeichnete Verwaltung allgemeine Achtung erwarb.

Er war bemüht die Mängel des Werkes dadurch zu beheben, daß er sich um brauchbare Offizianten und Arbeiter, wie auch um bergbaukundige Steiger bewarb, welche er allen andern vorgezogen hat. Unter ihm wurden die Grubenregister und kleinere Bergmaasse eingeführt, dann der Gebrauch der Tinte angeordnet, um über die Arbeiten der Salzhauer genaue Verzeichnisse zu führen.

Ein anderer ausgezeichneter Administrator war G. Morstyn, von 1464 — 1474.

Er wird als ein gottesfürchtiger, kluger und rechtschaffener Mann geschildert, welcher das Werk in großen Flor gebracht haben soll, und da vermöge der

älteren Werkseinrichtung die Grubenbeamten nur mit kleinen Besoldungen, dagegen aber mit Salzpensionen, freyer Tafel und Bekleidung für ihre Dienstleistungen bezahlt wurden, so soll dessen Tisch, an welchem er mit seinen Offizianten selbst zu speisen pflegte, immer zu Aller Zufriedenheit reich besetzt gewesen seyn.

Vom Administrator Buzenin Buzenski (1540 — 1542) wird gerühmt, daß er durch kluge Einrichtungen die Einkünfte des Werkes auf 24,000 poln. Gulden jährlich gebracht habe.

Als aber der König noch ein größeres Erträgniß des Werkes gefordert hatte und er, seiner genauen Kenntniß und Ueberzeugung zu Folge, mehr zu leisten sich nicht getraute, so legte er sowohl die Würde des Kronschatzmeisters als auch jene des Administrators dem Könige zu Füßen, und begab sich in das Privatleben zurück, in welchem er ein hohes und ehrenvolles Alter erreichte.

Unter der Administration von Gorski (1620 — 1640) war das Werk in starker Belegung, indem in 42 Salzkammern bloß an Salzhauern 122 Mann arbeiteten.

Muthwillige Beschädigungen der zur Sicherheit in der Grube als Tragpfeiler stehen gelassenen Salzmittel wurden unter Bedrohung des Händeverlustes untersagt, wie auch wirklich diese schreckliche Execution an zwey Salzhauern beynahe in Ausübung gekommen wäre und nur auf Fürbitte der Geistlichkeit unterblieben ist."

Die Amtsführung des Kronmarschalls Kazanowsky (1642 — 1647) hat sich durch einen großen Unglücksfall bemerklich gemacht, indem der Tagschacht Bonner durch einen Brand zu Grunde gieng, welcher bey Gelegenheit einer Heueinsenkung für die unten im Bergwerke gehaltenen Pferde entstund.

Der Schacht war nämlich durch die hinabgeworfenen Heuportionen beynahe zur Hälfte angefüllt, als das Heu durch einen unbekannten Zufall in Brand gerieth und das Feuer mit solcher Heftigkeit aus der Schachtmündung herausschlug, so daß das Dach des Schachthauses auf eine beträchtliche Entfernung weggeschleudert wurde. Dieses Feuer, welches gleich einer vulkanischen Feuersäule herausloderte, gestattete längere Zeit keinen Zutritt zu dem Schachte; als es aber durch die in der Nähe dieses Schachtes gelegenen Holzkästen täglich neue Nahrung fand und der erstickende Qualm, welcher bey der kraterähnlichen ausgebrannten Schachtmündung ununterbrochen her-

ausquoll, auch bey andern Schachten sich zeigte, stieg die Beängstigung der Einwohner auf das höchste, welche mit vollem Grunde einen allgemeinen Grubenbrand und den Zusammensturz der Stadt, als dessen Folge befürchten mußten. Jammernd und wehklagend waren aller Augen auf diesen Feuerstrom gerichtet, während die beherztesten Bergarbeiter unter Anführung des Bergmeisters Morstyn die Anwendung aller Löschmittel versuchten und mehrere dieser Braven als Opfer ihrer Kühnheit zu Grunde giengen. Schon dauerte der Brand einige Monate, und noch immer wußte dieses schreckliche Element die unermüdeten Anstrengungen unerschöpflich zu vereiteln. Endlich als alle Rettungsversuche durch Versetzung der Kommunikations-Strecken, theils wegen des erstickenden Rauches, welcher die ganze Grube eingenommen hatte, größtentheils aber wegen ihrer großen Anzahl fruchtlos blieben und keine menschliche Hülfe mehr zu ersinnen war, diesem beynahe schon acht Monate lang wüthenden Elemente Schranken zu setzen, erwarteten die Frommen nur Hülfe von oben und überließen den unbezwingbaren Brand seinem Schicksale, und so, als schon aller brennbarer Stoff verzehrt war, legte er sich endlich von selbst. Mit diesem Brande, welcher alle Stützpunkte in einer bedeutenden Umgebung verzehrte, sind mehrere Verhaue zu Grunde gegangen, welche gänzlich verstürzt werden mußten.

Neben diesem Brande ist der Administrator Kazanowski auch noch dadurch merkwürdig geworden, daß unter ihm die erste Karte von der Wieliczkaer Grube beendigt wurde; sie ist noch gegenwärtig im Originale vorhanden.

Von nun an war das Werk öfters in den Händen von Pächtern, die durch Vernachlässigung der Stützpunkte Veranlassung zu späteren Tag- und Grubenbrüchen gaben. Eine Commission, die 1660 zusammen trat, war nicht nur auf Einführung einer bessern Ordnung bedacht, sondern fand es auch für nöthig, den König auf die nothwendige Beschränkung seiner Freygebigkeit in Salz- und Geldverleihungen aufmerksam zu machen.

Die vielen Zahlungen, welche das Werk an Klöster, Schlösser, Bisthümer, Probsteyen, Kirchen und sonstige Stiftungen zu leisten hatte, überstiegen dermassen alle Kräfte, daß die Pächter unausweichlich Schulden machen mußten, wobey unter solchen Umständen, bey welchen sich kein Pächter erhalten konnte, weder die Ausfolgung der Besoldung von Offizianten, noch auch sonstige, von der Mildthätigkeit der vorigen

Könige dem Werke aufgebürdeten Zahlungen geleistet werden konnten. Das Quantum an bloßen Salzverleihungen war schon so groß geworden, daß die angestellten Arbeiter kaum hingereicht hatten, dasselbe aufzubringen. Besonders hatte der Clerus diesen, dem Königreiche von der Vorsehung verliehenen Schatz so sehr in Anspruch zu nehmen gewußt, daß er in einem höhern Genuß der Einkünfte als der König selbst war.

Schon im nächsten Jahre, 1662 wurde wieder eine Commission angeordnet, die den bisherigen Pächtern die Saline abnahm und sie andern gegen jährliche Entrichtung von 212,000 polnischen Gulden übertrug. Die bey dieser Gelegenheit vorgenommene Grubenrevision fand nicht nur die meisten brüchigen Verhaue nicht versichert, sondern noch gefährlicher als die frühern Commissionen, was bey dem Raubbaue, den die Pächter trieben, nicht anders seyn konnte.

Nach gut polnischer Weise fehlte es nicht an Commissionen und Vorschlägen, wohl aber an ihrer Ausführung. Schon 1669 war wieder eine zahlreiche Commission beysammen.

Bey dieser wurde verordnet, daß Niemand eine Besoldung oder sonstige Genüsse aus dem Salinenfonde beziehen dürfe, so lange er sich nicht bey dem Salinenschreiber ausgewiesen habe, daß er zu Ehren der heiligen Kunigunda und um eine glückliche Regierung des Königs habe eine Messe lessen lassen. Für das Sanitätswesen glaubte man dadurch hinlänglich gesorgt zu haben, daß von einer damals berühmten Salbe ein Quantum für 300 Gulden aus der Krakauer Apotheke zum Besten der Arbeiter jährlich zu erkaufen bewilligt wurde.

Im Jahre 1674 erhöhte sich der Pachtschilling auf 466,000 polnische Gulden, wodurch die Pächter zu einem schwunghafteren Betriebe des Werkes genöthigt wurden. Ein neuer Grubenbrand ereignete sich im Jahre 1696 in einer der unterirdischen Kapellen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. November.

Nro. 228. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte der Wieliczkaer Saline. Verfaßt von Joh. Nep. Hrdina.

(Fortsetzung.)

Zu diesen Zeiten bestunden nämlich mehrere, theils in Salz gehauene, theils mit Holz verzierte Kapellen in der Grube, welche ein religiöser Sinn der damaligen Bergleute an verschiedenen Punkten errichtet hatte, vor deren Heiligenbildern jeder Arbeiter einen kleinen Theil seines Unschlittes ex voto zur Beleuchtung zu opfern pflegte. Diese Kapelle war gerade in einem feuergefährlichen, mit Holzkästen umgebenen Verhaue, bloß aus Holzmateriale errichtet und mit Vorhängen versehen, welche aus Unachtsamkeit durch eine nahe gestellte Grubenlampe in Brand geriethen und so das Feuer den nahe befindlichen Holzkästen mittheilten. Aller Löschungsanstalten ungeachtet, wobey zwey Arbeiter erstickt sind, war es dennoch nicht möglich, den Brand früher zu löschen, bis nicht aller brennbarer Stoff in der Umgegend verzehrt war. Durch dieses Unglück aufmerksam gemacht, wurde das Brennen der Lampen bey allen Kapellen untersagt.

Durch die Gewalt des Feuers angegriffen und aller Stützen beraubt, zeigten sich sogleich in der Umgebung Brüche nnd Wasser-Einsickerungen, welchen man durch schnelle Aufführung neuer Holzkästen zu begegnen bedacht war; aber der Eifer zur Sicherstellung dieses gefährlich gewordenen Verhaues scheint, wie der Verfasser bemerkt, nur so lange gedauert zu haben, als die Commission zugegen war, weil viele Jahre nachher die nachfolgenden Commissionen mit Mißfallen die Nichterfüllung dieser Aufträge gerügt haben. Die üblen Folgen blieben auch nicht lange aus; schon im Oktober 1698, als eben eine Commission beysammen saß, erfolgte der Tagbruch von zwey Verhauen.

Das Ereigniß war fürchterlich und hat die Inwohner der Stadt (welche gerade über dem Salzbergwerke erbaut ist) in großen Schrecken versetzt, weil zwey Häuser dergestalt gänzlich in die Grube versunken sind, daß keine Spur von ihrer Lage obertags mehr zu sehen war. Zum Glücke erfolgte dieser Bruch nicht augenblicklich, sondern bloß mit bemerkbarem Sinken, so daß sowohl die Menschen als auch ihre Habe größtentheils gerettet werden konnten. Als das erste Haus unter den Augen der jammernden Bewohner bereits versunken war, ahneten die nächsten Nachbarleute noch die Gefahr nicht, welche auch sie bedrohte, oder sie konnten sich von ihrer sonst glücklichen Bewohnung nicht leicht trennen, weil sie dennoch die Nacht in diesem Hause zubrachten, in welcher die Senkung auch des zweyten Hauses so unmerklich begann, daß die sorglosen Bewohner nicht einmal im Schlafe gestört wurden, worauf man sodann des Morgens bloß noch das Dach aus der Erde hervorragend angetroffen hat, aus welcher Lage die aufgeschreckten Inwohner weinend hervorkriechen und es mit ansehen mußten, wie ihre friedliche Hütte immer mehr in den Abgrund versank. Da diese Brüche längere Zeit gedauert haben, und man mit der ganzen Gefahr noch nicht bekannt war, so ließen die nächsten Bewohner es nicht mehr darauf ankommen, sich auf eine so fürchterliche Art überraschen zu lassen und flüchteten aus ihren Häusern.

Den wahren Grund zu diesem gewaltigen Einbruche verschwieg zwar die Commission dem Könige, doch ließ sie die gänzliche Versetzung dieser brüchigen Orte ausführen. Statt aber die Umgebungen dieses Tagebruches von nun an mit dem Salzabbaue zu verschonen, ließ man wenige Jahre nachher, mit unbegreiflichem Leichtsinne, in den dem Einbruche zunächst liegenden drey Kammern unbarmherzig auf Salzgewinnung losarbeiten, ohne daß man auf ihre Sicherstellung bedacht gewesen wäre, wo-

durch es denn auch geschah, daß im Jahre 1744 ein noch größerer Tagbruch sich ereignete.

Im Jahre 1700 erfolgte die Errichtung der unterirdischen St. Antonius-Kapelle, die ein Bergarbeiter aus eigenem Antriebe zu Stande brachte. Sie ist aus ganzem Salz gehauen und stellt, wenn auch kein kunstgerechtes, doch ein glücklich gelungenes Werk vor, welches zur kirchlichen Andacht für die Bergleute mit einem besondern königlichen und bischöflichen Indulte versehen und wobey ein besonderer Kaplan angestellt wurde.

War die Versicherung der Baue schon seit langer Zeit vernachlässigt worden, so war dieß noch mehr der Fall, als der schwedische Krieg das ganze Land zu verwüsten begann. Nachdem der Friede wieder hergestellt war, dachte die Regierung sorgfältig an eine Verbesserung des Werkes. Indeß das Uebel war bereits zu weit eingerissen, als daß schnelle Hülfe möglich gewesen wäre. Das ganze Werk war in einem brüchigen Zustande, so daß mehrere Unglücksfälle nacheinander erfolgten. Zum Glück trat nun ein Mann ein, der durch bergmännische Kenntnisse, wie durch achtbaren Charakter in gleicher Weise sich ausgezeichnet hat: Borlach aus Sachsen. Vom Jahre 1718 an diente er als Geometer an der Saline unter mehreren Pächtern, bis 1743 seine eminenten Verdienste ihn zur Würde eines Administrators erhoben, die er bis 1750 bekleidete. Wie weit Borlach durch seine auf mehreren Reisen erworbene Ausbildung an bergmännischen Kenntnissen den einheimischen Bergbeamten voraus war, beweist unter andern auch folgender Umstand. Ungeschickter Weise hatte bis zum Jahre 1728 kein Tagschacht eine größere Tiefe als bis auf die erste Etage, ungeachtet man schon in den tiefsten Mitteln das Salz zu gewinnen und durch 2 — 3 Mittelschächte zu fördern gezwungen war. Borlach wollte das Nützliche der einstölligen Schächte bei Förderungen einführen und ließ deßhalb einen Vorschlag an den König gelangen.

Aber gegen diesen mit aller bergmännischen Umsicht gemachten Antrag wurden von Seite der Regierung und Grubenbeamten grundlose Einwendungen gemacht, welche vorzüglich darauf fußten, daß, wenn mit diesen Schächten Salzmittel in der Tiefe zu erreichen Hoffnung vorhanden wäre, man schon vor Alters zu diesem Mittel Zuflucht genommen hätte.

Borlachs umfassende Verdienste um die Wieliczkaer Saline werden am besten daraus gewürdigt werden, daß noch jetzt die meisten seiner Einrichtungen beybehalten sind. Dem geognostischen Publikum ist er überdieß bekannt durch seine Karte der Wieliczkaer Grube, welche er bereits im Jahre 1719 anfertigte, die aber erst der letzte König Polens, Stanislaus August, im Jahre 1766 durch Nilson in Augsburg in drey Blättern stechen ließ.

Zur dauerhaften Durchführung von Verbesserungen waren jedoch die folgenden Zeiten nicht geeignet. Die innern Unruhen führten Polen seinem Untergange zu. Im Juny 1772 erfolgte von Seite Oesterreichs die Occupation, oder wie sie mit einem glimpflicheren Namen genannt wurde, die Revindication Galiziens, wodurch die Wieliczkaer Saline dem Kaiserhause zufiel. Der Zustand, in dem die neue Regierung das Salzwerk vorfand, war nicht viel erfreulicher als der der polnischen Republik selbst, und ohne das kräftige Eingreifen, das von jetzt an statt hatte, würde die Saline den Untergang ihres Mutterlandes nicht lange überstanden haben. Mit eben so großer Energie als Einsicht führte die österreichische Regierung die nothwendigen Verbesserungen durch. Die brüchigen Orte wurden mit ungeheuern Kosten gefestigt, die Wasserzusitzungen aus der ganzen Grube zu einem gemeinschaftlichen Schachte zusammen geführt, eine Grubenhauptkarte angefertigt, um für das seit Jahrhunderten planlos verhaute Werk einen sichern Leitfaden beym Abbau zu erhalten; überhaupt Alles gethan, was zur Emporbringung der Saline dienen konnte, so daß sie jetzt eines der ansehnlichsten Bergwerke des großen Kaiserstaates ausmacht.

2. Geographische und geognostische Lage von Wieliczka.

Die Stadt Wieliczka liegt am äußersten Ende des nördlichen Abfalles des galizisch-karpathischen Vorgebirges in einem, eine Viertelmeile breiten Thale, umgeben von flach hügeligem aufgeschwemmtem Lande. Die mächtige Steinsalzablagerung kommt

unmittelbar unter der Stadt vor, unter welcher sich der ältere Grubenbau und die meisten Tagförderniß-schächte mit ihren Schachthäusern befinden; die Grube hat jedoch bereits eine größere Ausdehnung als die Stadt selbst, da der Salinenbau in der Länge gegen 8700 Fuß, in der Breite bey 3000 Fuß und in der Tiefe 780 Fuß beträgt. Die muldenförmige Vertiefung, in welcher die Stadt liegt, hat sich durch allmählige Senkungen noch vergrößert, so daß alle ältern Gebäude eine solche Abweichung von der senkrechten Linie erlitten haben, daß sie nur durch Stützen mit massiv gemauerten Pfeilern erhalten werden können, auch die alte schöne Kirche abgetragen und durch eine leichtere ersetzt werden mußte. Da man in früheren Zeiten den Einsturz der Stadt in die Grube besorgte, so durften die Häuser nicht von Steinen, sondern nur von Holz aufgeführt werden. Mit den neueren Gruben-Versicherungsarbeiten, die seit der österreichischen Besitznahme ausgeführt wurden, ist jedoch die Besorgniß eines solchen Einsturzes immer mehr geschwunden und es werden jetzt solide gemauerte Gebäude aufgeführt. Die Stadt zählt gegen 500 Hausnummern und 6000 Einwohner, meist Bergleute und Professionisten, die ihren Erwerb aus dem Betriebe des Bergbaues ziehen.

Die geognostischen Verhältnisse anbelangend, so läßt sich zunächst das über der Salzablagerung aufgeschwemmte Gebirg in drey Schichten abtheilen: a) Dammerde nebst einer abwechselnd mächtigen Thonschichte, b) Triebsandschicht, c) graue, mergelartige, mit verschiedenen Geschieben versehene Gebirgsart, welche in den eigentlichen Salzthon übergeht. Das Steinsalzgebirge selbst macht ein Gemenge von Salzthon, Gips und Mergel aus; in diesem Salzthonmergel kommt das Salz bald in Massen, bald in Lagen und Flötzen vor.

In den obern Mitteln der Salzlagerung, welche das sogenannte Grünsalz umschließen, ist die Gebirgsart mehr thonig als sandig, auch finden sich viele Geschiebe eingemengt. Die Salztheile kommen zum Theil ganz rein, zum Theile auch mit mehr oder weniger thoniger Beymischung vor. Bey größerer Anhäufung der Salzkrystalle schwindet der thonige Antheil immer mehr und das Ganze bildet schon eine genießbare Waare, Grünsalz benannt, von der in das Grünliche spielenden Farbe; Anhäufungen der reineren Krystalle heißen Grünsalzkörper, letztere von der Größe eines Kubikfußes bis zu 3000 und noch mehr Kubik-Lachter, in formlos kugeligen Massen, von ganz regelloser Lagerung und bis in die größtbekannte Teufe der Saline anhaltend.

Als zweyte Salzart wird das Spiza-Salz unterschieden, das hinsichtlich des Vorkommens, äußerlichen Ansehens, der Farbe, Krystallisation und Gemengtheile von dem Grünsalze bedeutend differirt. Obgleich der Salzthon auch hier den Hauptbestandtheil der Gebirgsart ausmacht, auf und in welcher diese Salzart vorkommt, so ist doch immer Sand beygemengt und zwar so, daß es oft schwer zu entscheiden ist, ob das Salz in den Sandstein oder der Sandstein in das Salz übergehe. Das Spizasalz findet sich in kleineren Flötzen oder eigentlich Lagen, welche schon eine größere Ausdehnung mit einer Mächtigkeit von 1 — 8 Klafter wahrnehmen lassen und nur im reinen Zustande abgebaut werden dürfen. Von Farbe ist es dunkelgrau, kleinkörnig krystallisirt, hart, in kleinen schaligen Bruchstücken metallisch klingend; es scheint selbst einen Antheil von Bitumen zu haben, dem auch Braun-, Glanz- und Pechkohle nebst bituminösen Holztrümmern, nur in geringerem Verhältnisse als der begleitenden Gebirgsart, beygemengt sind.

Das Schybiker (Szybiker) Salz bildet hinsichtlich der Ausdehnung und Mächtigkeit eine förmlich anhaltende Flötzlagerung, welche im Allgemeinen sich gleichförmig bleibt. Es ist weiß, in der Krystallisation kleiner als Grünsalz und schon dem äußern Ansehen nach reiner als die beyden andern Salzarten. Die begleitende Gebirgsart besteht aus einem verhärteten, mit feinem Sande gemengten Salzthone, dessen Schichten mit Anhydritlagen abwechseln.

Ueber die ursprüngliche Bildung dieser merkwürdigen Salzablagerungen herrschen sehr verschiedene Meinungen.

So sehr sich jetzt einige Naturforscher bemühen, die Entstehung der Salinen im Allgemeinen dem Vul-

kanismus zuzuschreiben, so läßt sich der neptunische Ursprung, bezüglich der Wieliczkaer Saline, hier doch nicht verläugnen, indem die häufigen Niederschläge von Muscheln, in Drusen verschlossene Wässer und Wasserstoffgase, selbst Steinkohlenklüfte, derley Ansichten über vulkanischen Ursprung widersprechen.

Bemerkenswerth ist es, daß man bisher nicht ausmitteln konnte, auf welche Gebirgsart die Salzformation aufgelagert ist, indem nach Verletzung des Liegenden der Schybiker Salzflötze gleich süsse Wasser zum Vorschein kommen, welche als der gefährlichste Feind für eine Saline, jede weitere Untersuchung des Sohlengesteins unzulässig machen.

Die Ansicht einiger Naturforscher, welche auf dem Podgorzer Jurakalke die Auflagerung des kohlenführenden Sandsteines angeben und auf diesen die Salinenformation geschichtet vermuthen, worauf folgend erst der Karpathen-Sandstein gelagert erscheint, dürfte sich am ehesten der Wahrscheinlichkeit nähern.

Sehr merkwürdig ist auch die große Zertrümmerung und Verschiebung, welche das ganze Salzgebilde erlitten hat, wovon jedoch die Schybiker Salzflötze am mindesten, die Grünsalz-Ablagerungen am meisten berührt wurden.

3. Grubenbau und Förderung.

Die tiefe Lage der Saline bedingt die Unmöglichkeit, dieselbe mit einem Stollen anzufahren, daher schon die Alten genöthigt waren, das Salz durch Tagschächte aufzusuchen. Die beyden tiefsten Schächte führen den Namen Regis und Wodnagora, und haben eine Teufe, jener von 130, dieser von $130\frac{1}{2}$ Klaftern. Der Salzabbau geschieht in sogenannten Kammern, worunter alle Arten Ausweitungen verstanden werden, welche durch die Gewinnung des Salzes nach allen möglichen Richtungen des Salzkörpers oder auch Salzflötzes entstehen.

Das Quantum des jährlich geförderten Salzes kann im Durchschnitte auf 800,000 bis 1 Million Zentner angeschlagen werden. Davon bezieht

Preußen	. . .	80,000 Ztr.
Polen	. . .	500,000 Ztr.
Ungarn	. . .	86,000 Ztr.
Mähren, Schlesien und Galizen		334,000 bis 370,000 Ztr.

Das hiezu erforderliche Personale beträgt gegen 800 Mann.

Die bearbeiteten Salzmassen werden in Balvanen, Formalsteine, Naturalstücke und Salzminutien unterschieden. Balvanen sind säulen- und wellenförmig zugerundete, 330 Wiener Pfund schwere Salzkörper, von $31\frac{1}{2}$ Zoll Länge und $16\frac{4}{5}$ Zoll Durchmesser in der Ausbauchung; sie werden durch besondere Arbeiter, Balavanenhauer genannt, in den mächtigsten Salzkammern erzeugt. Formalsteine sind parallelepipedische, 90 Wiener Pfund schwere, 19″ lange, 10″ breite und 7″ dicke Stücke, die durch eigene Arbeiter, Formalsteinhauer, bearbeitet werden. Naturalstücke heißen unförmliche Salzstücke von 50 Pfund, welche von den mißlungenen Bändern der Balvanen- und Formalsteinhauer, aus den Hoffnungs- und Querdurchschlägen, vorzüglich aber aus den Salzaufdeckungsstrecken sich ansammeln. Die Salzminutien werden die kleineren Salzabfälle genannt.

Zur Betreibung der Fördernißmaschinen, die in der Grube aufgestellt sind, werden gegenwärtig zehn Paar Pferde unterhalten, während sonst ihre Zahl beynahe das Doppelte betrug. Die Grubenstallung ist sehr gut eingerichtet und für 24 Pferde bestimmt. Die Pferde bleiben gewöhnlich für die ganze Lebenszeit in der Grube, und nur bey wichtigeren obertägischen Arbeiten oder bedeutenderen Erkrankungen werden sie herausgehoben. Daß die Pferde erblinden und ihre Haare verlieren ist ein Mährchen; die Erfahrung zeigt im Gegentheil, daß die Grubenpferde eine glänzende Haut und ein wohlgenährteres Ansehen als die obertägischen erlangen, so daß oft abgemagerte Pferde zur Erholung in die Grube eingesenkt werden. Zur Tränkung fließt aus einer Grubenquelle ein sehr gutes trinkbares süsses Wasser bis zu einem unweit der Grubenstallung befindlichen Tränktroge.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. November.

Nro. 229. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Observations des phénomènes périodiques. Par Quetelet. 1841.

Herr Quetelet hat der k. Sternwarte dahier seine Denkschrift über periodische Phänomene des Jahres 1841 zugesendet.

Diese Denkschrift macht einen Theil des XV. Bandes der Brüsseler akademischen Verhandlungen aus, und sollte bey Anzeige dieses Bandes in Erwähnung kommen; jedoch hat der Gegenstand, worauf sie sich bezieht, in neuester Zeit die Aufmerksamkeit und die Thätigkeit der Physiker so allgemein in Anspruch genommen, daß ich der Schrift des Herrn Quetelet eine eigene kurze Anzeige widmen zu dürfen glaube.

Häufig ist die Klage in neuerer Zeit laut geworden, daß die Zahl der Sternwarten sich mehr, ohne daß neue Arbeiten zum Vorschein kämen. Während eine Sternwarte die Beobachtungen wiederhole, die längst an einer andern gemacht wären, vernachlässige man jene Theile der Physik, welche eben so wie die Bewegung der Gestirne unterbrochene Beobachtung erfordern, und denen weit billiger als dem schon überflüssig bedachten Fache der Astronomie der Staat Förderung sollte angedeihen lassen.

In Bezug auf die Klagen gegen die Sternwarten, daß sie bloß thun, was bereits geschehen war, muß ich bemerken, daß, wenn sie in einem besondern Falle begründet ist, sie nicht die Anstalt, sondern den Vorstand trifft, indem das Firmament allen Sternwarten Stoff genug zur Untersuchung noch auf Jahrhunderte hinaus darbietet, ohne daß es nöthig wäre, bereits Geschehenes zu wiederholen. Ob es übrigens zweckmäßig wäre, den Sternwarten ihre Hülfsmittel zu entziehen, um physikalische Anstalten damit zu gründen — eine Ansicht, welche unter andern einer der berühmtesten brittischen Physiker *) vor ein paar Jahren ausgesprochen hat, scheint kaum nähere Betrachtung jetzt mehr zu verdienen, nachdem von Seiten der Mehrzahl der Astronomen ein in jeder Hinsicht geeigneterer Auskunftsweg dadurch eingeschlagen worden, daß sie, neben der Sternkunde, die damit vereinbaren Theile der Physik, insbesondere Meteorologie und Erdmagnetismus in ihren Wirkungskreis gezogen haben. Herr Quetelet gehört zu den ersten, welche, die neu sich gestaltenden Verhältnisse richtig beurtheilend, anfangs meteorologische, später auch magnetische Beobachtungen zu einem der Hauptobjecte der seiner Leitung anvertrauten königlichen Sternwarte (in Brüssel) gemacht hat. Sein Zweck gieng dabey nicht bloß dahin, die Data für Brüssel herzustellen, sondern auch zugleich ein Zusammenwirken der Meteorologen, ohne welches die Bewegungen der Atmosphäre niemals ergründet werden können, zu erzielen. Vorzugsweise ist ihm dieses gelungen in Bezug auf die 36stündigen Beobachtungen zur Zeit der Solstitien und Aequinoctien. Zwar wird es bey Vielen keine besonders vortheilhaften Erwartungen erwecken, daß Diejenigen, welche früher Aehnliches unternahmen, den Gegenstand wieder aufga-

*) Supplementary Report on Meteorology by Prof. Forbes, in den Reports of the British Association Vol. X. pag. 143.

ben, ohne erhebliche Resultate zu erlangen, und insbesondere Sir J. Herschel, nachdem er ebenfalls eine große Menge Beobachtungen zusammengestellt hatte, ausdrücklich deren fernere Fortsetzung unter den bey uns vorkommenden Behältnissen für zwecklos erklärt hat *); unterdessen wird man billiger Weise annehmen müssen, daß Herr Quetelet gegründete Aussichten auf besondere Ergebnisse gehabt haben wird, als er die Beobachtungen so weit auszudehnen unternahm; auch verspricht er Resultate demnächst zu veröffentlichen.

Die Zahl der Stationen, wo für Herrn Quetelet diese 36stündigen Beobachtungen gemacht werden, beträgt bereits 36; sie dehnen sich über Belgien, Holland, Deutschland, Frankreich und Italien aus. Uebrigens werden die Beobachtungen selbst nur historisch in der vorliegenden Denkschrift erwähnt **); dagegen giebt sie eine vollständige Zusammenstellung der Resultate der täglichen Beobachtungen in Brüssel, umfassend Luftdruck, Luft-Temperatur, Dunstdruck, Boden-Temperatur, Windverhältnisse, Regenmenge, magnetische Declination, Vegetations-Beobachtungen unter verschiedenen Local-Verhältnissen. Bis zur Mitte des Jahres 1841 wurden die Beobachtungen nur fünf Mal des Tages aufgezeichnet, von dieser Epoche an ist aber das System der englischen magnetischen Observatorien mit zweystündiger Aufzeichnung vollständig durchgeführt worden. Es würde überflüssig seyn hier auf eine Würdigung der Beobachtungen einzugehen, da es wohl allgemein anerkannt ist, daß die Brüsseler Beobachtungen zu den glaubwürdigsten und umfassendsten Documenten gehören, worauf die künftige Theorie zu gründen seyn wird. Für wichtig halte ich es dagegen hier einen Umstand nicht unerwähnt zu lassen, der unmittelbar die sorgfältigste Untersuchung zu fordern scheint. Bekanntlich sind die Aenderungen der magnetischen Kraft zwar an verschiedenen Orten weder vollkommen gleichzeitig, noch von genau ähnlichem Verlaufe *), jedoch nähern sie sich in beyden Beziehungen der Gleichheit so sehr, daß eine Uebereinstimmung der monatlichen Mittelwerthe mit Recht erwartet werden darf, um so mehr als die Störungen von ganz kurzer Dauer sind und kaum über die Periode eines Tages hiausgehen.

*) Ein Brief von Sir J. Herschel an Herrn v. Boguslawsky in obigem Betreffe ist in der „Uebersicht der Arbeiten und Veränderungen der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur 1839“ S. 2 abgedruckt; in den Bulletins de l'Académie R. de Bruxelles V. Bd. S. 631 findet sich ein Auszug aus einem Briefe an Herrn Quetelet, nahe desselben Inhaltes. Es ist die Ansicht Herschels, daß keine Resultate erlangt werden können, außer man würde die Beobachtungen eine sehr lange Periode hindurch fortsetzen: die Resultate aber, die Herschel im Auge gehabt hat, kann man auch durch die gewöhnlichen täglichen Aufzeichnungen erlangen, wenn sie nur gleichzeitig gemacht werden, und man braucht die stündlichen Beobachtungen der Aequinoctien und Solstitien nicht dazu, um so mehr als diese in zehn Jahren erst dieselbe Anzahl von Bestimmungen liefern, die man durch täglich dreymaliges Aufzeichnen in einem Jahre erlangt.

**) Man findet die Beobachtungen vollständig in den Bulletins de l'Académie Royale de Bruxelles abgedruckt.

*) Ich habe durch die correspondirend auf dem Hohenpeissenberge und in München angestellten Beobachtungen gezeigt, daß auch an zwey nicht weit von einander entfernten Orten die Aenderungen der Declination um 2 — 3 Minuten und wohl noch mehr von einander abweichen können. Noch viel größer sind die Abweichungen bey entferntern Orten, wie die Terminbeobachtungen zeigen. Man darf annehmen, daß bey nicht großer Entfernung der Orte die Abweichungen den vierten Theil der überhaupt vorkommenden gewöhnlichen Bewegungen betragen. Wenn dessen ungeachtet in vielen Schriften die Behauptung vorkommt, daß die magnetischen Bewegungen an verschiedenen Orten vollkommen gleichzeitig und vollkommen ähnlich sind, daß man sie zur Bestimmung der geographischen Länge anwenden könne u. s. w., so sind dieß nur die ersten aus unvollständiger Beobachtung gezogenen Schlüsse, welche durch spätere Erfahrung sich nicht bestätiget haben. Gleiches gilt von der Behauptung, daß keine Local-Einflüsse vorkommen. Die letztere Behauptung wird übrigens durch den Satz, daß die Störungen von gewissen Puncten oder Quellen ausgehend auf einen größern oder kleinern Rayon sich ausdehnen, gänzlich aufgehoben, denn das ist es eben, was man insbesondere in die Meteorologie (wo ähnliche Verhält-

Vergleicht man nun den täglichen Gang der Declination, wie er aus den Brüsseler Beobachtungen und aus denen des hiesigen magnetischen Observatoriums hervorgeht, so erlangt man ein Ergebniß, welches weit entfernt ist, die erwartete Uebereinstimmung darzustellen. Hier folgen die Differenzen zwischen dem täglichen Gange beyder Orte in Secunden ausgedrückt.

1841.	July	August	September	October	November	December.
2h	—60″	+24″	— 1″	—37″	+ 2″	— 50″
4	—25	—84	—65	— 8	+ 8	— 8
6	+12	—30	—19	— 2	+55	— 21
8	+12	+24	0	+26	+15	— 14
10	+31	+42	+13	+ 1	—25	— 19
Mittag 12	+22	+24	—20	+46	—19	+ 39
2	+49	+24	— 7	+31	—2:	+ 15
4	+17	+54	+74	—13	+58	+ 46
6	— 9	+30	+ 8	+ 1	—32	+ 63
8	+ 9	—54	—39	—45	+46	+ 12
10	— 3	+18	+32	—13	—12	— 14
12	—59	—72	+25	+27	+28	— 49

(Schluß folgt.)

Geschichte der Wieliczkaer Saline. Verfaßt von Joh. Nep. Hrdina.

(Schluß.)

Das in der Salzgrube zur Zimmerung verwendete Holz unterliegt keiner Fäulniß, das obertags schon angefaulte wird vielmehr durch die Grubenluft conservirt; es verkrustet hier das Holz mit der Zeit und gewinnt sowohl an Härte als auch an Dauerhaftigkeit.

Zur Gewältigung der Wässer ist unter der österreichischen Regierung außerordentlich viel geschehen, besonders dadurch, daß alle dem allgemeinen Wasser-Concentrationsschachte Wodnagora zugeführt werden, der mit einem $6\frac{1}{2}$ Klafter tiefen Wassersumpfe versehen und bloß zur Wasserhebung bestimmt ist. Im Durchschnitte werden jährlich 20,001 Tonnen oder 200,010 W. Eimer Salzsoole gehoben, welche nach der Salzsoolenspindel gewöhnlich $18\frac{1}{2}$ gradig ist. Da nun der Wiener Eimer einer 18 gradigen Salzsoole $28\frac{1}{2}$ Pfund Kochsalz enthält, so wird in dem jährlich ausgeförderten Salzwasser ein Salzgehalt von 5,700,285 W. Pfund zu Tage gehoben. Diese Salzsoole fließt in Röhren in einen großen Teich, von wo aus dieselbe zeitweise in den Seravabach ausgelassen

---

nisse vorkommen) Local-Einflüße genannt hat. Was die Erfahrung bisher in Beziehung auf gleichzeitige magnetische Aenderungen gelehrt hat, beschränkt sich darauf, daß eine allgemeine Aehnlichkeit in den Curven verschiedener Orte sich herausstellt, wobey eine große Menge Abweichungen sich zeigen, ungefähr in derselben Weise, wie es bey den Barometer-Curven verschiedener Orte der Fall ist.

wird und so mit süssem Wasser verdünnt der Weichsel zukömmt. In ältern Zeiten, wo noch Ueberfluß an Brennmateriale war, hatte die Soole ihren Abfluß in besondere Salzsiedereyen, die jedoch seit 1718 eingegangen sind. Die einzige Verwendung, die jetzt noch die Salzsoole hier findet, ist für das Badhaus und in Viehseuchen für das Vieh.

Wie auf die Pferde hat auch die stets trockene Grubenluft auf die Menschen einen sehr wohlthätigen Einfluß, daher man von der in andern Bergwerken gewöhnlichen sogenannten Bergkrankheit, die in eine abzehrende Bleichsucht ausartet, hier keine Spur findet, und selbst bedeutend lungenkranke Bergleute conserviren sich gut in der Grubenluft. Sogar den Mäusen scheint dieser Aufenthalt zuträglich zu seyn, da sich ihrer eine große Menge findet.

4. Merkwürdigkeiten bey Befahrung der gewöhnlichen Gasttour.

Am Schlusse giebt der Verfasser noch eine pittoreske Schilderung des Salzbergwerkes als Leitfaden für Fremde, welche dasselbe besuchen. Wir können ihm hier in unserer Darstellung nicht weiter folgen, da ohne Vorlage der 12 Ansichten der vorzüglichsten Grubenparthien, welche dem Buche beygegeben sind, die ausführlichste Beschreibung keine befriedigende Vorstellung von der Großartigkeit dieser unterirdischen Gewölbe gewähren kann. Von welchem Umfange diese sind und welch imposanten Anblick sie bey voller Beleuchtung, die freylich nur bey Anwesenheit hoher Gäste erfolgt, gewähren müssen, davon mögen einige numerische Angaben eine sehr schwache Andeutung geben. Die Kammer Michalowic ist 144′ lang, 84′ breit und 108′ hoch; zu ihrer Sohle steigt man auf 160 Stufen herab. Von ihrer Kuppel hängt ein Kronleuchter von 18′ Höhe und 9′ Durchmesser, aus Krystallsalz gearbeitet, herab, der bey feyerlichen Gelegenheiten mit 300 Kerzen besteckt wird, welche gleichwohl nicht ausreichend sind, die ganze Halle zu erleuchten. Weiterhin kommt man über eine kunstvoll erbaute Holzbrücke, welche über einen Abgrund von 270 Fuß Tiefe führt. Bey hohen Besuchen läßt man

auf der Sohle desselben die Bergleute mit ihren Grubenlichtern in zwey parallelen Ellipsen einander entgegengesetzt sich bewegen und ein Bergmannslied anstimmen, während in der Mitte dieser Ellipsen ein mit 500 Kerzen beleuchtetes Vivat zu sehen ist. Obschon die berühmte Kammer Przykosz mit ihrem großen Salzsee im Jahre 1834 wegen ihres brüchigen, Gefahr drohenden Zustandes ganz mit Bergen verstürzt werden mußte, so sind doch noch 2 kleinere, durch einen Tunnel in Verbindung mit einander gebrachte Kammern vorhanden, welche dem Fremden den Genuß einer unterirdischen Schifffahrt gewähren; der Salzkapelle ist schon gedacht worden.

Außer den bereits erwähnten 12 pittoresken Ansichten in groß Octav sind noch 3 andere Tafeln in Folio dem Atlas beygegeben. Die erste stellt einen geognostischen Durchschnitt der Wieliczkaer Saline dar, und gewährt eine sehr deutliche Ansicht von den 3 verschiedenen Salzformationen; über Tags sieht man die Stadt, die gerade über dem Bergwerke steht. Die zweyte Tafel ist ein geognostischer Durchschnitt des Karpathengebirges aus der Lomnitzer Spitze bis zum Weichselthale. In derselben sieht man die merkwürdige Verrückung des Salzgebirges in zickzackförmig gebrochenen Lagen, die offenbar secundärer Art aus der ursprünglich horizontalen und continuirlichen Erstreckung hervorgegangen ist; letztere ist in einem besonderen ideellen Durchschnitte der ursprünglichen Niederschläge vor erfolgter Zerstörung des ganzen Gebildes anschaulich gemacht. Die dritte Tafel gibt einen Aufriß und Grundriß von dem obern Theile der Wieliczkaer Saline zur Uebersicht des Strecken-Betriebs und besonders der durch Fremde befahrenen Gasttour. Sämmtliche Tafeln sind von dem Verfasser sehr schön gezeichnet und auf Stein recht sauber ausgeführt.

Wir sind dem Verfasser für sein lehrreiches Werk sehr dankbar und wollen wünschen, daß sein Beyspiel auch die Beamten anderer Salinen anspornen möchte, uns mit denselben durch genaue Beschreibungen bekannt zu machen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. November.

Nro. 230. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte des Bayerischen Herzogs und Kurfürsten Maximilian des Ersten. Hauptsächlich nach den urkundlichen Quellen des königl. geheimen Haus- und Staats-Archives zu München. Von C. M. Freyherrn v. Aretin, k. b. Major à la suite, Oberstlieutenant und Districts-Inspector der Landwehr von Niederbayern, Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften zu München. Erster Band. Mit einer Abbildung des Denkmals auf dem Wittelsbacher Platze. Passau 1842. Druck und Verlag von Carl Pleuger. (Firma: Pustetsche Buchhandlung) 8. XII. 521 S.

Wir beeilen uns, unsere Leser auf diese höchst interessante Bereicherung der bayerischen und deutschen Geschichte aufmerksam zu machen, durch welche die Darstellung einer der merkwürdigsten Epochen der neueren Geschichte wesentliche Veränderungen erleidet. Der Herr Verf. hat sich schon früher durch die Urkundensammlung zu Bayerns auswärtigen Verhältnissen als tüchtigen Forscher, durch den erst in diesen Blättern besprochenen Text dieses Werkes seinen entschiedenen Beruf zum Geschichtschreiber erwiesen. Beydes zeigt sich in noch erhöhtem Grade in dem vorliegenden ersten Bande der Geschichte Max I., zu welcher „die königliche Großmuth“ dem Verfasser den reichen Schatz des Reichsarchives eröffnete. *) Aus eben diesen Gründen dürfte auch wohl eine tiefer eingehende Besprechung nothwendig seyn, auf die wir auch, nachdem wir den Standpunct des Verf. zu seinen Vorgängern ermittelt, sogleich einzugehen gedenken.

Die Erörterung, in welche der Verf. in der Vorrede eingeht, beweist, wie derselbe sein Verhältniß zu diesen, insbesondere zu Wolf, nicht als ein gemachtes, sondern als ein gegebenes betrachtet, jedoch auch gerade dadurch sich bestimmt fühlte, „ganz von Neuem zu beginnen und vor Allem eine tiefer eingehende Würdigung der bayerischen Zustände im sechzehnten Jahrhunderte dem ganzen Werke als Einleitung vorauszusenden.“

„Wenn, so endet das Vorwort, unermüdeter Forschungsdrang, verbunden mit strenger Wahrheitsliebe, die alle Gedanken und Gefühle zu prüfen und zu reinigen beflissen ist — wenn glühende Begeisterung für den Ruhm des Vaterlandes und des angestammten mit unerschütterlicher Anhänglichkeit geliebten Fürsten-Hauses — vor Allem aber das treue Wurzeln und Leben in unserm alten heiligen Glauben — Eigenschaften sind, welche vorzugsweise zur historischen Bearbeitung dieses vaterländischen Stoffes befähigen: so darf ich hoffen, daß mein eifriges Streben nicht vergeblich seyn, daß kein unparteyischer und geschichtskundiger Leser die Spuren jener Eigenschaften in meiner Arbeit vermissen werde.“

Der Inhalt des ersten Bandes zerfällt in 2 Abschnitte: Bayern im sechzehnten Jahrhundert, und: Maximilians Jugendjahre.

Referent übergeht der Kürze wegen die weitere

---

*) Die in dem Münchner Archive aus der Regierungszeit Maximilians I. vorhandenen Acten belaufen sich auf mehr als dritthalbtausend Bände und Fascikel.

U. d. V.

Ausführung des ersten Abschnittes, in wie ferne derselbe dem Wesen nach mit dem ersten Bande von Bayerns auswärtigen Verhältnissen übereinstimmt. Es ist jedoch sogleich zu bemerken, wie der Verf. seitdem sowohl das Material vermehrte, als auch an Sicherheit und Umsicht in Bezug auf die Behandlungsweise zunahm. Er zeigt, gegen Gförer, wie die bayerischen Herzoge nicht erst in Folge des Bauernkrieges als entschiedene Gegner des Lutherthums auftraten (S. 9); er weist Ranke zurecht, wenn derselbe, von welchem der Verf. in der Vorrede das, wie Ref. glaubt, treffende Urtheil fällte, daß er die Wahrheit häufiger gesehen, als gesagt habe, die Beschlüsse der katholischen Fürsten i. J. 1524 („die erste gegen die Neuerung getroffene allgemeine Verfügung“) als einen Versuch zu innerer Restauration des Katholicismus bezeichnet, während sie sich selbst „als rein conservatorisch und reglementär darstellen.“ Mit nicht minderer Entschiedenheit, als unlängst in den Wiener Jahrbüchern der unbekannte Recensent von Ranke's deutscher Geschichte gethan, widerlegt der Verf. den „verbrauchten Kunstgriff“ des eben genannten Historikers, die Ursache alles Uebels in der Reaction zu suchen, die bayerischen Herzoge, weil sie sich der Glaubenstrennung nicht angeschlossen, als willenlose Werkzeuge des römischen Hofes, ihr Benehmen als undeutsch und als tadelnswerthe Reaction darzustellen. Während Ranke behauptet, dem „päpstlichen Stuhle kam es zunächst darauf an, in Deutschland Fürsten zu finden, die es vorzögen, sich mit dem Papste zu vereinigen, statt die Beschlüsse einer allgemeinen Versammlung zu erwarten“ und der Papst zu dem Ende die Herzoge von Bayern gewonnen habe, geht aus den von dem Verf. angeführten Thatsachen hervor, wie im Gegentheile der römische Stuhl erst aus Bayern auf die der Kirche gefahrdrohenden Wittenberger Ereignisse aufmerksam gemacht wurde. Die Abfertigung des Vorwurfes der Reaction mag der geneigte Leser selbst S. 15. lesen; in Betreff des undeutschen Benehmens aber braucht man kaum hinzuzufügen, wie seltsam es klinge, wenn eine solche obligate Phrase aus sonst achtbarem Munde wiedertönt. Bekannter Massen stellten die Venetianer zuerst den Grundsatz auf, prima Venetiani e poi Cristiani. Bis dahin aber hatte man geglaubt, man sey nur dann ein guter Venetianer, Deutscher ꝛc. wenn man seine Pflichten als Christ auf das Genaueste erfülle. Und würde dieser Grundsatz von allen deutschen Fürsten so sehr, wie von den bayerischen befolgt worden seyn, so ist kein Zweifel, das deutsche Reich stünde noch jetzt in voller Blüthe. Das einfache Staatsrecht jener Zeit dachte sich ferner das Oberhaupt der Kirche noch nicht als einen auswärtigen Monarchen, und ein Fürst, der diesem treu anhieng, lief deßhalb noch nicht Gefahr, seinen Patriotismus verdächtigt zu sehen.

Von großem Interesse ist die Darstellung der Bündnisse der katholischen Fürsten und der Hindernisse, welche sich einer größeren Wirksamkeit derselben entgegenstellten. Der Verf. zeigt, wie das Drängen von Seite Bayerns, der entschiedenen Haltung der Protestanten gleiche Entschiedenheit entgegen zu setzen, an der Doppelherzigkeit der kaiserlichen Minister scheiterte; wie bey Carl V. selbst stets die eine Absicht vorherrschte, „die Gesammtkräfte Deutschlands für seine großen, die Gränzen Europa's überschreitenden Pläne zu benützen, den Religionsstreit um jeden Preis zu beseitigen und, da eine innere Einigung der Gemüther nicht erzielt werden konnte, wenigstens einen übertünchten Friedenszustand herzustellen.“

(Fortsetzung folgt.)

Giornale Astronomico ad uso commune etc. di Antonio Colla, Direttore del Osservatorio della D. Università di Parma.

Herr Colla hat die vier letzten Bände des Jahrbuches, dessen Titel eben angeführt worden, der hiesigen königlichen Sternwarte zum Geschenke gemacht, und ich halte es nicht für überflüssig, eine kurze Notiz des Inhaltes hier mitzutheilen, um so mehr, als die Schrift, obwohl sie besonders für Meteorologie und verwandte Fächer Interesse darbietet, wenig sonst bey uns bekannt ist. Zu den vielen Nachahmungen, welche das Annuaire pré-

senté au Roi par le bureau des Longitudes hervorgerufen hat, gehört auch das Jahrbuch des Herrn Colla; es enthält die astronomischen Angaben ungefähr in derselben Weise, wie das französische Annuaire, mit Zusätzen, worin die Stellung der Gestirne am Himmel beschrieben wird; außerdem kommen verschiedene Aufsätze, theils Astronomie, theils Gegenstände der Physik betreffend, vor. Um nicht zu weitläufig zu seyn, werde ich mich hier darauf beschränken, die Aufsätze des Jahrganges 1842 in Kürze ihrem Inhalte nach zu erwähnen, woraus man auf die Tendenz des Werkes hinreichend wird schließen können. Der erste Aufsatz ist von Hrn. Bianchi, Director der Sternwarte in Modena, und betrifft den veränderlichen Stern Mira im Wallfisch, über dessen Lichtperiode Hr. Bianchi und Hr. Professor Argelander in den „Astronomischen Nachrichten“ nicht ganz übereinstimmende Angaben bekannt gemacht hatten. Die Verschiedenheit der Angaben bezog sich theils auf die Art und Weise der Schätzung — ob mit oder ohne Fernrohr — theils auf die Größe der verglichenen Sterne.

Die näheren Nachweisungen, welche Hr. Bianchi hier giebt, sind nicht sowohl geeignet, die streitigen Punkte zu entscheiden, als vielmehr die Nothwendigkeit neuer Hülfsmittel zu zeigen, wodurch man im Stande wäre, sicher und bequem die Erngrößen zu bestimmen.

Der zweyte Aufsatz ist von Hrn. Professor Cassiani in Parma, und betrifft die von ihm beobachteten Bewegungen astatischer Nadeln, welche unter Glasglocken eingeschlossen und vor den Wallungen der äußern Luft geschützt waren. Es sind öfters an freyhängenden Declinations-Magneten sowohl als an unmagnetischen Körpern bey gleicher Aufhängungsweise Bewegungen bemerkt worden, die man den verschiedenartigsten Ursachen zuschrieb. Dahin gehören die Beobachtungen von Herrn Dutrochet, welche Hr. Cassiani anführt, deßgleichen die periodischen Bewegungen, die Herr Baily an dem von ihm bey Bestimmung der Dichtigkeit der Erde gebrauchten Coulomb'schen Pendel wahrgenommen hat und worüber er verschiedene Muthmassungen aussprach; ferner die Bewegungen, welche Herr Lefroy

an einem Declinationsapparat in St. Helena beobachtete, wenn Jemand dem Magnetkasten sich näherte und dabey stehen blieb, was er einem unbekannten Einflusse des menschlichen Körpers zuschrieb, und andere ähnliche Thatsachen. *)

Alle diese Beobachtungen und Versuche finden eine eben so natürliche als leicht nachzuweisende Erklärung in der von mir im vorigen Jahre bekannt gemachten und durch Versuche erwiesenen Thatsache, „daß eine eingeschlossene Luftmasse bey vorkommenden auch geringen Temperaturveränderungen nicht in Ruhe verbleibe, sondern, daß auf einer Seite (der wärmern) die Theilchen steigen, auf der andern fallen, und daß hiedurch eine circulirende Bewegung der Luftmasse zu Stande kommt, welche einmal erzeugt lange fortdauert, und welche stark genug ist, einen darin frey hängenden Magnet um eine beträchtliche Größe von der wahren Richtung entfernt zu halten.“ Dieselbe Ursache liegt den von Herrn Cassiani beobachteten, aber von ihm nicht richtig gedeuteten Erscheinungen zu Grunde.

In dem vorliegenden Jahrgange finden wir noch die chemische Analyse des im Jahre 1841 in Genua gefallenen rothen Regens von Herrn. Prof. Canobbio; die übrigen Aufsätze und Notizen sind von Herrn Colla selbst und beziehen sich auf Sternschnuppen, magnetische Gewitter, Bestimmung der Temperatur und des Luftdruckes in Parma, Stürme und andere atmosphärische Störungen. Herr Colla gehört zu denjenigen, welche am eifrigsten die Erscheinungen der Sternschnuppen verfolgt haben; er bemüht sich nun, die Sternschnuppen mit dem Erscheinen der Nordlichter zu verbinden, und das periodische Vorkommen der letztern ungefähr in der Mitte des October nachzuweisen. Es folgen sehr vollständige Angaben über die sowohl in als außer Europa im Jahre 1841 beobachteten Stern-

*) Herr Baily hat kürzlich eine Denkschrift der astronomischen Societät übergeben, worin er den oben erwähnten Umstand berührt. Die Beobachtungen des Herrn Lefroy sind mir durch briefliche Mittheilung des Herrn Professor Lloyd in Dublin bekannt geworden.

schnuppen, dann ein Verzeichniß der magnetischen Gewitter oder Störungen des Jahres 1840, wie sie in Parma, Mailand, Prag und München beobachtet worden sind, endlich eine Uebersicht der meteorologischen Beobachtungen in Parma im Jahre 1840 nebst mehreren kürzeren meteorologischen Notizen.

Aus dieser kurzen Anzeige wird man ersehen, daß das Jahrbuch des Herrn Colla eine große Menge interessanter Angaben enthält; übrigens wird der Fachkundige hie und da diejenigen Angaben (besonders Zahlen-Angaben), welche bey theoretischen Untersuchungen nothwendig sind, höchst ungerne vermissen. Dieß gilt besonders von dem Verzeichnisse magnetischer Störungen, welches ohne Beyfügung der Größe ganz bedeutungslos ist, indem die Bezeichnung „magnetische Störung," wie sie jetzt allgemein gebraucht wird, so unbestimmt ist, daß man fast alle Tage des Jahres als Störungstage aufzählen könnte. Aus brieflicher Mittheilung ist mir übrigens bekannt, daß Herr Colla bey den künftigen Jahrgängen dieses Desideratum zu berücksichtigen suchen wird, was ihm bey seiner ausgedehnten Correspondenz wenig Schwierigkeit darbieten kann.

Lamont.

Observations des phénomènes périodiques. Par Quetelet. 1841.

(Schluß.)

Da die tägliche Periode in Brüssel etwas größer ist als in München, so würden die Zahlen der ersten Monate hiedurch etwas modificirt werden: bey den letzten Monaten wird dieser Umstand fast gar keinen Einfluß haben. Jedenfalls bleiben unerwartet große Differenzen übrig. Sollen wirklich solche Differenzen im täglichen Gange bestehen, oder liegt vielleicht die Schuld zum Theile an den Instrumenten, welche dabey gebraucht werden?

Die letztere Vermuthung könnte einigen Grund gewinnen, wenn man die Beobachtungsreihen berücksichtiget, welche im vorigen Jahre im hiesigen magnetischen Observatorium mit Instrumenten von verschiedener Construction gemacht worden sind, und wovon jedes einen von den übrigen verschiedenen täglichen Gang zeigte.

Daß jedoch die gegenwärtig in unserm Observatorium gebrauchte Construction die Bewegungen richtig angebe, habe ich theils durch die Uebereinstimmung mehrerer Differential-Instrumente von gleicher Art, theils durch die Uebereinstimmung der zu verschiedenen Zeiten des Tages vorgenommenen absoluten Messungen mit den Variationen dargethan: und die Versuche gewähren, wie mir scheint die volle Ueberzeugung, daß die Beobachtungen durch keine fremdartigen Einflüsse entstellt sind. Rücksichtlich der Brüsseler Beobachtungen enthält die Denkschrift des Herrn Quetelet keine auf die obigen Umstände sich beziehende Nachweisung, da jedoch, so viel mir bekannt, die Variations-Beobachtungen in dem großen Saale der Sternwarte, die absoluten Messungen dagegen mit andern Instrumenten im magnetischen Hause (im Garten der Sternwarte) gemacht werden, und da die letzteren ohne Zweifel zu verschiedenen Zeiten des Tages wiederholt worden sind, so werden die nöthigen Data jedenfalls vorhanden seyn, um über die Genauigkeit, womit die Angaben der Instrumente den Aenderungen der magnetischen Kraft entsprechen, zu entscheiden. Bis diese Data bekannt gemacht werden, ist kein weiteres Urtheil möglich: ich habe es aber für zweckmäßig gehalten vorläufig die Aufmerksamkeit derjenigen, die sich mit magnetischen Untersuchungen beschäftigen, auf die oben dargelegte Disharmonie der Brüsseler und Münchner Beobachtungen zu lenken, weil mir der Gegenstand von der größten Wichtigkeit scheint, und nothwendig zu einem neuen Resultate führen muß in so ferne als sich herausstellen wird, entweder daß die Uebereinstimmung der magnetischen Aenderungen an verschiedenen Orten weit geringer ist, als bisher angenommen wurde, oder daß die Aufstellung der Instrumente Vorsichtsmaßregeln erfordert, die man an den meisten Orten bisher vernachläßiget hat.

Lamont.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. November.

Nro. 231. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte des bayerischen Herzogs und Kurfürsten Maximilian des Ersten. Von C. M. Freyherrn v. Aretin.

(Fortsetzung.)

„Wenn wir, setzt der Verf. hinzu, alle diese Bestrebungen betrachten, denen sich Carl V. mit unermüdlicher Aufopferung unterzog, so können wir nur bedauern, daß so große Anstrengungen für einen von vorne herein unerreichbaren Zweck gemacht wurden. Das Benehmen des Kaisers i. J. 1541, der Erlaß der Regensburger Declaration und die gleichzeitige Erneuung der christlichen Einigung entzogen Carl V. vollends alles Zutrauen auf katholischer Seite. Der Pabst weigerte sich mit Recht, den auf solche Art zu Stande gebrachten Vertrag zu ratificiren; und der katholische Bund sank zur völligen Nullität herab, wie sich dieses bald darauf augenscheinlich zeigte, als die Schmalkalder einen der Bundesfeldherrn, den Herzog Heinrich von Braunschweig mit überlegener Kriegsmacht überfielen, sich seiner Lande bemächtigten und daselbst die neue Lehre gewaltthätig einführten.“

Ward schon die Regierung Herzog Wilhelm des Standhaften durch das vorliegende Werk vielfältig in das wahre Licht gesetzt und von eingedrungener falscher Darstellungsweise gereinigt, so bietet die Geschichte H. Albrecht's V., für die Reformation von so ungemeiner Wichtigkeit, so viel Bedeutendes, daß, wenn auch der Abschnitt über Maximilians Jugendjahre gar nicht folgen würde, sie allein schon dem Verf. die größte Anerkennung und seinem Buche einen bleibenden Werth verschaffen müßte. Wir haben uns etwa an 25 Stellen bemerkt, wo die bisher übliche Darstellungsweise durch Hinzufügung neuer Thatsachen eine wesentliche Bereicherung erlangte, und von diesen haben bey weitem die meisten für die deutsche und allgemeine Geschichte einen eben so großen Werth, wie für die bayerische. Wir entnehmen jedoch von ihnen nur die hauptsächlichsten und verbinden damit die gelegentliche Vergleichung der Auffassung Albrecht's V. bey andern Historikern der Gegenwart.

Eine der Hauptaufgaben ist hiebey, den Grund zu erklären, warum sich in dem Benehmen H. Albrecht's V. ein Widerspruch der früheren Richtung mit der späteren, ein anfängliches Schwanken seinen protestantischen Unterthanen gegenüber und erst später eine völlige Entschiedenheit beurkundet. Ranke hat, auf Sitzinger gestützt, (R. P. II. S. 9,) die Behauptung ausgesprochen, „der Herzog selbst war dem (augsburgischen) Bekenntniß nicht so ganz entgegen, daß er nicht auch zuweilen einer protestantischen Predigt beygewohnt hätte.“ Aber der Verf. zeigt S. 66 und 71, wie die Bemühungen Albrechts um den Religionsfrieden, „durch welchen die Katholiken einige nicht unwesentliche Principien ihres Kirchenthums zwar nicht aufgaben, aber doch antasten ließen,“ und der Einfluß der K. K. Ferdinand und Maximilian denselben theils in das Licht einer nicht zu strengen Katholicität setzten, theils in ihm selbst die Meinung erzeugten, „man müsse den Neuerern Concessionen machen; durch Nachsicht und gütliche Belehrung werde man mehr ausrichten, als durch Strenge und entschiedenes Verfahren.“ Von einer irrigen Grundlage ausgehend, konnte dann freylich Ranke auch zu keiner richtigen Auffassungsweise des Uebrigen gelangen. Daher denn auch zur Würdigung der Motive des Herzogs aus dem

Mſ. der k. Hof- und Staatsbibliothek, das Ranke benützte und Aretin zum größeren Theile in „Bayerns auswärtigen Verhältniſſen“ bekannt machte, mit Vorzug jene Stelle hervorgehoben wird, welche ſich auf die Vermehrung oder Verminderung der fürſtlichen Macht bezieht, während das Ganze der Correſpondenz viel lauterere Beweggründe offenbart. Wie aber Ranke, deſſen vorherrſchende Methode bekanntlich in einem Zergliedern geheimer Beweggründe beſteht, in dieſem Punkte nur ſeine eigene Anſicht auf H. Albrecht übertrug, ſo ergeht es ihm auch an einer anderen, ungleich wichtigeren Stelle *). Es mußte jeden, der die bayeriſchen Zuſtände im Zeitalter der Reformation ſchärfer in das Auge faßte, befremden, warum H. Albrecht, nachdem er mit der größten Inſtändigkeit von Papſt und Concil Vergünſtigungen in Betreff des Laienkelchs verlangt hatte, als er ſie erhalten, keinen Gebrauch davon machte. Ranke beantwortet ſich auch dieſe Frage nach der ihm eigenthümlichen Anſchauung:

„Seit geraumer Zeit (ſagt er, R. P. II. S. 40) hatte Herzog Albrecht bey Papſt und Concilium mit viel Eifer auf die Erlaubniß des Laienkelchs gedrungen: das ganze Geſchick ſeines Landes ſchien er daran zu knüpfen; endlich im April 1564 erhielt er ſie: wer ſollte es glauben? jetzt machte er ſie nicht einmal bekannt. Die Umſtände waren verändert: eine von dem ſtrengen Katholicismus abweichende Vergünſtigung ſchien ihm jetzt eher ſchädlich als nützlich ꝛc.“

Anders ſuchte der Verfaſſer des bekannten Artikels im Besnard'ſchen Repertorium: H. Albrecht V. im Kampfe gegen die Glaubensſpaltung in Bayern **), die Sache zu erklären, indem er auf die Aufforderung des Tridentinums hinwies, nachdem die ſtrittigen Punkte entſchieden, nicht mehr den Weg der Unterhandlungen einzuſchlagen, ſondern den Concilbeſchlüſſen die nothwendige Anerkennung zu verſchaffen. Die Umſtände waren freylich verändert, aber mehr in Bezug auf das Gewiſſen des Fürſten, als in Bezug auf ſeine politiſche Lage. Allein erſt die von dem Freyherrn von Aretin mitgetheilten Aktenſtücke beleuchten den wahren und factiſchen Zuſammenhang.

„Ehe noch die päpſtliche Conceſſion (vom 16. April 1564 in Betreff des Laienkelches) in München eingetroffen war, hatte H. Albrecht, in Erwägung, daß die kirchlichen Verhältniſſe des Herzogthums ſich immer bedenklicher geſtalteten, eine große Berathſchlagung angeordnet, an welcher außer den gewöhnlichen geheimen Räthen auch die erſten Beamten der Provincialbehörden Antheil nahmen. Die Conferenzen, welche am 17. April eröffnet wurden, können als ein Wendepunkt in der Religions-Geſchichte unſeres Vaterlandes betrachtet werden.“

Es iſt nun höchſt intereſſant, zu ſehen, wie hiebey Wiguleus Hund, der Geſchichtforſcher, und Simon Eck in ihren Meinungen differirten und der erſtere geradezu meinte, man dürfe durch die Weigerung des Papſtes und des Conciliums die Religion nicht zu Grunde richten laſſen; als aber die Anſicht der Vorſichtigeren ſiegte, ließ der Herzog,

ſo dringend er bisher nach der Conceſſion getrachtet hatte, ſo ſehr es ſich jetzt angelegen ſeyn, dieſelbe nur mit größter Vorſicht und mit Beobachtung aller gebotenen Beſchränkungen in Ausübung zu bringen. Nur an den von ihm namhaft gemachten Orten (in welchen ſchon ſeit längerer Zeit die Communion unter beyden Geſtalten im Gebrauche war), wurden von den Biſchöfen die Prieſter zur Spendung des Kelches ermächtigt; die Inſtruction wurde ihnen unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit mitgetheilt; ſie durften ſie nicht einmal in die Hände des Buchbinders geben ꝛc.

Der Verfaſſer kann ſich nicht enthalten, ſelbſt auf die große Abweichung aufmerkſam zu machen, welche in Bezug auf dieſen Gegenſtand ſich bey ſeinen Vorgängern findet. Beſonders, ſagt er, weiß Zſchokke die Sache recht rührend darzuſtellen, wie „auch das letzte flehentliche Schreiben, in welchem der Herzog noch einmal den Papſt zu mäßigerem Sinne (?) zu bewegen verſucht hatte, fruchtlos geblieben.“ Er hätte hinzuſetzen können, mit ſolchem Unbedacht behandelt man die wichtigſten Abſchnitte der Geſchichte; ſo ſehr iſt, wie wir ſchon früher bemerkten, eine Reſtauration dieſer Wiſſenſchaft nothwendig. Daß dieſe keineswegs alle Maßregeln des Herzogs lobenswerth finden werde, kann man aus der Darſtellung des Verfaſſers hinlänglich entnehmen, welcher die begangenen Mißgriffe

*) Man vergl. hiemit auch S. 243. 244 Note 5.
**) Jahrgang 1841 N. 38 — 40.

unverholen aufdeckt. Andererseits ist aber durch das tiefe Eingehen in die Gründe der Begebenheiten, in ihren inneren und actenmäßigen Zusammenhang dem seichten und oberflächlichen Raisonnement wenigstens in so ferne ein Ende gemacht, daß jeder, der sich diesem hingiebt, sogleich des Irrthums überwiesen werden kann.

Von den religiösen Verhandlungen, welche bisher noch niemals so klar und erschöpfend dargestellt wurden, geht der Verfasser über auf den bekannten Streit H. Albrechts mit seinen Landständen, vorzüglich mit dem Grafen Joachim von Ortenburg. In dieser Beziehung hat das oberbayerische Archiv des hiesigen historischen Vereins an der trefflichen Monographie des verdienstvollen Buehl's einen wesentlichen Beytrag geliefert, dessen wichtige Aufklärungen auch von dem Verfasser in vollem Maße anerkannt werden. Auch ist die k. Universitäts-Bibliothek im Besitze eines dickleibigen Folianten: **Acta Ortenburgiana**, dessen Inhalt besonders die auswärtigen Verbindungen des Grafen Joachim beleuchtet und so viel Ref. bey einer flüchtigen Durchgehung desselben zu bemerken g l a u b t e, in einigen Stücken selbst Huschbergs Angaben erweitern dürften. Der Verf. hat denselben, so viel aus den Citaten hervorgeht, nicht benützt; da er aber andere archivalische Quellen von erheblichem Werthe gebrauchte, vermag Ref. auch nicht zu sagen, ob die Benutzung jener Acta für ihn noch nothwendig gewesen wäre.

Auch bey der Darstellung dieses Streites hat der Verf. den wesentlichen Punkt getroffen, da er die ortenburgischen Unruhen mit denen Wilhelm's von Grumbach und den Hoffnungen und Plänen der Reichsritterschaft in Verbindung bringt, von welcher das sechzehnte Jahrhundert an dem Beginnen Sickingens schon eine hübsche Probe erlebt hatte. Nicht bloß Würzburg, auch Salzburg war damals das Schicksal zugedacht, durch die Ritterschaft säcularisirt zu werden. In Bezug auf die so oft aufgenommene Untersuchung über die vermeintliche Verbindung des bayerischen Adels mit Sachsen entscheidet sich der Verfasser gegen Adlzreitter. Wir glauben, daß diese Geschichte des letzten Versuches des bayerischen Adels, die Territorialhoheit der Herzoge zu beschränken, für abgethan betrachtet werden kann.

Der nächste Abschnitt n. 7, S. 146 über das, was Ranke die Restauration des Katholicismus nennt, ist fast ganz neu und eine wesentliche Bereicherung der Geschichte. Man ist gewohnt, die Erhaltung der katholischen Kirche in Bayern der unerbittlichen Strenge der altgläubigen Landesfürsten und der Einwirkung der Jesuiten, einem undeutschen Benehmen, römischen oder doch ultramontanen Machinationen zuzuschreiben. Allein eine tiefere Auffassung der Zustände jener an Rechtsverletzungen so reichen Zeit, zeigt unwiderleglich, daß eine Veränderung und Beeinträchtigung germanischer Institutionen schon von früher und unabhängig von den kirchlichen Ereignissen im Gange war und die Verletzung des ächt deutschen Wesens von einer ganz andern Seite kam, als selbst gefeyerte Schriftsteller (Ranke, R. Päpste II. S. 35) uns glauben machen wollen. Man mag welch immer für einer religiösen Ueberzeugung zugethan seyn, so wird man zugeben müssen, daß nichts mehr der Entwicklung der deutschen Geschichte und dem deutschen Charakter überhaupt widerspricht, als Usurpation aller Rechte auf der einen, Herabwürdigung bis zur Rechtslosigkeit auf der andern Seite. Gerade aber dieses geschah ganz offen in jener Zeit in deutschen Landen, und nicht etwa, wie man uns glauben machen möchte, in Bayern, das wegen seiner Anhänglichkeit an den überlieferten Glauben nur zu oft von Halbwissern mit dem Geifer fanatischer Beschränktheit überschüttet wird — sondern gerade in jenen Staaten, welche mit der Veränderung des Kirchenthums auch ihre p o l i t i s c h e Grundlage veränderten. Es ist ein entschiedenes Verdienst des Verfassers der vorliegenden Geschichte, auf den Contrast aufmerksam zu machen, welcher zwischen der Behandlungsart Andersgläubiger in Bayern unter H. Albrecht V. und z. B. in Sachsen, dem Sitze der neuen Lehre, statt fand. Ueberhaupt erregt die Lectüre dieses Buches das wohlthätige Gefühl, daß in der Zeit, wo das deutsche Reich durch seine eigenen Glieder der Auflösung immer näher geführt wurde, Bayern sich vor allen durch Festhaltung an den Principien der deutschen Reichsverfassung auszeichnete, und seine Fürsten nicht bloß dadurch sich ei-

nen Namen machten, daß sie katholisch blieben, sondern in nicht minderem Grade, daß sie von Herzen deutsch waren, deutsch fühlten, dachten, handelten und weit entfernt unter der Firma der Rettung deutscher Freyheit den selbstsüchtigsten Interessen zu huldigen, mit Aufopferung ihrer Person, ihrer Lande und Leute, das Reich wie gegen die Factionen, so auch, wenn es Noth that, gegen einen pflichtvergessenen Kaiser selbst zu vertreten und zu beschirmen bereit waren. Andererseits waren sie aber auch hochherzig genug, wo das beschränkte Nationalinteresse mit dem christlichen in einen unvermeidlichen Conflict gerieth, dem höheren und universellen den Vorzug einzuräumen.

In dem achten Abschnitte stellt der Verf. im Zusammenhange dar, welche Maßregeln H. Albrecht in Bezug auf Schule und Unterricht ergriffen. Hier ist dann auch von dem Einflusse der Jesuiten und der nicht bayerischen Lehrer, die der Herzog in das Land gerufen, ausführlich die Rede. Dann werden die freundlichen Verhältnisse zwischen Oesterreich und Bayern besprochen; es wird der Einfluß erwähnt, welchen H. Albrecht auf die Sinnesänderung seines Schwagers, des K. Maximilian II. ausübte, und dabey auch gezeigt, wie die Verschiedenheit der Behandlung der landständischen Verhältnisse in beyden Ländern das Geschick derselben auf ein halbes Jahrhundert entschied. Denn das mögen diejenigen wohl bedenken, welche Albrecht V. sein festes Auftreten gegen die Landstände verargen, daß die Entschiedenheit, mit welcher Bayern gegen Ende des sechzehnten und im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts sich benahm, von der vorausgegangenen Ordnung seiner inneren Zustände bedingt war, und die politische Hinfälligkeit und Zerrissenheit Oesterreichs in derselben Periode auf das Genaueste mit den Concessionen zusammenhängt, welche von Max II. bis Ferdinand II. die östreichischen Fürsten bis zur Vernichtung des fürstlichen Ansehens den Ständen ertheilten. Wie wäre es aber wohl mit Deutschland gestanden, wenn die inneren Unruhen, welche Oestreich zerfleischten, auch in Bayern ihren Wiederhall gefunden hätten, die geistlichen Fürstenthümer, die katholischen Lande des Reiches damit ihrer Schutzmacht verlustig gegangen wären? Gäbe es heute wohl noch ein Deutschland?

Der Verf. führt diese Vergleichung der Zustände Bayerns mit denen anderer deutscher Länder noch weiter aus. In der Wüste des damaligen Treibens, wo die einzelnen Höfe sich in Völlerey und Unsittlichkeit überboten (vergl. S. 238. 239 die Schilderung K. Joachim's II. von Brandenburg und Christian's II. von Sachsen, „der durch unmäßiges Trinken und zügellose Wollust zum Krüppel geworden"), war Bayern einer lieblichen Oase zu vergleichen, wo Sitte und Anstand, Künste und Wissenschaften gepflegt wurden und das hievon nicht bloß äußerlich berührte Gemüth des Herzogs auch anderen eine angenehme Existenz zu sichern bemüht war.

Wir glauben wohl, daß die lange und ausführliche Besprechung der Regierung von Maximilians Großvater Manchen eine lästige und unnöthige Erweiterung des Gegenstandes bedünken möchte. Von 473 Seiten des Bandes reichen 234 nur bis zu dem Tode H. Albrechts (24. October 1579)! Und doch fühlen wir uns gedrungen, was wir sonst unbedingt tadeln würden, dießmal zu rechtfertigen. In keinem Theile der bayerischen und der deutschen Geschichte ist der Boden so wenig fest, als in der von dem Verf. behandelten Epoche. Die vielen neuen Belege, welche demselben zu Gebote standen, gestatteten ihm nicht, sich auf irgend eine vorausgegangene Bearbeitung zu stützen. Die Beziehungen der Geschichte Maximilians auf die seines Vaters und Großvaters sind ferner so innerlich und mannigfaltig, die ganze Stellung und das Wirken Max I. ist unverständlich, ohne eine genaue und tiefe Auffassung der Richtung, die Bayern unter den früheren Regierungen genommen; zugleich muß sich jeder der Mühe, die sich der Verf. genommen, in Wien und München die Archive zu durchstöbern, so verpflichtet fühlen, daß statt eines Tadels dem Verf. wohl gerechte Anerkennung zu Theil werden dürfte, und was etwa von Seite des strengsten Kritikers als Fehler in der Form betrachtet wird, erweist sich so dem Inhalte nach als wesentliche Bereicherung des Stoffes, als ein Vorzug so bedeutender Art, daß gewiß kein Historiker hierüber einen Tadel wird laut werden lassen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. November.

Nro. 232. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Histoire de Saint Bernard. Par l'Abbé Théodore de Ratisbonne. Paris librairie catholique de Perisse Frères. 1840. T. I. LXXVII. et 376, T. II. 368 p. in gr. 12.

Längst schon verdiente der große Kirchenlehrer des zwölften Jahrhunderts, der Ultimus inter patres, der currus Ecclesiae et auriga ejus, wie ihn ein Zeitgenosse nennt, eine eigene Darstellung wie nach seinem tiefen innern Leben, so nach seiner äußern Beziehung der Kirche in seiner zweyfachen Wirksamkeit als Lehrer und in der noch weit wichtigern und nachhaltigern als Geschäftsmann, — wenn es anders erlaubt ist, diesen Ausdruck neuerer Zeit auf einen Mann anzuwenden, bey welchem aller Ruhm nur Manifestation des Glaubens und der Glaube nur die vollendeste Lebensthätigkeit genannt werden darf. Es hat zwar seiner Zeit Neander dem verdankenswerthen Bemühen sich unterzogen, auf den heiligen Bernhard durch eine eigene Schrift aufmerksam zu machen. Wiewohl seinem Versuch billige Beurtheilung des Mannes nicht abzusprechen ist, mag er doch eher ein Umriß desselben als ein vollkommen getreues weil farbenreiches Bild genannt werden. Ein solches ließ sich auch kaum von einem andern als von einem solchen erwarten, welcher zu der Kirche, in welcher der heilige Bernhard nicht sowohl geboren, als von welcher er genährt und durch die er zu seiner Größe herangezogen worden ist, in voller uud klar bewußter Beziehung steht. Zwar vernahm der Verf. der vorliegenden Lebensgeschichte, nachdem er in seiner Arbeit bereits weit vorangeeilt war, daß der Biograph der heiligen Elisabeth, Graf Montalembert, seine literarische Thätigkeit dem gleichen Gegenstande zugewendet habe; was ihn jedoch nicht bewegen konnte, sich von seinem Unternehmen zurückzuziehen, indem er richtig bemerkt, daß die Erörterung und Darstellung eines so hochwichtigen Gegenstandes durch die Behandlung zweyer, von einander unabhängiger Schriftsteller nur gewinnen könne. Bescheiden aber sagt er von seinem Werk: loin de suppléer à un ouvrage attendu avec une si juste impatience, notre travail la rendra plus nécessaire et n'aspire qu'à lui servir de precurseur. —

In der Einleitung zuerst den Begriff der Kirche aufstellend und darauf hinweisend, wie das nach Aussen Wirkende und das in das in der Tiefe Waltende, jedes aber das andere ergänzende und durchdringende Element der Kirche, jenes in dem heiligen Petrus, dieses in dem heiligen Johannes vorgebildet sey, sucht der Verfasser in raschem Ueberblick darzustellen, wie durch den Verlauf der Jahrhunderte je zu Zeiten, in welchen das thätige und erfolgreiche Einwirken der einen oder andern dieser Elemente eine Lähmung zu erleiden geschienen habe, die göttliche Vorsehung durch Erweckung irgend eines Regenerators oft unerwartet ins Mittel getreten die Lebenskraft der Kirche nach zeitweiligem Bedürfniß in ihrer Fülle wieder hervorgebrochen sey, die feindseligen Kräfte überwältigt, zurück getrieben habe. So sey der heilige Bernhard erschienen in einer Zeit, in welcher ein Schisma die Kirche in ihrem äußern Bestehen, der auftauchende Rationalismus

deren inneres Wesen, der Irrglaube, als des Letztern Eingeborner, beyde gefährdet habe.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte des bayerischen Herzogs und Kurfürsten Maximilian des Ersten. Von C. M. Freyherrn v. Aretin.

(Schluß)

Auf dem Grunde, den Albrecht V. gelegt, baute sein Sohn H. Wilhelm V. weiter fort und verschaffte Bayern jene auswärtige Bedeutung, welche der Landsberger Verein zum Theile schon in sich schloß und die in ununterbrochener Folge durch die gleiche und unermüdete Thätigkeit Albrechts und Wilhelm's endlich das Erbgut Maximilian's wurde.

Gleich anfänglich kann es hier dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, in welchem Uebergewichte zu dem benachbarten Oestreich Bayern dastand, seitdem es seine inneren Verhältnisse glücklich geordnet. Die Bemühungen H. Wilhelm's, auch das Nachbarland seinen Wirren zu entreißen, bilden einen höchst interessanten Abschnitt des vorliegenden Werkes und zeigen, wie wenig das vereinzelt dastand, was Maximilian in gleicher Absicht durchführte. Der ganze Hof zu Grätz ward durch den Einfluß H. Wilhelm's neu besetzt. Vom Apotheker und Leibarzt gieng die Veränderung bis auf Thürhüter und Ofenheitzer. Und als deßhalb im Jahre 1582 Abgeordnete der lutherischen Landstände von Innerösterreich am Reichstage und die Kurfürstin von Sachsen bey der Erzherzogin, Wilhelm's Schwester, Beschwerden erhoben, ward in der, zu München entworfenen Antwort ausdrücklich und schlagend bemerkt: „ob ein einziger lutherischer Fürst den katholischen Unterthanen in seinem Lande gestatte, die heilige Messe lesen zu lassen oder sonst einigen katholischen Gottesdienst zu halten, sie seyen gleich Herren von Adel oder Bürger."

Während die Schwäche Oestreichs trotz dem, daß die kaiserliche Würde bey diesem Hause blieb,

Bayern zur katholischen Hauptmacht erhob, brachte das Auftreten des Calvinismus und die Cölner Irrungen demselben neues Ansehen und eine unverhoffte Gelegenheit zum überwiegenden Einfluß in Deutschland. Wer die Geschichte Bayerns in jener Zeit nicht geradezu mit vorurtheilsvollem Blicke betrachtet, wird zugestehen müssen, daß von allen deutschen Fürsten keiner so sehr an der alten Reichsverfassung hieng, an der Aufrechthaltung des Religionsfriedens so rastlos arbeitete, als H. Wilhelm V. Es ist in der That fast unglaublich, welche Verkehrtheiten gerade in Bezug auf den fortwährenden Versuch der Calviniſten, den Religionsfrieden umzustürzen, die deutschen Historiker und zwar nicht die unansehnlichsten, ihren geduldigen Lesern aufbürdeten, welcher literarischen Taschenspielerey man sich bediente, um zuletzt diejenigen, welche die deutsche Reichsverfassung aufrecht zu erhalten suchten, als die Feinde, die erklärten Gegner deutscher Freyheit, hinzustellen. Freyherr v. Aretin hat bereits im ersten Bande von Bayerns auswärtigen Verhältnissen, mit welchem in der Historiographie Bayerns eine neue Epoche beginnt, das richtige Verhältniß herzustellen gesucht. Noch mehr geschieht es in diesem Bande, dessen letzte Abschnitte diese Zustände, besonders den Deputationstag zu Worms 1586 und den berühmten Reichstag d. J. 1594 commentiren. Die Bemühungen der Calviniſten, Deutschland in ihren Bereich zu ziehen, erweckten in H. Wilhelm den Gedanken, einen „beharrlichen schirmbverein, wie ain defension wider einfallend unglükh und unrueh anzestellen — (Starnberg 2. Junii ao. 83); die Gemüther der obersten Potentaten und Obrigkeiten der Christenheit zusammenzubringen." Es war ein Gedanke, den die Nothwendigkeit eines gewaffneten Widerstandes wider allgemeinen Angriff eingab und welcher, als er in Deutschland scheiterte, wenige Jahre später von P. Sixtus V. aufgegriffen wurde, der die Worte H. Wilhelm's: „auch findet man in den Historien, daß gemeiniglich, wenn es ad desperationem gegangen, Gott einen Mann zur Wiedererbauung erweckt hat" — zu erfüllen berufen zu seyn schien. Die Erlangung des kurfürstlichen Stuhles für H. Ernst und seitdem für die Secundogenitur des bayerischen Hauses ist ausführlich und auf eine Weise bespro-

chen, daß man daraus die fast unbeschreibliche Mühe kennen lernt, welche dieses für Deutschland und die katholische Kirche so wichtige Ereigniß dem Herzoge kostete. Wir führen hier des Verfassers eigene Worte an: (S. 280. 281)

„So sah nun H. Wilhelm diese Angelegenheit, welche Jahre lang seine unermüdliche Thätigkeit in Anspruch genommen hatte, zu erwünschtem Ende gebracht. Nur wenn man den Verhandlungen in alle ihre Einzelnheiten folgt, bekommt man einen Begriff von der unsäglichen Mühe, welche der bayerische Herrscher darauf verwendet und von den Widerwärtigkeiten und Verdrüssen aller Art, durch welche er den Erfolg erkaufen mußte. Nicht allein mit der erbitterten Leidenschaftlichkeit der Gegner, sondern auch mit der Lauheit und zum Theil selbst der Eifersucht der Glaubensgenossen, ja sogar mit der Kleinmüthigkeit des eigenen Bruders hatte er zu kämpfen. Aber der Lohn war des Kampfes werth; denn die katholische Kirche Deutschlands war in größerer Gefahr gestanden, als man beym ersten Anblicke glauben möchte. Dem Anscheine nach handelte es sich nur um ein einzelnes Erzstift, in der Wirklichkeit aber um den Bestand des katholischen Glaubens in ganz Deutschland. War der Damm des geistlichen Vorbehaltes einmal in dieser Weise durchbrochen, so stürmte die Fluth unaufhaltsam herein; ein Stift nach dem andern wurde dann verschlungen, und das vereinzelte Bayern konnte zuletzt gleichfalls nicht mehr widerstehen. Gesetzt aber auch, daß die Bewegung vor der Hand auf das Kurfürstenthum Cöln beschränkt geblieben, so hätten doch die Protestanten die Mehrheit im kurfürstlichen Collegium, und hiedurch die Macht erhalten, alle conservatorischen Reichsgesetze über den Haufen zu werfen, von welcher sie auch bey erster Gelegenheit Gebrauch gemacht haben würden, um den Katholicismus nach und nach aus ganz Deutschland zu vertreiben. Mit frohem Danke erkannten daher auch die hellersehenden unter den Zeitgenossen es an, daß dem bayerischen Hause der Ruhm gebühre, in dieser großen Gefahr den alten Glauben in Deutschland gerettet zu haben. „Man muß billig bekennen, schreibt der kurtrierische Kanzler, daß schier die ganze Erhaltung unseres ächt christlichen Glaubens, das Heil vieler Seelen und des heiligen Reichs meiste Wohlfahrt in dieser Zeit auf dem hochlöblichen christlich eifrigen bayerischen Blut beruhe.“

Was aber den bayrischen Fürsten des sechzehnten Jahrhunderts einen besondern und wahrhaft unvergänglichen Glanz verleiht, war die reine Gesinnung, welche sie beseelte und ihrer Politik einen höhern Stempel verlieh. Man hat an ihnen, wie auch insbesondere an Maximilian getadelt, daß sie ihr Interesse nicht verstanden, ihren wahren Nutzen nicht gekannt, die schönsten Gelegenheiten unbenutzt hätten verstreichen lassen. Je tiefer wir durch Forschungen, wie die vor uns liegende, in das Innere der bayerischen Geschichte eindringen, desto schaler und oberflächlicher erscheinen uns diese Vorwürfe wenigstens für die hier behandelte Periode. Gar viele Fürsten, vorher, in jener Zeit und nachher haben die Religion zum Hebel ihrer Politik zu gebrauchen gesucht; ihr Antheil ward aber in der Regel neben einem augenblicklichen, zeitlichen Vortheil nur der, daß sie einen gewaltigen Haß auf ihre Confession, das Werkzeug ihrer Politik, hervorriefen und gegen das Ende ihrer Tage die traurige Erfahrung ärndteten, daß sich nun einmal ohne größten und unausbleiblichsten Nachtheil mit gewissen Dingen nicht spielen läßt. Die bayrischen Herzoge befolgten in der Einfachheit ihres Wesens nur einen Grundsatz, die Lehre des Evangeliums: „Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und dessen Herrlichkeit, das Uebrige wird euch von selbst zu Theil werden.“ Eine einfache Vergleichung der Herzoge Albrecht V., Wilhelm V. und Maximilian mit ihren Zeitgenossen *) — zeigt auch den glänzenden Unterschied ihrer Auffassungsweise und der rein weltlichen Politik anderer. Auch ist der Segen nicht ausgeblieben. Denn wenn auch der Zuwachs an Territorium fast gar nicht anzuschlagen ist, so erhielt doch das kleine Land eine solche Bedeutung, daß München einen Rang gleich Madrid oder Wien behauptete, und frägt man den Bayer um die Glanzepoche seiner Geschichte, so kann er mit Stolz auf die Regierung jener Herzoge hinweisen, die keine höhere Aufgabe kannten, als Gott zu dienen und ihrer Pflicht als Fürsten genug zu thun, indem sie rastlos an dem Wohle ihrer Völker arbeiteten.

---

*) Man sehe z. B. was der Verf. S. 245 über den Churf. August und dessen religiöspolitischen Bestrebungen „zur Erhaltung und Vermehrung seiner fürstlichen Autorität und politischen Gewalt“ aus Urkunden anführt.

So angesehen H. Wilhelm V. als Staatsmann in der Geschichte dasteht, so ungemein liebenswürdig erscheint er als Gatte und als Vater. Indem uns der Verfasser das herzogliche Familienleben aufschließt, die Sorge H. Wilhelm's für die üchtige Heranziehung und Bildung seiner Söhne zeigt, hat er uns eines der lieblichsten Bilder der deutschen Geschichte erblicken lassen.

„Wenn," so schließt der Abschnitt hierüber, welchen Niemand ohne die freudigste Rührung lesen wird und dessen Inhalt allein H. Wilhelm einen unvergänglichen Ruhm unter dem bayr. Volke bereiten wird — „sein Bestreben vor Allem dahin gegangen war, in seinem ältesten Sohne (Maximilian) einen kräftigen Regenten heranzubilden, fähig, dem nahenden Sturme zu trotzen, als eine feste Stütze für seinen Glauben wie für sein Vaterland: so hatte er nicht minder Sorgfalt auf die Erziehung der beyden nachgebornen Prinzen gewendet, welche dem geistlichen Stande bestimmt waren. Zu lebhaft hatte er gefühlt, welche Wunden der Kirche durch ihre eigenen Hirten geschlagen worden, als daß er nicht Alles aufgeboten hätte, in seinen Söhnen Kirchenfürsten zu schaffen, welche, gleich ausgezeichnet durch Sitten-Reinheit wie durch Geistesbildung als Vorbilder für den gesammten deutschen Clerus dienen konnten."

Die innige Eintracht, welche zwischen dem H. Maximilian und seinem Vater obwaltete, sicherte dem Lande die Fortführung jenes Systemes, das H. Wilhelm begonnen und auf welchem auch wesentlich alles beruhte, was Maximilian während seiner langen Regierung Bedeutendes that. Der Verf. hat auch in diesen Abschnitten ungekannte handschriftliche Quellen benützt und dadurch die Forschungen Anderer, wie z. B. Wolffs (S. 362) wesentlich berichtigt. Wir freuen uns aber insbesondere, daß er von den Jugendjahren Maximilians und seiner Geschwisterte eine so ausführliche Erzählung mittheilte. Galten doch die bayrischen Prinzen gleich leuchtenden Sternen am politischen Horizonte. „Nur von Euch und Eures Gleichen — rief ihnen Justus Lipsius zu, ist Abhülfe der Verderbniß zu erwarten, an welcher nicht allein Deutschland, sondern ganz Europa leidet."

Ruhig konnte deßhalb H. Wilhelm, als er fühlte, wie nothwendig es sey, Finanzreformen zu treffen, deren Durchführung er sich selbst nicht gewachsen erachtete, die Last der Regierung seinem Sohne übertragen, dessen Erziehung, die eingesogenen Grundsätze und die Proben, welche er bereits in wichtigen Verhandlungen von seiner inneren Tüchtigkeit gegeben, eine hinlängliche Bürgschaft für das künftige Heil Bayerns waren.

Bis dahin, dem Regierungsantritte Maximilians im Jahre 1598 hat der Verf. den ersten Band geführt, er schließt mit den Worten:

„Es war eine schwere, verhängnißvolle Zeit, in welcher Maximilian die Regierung antrat; scharf blickende Geister erkannten bereits das Herannahen jenes furchtbaren Kampfes, welcher, so wie er eine nothwendige Folge der kirchlichen Umwälzung war, auch unser deutsches Vaterland, wo die Bewegung ihren Ursprung genommen, zum Hauptschauplatze seiner Verheerungen wählte."

„Auch den Herzogen von Bayern, Vater und Sohn, war es klar, daß der Ausbruch nicht mehr fern stand; dieß erhellt aus allen Anordnungen, welche sie trafen. Aber Maximilian war in jeder Beziehung der Mann, der nahenden Gefahr ruhig und unverzagt ins Antlitz zu schauen; auf ihn fand der Wahlspruch seines Großvaters seine volle Anwendung: Impavidum ferient minae."

Von S. 477 — 521 folgen mehrere interessante Aktenstücke, Briefe ꝛc., ein Excurs über die zweydeutige Rolle Lazarus von Schwendi ꝛc.

Das Titelblatt ziert eine vortreffliche Abbildung der Reiterstatue des Churf. Max auf dem Wittelsbacher Platz, in Golddruck. Die ganze Ausstattung des ersten Bandes mit schönen, großen Lettern ist rühmlichst anzuerkennen. Möge der zweyte Band dem ersten bald folgen und die bekannte Vorliebe der Bayern für vaterländische Geschichte sich in dem tüchtigen Studium dieses ausgezeichneten Werkes erweisen, das seinem Verfasser und der deutschen Literatur alle Ehre macht.

S. M. der König haben die Dedication der Geschichte dieses großen Vorgängers anzunehmen geruht.

Höfler.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. November.

Nro. 233. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Histoire de Saint Bernard. Par l'Abbé Théodore de Ratisbonne.

(Fortsetzung.)

Fassen wir die Jugendjahre und die ausschließlich in dem Klosterleben verlaufende Zeit des heil. Bernhard (welche der Verf. in zwey Perioden getheilt hat) in eine zusammen, da jene gewissermassen bloß Vorschule von diesem waren, so ist die Eintheilung seiner Geschichte in vier Hauptphasen: in das ascetische, in das politische, in das wissenschaftliche, in das apostolische Leben, durch dessen Verlauf und Bernhards wesentlichste Wirksamkeit in jeder derselben, in dieser oben bezeichneten Reihenfolge vollkommen gerechtfertigt, nur daß, seinem Stand zufolge, der Einfluß der ersten auf natürliche Weise durch die übrigen drey sich hindurch flicht.

Wie der heilige Bernhard, des edlen Herrn Tecelin dritter Sohn, im Jahr 1091 (nähere Zeitbestimmung ist uns nicht übrig geblieben), auf dem Schloß Fontaines in Burgund geboren, durch mütterlichen Einfluß zu seinem nachmaligen Stand vorbereitet, sammt andern Gefährten zu Chatillon ein Ascetenleben führte, noch bevor er mit diesen nach Citeaux aufbrach, das alles müssen wir übergehen, um bloß noch die merkwürdige Erscheinung zu berühren, wie um die gleiche Zeit Romuald und Johann Gualbert in Italien, Stephan von Auvergne, Bruno, Bernhard und Robert von Arbrissel in Frankreich, der Stiftsherr Norbert aus Deutschland und nicht viel später Guilbert, von Sempingham in England von dem Glanz, den Wagnissen und den Zerstreungen einer adelichen; oder von den größeren Gemächlichkeiten und dem Ansehen einer höheren kirchlicher Stellung geführten Lebens zu aller Strenge, allen Entbehrungen und allen Mühseligkeiten des strengsten Anachoretenlebens sich wendeten, sondern alsbald und vornehmlich aus denjenigen Ständen, denen sie zuvor angehört, so viele Gefährten fanden, die sich ihnen anschlossen, so viele Frauen, die ihnen es gleich zu thun sich angelegen seyn ließen, daß jeder derselben der Stifter eines neuen, in kurzem zum besondern Stamme sich erkräftigenden Zweiges der durch den heil. Benedict in die Kirche eingeführten Lebensweise und Lebensrichtung werden konnte. Staunt man über das kümmerliche Leben, welchem Bernhard und seine Gefährten nach ihrem Auszug aus Citeaux in das Wermuthsthal (ihnen aber gerade deßwegen als clara vallis erscheinend) sich unterzogen, so staunt man noch mehr über den unabläßigen Zuwachs an Theilnehmern der äußern Mühsale und der innern Freudigkeit, der nicht allein eine stäte Erweiterung dieses zweyten Stammhauses, sondern bald die Anlegung neuer Colonien nothwendig machte. Und wen finden wir, gleichsam sich herbey drängend? — Grafen, Ritter, Edle, Bischöfe, Würdenträger der Kirche, hochangesehene Lehrer. Es ist dieß eine Thatsache, die unseres Bedünkens in ihren innersten und geheimsten Motiven noch nicht gehörig gewürdigt worden ist, am allerwenigsten aber mit den beliebten Ausdrücken: Fanatismus, Aberglaube, Finsterniß niedergetrumpft werden kann.

Vom Jahr 1113 an, in welchem Bernhard in das dem Absterben nahe Citeaux neue Lebenskräfte brachte (zwey Jahre vorher gründete er Clairvaux), bis zum Jahr 1130 führte er ausschließlich

sein Ascetenleben, jedoch in mannigfaltiger Wirksamkeit nach Außen, dessen Ausgangs- und Zielpunkt indeß immerhin jenes war und blieb.

In dieser Stellung und Thätigkeit erscheint er nun als rüstiger Kämpfer für alte Lebensstrenge, als ernster Tadler des cluniacensischen Glanzes, als muthiger Eiferer gegen alle eitle Hoffart oder Ungebühr der Weltgeistlichkeit, wo und in welcher Form er dieselbe vorfand. In dieser Stellung drängten sich zu ihm Besuche aus allen Weltgegenden, stand er in Briefwechsel nach allen Richtungen, ertheilte er Rath für ein zu Gott gewendetes Leben, ward er bey Mächtigen der Fürsprecher von Bedrängten, gewann er Brüder in Menge, zog er Fürstensöhne und Edelfrauen, selbst den eigenen Vater hinüber zu gleicher Richtung, fesselte er den großen Suger, daß er sein St. Denis aus einer succursale du Louvre in ein Gotteshaus nach alter Regel verwandelte, sandten berühmte Lehrer ihre Schriften ihm zu, suchte er unabläßig durch Predigten (die ihm nachgeschrieben wurden 1, 213) in dem innern Leben in Christo zu begründen, welches in seinen Vorträgen über das hohe Lied so rein, so warm, so klar, so voll strömt. Mochte er auch einige Ordensbrüder zum Mitleid aufrufen mit ihm (Ep. 12 ed. Mabill.), den unabläßige Arbeit dem federlosen, aus seinem Nest geworfenen, Ungewitter und Sturm preis gegebenen Küchlein gleich stelle, — über allem dem, was von außen an ihn sich herandrängte, lebte er doch nur ein innerliches Leben; denn wie er als Novize nicht wußte, ob die Decke der Schlafkammer flach oder gewölbt sey, ob das Bethaus am Ende Fenster habe oder nicht, (I, 74) so wurde er bey einem Besuch in der Karthause erst durch das Befremden eines dortigen Bruders darauf aufmerksam gemacht, daß er auf einem reich aufgeschirrten Pferde dahin gekommen sey. Mit dem Concilium von Troyes (aus dessen Auftrag er bekanntlich die Regel für den Tempelherrnorden verfaßte), zu dem er nur sich sträubend und in schuldigem Gehorsam gegen den ausdrücklichen Befehl des Papstes sich einfand, schließt sich die erste Periode seines Lebens.

In die äußern Geschicke der Kirche — damals der Weltbegebenheiten — griff Bernhard thätig ein mit dem Beginn des Schisma's (gewissermassen Folge des Investiturstreites), welches in der Erwählung des Cardinals Pierleone (Anaclet II.) gegen Innocenz II. sich erhob. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, es sey eigentlich der h. Bernhard gewesen, welcher diesen auf dem heiligen Stuhl gefestigt, jenen, trotz seiner mächtigen Beschützer, von demselben heruntergeworfen habe. Sein Ruf war zu weit verbreitet, sein Ansehen zu allgemein geltend, als daß Ludwig VI. bey dem Concilium, welches er nach Etampes berief, ihn hätte übersehen sollen. Er sandte ihm daher eine dringliche Einladung zu, worauf die versammelten Väter an seinen Entscheid appellirten, der dahin ausfiel: Innocenz II. sey der ächte Papst, das rechtmäßige Haupt der Kirche. Dem, der diesen Entscheid ausgesprochen, lag es auch ob, alles anzuwenden, um Innocenz II. Anerkennung durch die Christenheit zu verschaffen. Hiezu entwickelte der bis dahin bloß auf die Klosterzelle und die geistlichen Uebungen seines Standes angewiesene Ordensmann eine Thätigkeit, welche in Staunen setzen muß. Deßwegen sehen wir den heil. Bernhard nach England gehen, Innocenz zu Kaiser Lothar begleiten, nach Aquitanien eilen, um den Herzog Wilhelm zu gewinnen (was nur der merkwürdigsten Unerschrockenheit und Festigkeit gelingen konnte), mit des Kaisers Heer nach Italien ziehen, in den widerstrebenden Städten Frieden predigen, Lothars Krönung beywohnen, ihm nach seiner unerwarteten Rückkehr nach Deutschland folgen, dort die Hohenstaufen mit ihm aussöhnen, alsbald wieder in Italien erscheinen, den König von Frankreich bewegen, seine Bischöfe an das Concilium von Pisa ziehen zu lassen, in Mailand die innere Partheyung ausgleichen, Alles das zu jenem einen Zweck allgemeiner Anerkennung Innocenzens. Was ist alle Gewandtheit der Diplomatik, was sind alle Feinheiten der Staatsmänner, was ist alle politische Klugheit und Berechnung unserer Zeit gegen die siegreiche Geistesmacht eines solchen schlichten Gottesmannes in einem Jahrhundert, in welchem das Christenthum und die Kirche das Lebenselement alles Daseyns war! Wie nach allen diesen Erfolgen das Schisma unter dem Schutz des Normanenfürsten dennoch fortdauerte, war es wieder der heil. Bernhard, der

den Kaiser zum Heereszug gegen denselben vermochte, der ihm sich anschließen mußte, dessen Wort allein nach Lothars Tod Rogern entwaffnete, ihn mit Innocenz aussöhnte, und den Gegenpapst Victor (Anaclets Nachfolger) zur Unterwerfung unter das rechmäßige Oberhaupt der Kirche bewog. Aber eben die Stimme, welche zu dem König, wo er auf dem Wege des Unrechts wandelte, sagte (Ep. 221): „Bekehre dich wie der König von Ninive, denn schon ist die strafende Hand Gottes wider dich erhoben," ließ sich (in Bezug auf die nachherige Behandlung Victors) gegen den Papst vernehmen: „Gäb' es einen Richter, vor welchen ich Euch fordern könnte, ich wollte Euch zeigen, wie Ihr behandelt zu werden verdientet; da es aber einen solchen nicht giebt, so appellire ich von Euch an Euch selbst, denn Euch liegt ob Gerechtigkeit zu üben gegen Jedermann." Hat man Ursache, eine Civilisation zu preisen, welche dergleichen ungeschlachte Reden unmöglich macht?

Die dritte Phase (in unserm Werk vierte Epoche) von Bernhards Leben bezeichnet unser Verf. als vie scientifique desselben. Hauptmoment sind die Streitigkeiten mit Abälard, dessen Lehre im Zusammenhang mit andern vorangegangenen oder gleichzeitigen Erscheinungen eine etwas einläßlichere Erörterung gewidmet ist. Man könnte Abälard den Hermes seiner Zeit nennen. Ohne gerade von der Lehre der Kirche in irgend einem wesentlichen Punkte derselben bedeutend abzuirren, konnte er um so verderblicher dadurch werden, daß er, anstatt dem gesammten Inbegriff derselben den Glauben zum Substrat zu geben, sie auf den dürren und haltlosen Boden der menschlichen Vernunft bauen, und anstatt der christlichen Fundamentaltugend, der Demuth, das menschliche Erbübel, den Hochmuth zum Medium der Heilswahrheiten machen wollte. Was half es, das unangetastet zu lassen, wenn man dessen Boden untergrub. Da man von dem Verfasser nicht erwarten darf, daß er, gleich so manchem Schriftsteller unserer Zeit, dasjenige, was je in irgend einem Bestreben wider die Kirche sich erhoben hat, als Fortschritt oder als Beytrag zu einer heilbringenden Geistesemancipation präconisire, so darf man auch in seinem Werk keine Verdächtigung von Bernhards Verfahren gegen Abälard suchen, woran es freylich schon jener Zeit nicht fehlte. Klagt man aber denselben an, d'avoir déployé contre Abailard nn acharnement peu digne d'une âme noble et sainte, so vergesse man doch nicht, wie ungerne er an dem Concilium zu Sens sich eingefunden (Ep. 189), wie er es abzulehnen gesucht, wie er sich unfähig erklärt habe, gegen einen so gewandten Dialektiker aufzutreten. Dafür erkennt unser Verf. in Abälards Widerruf den sieglenchtenden Strahl göttlicher Gnade.

Seine Lehre blieb aber nicht auf dem Gebiete der Speculation. Arnold von Brescia' suchte sie auf den Boden der Praxis zu verpflanzen. Auch dieser fand an Bernhard den entschiedensten und einflußreichsten Widersacher. Diese Abtheilung des Buches spricht dann noch von B's. Verhältniß zu seinem ehemaligen Schüler Papst Eugen III., dessen Wahl und Umwandlung aus einem zaghaften, kaum der Leitung eines Klosters gewachsenen Mönch in ein kräftiges Oberhaupt der Kirche eine der merkwürdigsten (obwohl nicht beyspiellosen) Erscheinungen in dem Leben der Kirche ist; ferner über B's. union de l'âme avec Dieu, als dem obersten Princip seiner Lehre und dem wesenhaften Unterschied desselben von dem modernen Pantheismus, der bey verwandter Redeweise aber so entschieden antichristlich als jene entschieden christlich ist; endlich wird darin ein Blick geworfen auf das scheußliche Ketzerwesen, welches in dieser Zeit in den mannigfachsten Mißgestaltungen, jedoch in vereinter Feindseligkeit gegen die Kirche sich erhob.

Der letzte Abschnitt wird als vie apostolique der Heiligen bezeichnet, weil er in diesem vorzüglich um das Kreuz zu predigen durch die Länder zog. Der Verf. betrachtet den Kreuzzug Kaiser Conrads und Ludwigs VII, wiewohl in seinem Zweck auf schreckliche Weise mißglückt, als eine Veranstaltung Gottes zum Heil der Kirche, um die zu deren Verderben angeregten und bereits zu so manchen Verirrungen und Ausbrüchen veranlaßte menschliche Speculation durch einen andern Gegenstand zu fesseln, anneben die Christenheit von so manchen unsaubern Elementen zu säubern. Immerhin mag dieß eine Ansicht genannt werden, welche neben

mancher andern, welche Schriftsteller zu äußern sich erlauben, ihre Stelle einnehmen, von demjenigen aber, welcher eine immerwährende Fürsorge des Ewigen um die durch seine Barmherzigkeit in die Welt eingeführte Gnadenanstalt annehmen will, ungewürdigt nicht von der Hand gewiesen werden darf. — Nach Ankunft der Nachricht, Edessa sey von den Ungläubigen wieder erobert, hatte anfangs der König zu einer neuen Heerfahrt nur geringe, der Adel seines Reiches noch weniger Neigung. Der Abt Suger, gleichfalls auf dieser Seite stehend, rieth, man soll es Bernhardens Entscheid anheimstellen, was zu thun sey. Dieser drückte seine Gesinnung, die gegen Sugers Erwartung seyn mochte, in einem Brief an den Papst (Ep. 256) aus, und erhielt hierauf Befehl das Kreuz zu predigen. Der hagere, blaße, abgezehrte Mann riß hierauf in der Versammlung zu Vezelay nicht nur Alles hin, sondern unterzog sich seinem Auftrag im Weitern mit einer Rüstigkeit und Beweglichkeit die Alles in Staunen setzte. Wo er nicht in persönlicher Gegenwart durch das lebendige Wort wirken konnte, da geschah es durch das geschriebene. Er rief solche Begeisterung hervor, daß ihn nachmals die versammelten Krieger zu Chartres als Heerführer wählen wollten, was er aber mit noch größerm Recht ablehnte, als früher die versuchte Erhebung auf bischöfliche und erzbischöfliche Sitze. Aus Frankreich wendete er sich nach Deutschland und setzte in den rheinischen Städten der durch einen Mönch Rudolf hervorgerufenen Judenverfolgung (worüber der Bericht eines Zeitgenossen aus diesem Volk mit warmer Danksagung gegen B. noch vorhanden ist — s. Wilken Bd. III. Beyl. S. 12) ein Ziel. Der Ruf seiner allerwärts verrichteten Wunder (worüber II, 158 und das. d. Anmerkung) brachte die gesammte Bevölkerung in solche Bewegung, daß B. mehr als einmal in Gefahr stand von der Menge erdrückt zu werden.*) Einen ähnlichen Zug, wie denjenigen des Abts von Clairvaux von Frankfurt nach Constanz und von da wieder den Rhein hinab nach den Niederlanden, hat die Geschichte wohl schwerlich aufzuweisen.

Während die Heere auf dem Marsche nach dem Morgenlande begriffen waren, nahm Bernhards „apostolische“ Wirksamkeit eine andere Richtung. Papst Eugen III. reihte ihn der Gesandtschaft an, welche er zur Bekehrung der bedrohlich sich mehrenden Irrgläubigen nach Südfrankreich ordnete. Daß an Einzelnen sein Bemühen nicht erfolglos geblieben seyn mag, ist mit Recht anzunehmen, daß es im Allgemeinen nichts fruchtete, lehrt die Geschichte. Kaum er in seine Einsamkeit zurückgekehrt war, lud ihn Erzbischof Adalbero von Trier zu der Kirchenversammlung, welche er zu Prüfung der Schriften und Gesichte der heil. Hildegard einberufen hatte, über welche und deren Verbindung mit dem hl. Bernhard der Verf. II. 255 ff. umständlichen Bericht erstattet. Nachdem ihm bald darauf zu Clairvaux die Freude eines Besuchs Papst Eugens III. wiederfahren, erscholl durchs Abendland die Kunde von dem unglücklichen Ausgang der Kreuzfahrt, worauf viele Stimmen gegen den vorhin so hoch gefeyerten Mann mit aller Bitterkeit sich erhoben, als trüge er die Schuld so schweren Unfalls, so allgemein verbreiteten Jammers. Noch anderer Kummer ward ihm zu schwerer Prüfung seiner letzten Lebenstage. Ein Mönch, den er mit seinem Vertrauen beehrte und zu seinem Schreiber ersehen, hatte sein Siegel nachgemcht, und unter diesem viele Briefe in seinem Namen erlassen, welche seine Ehre und seinen Ruf gefährden konnten; ein anderer Ordensbruder, den Eugen nach Rom berufen und zum Cardinalpriester von Ostia erhoben hatte, verläumdete ihn heimlich und öffentlich, was das XLV. Capitel dieser Geschichte: apologie de Saint Bernard veranlaßte.

(Schluß folgt.)

*) Welche zum Theil liebliche, zum Theil auch komische Erzählungen sich an den Aufenthalt Bernhards am Rheine knüpfen, mag der Leser in Geissel's interessanter Geschichte des Speyrer Dom's und Raumer's Hohenstaufen nachlesen. Wie in Speyer er unfehlbar erdrückt worden, hätte ihn nicht K. Conrad selbst auf seine Arme genommen und so aus dem Gewühle hinausgetragen; wie einer Schaar Ritter, die zum Turniere eilten, plötzlich alle Kampflust vergangen, als sie vom Biere getrunken, das er gesegnet, und sie nun die Waffen mit dem Mönchskleide vertauscht ꝛc.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. November.

Nro. 234. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

1. Historica Russiae monimenta, ex antiquis exterarum gentium archivis et bibliothecis deprompta ab A. S. Turgenevis. Tom. I, Petropoli 1841. XXII. 399 S. kl. Fol.

2. Historiae Ruthenicae scriptores exteri saeculi XVI. Collegit et ad veterum editionum fidem edidit Adalbertus de Starczewsky. I. Berolini et Petropoli 1841. II. 384 S. 1842. gr. 8.

Die beyden vorliegenden Bücher, obwohl von Privaten verfaßt, sind unter den Auspicien der russischen Regierung erschienen. Das zweyte ist dem Minister der Volksaufklärung, Hrn. von Uwarow gewidmet, und erfreute sich laut der Vorrede der besonderen und „königlichen" Munificenz des Kaisers aller Reussen. Das erste, von Hrn. v. Turgenieff zum Theil unter höchst eigenthümlichen Verhältnissen, — jedermann in Rom weiß von seinem merkwürdigen Zusammentreffen mit Monsig. Marino Marini zu erzählen — gesammelt, ist auf Befehl des Kaisers publicirt worden, indem man hofft, „daß die Angelegenheiten von Polen und die Beziehungen Rußlands mit dem römischen Hofe" dadurch in einem neuen Lichte erscheinen möchten.

Ohne uns auf die Nebenabsicht einzulassen, welche der Herausgabe beyder Werke zu Grunde liegt, können wir dennoch selbst von unserem rein wissenschaftlichen Standpunkte aus die Thatsache nicht übergehen, daß es sich hier um Erreichung eines besonderen Zweckes und zugleich nicht um eine vereinzelte literarische Erscheinung handelt. Denn wer Ciampi's Bibliografia critica delle antiche corrispondence politiche, ecclesiastiche etc. dell' Italia colla Russia und das Verhältniß des Verfassers zu Rußland kennt, in dessen Diensten früher dieser Schüler des bekannten Bischofs Ricci von Pistoja stand und in dessen Solde er noch jetzt steht; wer die Bezüge durchblickt, welche der Verf. in sein Werk einwebte und die eine von Anbeginn an feindliche Stellung der Päpste zu Rußland erweisen sollten, muß nothwendig das Erscheinen beyder Werke mit Ciampi's Buch und einer allen dreyen gemeinsamen Absicht in Verbindung bringen. Ferner darf auch nicht unerwähnt gelassen werden, daß, selbst als die Beschwerden des römischen Hofes über das Schicksal der unirten Griechen schon sehr lebhaft geworden, der Papst dem Archivar, den man zuerst durch klingende Ueberredungsmittel zur Herausgabe der gewünschten Documente zu bewegen suchte, gestattete, Hrn. v. Turgenieff die einschlägigen Urkunden aus dem vatikanischen Archive verabfolgen zu lassen, worauf Mons. Marino für seine Bemühungen die Decoration des St. Annenordens II. Classe empfieng. Fürwahr ein seltenes Beyspiel, demjenigen noch den Zugang zu den geheimsten Notizen zu gestatten, von welchem man keinen anderen als einen nachtheiligen Gebrauch erwarten kann.

Die vatikanischen Urkunden — mehr als 400 an der Zahl — bilden aber nur einen Theil der großen Sammlung für die russische Geschichte, welche das archäologische Collegium, dem die von Turgenieff gesammelten Documente zur Herausgabe zugetheilt worden waren, auf Befehl des Kaisers publicirt. Wir werden seiner Zeit nach dem

Erscheinen des zweyten Bandes über den Plan der Sammlung das Nöthige nachtragen und wenden uns gleich dem Inhalte des ersten Bandes zu.

Die 255 Documente (Bullen, Briefe, Relationen, Memorialen ꝛc.) stammen theils aus dem Vatican, theils aus Aldobrandinischen Collectaneen und reichen vom Jahre 1075 bis zum Jahre 1584, von P. Gregor VII. bis P. Gregor XIII. Leider stossen wir gleich anfänglich in der Vorrede auf eine Gesinnung, welche von dem Geiste, der in der Mehrzahl der Documente weht, himmelweit verschieden ist, und unter dem Scheine objectiver Erzählung hinlänglich die Absicht beweist, vor allem die päpstlichen Urkunden in das gehässigste Licht zu setzen. Auch schon in dieser Beziehung gehören die beyden vorstehenden Werke zu einander. So ist z. B. für Starczewski der in jeder Beziehung ausgezeichnete Jesuit Possevin, welcher den Frieden unterhandelte, dem Rußland verdankte, daß es ihm nicht geschah, wie es selbst später mit Polen verfuhr, nur ein nuntius papisticus, gleich als ob es den Beruf zum Geschichtsforscher bezeuge, wenn man die verdientesten Männer, wir wollen nicht untersuchen, welchen Rücksichten zu Liebe, mit gehässigen Partheynamen belegt. Doch es ist nur die alte Erfahrung, die sich auch hier wieder erweist, daß der Beruf, Materialien zur Geschichte zu sammeln, noch lange nicht den höheren in sich schließt, Geschichte zu schreiben, eine Thatsache, die freylich auch außer Rußland Vielen nicht recht einleuchten will. Es ist aber an der Zeit und deutschem Ernste und deutscher Tiefe angemessen, das buhlerische Kokettiren mit einer Wissenschaft, welche sich freywillig ihr gänzlich fremden Endzwecken hingiebt, als unwissenschaftlich abzuweisen und dem Auslande zu zeigen, wie wir die Wissenschaft um ihrer selbst willen ehren und betreiben.

So verschiedenartig die Bullen und Breven sind, so herrscht doch in allen nur Ein Geist vor; ihn zu verstehen reicht aber eine mittelmäßige, jedoch einsichtsvolle Kenntnißnahme der Schriften Possevins hin. Irren wir uns nicht, so giebt, was dieser in einer seiner bedeutendsten Schriften sagt, uns den Schlüssel zum Verständnisse der ganzen vorliegenden Sammlung: „Wenn nach dem florentinischen Concils Bücher, den Begriffen des Volkes angemessen, und in der Landessprache verfaßt, im Oriente verbreitet, Schulen für griechische Zöglinge eingerichtet worden wären, so hätte sicher der einzige Marcus von Ephesus nicht hingereicht, um ein so tüchtiges und göttliches Werk zu zerstören. Hätte man in Bezug auf die Russen eine gleiche Behandlungsart angewendet, so würde die Kirche eine reiche Aerndte gehabt haben. Wenn nebst Eugen IV., Innocenz III., Gregor X., Alexander VI., Leo X., Clemens VII. dieses Geschäft so angegriffen hätten, nicht aber mit der Berufung von Synoden oder der Absendung eines einzigen Mannes oder eines Sendschreibens zufrieden gewesen seyn würden; hätten sie vielmehr auf die verschiedenste Weise, wie sie immer den Gesandten Christi und den Aposteln eigen war, die Sache eifrig und fleißig betrieben; so würde wenigstens das polnische Rußland katholisch geworden seyn und wir besäßen daran ein festes Bollwerk, das zur Zertrümmerung des moskowitischen Schisma's angewendet werden könnte. Uebrigens hat, gleich den Aposteln der apostolische Stuhl die Aufgabe, alle Völker zu lehren ꝛc.“

Wenn man nun die Urkunden durchgeht, so ist es nur das Bestreben, der von Possevin zuletzt bezeichneten Aufgabe zu genügen, was uns entgegen tritt. Wie es früher in Betreff der Madscharen, der Polen gemacht worden, so geschah es auch in Bezug auf die nordischen Völker. Schritt für Schritt suchten, wie es ja auch in den germanischen Wäldern der Fall gewesen, die katholischen Missionäre vorzudringen. Hier wenden sie sich an die Könige, dort an das Volk; wird ihnen das Schicksal zu Theil, das den heil. Bonifacius unter den Friesen, den heil. Adalbert unter den Preußen betraf, so übernehmen die Schwertritter und deutschen Herren die Rolle, welche die carolingischen Könige auf deutschem, die sächsischen Kaiser auf slavischem Boden gespielt. Freylich wenn Jemand sich vorsetzte, in der Ausbreitung des Christenthums nur die Ausdehnung der päpstlichen Herrschaft zu erblicken und sich an den Berichten hierüber, als an Urkunden freut, welche das herrschsüchtige Treiben welscher Priester endlich einmal klar an das Tageslicht bringen, so haben wir mit einem so „aufge-

klärten Manne“ auch schon ausgesprochen. Aber nehmen wir die päpstliche Oberaufsicht über Christenthum und christliche Anstalten aus der Geschichte hinweg: welche Entwicklung wäre uns wohl zu Theil geworden? Irren wir uns nicht, so würde sie der russischen mit den gräßlichen Episoden der Mongolenherrschaft und eines Iwan Wassiljewitsch so ziemlich gleich gekommen seyn. Ueber solche Anfänge der Civilisation kann sich freuen, wer will; der Deutsche aber hat alle Ursache, Gott für die christlich germanische Civilisation zu danken, die solche Dinge von seinem Vaterlande ferne hielt.

Ein großer Theil der Urkunden bezieht sich auf Lievland, dessen Zustände von den Päpsten nach der Nothwendigkeit der Zeiten genau beobachtet und geregelt wurden; ein sehr bedeutender, besonders die letzten 125, auf Polen. Ueberall leuchtet die unablässige Sorgfalt hervor, den Nordosten in den großen Kreis der gemeinsamen christlichen Entwicklung zu ziehen, die Isolirung aufzuheben, welche einem Banne gleich auf jenen Völkern lag und sie zu keinem rechten Bewußtseyn ihrer selbst kommen ließ. Seitdem Litthauen und die Ostseeländer katholisch geworden, mußte die Scheidung greller, die Begierde nach Vereinigung von Seite des päpstlichen Stuhles größer werden, zumal da der Kriegsmuth der neubekehrten Völker nicht mehr zu zügeln war. Sobald aber auch nur ein kleiner Kreis zur großen christlichen Völkergemeinschaft geschlagen worden war, ward er sogleich unter den Schutz des heil. Petrus gestellt, und dadurch gegen alle seine früheren Feinde geschützt, zugleich die ihm eigenthümliche nationale Entwicklung gewährt.

Die meisten der früheren Bullen beziehen sich auf das dreyzehnte, 21 auf das vierzehnte, 4 auf das fünfzehnte, von 123 bis 255 alle auf das sechzehnte Jahrhundert. Von den letzteren erwähnen wir nur einige. Da wir einen neuen Band von Aug. Theiner's Geschichte der Versuche des röm. Stuhles, den Norden zu bekehren, erwarten und in den vor uns liegenden Bänden bereits Mehreres hier einschlägiges besprochen wurde, scheint es uns unnöthig, ausführlich darauf einzugehen. Es folgen Berichte Foscarini's v. J. 1557, Tiepolos v. J. 1559, Notizen über Rußland aus den Briefen des berühmten Cardinals Commendone, eine höchst merkwürdige Abhandlung über den Nutzen, welchen die Krone Polen aus der Erlangung von Lievland schöpfen würde. Ref. gesteht, daß ihm erst hieraus die Gründe, welche Schweden, Polen und Rußland zu so langem und hartnäckigem Kampfe um Lievland bewogen, völlig klar wurden. Es ist dieß unbedingt eines der interessantesten Documente der ganzen Sammlung und verdiente eine weitläufigere Beschreibung, als uns gegenwärtig möglich ist.

Doc. 179 wird als relatione di Moscovia fatta di Giovanni Pernstein, mandato ambasciatore a quelle corte dall' Imperatore Massimiliano II. (p. 255.) ausgegeben. H. v. Turgenieff hat sich viele Mühe gegeben, die Handschriften dieser Relation zu vergleichen, jedoch hiebey übersehen, daß dieselbe keine andere ist als die des Johann Cobencel von Poszek, als welche sie auch Starczewski aus einem Wiener Codex in Latein mittheilt (II. p. 13).

Ein anderes Document, das seiner Wichtigkeit wegen nicht übergangen werden darf, ist n. 212 die geheime Instruction, welche Possevin bey seiner Gesandtschaft nach Moskau erhielt. Der Endzweck ist einfach der, eine Verbindung des Czars mit den übrigen christlichen Fürsten auf die Grundlage völliger religiöser Einheit zu Stande zu bringen — was bereits Papst Pius V. und seine Vorgänger gesucht hatten. Die Mittel, deren sich Possevin zur Erreichung dieses großartigen Planes bedienen sollte, sind genau angegeben und eben so sehr Beweise der Klugheit als der Rechtlichkeit des römischen Stuhles. Von Spanien bis Persien sollten alle Könige aufgeboten werden, dem Erbfeinde des christlichen Namens, den Türken, den Todesstoß zu versetzen. Auf die Gesandtschaft Possevins beziehen sich nun die meisten der noch folgenden Urkunden, so daß wir das Detail genau überblicken können. Es fehlt jedoch hiebey das Schreiben Iwans *)

*) Auch das Schreiben Iwans an P. Gregor XIII., worauf die Antwort n. 252 folgte, fehlt, ob absichtlich oder nicht, wissen wir nicht. Jedenfalls sind dieß empfindliche Lücken.

an K. Stefan, welches dieser in dem berühmten Briefe: „cum Polotiam," welchen Karamsin erwähnte, beantwortete, und der unter den Verhandlungen gekrönter Häupter einzig dasteht. Es ist ein Sündenregister, welches jeden anderen als Iwan hätte zermalmen müssen, und füllt mit seinem furchtbaren Inhalte 30 Quartseiten aus (323 — 353). Die übrigen Documente enthalten Notizen über den neuen Feldzug K. Stefans, die Belagerung von Pskow, die Unterhandlung und den Abschluß des 10jährigen Waffenstillstandes, 1582. Von größerer Wichtigkeit ist das letzte Aktenstück, der Bericht einer kirchlichen Visitationsreise zum Behufe der Wiederbegründung der katholischen Kirche in Lievland und Esthland im J. 1584, wobey sich eine merkwürdige Anhänglichkeit des gemeinen Mannes an der katholischen Religion beurkundete. Hiemit schließt der erste Band der Monimente des Hrn. v. Turgenieff.

Der ganzen Anlage nach konnte das Unternehmen des H. v. Starczewski dem Historiker das Interesse nicht bieten, welches das vorhergehende Werk gewährt. Mit ganz geringen Ausnahmen im 2. Bande finden wir nur Bekanntes, und wenn, wie der Herausgeber sagt, fast die Hälfte der Exemplare seines Werkes in Deutschland abgesetzt wurde, so mag dieses seinen Grund meist in der Bequemlichkeit haben, hier in Einem zu finden, was man sonst in vielen und manchmal nur schwer aufzutreibenden Büchern suchen mußte. Der erste Band enthält neben mehrerem anderen von minderer Bedeutung die Beschreibung des moskowitischen Reiches von Alexander Guagnini, welche für die Regierung und Person Iwan's des Grausamen werthvolle Nachrichten enthält, und Bredenbachs Beschreibung des lievländischen Krieges. Die Benützung dieses Bandes ist nicht nur durch viele Druckfehler, sondern auch dadurch erschwert, daß jedes einzelne Stück besonders paginirt ist.

Das letztere ist in dem 2. Bd. vermieden; auch sind die Schriftsteller bedeutender. Reinhold Heidenstein, Paul Oderborn, Possevin finden sich unter diesen. Mit Unrecht sucht der Herausgeber Oderborns Leben des Zar Iwan als unkritisch zu verdächtigen. Wenn auch Manches sich daselbst vorfindet, was einen starken Glauben voraussetzt, so darf man andererseits auch nicht vergessen, daß jene Zeit reich an ungewöhnlichen Dingen war, und eine Vergleichung Oderborn's mit anderen Schriftstellern z. B. Guagnini beweist, daß derselbe oft gute Quellen bis zum Wortlaute benützte.

(Schluß folgt.)

Histoire de Saint Bernard. Par l'Abbé Théodore de Ratisbonne.

(Schluß).

Unter körperlichen Leiden aller Art (man sehe Ep. 510) war das letzte Jahr seines Lebens ein eigentliches Sterbensjahr, in welches jedoch abermals ein auffallender Beweis göttlicher Gnade sich flicht. Der Welt äußerlich bereits abgestorben, auf seinem Schmerzenslager des Rufes seines Herrn harrend, erhielt er, nicht lange bevor dieser erging, von dem Erzbischof von Trier die Nachricht von blutigem Zerwürfniß zwischen Adel und Volk in der Stadt Metz und die Aufforderung, der Friedensstifter der Entzweyten zu werden. Bernhard berieth sich nicht mit Fleisch und Blut, sondern ausgemergelt und todschwach wie er war, ließ er sich dennoch nach Metz bringen, wo er Alles in Zorn und Waffen einander gegenüber fand. Doch gelang ihm das Werk der Versöhnung, worauf er nach Clairvaux zurückkehrte, seine trauernden Brüder tröstete, hierauf am 20. August des Jahres 1153 des Morgens um neun Uhr hinübergieng zu seinem Herrn und Erlöser, in dessen Liebe er sein irdisches Leben begonnen, geführt und geendigt.

Hurter.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. November.

Nro. 235. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Oversigt over det Kongelige danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger og dets Medlemmers Arbeider i Aaret 1841. (Uebersicht über die Verhandlungen der k. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften und die Arbeiten ihrer Mitglieder im Jahre 1841 v. CR. H. C. Oersted Secretär der Gesellschaft). 55 S. 4.

Indem wir uns auf die einleitenden Worte beziehen, mit welchen in Nr. 199 des vorigen Jahrgangs ein früherer Bericht dieser Art angezeigt worden, gehn wir ohne anderes daran, auch aus diesem, was von allgemeinerm Interesse scheint, auszuheben.

A. Mathematische Klasse.

a) Professor Ramus gab eine Abhandlung über den Rest in Lagrange's Reihe,

b) Professor Jürgensen einige Bemerkungen in Bezug auf eine Abhandlung Prof. Richelots in Königsberg über einige bestimmte Integrale.

B. Physikalische Classe.

a) Professor Jacobson hat bey seinen Versuchen über die Einwirkung verschiedener Chrompräparate auf coagulirtes Blut gefunden, daß Chromoxyd keine Veränderung in der Farbe desselben hervorbringt. Chrom-Orydul-Hydrat äußert nur eine ganz schwache Einwirkung. Diesen Versuch mit Chromsäure zu machen, ist mißlich wegen der bedeutenden Verwandtschaft dieser Säure mit dem Eyweißstoff, welche macht, daß sich, wo sie in Berührung mit dem Blutkuchen kommt, dieser mit einer Lage geronnenen Eyweißes bedeckt.

Wird die Säure in sehr verdünntem Zustande angewendet, daß die Einwirkung auf das Eyweiß nur langsam vor sich geht, so erhält der Blutkuchen eine röthliche Farbe. Die Verwandtschaft dieser Säure mit dem Eyweiß ist so bedeutend, daß sie, wie auch Hünefeldt angiebt, ein sehr wirksames Reagens ist, es zu entdecken. Professor Jacobsen hat sich mittels derselben überzeugt, daß dieser Stoff im Urin von Patienten enthalten ist, welche an jener Art Wassersucht leiden, die in Verbindung mit Albuminurie steht, während die Wirkung anderer Reagentien unzureichend oder undeutlich gewesen ist. Unter den basischen Chromsalzen äußert das neutrale chromsaure Kali keine Einwirkung auf den Eyweißstoff und läßt sich in allen Verhältnissen damit vermengen, ohne daß es dabey eine Veränderung erlitte. Das saure chromsaure Kali geht Verbindung ein mit diesem Stoffe, jedoch ohne eine eigentliche Coagulation hervorzubringen, dagegen wirken beyde auf das Hämatin im Blutkuchen und verändern seine dunkle Farbe in eine hochrothe. Das saure Salz thut dieß langsamer und in minder hohem Grade als das neutrale. Dieses aber bringt an den Stellen, wo es den Blutkuchen berührt, sogleich eine schöne hochrothe Farbe hervor, die indessen nicht so lebhaft ist als die durch Kochsalz und Salpeter bewirkte.

Bey diesem Anlaß suchte Professor Jac. über eine interessante von Newbigging, einem englischen Arzt, gemachte Wahrnehmung ins Klare zu kom-

men, daß nämlich die grünen Porzellanfarben eine eigene Wirkung auf den Blutkuchen äußern. Wird bey einem Aderlaß das Blut in Schalen gesammelt, auf welchen mit grünen Chromfarben Ornamente gemalt sind, so zeigt sich, besonders wenn die Farbe etwas dick aufgetragen ist, auf dem Theil des Blutkuchens, der mit dem Gemalten in Berührung gekommen, eine Abbildung desselben in hochrother Farbe.

Bey den Versuchen, die er anstellte, fand er keine mechanische Wirkung der dick aufgetragenen Farben, aber auch keine chemische konnte er entdecken. Weißenbaum, welcher (Froriep's Notizen 1840. Januar p. 269) diese Beabachtungen bestätigt hat, nimmt an, daß diese Farbenveränderung zum Theil vom Licht bedingt und durch einen die ausströmenden grünen Lichtstrahlen begleitenden chemischen Prozeß bewirkt wird. Prof. Jacobsen hat aus seinen Versuchen folgende Resultate gezogen: Gerinnt Blut in Porzellanschalen, worauf breite grüne Streifen mit Chrom gemalt sind, so bietet sich nach einiger Zeit auf der untersten Fläche des Blutkuchens eine Abbildung der Streifen in hochrother Farbe dar. Jedoch fand er, daß diese Einwirkung weder der grünen Farbe allein, noch dem bloßen Chrom zuzuschreiben sey; denn dasselbe zeigte sich auf Blut, das in Schalen geronnen war, die man mittels Manganoxyd mit schwarzen, mittels Antimonium mit gelben Streifen bemalt hatte. Das Licht hat auf die Farbenveränderung keinen Einfluß, denn sie geht auch im Dunkeln vor sich. Um gewiß zu seyn, ob sich irgend eine sonderlich galvanische Wirkung wahrnehmen lasse, wurden Versuche angestellt mit einer nach Oersted's Methode construirten galvanischen Batterie von Kupferbechern und Porcellancylindern, die mit grüner Chromfarbe bestrichen waren. Die Farbe wurde durch die Wirkung der Batterie angegriffen, aber es ließ sich keine Aeußerung von Galvanismus entdecken. Er nimmt deßhalb an, daß die Wirkung, welche aufgestrichene Porzellanfarben auf das Blut äußern, daher kommt, daß die angewandten Flüsse Verbindungen eingehen mit Metalloxyden, welche auflöslich sind, und so auf das Blut wirken können; denn die meisten aufgelegten Farben sind immer bis zu einem gewissen Grad auflöslich, und die vollkommen eingebrannten

äußern die fragliche Wirkung auf das Blut keineswegs. Um sich hierüber noch mehr aufzuklären, brachte er Papier, das mit verdünnten Auflösungen verschiedener Substanzen inprägnirt worden, mit diesen Farben in Berührung, und fand, daß sie darauf wirkten. Bey einigen dieser Versuche waren die dadurch veranlaßten Veränderungen von der Beschaffenheit, daß sie sich erst nach Anwendung anderer Reagentien zeigten.

(Fortsetzung folgt.)

Archivio storico italiano ossia raccolta di ópere e documenti finora inediti ó divenuti rarissimi riguardanti la storia d'Italia. Tom. I. Firenze presso G. P. Vieusseux editore al suo gabinetto scientifico letterario. 1842. 8. 450 S.

Neben der Sammlung der venetianischen Relationen, welche wir unlängst in diesen Blättern besprochen haben, muß auch eine rühmliche und anerkennende Erwähnung dieses Archives geschehen. Zwar sollte man es, nach dem was Muratori und die Herausgeber der beyden Folianten, die als toskanisches Supplement Muratori's dienen sollten (Flor. 1748. 1770.), der Faentiner Fortsetzung der Scriptores rerum italicarum (Opera J. B. Mitarelli Venet. 1771. fol.) und so vieler Localchroniken gethan, kaum für möglich erachten, daß die Bibliotheken Italiens noch einen großen Vorrath auch nur halbwegs bedeutsamer Quellen in sich schlößen. Allein bekanntlich blieben Muratori mehrere bedeutende Handschriftensammlungen gänzlich versperrt und andererseits ist es nun einmal das Eigenthümliche des italienischen Wesens, daß zu jeder Zeit Viele bemüht waren, dem Ephemeren, ehe es gänzlich verrauschte, durch Aufzeichnung eine feste und bleibende Gestaltung zu geben. Die Bibliotheken der römischen Fürstengeschlechter, bisher einem tieferen Eindringen fast unzugänglich, dürften, wenn der Tag ihrer Eröffnung anbrechen wird, kostbare Dinge enthüllen. Aus ihnen, glauben wir, möchte auch noch viel bedeutendes für die Geschichte

des Mittelalters zu erwarten seyn, was, das vaticanische Archiv ausgenommen, sich wohl nur mehr von dem geringeren Theile der übrigen Handschriftensammlungen Italiens hoffen läßt. Die Vorliebe der Florentiner, welche jetzt für die italienische Geschichte am thätigsten sind, ist an und für sich mehr auf die neuere, als auf die frühere Geschichte gerichtet. Sie können sich von der Periode nicht trennen, wo ihr Vaterland so viele bedeutende Staatsmänner und Parteyhäupter in sich schloß, und trotz aller dieser großen Talente, dieser wahrhaften Genie's politisch untergieng. Kann man bey dieser Vorliebe für das Jahrhundert, wo ihre Freyheit zum letzten Male, ihre Kunst und Wissenschaft eine zweyfache Epoche der Blüthe feyerte, die Furcht nicht unterdrücken, es möchten zu viel Detailangaben aufgeschichtet werden, so daß zuletzt ein Gesammtüberblick erschwert, wenn nicht gar unmöglich gemacht würde, so kann man andererseits der in dem vorliegenden ersten Bande geschehenen Auswahl seinen Beyfall nicht versagen. Zwar ist Jacopo Pitti, dessen florentinische Geschichte bis zum Jahre 1529 hier zum ersten Male gedruckt erscheint, im strictesten Sinne kein rechter Zeitgenosse der Begebenheiten, die er beschreibt. Denn wenn er auch im Jahre 1519 geboren wurde, so vermochte er doch wohl von der großen Katastrophe, die 11 Jahre nachher seine Vaterstadt betraf, das Werthvolle erst durch spätere Forschung*) in sich aufzunehmen, und da er unter den Großherzogen Cosimo und Franz I. schrieb und im Jahre 1589 starb, so kann er wenigstens nicht als Quelle erster Art gelten. Wir wissen daher nicht, ob es nicht besser gethan wäre, mit Cerretani anzufangen, dessen Geschichte von dem Tode Lorenzo's von Medici an sich unmittelbar an Macchiavelli's florentinische Geschichten anschließt, über die Partey Savonarola's, über die Vertreibung der Mediceer, das Gonfalonierat Soderini's treffliche Notizen enthält und zu gleicher Zeit nicht bloß für die Stadtgeschichte von Florenz wichtig ist. Andererseits ist freylich Pitti wieder von eigenthümlichem Werthe, weil er den Ereignissen und den Männern, der von ihm beschriebenen kritischen Epoche ferne, jedoch nicht zu ferne stehend, allen Partheyinteressen fremd seyn konnte und durch Geburt, Erziehung und Verhältnisse von allen jenen Vorgängen sich eine tiefe Kenntniß zu erwerben vermochte.

Gleich der Anfang seiner Geschichte — leider sind hievon nur 2 Bücher ganz erhalten — ist originell. Er beginnt mit kurzer Beschreibung der ersten Partheykämpfe in der Stadt und führt diese in schneller Uebersicht bis zu dem Auftreten der Mediceer fort. Hier wird er etwas weitläufiger, immer aber hat er nur den einen Gedanken im Auge, den Krieg des Jahres 1529 zu beschreiben, „den größten und ungeachtet des unglücklichen Ausgangs glorreichsten von allen, die das florentinische Volk bis dahin bestanden.“ Wie er aber in dem Eingange zu verstehen giebt, daß Florenz, obwohl von dem französischen Könige im Stiche gelassen und von den vorzüglichsten Soldaten Italiens, Spaniens und Deutschlands angegriffen, von seinen eigenen Bürgern (gelosi più della moneta che della libertà) verrathen worden wäre, so wird es nun Hauptaufgabe seiner Geschichte zu zeigen, wie eine so große Kurzsichtigkeit (tanto poco accorgimento, tanto poco amore della patria), eine so geringe Vaterlandsliebe im Laufe der Zeiten hat herrschend werden können. Der Vater Jacopo's, Francesco, war ein exaltirter Anhänger der Mediceer; der Sohn aber bemüht sich in seinem Geschichtswerke nachzuweisen, daß Florenz nicht durch die Feilheit oder andere Fehler der Populanen fiel, sondern durch die unverbesserliche Bosheit der mediceischen Parthey (Palleschi), die Doppelgängigkeit und den Wankelmuth der Optimaten, die, je nachdem ihnen ein größerer Vortheil zu erwachsen schien, es jetzt mit der einen, dann mit der anderen Parthey hielten. Der Herausgeber Polidori, welcher auch den Cavalcanti herausgab und mit Noten begleitete, hat Stellen aus anderen Werken Pitti's, besonders aus der Apologia angeführt, welche diese seine Ansicht noch unumwundener aussprechen und welche auch in anderer Beziehung von Bedeutung sind. Es zeigt sich unter Anderm, wie die jüngere mediceische Linie es nicht ungerne sah, wenn von dem älteren Zweige nicht zu viel Gutes gesprochen ward, indem jene dadurch das Ansehen gewann, als sey sie berufen, alle die Unordnungen zu heben, welche dieser weder beseitigen konnte noch wollte. Von dem dritten und letzten Buche sind

*) Er stützt sich auf die Geschichte eines Piero Parenti, Tom. Cambi, Nardi, Varchi ꝛc.

nur Fragmente vorhanden und mitgetheilt. Es folgen hierauf verschiedene kleinere Stücke. Ein Tagebuch über den Aufstand von Arezzo 1502, Berichte über die Plünderung von Prato 1512, über die Hinrichtung Pietro Paolo Boscoli's und Agostino Capponi's von Lucca della Robbia 1513. Die letztere gehört zu den rührendsten Erzählungen der italienischen Literatur. Hieran reihen sich noch Urkunden und Discorsi an. Von den ersteren erwähnen wir namentlich die berühmte und wichtige Convention zwischen der florentinischen Republik und K. Karl VIII. von Frankreich vom 25. November 1494, wo dieser „gleich Gott den Florentinern ihre Vergehungen vergiebt," Wiederhersteller der florentinischen Freyheit und Vater des Vaterlandes genannt wird; ferner den geheimen Tractat zwischen P. Leo X. und K. Karl von Spanien vom 17. Jan. 1519, wobey Rom als urbs bezeichnet ward, quae semper communis patria est habita, weßwegen auch besondere Stipulationen über den Aufenthalt von Gegnern des Königs von Spanien daselbst folgen. Der Anschluß Karls an P. Leo war von entschiedener Wichtigkeit, da dadurch die Franzosen überholt wurden und der Weg zur Kaiserkrone gebahnt ward. Die Discorsi beziehen sich auf Florenz und sind von Alessandro di Pazzi, Vettori, Guiccardini über die Zustände von Florenz von 1522 — 1532 und die Mittel ihnen aufzuhelfen, geschrieben. Die sach- und kenntnißreiche Einleitung ist, wie auch größtentheils bey den Documenten, von der Hand des Marchese Gino Capponi.

Wir haben zum Schlusse nur den Wunsch auszusprechen, es möge die Sammlung einen raschen und durch Mittheilung allgemein wichtiger Quellen immer erfreulicheren Fortgang nehmen.

1. Historica Russiae monimenta.
2. Historiae Ruthenicae scriptores exteri saeculi XVI.

(Schluß.)

In dem 3. Bande verspricht der Herausgeber einige deutsche, italienische und englische Schriftsteller des 16. Jahrhunderts nebst mehreren ganz seltenen oder völlig unbekannten Autoren mitzutheilen. Ref. erlaubt sich hiebey, demselben Theiners Versuche zur Berücksichtigung zu empfehlen, von welchem wohl mit Zuverläßigkeit angenommen werden kann, er habe alles gesammelt, was die römischen Bibliotheken zu seinem Zwecke Bedeutendes enthalten.

Uebrigens kann Ref. diese Anzeige nicht schließen, ohne noch besonders auf die Wichtigkeit der vorliegenden Werke aufmerksam zu machen. Wer die Urkunden, wie die einzelnen Schriftsteller durchgeht, und die Beschreibung russischer Sitten, Gebräuche, Religion und Staatsverfassung mit neueren Zuständen vergleicht, muß bemerken, wie wenig sich in 3 Jahrhunderten Rußland in vielfacher Beziehung veränderte; wie gar manche Ansprüche und tiefeingreifende Bestrebungen auf der Richtung fußen, welche die Wassilj und Iwan Rußland gegeben. Insbesondere will es uns bedünken, kann weder das Auftreten Zar Peters, noch das System einer völligen Absperrung Rußlands in Absicht und Folgen ohne ein ernstes Studium der vorliegenden Werke völlig begriffen werden. Die Werke Possevin's allein enthalten schon einen wahren Schatz tüchtiger, tief eindringender Beobachtungen gerade über jene Zustände Rußlands, die ihrem Kern nach seit 3 Jahrhunderten unverändert geblieben sind, und auf deren Bestand die Verfassung des russischen Reiches beruht. Es wäre zu bedauern, wenn die Meinung fortdauern sollte, solche Dinge hätten etwa nur für den Kirchenhistoriker, höchstens auch noch für den Historiker von Fach einen Werth. Die neuesten Vorgänge dürften tiefer Blickende eines Bessern belehren und sie überzeugen, wie nothwendig es für die Deutschen sey, jene hochmüthige Ignoranz, mit welcher sie, ihre westlichen Nachbarn nachahmend, auf ihre östlichen herabblickten, abzulegen, um durch eine genaue Kenntniß des inneren Baues des russischen Reiches eine Lücke auszufüllen, welche lange genug und nicht zum Vortheil des allgemeinen Besten in zahlreichen Kreisen vorherrschte.

Höfler.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. November.

Nro. 236. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Oversigt over det Kongelige danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger og dets Medlemmers Arbeider i Aaret 1841.

(Fortsetzung.)

b) Unter die Eingeweidewürmer, diese für den Naturforscher wie für den Arzt so merkwürdigen Thiere, sind zu verschiedenen Zeiten Thiere, die keineswegs in diese Klasse gehören, ja sogar Substanzen gerechnet worden, die keine Thiere, ja nicht einmal thierischen Ursprungs waren. Daß daraus Ungewißheit und Verwirrung entstehen mußte, und daß nur eine strenge Kritik einen solchen Uebelstand zu verhüten und zu heben vermöge, ist leicht einzusehen.

Zu einer solchen critischen Untersuchung hat sich Prof. Jacobson veranlaßt gefunden, da ein seit lange schon zweydeutiger Eingeweidewurm aufs neue die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich gezogen hat. Dieses ist nämlich der in seiner Form so sonderbare Blasenwurm, dessen Leib von einer mit zwey Hörnern oder Armen versehenen Blase umgeben ist, der im Darmkanal des Menschen leben soll, von Sulzer vor 40 Jahren entdeckt und unter dem Namen Ditrachyceras rudis, Diceras oder Ditrachycerosoma unter die Entozoen aufgenommen und dem zoologischen System einverleibt worden ist.

Obschon bereits Bremser und Rudolphi ihre Zweifel geäußert haben, jener, ob dieses Wesen wirklich ein Thier, dieser, ob es, wenn ein Thier, unter die Entozoen gehöre, blieb die Sache, da keiner dieser berühmten Helminthologen den Gegenstand gesehen hatte, dennoch unabgethan, bis Prof. Eschricht (Müller's Archiv für Anatomie und Physiologie 1841 p. 437), welcher eine bedeutende Anzahl dieser Würmer erhalten hatte, die unter einer langwierigen und bedenklichen Krankheit von einem Kinde gegangen waren, bey Untersuchung derselben Grund fand, dieses Thier für ein wirkliches Helminth zu erklären. Doch sowohl die Gestalt und der ganze Habitus dieses vermeintlichen Thieres, als auch die Structur desselben erweckte Zweifel bey Prof. Jacobson, der es für ein Wesen vegetabilen Ursprungs ansah. Nach Untersuchung der verschiedenen Pflanzen, welche gegen die Würmer oder andere dergleichen Krankheitszufälle angewendet werden, fand er endlich die Pflanze, welche zu diesem Irrthum verleitet hatte. Der vegetabilische Diceras, den er gefunden, stimmt in Gestalt, Größe und Bau mit Sulzers Beschreibung und Abbildung genau überein, und Prof. Jacobson hat den Umstand aufgeklärt, daß unter der großen Menge dieser Pseudohelminthen nur wenige vollständig, nämlich mit Hörnern und Blase versehen waren, ja daß von vielen der Körper ohne diese Theile gefunden wurde.

Als Ergebniß dieser Untersuchung zeigt sich: 1) der Diceras, den Sulzer entdeckt und beschrieben hat, ist kein Thier, sondern Theil einer Pflanze. 2) Die Hörner sind die Stigmata, die Blase ist das Pericarpium, der Leib der Saame, sein Eingeweide das Rudiment vom Kerne. 3) Diese Diceras sind Theile einer zusammengesetzten Frucht, welche aus kleinen utriculi umgeben von saftvollen Perigonien besteht. 4) Bremser's Zweifel war ge-

gründet, und Sulzers Diceras sind Theile von halbverdauten — Maulbeeren.

---

c) Prof. Schouw hat der Gesellschaft ein Bruchstück von dem pflanzengeographischen Theil seiner Schrift über Italiens Clima und Vegetation vorgelegt, nämlich einen Blick auf die geographischen und historischen Verhältnisse, welche die italienischen Nadelhölzer (Coniferae) darbieten. Da die Folgesätze seiner Abhandlung auf viele einzelne Wahrnehmungen und Beobachtungen gebaut sind, die nicht wohl einen Auszug leiden, so mag eine kurze Anführung dieser Sätze selbst genügen. Italien hat, nach des Verf. Darstellung, 21 Arten von Nadelhölzern, welche nach Maaßgabe ihres geographischen Verhaltens auf drey Floren, die Flora der Alpen, die der Apenninen und die des Mittelmeeres zurückgeführt werden.

Auf den Alpen kommen alle die Arten vor, welche sich in den Ebenen und auf den Bergen des nördlichen und mittlern Europas darbieten, einige derselben gehören in den Alpen zur alpinischen oder subalpinischen Höhenregion, nämlich Pinus pumilio und Juniperus nana, andre finden sich nur in der obern Waldregion, die man Nadelholzregion nennt, nämlich der Zirbel- und der Lärchenbaum, wieder andere sowohl in der eben genannten als in der Laubholz-Region, obschon häufiger in jener, nämlich Abies excelsa, Pinus sylvestris, Picea pectinata, Taxus baccata, Juniperus Sabina; in die Po-Ebene herab geht nur Juniperus communis.

Da die auf Europas nördlichsten Gebirgen (den scandinavischen und brittischen) vorkommenden Nadelhölzer sich auch auf den Alpen finden, so besteht in dieser Hinsicht eine gewisse Aehnlichkeit zwischen diesen und jenen Bergen, obschon auf der andern Seite ein Theil der Nadelhölzer der Alpen dort abgeht. Größer ist die Aehnlichkeit der Alpen mit den Karpathen, Sudeten und den übrigen Gebirgen von Mittel-Europa. Auch mit den Pyrenäen ist große Uebereinstimmung und wahrscheinlich gilt diese auch für den Balkan. Einige von den Nadelhölzern der Alpen begegnen auf den höhern Regionen der Apenninen, während andere in der Südgränze der Alpen verschwinden; letzteres gilt von der Lärche, dem Zirbelnußbaume, der Rothtanne, und, wie es scheint, auch von der gemeinen Föhre; was die erstgenannte betrifft, so verschwindet sogar die Geschlechtsform.

In der subalpinischen Region der Alpen treten Formen auf, die der Zwergföhre und dem Zwergwachholder theils gleich, theils analog sind; in der Waldregion die Weißtanne, der Eibenbaum, die corsische Föhre (Pinus Laricio) und einige Wacholder (Juniperus communis, Sabina, Oxycedrus).

Auf der niedrigsten, der immergrünen Region der Apenninen und den Küsten-Ebenen fehlen die Alpenformen mit Ausnahme des gemeinen Wacholders, und an deren Stelle treten neue Formen, nämlich die Küstenföhre, die Pinie, die aleppische Föhre, der Wacholder mit großer Frucht, der phönicische Wacholderbaum und die Cypresse (Pinus pinaster, P. pinea, P. halepensis, Juniperus macrocarpa, Jun. phoenicea, Cupressus sempervirens).

Am Uebergang zwischen der immergrünen und der Waldregion steht die calabrische Föhre (Pinus brutia). Diese Arten finden sich größtentheils wieder auf der pyrenäischen und griechischen Halbinsel, in Kleinasien, in Nordafrika und charakterisiren auf solche Weise die Flora des Mittelmeeres. Auch scheint Uebereinstimmung zu obwalten zwischen den Nadelhölzern, die sich auf den höhern Regionen der Apenninen finden, und denjenigen, welche auf Griechenlands und Spaniens höhern Bergen vorkommen.

Der Verf. hat diese Verhältnisse durch Karten und andere bildliche Darstellungen anschaulich zu machen gesucht. Nach einer kritischen Untersuchung der Schriften des Alterthums, vornämlich des Plinius'schen Werkes glaubt der Verf., in den darin angegebenen Föhrenarten die gegenwärtigen zu erkennen mit Ausnahme von solchen, die entweder andern so sehr gleichen, daß man sie als unter denselben begriffen annehmen kann, oder in so abgelegenen Gegenden wachsen, daß sie den Römern unbekannt geblieben. Er nimmt daher Pinus an

für Pinie, Pinaster für Pinus Laricio und vielleicht zugleich Pinus pinaster, Tibulus für P. halepensis und brutia, Teda für Pinus silvestris. Der Zirbelbaum und die Zwergföhre werden als nicht bekannt gewesen betrachtet. Er findet keinen Grund eine Veränderung in Hinsicht auf die geographische Vertheilung der Arten anzunehmen. In des Plinius und des Vitruvius Schriften glaubt der Verf. Beweise zu finden, daß die Rothtanne im Alterthum wie jetzt nur wild auf den Alpen gewachsen, und daß dagegen die Weißtanne auch damals über die Alpen wie über die Apenninen verbreitet gewesen sey. Mehrere Stellen bey Vitruv und Plinius deuten darauf hin, daß der Lärchenbaum in der alten wie in der neuen Zeit auf die Alpen beschränkt gewesen.

Die Cypresse kann als ein nach Italien eingeführter Baum betrachtet werden; aber es läßt sich darthun, daß seine Cultur daselbst in ferne Zeiten zurückreicht. Der Alten Juniperus entspricht, nach dem Verf., dem gemeinen Wachholder, ihr Oxycedrus kommt mit Juniperus Oxycedrus und macrocarpa, ihre Citrea oder Cedrus (obwohl nicht immer) mit J. phoenicea überein; auf solche Weise unterschieden bereits die Alten die einheimischen am meisten abweichenden Wachholderbeerhölzer. Den Eibenbaum nannten sie Taxus. So kommt der Verf. auf das Ergebniß, das in Hinsicht auf die italienischen Nadelhölzer und ihr geographisches Verhalten seit der Römerzeit keine Veränderung stattgehabt; wobey er jedoch einräumt, daß es in alter Zeit mehr und größere Nadelwälder gegeben habe. Obschon Italien an Nadelholzarten reicher ist als Nord- und Mitteleuropa, was sich insonderheit als Folge der verschiedenen climatischen Verhältnisse, welche die Höhen-Regionen darbieten, begreifen läßt, so ist doch die Zahl der Bäume viel kleiner; und so spielt die hier besprochene Pflanzenfamilie eine bey weitem minder bedeutende Rolle in der italienischen Natur, und trägt viel weniger bey, ihren Pflanzencharacter zu bestimmen, als dieß im Norden der Alpen der Fall ist. Deßhalb ist auch ihre Verwendung im menschlichen Leben zu Häusern, Schiffen, Einfriedungen, Brücken, Bergwerken u. s. w. in Italien bey weitem geringer.

---

d) Prof. Zeise hat von Untersuchungen Kenntniß gegeben, die er über die Wirkung des Phosphor auf Aceton (Essig-Alkohol) und auf Aether angestellt hat. Diese Untersuchung hat unter andern auf das ziemlich unerwartete Resultat geführt, daß Aceton und Aether vom Phosphor ohne Mitwirkung andrer Stoffe zerstört werden, und daß dabey für jeden einzelnen dieser organischen Stoffe wenigstens 3 neue phosphorhaltige Säuern und eine indifferente kohlenstoffhaltige Phosphor-Verbindung entstehen.

Der Verf. hatte bemerkt, daß eine, längere Zeit stehende Auflösung von Phosphor in Aceton auf das lebhafteste sauer reagirte, und daß diese Reaction weder von Phosphorsäure, Phosphorsäuerling, Unterphosphorsäuerling, noch von irgend einer der phosphorhaltigen Säuern, welche nach Kane aus einer Wechselwirkung zwischen Aceton und Phosphorsäure entstehen, noch von Chlorphosphor herrührte, und so stellte er über dieses Verhalten Versuche an, welche deutlich lehrten, sowohl, daß das neue saure Product entsteht, auch wenn Wasser und Luft aufs sorgfältigste ausgeschlossen werden, als auch, daß selbst reines Sauerstoffgas auf Phosphor in Aceton nur schwach wirkt.

Sein gewöhnliches Verfahren zur Herstellung dieses sauern Productes war folgendes.

Reines Aceton mit einem großen Ueberschuß von Phosphor wurde 18 — 24 Stunden in einer dem Siedpunkt nahen Temperatur gehalten in einem Kolben mit langem und engem Halse, wovon eine Destillir-Röhre verbunden mit einer Vorlage aufstieg; die Kugel an der Röhre wurde durch eiskaltes Wasser in einer sie umgebenden Kapsel abgekühlt gehalten, wodurch das in der angeführten Zeit Aufgetriebene zurückgehalten wurde. Nun wurde nach Hinwegnahme des Abkühlungsmittels eindestillirt bis zu dünner Syrupdicke. Das vom übrig bleibenden Phosphor abgegossene Liquidum wurde hierauf im Wasserbad zu dicker Syrupsdicke in eine Flasche destillirt. Die hierauf mit 5 bis 6 Maaß Wasser vermischte und durch Filtrirung geklärte Feuchtigkeit ließ man nun (unter gehöriger Abschließung vor Luft und unter wiederholtem Rütteln) mit Bleyoxyd stehen, bis die Auflösung neutral oder

doch nur sehr schwach sauer geworden war. Das Unaufgelöste war ein weißer, voluminoser pulverförmiger Körper; in diesem sind die zwey, in der Auflösung die dritte der hier näher untersuchten Säuern. Die letztere bezeichnet der Verf. vorläufig mit dem Namen Acephosäure. Frey gemacht mit Schwefelwasserstoff und neutralisirt mit Kalk giebt sie ein sowohl in Wasser als in Alkohol auflösliches Salz, welches aus der alkoholischen Auflösung mit Aether gefällt werden kann. Der Verf. hat dieses Verhalten zur Ausscheidung von zwey andern Säuern benutzt, welche gleichfalls, obschon in geringer Menge, in jener Auflösung vorhanden sind, und von denen die eine ein in Alkohol unauflösliches, die andere ein in ätherhaltigem Alkohol auflösliches Salz giebt. Von den Säuern im Bleyniederschlag giebt die eine mit Kalk ein unauflösliches, die andere mit derselben Basis ein leicht auflösliches Salz. Daher wird die aus dem mit Schwefelwasserstoff behandelten Niederschlag erhaltene saure Feuchtigkeit ebenfalls mit Kalk neutralisirt. Das dadurch erhaltene aufgelöste Kalksalz wurde, weil es der Veränderung durch Eindampfen ausgesetzt, mit salpetersauerm Bleyoxyd gefällt. Das Unaufgelöste enthält einige Phosphorsäure. Der Verf. hat diese wegzuschaffen gesucht, indem er den Kalk durch Natron ersetzte und darauf die Auskrystallisirung des phosphorsauern Natron veranlaßte, so daß das Natronsalz mit der neuen Säure in der Auflösung zurückblieb. Von diesen zwey Säuern, welche beyde mit Bleyoxyd unauflösliche Salze geben, nennt er vorläufig jene, welche mit Kalk das leicht auflösliche Salz giebt, Phosphacetsäure, die andre aber, welche mit Kalk das unauflösliche Salz giebt, Acephosgensäure. Alle diese drey Säuern enthalten Phosphor, Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff. Die auflöslichen Salze einer jeden geben mit salpetersauerm Silberoxyd ein Präcipitat, welches in der Feuchtigkeit, wenigstens nach einiger Erwärmung desselben, schwarzbraun oder gar schwarz wird. Aber die dabey vorkommenden Erscheinungen sind übrigens bey jeder etwas verschieden. Acephosaurer Kalk giebt nämlich mit zugesetztem salpetersauerm Silberoxyd unter gewöhnlicher Temperatur erst nach längerem Stehen, durch Erwärmung aber augenblicklich eine braunschwarze Absonderung. Das phosphacetsaure Natron und der phosphacetsaure Kalk giebt mit salpetersauerm Silberoxyd zuerst einen reichlichen weißen Niederschlag, der bey gewöhnlicher Temperatur im Verlauf einer halben Stunde, bey Erwärmung augenblicklich schwarz wird. Das acephosgensaure Natron giebt mit salpetersauerm Silberoxyd ein gelbes Präcipitat, welches wie phosphorsaures Silberoxyd aussieht; aber auch dieses geht bey gewöhnlicher Temperatur langsam, bey erhöhter schnell in braunschwarz über; eine deutliche Reduction des Silbers hat der Verf. in keinem dieser Fälle wahrnehmen können; überall treten, versteht sich, diese Veränderungen ohne Mitwirkung des Lichtes ein. Weiter haben diese Säuern gemein, daß ihre Salze durch Erhitzung viel Luft und ein kohlenartiges Residuum geben; keine giebt im basisgebundenen Zustand selbstentzündlichen Phosphorwasserstoff. Die Säuern im freyen Zustand, gesondert von ihren Bleysalzen durch Schwefelwasserstoff, geben durch Verdampfung firnißartige, bleichgelbe Massen, leicht auflöslich in Wasser, von starkem sauerm Geschmack und starker Wirkung auf Lackmuspapier. Bis zum Glühen erhitzt, verzehren sie sich unter Entwicklung eines dicken weißen Dunstes und geben nach dem Verglühen in der Luft zuletzt eine sehr kohlenreiche Masse, welche mit Wasser aufgelöste Phosphorsäure und zurückbleibende Kohlenfasern zeigt. Die Acephosäure gibt dabey keine selbstentzündliche Luft und die Phosphacetsäure nur hie und da ein schwaches Verbrennungsphänomen; aber aus Acephosgensäure erheben sich, unter lebhaftem Brausen und starker Aufblähung eine Menge kleiner phosphorartiger Flämmchen. Die Acephosäure-Salze geben im Allgemeinen entweder gummiartige oder pulverförmige Massen; sie sind leicht auflöslich, und werden daher, mit Ausnahme der Silbersalze, von keinem andern Salze, nicht einmal von basisch essigsauerm Bleyoxyd, niedergeschlagen; sie werden auch von Alkohol aufgelöst.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. November.

Nro. 237. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Oversigt over det Kongelige danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger og dets Medlemmers Arbeider i Aaret 1841.

(Fortsetzung.)

Das Bleysalz geht durch Eindampfung zum Theil in einen unauflöslichen Zustand über. Das Barytsalz reagirt stets sauer. Das Kalksalz wird vollkommen neutral, durch Erhitzung destruirt gibt es einen sauer reagirenden Körper. Nicht einmal lange anhaltendes Sieden mit concentrirter Salpetersäure bewirkt vollständige Oxydirung des Phosphors in diesem Salze; durch Verbrennung mit Salpeter oder chlorsauerm Kali und kohlensauerm Natron hingegen geschieht sie leicht. Das Natronsalz reagirt, selbst in Alkohol aufgelöst, schwach alkalisch; Ammoniaksalz wird durch Eindampfung in vacuum sauer. Die auflöslichen Phosphacetsäure-Salze sind krystallisirbar, unauflöslich in Alkohol; sie werden nicht bloß von Bleysalzen, sondern auch von Eisensalzen, Kupfersalzen und Queckfilberoxydsalzen niedergeschlagen. Das Barytsalz giebt durch Eindampfung in vacuum blattförmige Krystalle. Erwärmt jedoch bloß zn 60° setzt es einen weißen pulverförmigen Körper ab; ja selbst das in gewöhnlicher Temperatur in vacuum verdampfte ist zum Theil in einen unauflöslichen Zustand übergegangen. Das Kalksalz erleidet besser die Eindampfung und gewährt ebenfalls Krystalle. Natron- und Ammoniaksalz krystallisiren undeutlich. Die Acephosgensäure gibt manche unauflösliche und schwer auflösliche Salze, weßhalb ihr Natronsalz von den meisten andern Salzen niedergeschlagen wird.

Der Verf. hat nicht wahrnehmen können, daß sich bey der Wirkung des Phosphors auf das Aceton irgend ein verdämpfbarer Stoff, folglich auch nicht, daß sich eigentliche luftförmige Körper, namentlich Phosphorwasserstoff gebildet hätte. Aber nach langwieriger in erhöhter Temperatur vorgenommener Behandlung einer Portion Phosphor mit neuen Portionen Acetons ist in nicht unbedeutender Menge eine graugelbe, wie Terpentin halbflüßige Masse zuwegengebracht worden. Erwärmt man dieselbe, nachdem man die letzte Portion jener dünnen syrupartigen die neue Säure enthaltenden Aceton-Feuchtigkeit abgegossen, mit Wasser, so erhält man eine Auflösung, welche wesentlich nur dieselbe Säure enthält, und es bleibt nun ein bleichgelber voluminoser pulverförmiger Körper, welcher sich selbst in der kochenden wässerigen Feuchtigkeit in diesem festen Zustande erhält. Behandelt man hierauf diesen Körper mit Silberkohlenstoff, so löst dieser etwas auf, was bloß Phosphor ist, und es bleibt ein dunklerer gelber Körper zurück, welcher auch bey etwas erhöhter Temperatur sich nicht in Luft verwandelt, und welcher bey starker Hitze Phosphor und ein kohlenartiges Residuum giebt. Dieser kohlenstoffhaltige Phosphor ist folglich das vierte Hauptproduct der hier besprochenen Einwirkung, und seine Bildung scheint anzudeuten, daß, während ein Theil des Kohlenstoffes des Acetons von einem Theil Phosphor aufgenommen wird, die übrigen Bestandtheile des destruirten Acetons, in verschiedenen neuen Maaß- und Mengeverhältnissen mit Phosphor vereint, die besprochenen neuen Säuren geben. In jener terpentinartigen Masse scheint sich ein Theil der neuen Säuern in Verbindung mit einer gewissen Menge Wassers zu befinden; und da diese Masse

selbst bey Anwendung von Aceton, welches aufs sorgfältigste von Wasser befreyt ist, erhalten wird, so scheint auch dieses Wasser mit ein Product der Einwirkung zu seyn. In Verbindung hiemit machte der Verf. die Mittheilung, daß Schwefel mit Aceton stehen gelassen, freylich unter noch langsamerer Wirkung, Producte giebt, welche denen, die durch Einwirkung des Phosphors entstehen, analog sind. Endlich that der Verf. Erwähnung einer begonnenen Reihe von Versuchen über die Wirkung von Schwefel und Phosphor in verschiedenen Mischverhältnissen auf Aceton, und bemerkte, daß die Producte der dabey eintretenden Wechselwirkung in einer eigenthümlichen Säure und einem stark leuchtenden, indifferenten, ölartigen Körper bestehen. Beyde werden ziemlich leicht in nicht unbedeutender Menge gewonnen und der Verf. hoffte darüber in Bälde eine ausführliche Untersuchung mittheilen zu können.

---

e) Professor Forchhammer hat der Gesellschaft die Resultate einer Untersuchungsreise nach Jütland vorgelegt, deren nächste Absicht auf Einsammlung von Nachrichten über die Erderschütterung vom 3. April 1841 gerichtet war.

In diesem Berichte, der viele bloß locale Beziehungen enthält, heißt es unter anderm: da, wo die Erschütterung an den Ufern des Liimfjord am stärksten war, hatte auf diese Stärke die geognostische Beschaffenheit des Landes einen sehr wesentlichen Einfluß. An den Stellen, wo die Steinarten der Kreideformation zu Tag kommen, fühlte man die Erschütterung am stärksten, minder stark auf Thon, am mindesten auf Sand . . . Ein Kranker in Nykjöbing hatte sich den ganzen Tag über kleine Erschütterungen seines Lagers beklagt, eine Klage, die den Gesunden erst durch die auch ihnen fühlbaren stärkern Stöße erklärlich wurde. Der Küster Vorre in Vesterwig hatte gesehen, wie die Platten seines Bodenpflasters sich reihenweise aufrichteten und zu Furchen öffneten. . . . Aus Brunnen zog sich das Wasser zurück, andern ward ungewöhnlicher Zufluß. Dieses Erdbeben, welches der Berichterstatter nicht für eine Seitenbewegung einer anderweitigen, noch stärkern hält, indem er dessen Ausgangspunct bey Thy findet, scheint mit zweyen Erderhebungen in Verbindung gestanden zu haben, einer langsamen, bereits ein halbes Jahr lang vorher am Sinken des Wassers an einer gewissen Uferstrecke bemerkten, und einer plötzlichen und mit der Erschütterung vorübergehenden an einem andern Theile der Küste.

f) Dr. Lund gibt in einer aus Lagoa Santa in Brasilien eingesendeten Abhandlung fortgesetzte Bemerkungen über Brasiliens ausgestorbene Schalthiereschöpfung nebst einer vorläufigen Uebersicht über die fossilen Reste der Vogelclasse.

Das Verzeichniß der fossilen Säugethierarten ist seit seiner letzten Mittheilung durch zehn Arten vermehrt worden, so daß es dermalen 111, in 54 Geschlechter vertheilte Arten umfaßt, während sich die jetztlebenden nur auf 89, in 40 Geschlechtern begriffene Arten belaufen. Unter den neu hinzu gekommenen Thieren sind die wichtigsten: zwey Arten des Ameisenbärengeschlechts, die den jetzt lebenden sehr ähnlich sind, Myrmecophaga jubata und M. tetradactyla; zwey Arten vom Geschlecht Dasypus Wagl., die eine von der Größe des jetztlebenden Tatu mirim, die andere (D. sulcatus) etwas größer als die früher beschriebene fossile Art D. punctatus; eine Zwerg-Art vom Geschlecht Megatherium, wenig größer als der Tapir (Megatherium Laurillardi), ein neues Geschlecht von der Familie des Faulthiers, ausgezeichnet durch große, denen des jetztlebenden Faulthiergeschlechtes Choloepus (Oenotherium gigas) ähnliche Hauzähne; endlich ein bisher in fossilem Zustand nicht vorgekommenes Geschlecht, das Ottergeschlecht. Frühere Mittheilungen berichtigend erklärt der Verf. ein Raubthier, das er vordem zum Hyänengeschlechte gerechnet, nach vollständigeren seither gefundenen Resten desselben für ein eigenes zwischen das der Hyäne und Katze zu stellendes Geschlecht, für welches er auf den Grund der stark zusammengedrückten fast lanzettförmigen Hauzähne desselben den Namen Smilodon vorschlägt. Dieses Thier war von der Größe des Löwen, aber von schwerfälligerm Bau, und seine Hauzähne übertreffen an Größe die aller andern bisher bekannten Raubthiere. Streicht man die Hyäne von der Liste der vorweltlichen Thierschöpfung Brasiliens, so ver-

liert das früher aufgestellte Resultat über das Vorkommen der jener Weltperiode eigenthümlichen Thiere in Südamerica etwas von seiner Gültigkeit, da die übrigen Geschlechter, welche sich in diesem Verhältniß befinden, das Pferd, die Antilope, Cynailurus und Speothos nur eine bedingte oder minder entscheidende Beweiskraft ansprechen können.

Den größten Theil der Abhandlung nimmt eine Beschreibung des Knochenbaues des Platonyx ein, zunächst veranlaßt durch die von Blainville angestellten Untersuchungen über die Geschlechter Megatherium und Megalonyx, welche zu dem Resultat geführt haben, daß diese Thiere der Vorwelt keine Verwandtschaft haben mit den Faulthieren, und daß das erstere bestimmt ein Gürtelthier, das andere ein Uebergangsthier zwischen jenem und den Ameisenbären sey. Unsers Verf. Hauptergebnisse sind folgende: Im Bau des Kopfes und der Zähne zeigt Platonyx all die Charaktere, die dem Faulthiere eigen sind, dagegen keine Annäherung zu den Gürtelthieren oder Ameisenbären. Seine Hände bieten mehrere Züge dar, die sich beym Faulthier wiederfinden, während sie sich in andern Hinsichten dem Ameisenbären nähern, aber in den meisten Punkten nach einem Plane gebaut sind, der diesem Thiere ausschließlich eigenthümlich ist, wobey jedoch zu bemerken kommt, daß diese Eigenthümlichkeiten im Bau zu demselben physiologischen Resultat führen wie der Bau der Hände beym Faulthiere, nämlich dieselben geschickt zum Klettern, dagegen ungeschickt zum Gange zu machen. Diese Bemerkung gilt noch mehr von den Füßen, welche im Detail ihres Baues noch weiter als die Hände von allen bekannten Entwicklungsplanen für diese Organe abweichen, während doch von diesen Abweichungen, bey einem verschiedenen Mechanismus, alle dem Faulthiere charakteristischen Eigenheiten ausgehen, nämlich die Einwärtsdrehung der Fußsohle und die Bewegung des Fußes an dem Unterschenkel in einer auf dessen Achse lothrechten Ebene. Nach diesem Beweise, daß Platonyx im Wesentlichsten seiner Organisation genau verwandt ist mit dem Faulthiere, vergleicht der Verf. dieses Thier mit den zwey angrenzenden Geschlechtern Megalonyx und Megatherium und weist nach, daß der Grundplan zur Entwicklung dieser drey Geschlechter genau derselbe ist, so daß, was hinsichtlich der Stellung des ersten im System bemerkt ist, auch von den andern gilt. Hierauf schreitet er zur Erörterung der wichtigen Frage über die Hautbedeckung dieser vorweltlichen Thiere, und findet, daß nicht allein nichts die allgemein angenommene Meynung beweise, sie seyen mit einem Panzer versehen gewesen, sondern daß es in hohem Grad wahrscheinlich, wo nicht gewiß sey, daß sie einer solchen Bedeckung ermangelten. Die Frage, ob der Mensch gleichzeitig mit den ausgestorbenen Säugethieren vorhanden gewesen, auf eine bekräftigende Weise zu beantworten, sieht sich der Verf. wohl auch noch jetzt nicht im Stande, aber er giebt bey dieser Gelegenheit Nachricht von einigen wichtigen durch ihn gemachten Fünden theilweise versteinerter Menschenknochen. Endlich schließt der erste Theil der Abhandlung mit einem kurzen Bericht über die Entdeckung eines unbekannten jetztlebenden Thieres von der Familie der Raubthiere, welches ein neues Geschlecht zwischen der Familie des Vielfraßes und dem Hundegeschlecht bildet, und für welches er den Namen Cynogale venatica vorschlägt.

Die andere Abtheilung giebt eine vorläufige Uebersicht der Resultate seiner Untersuchungen über die ausgestorbenen Arten der nächsten Thierklasse, der Vögel. Es sind 33 fossile zu 26 Geschlechtern gehörige Arten bestimmt, wovon 1 zur Familie der Raubvögel, 18 der Singvögel, 6 der Klettervögel, 4 der Hühnervögel und endlich 5 der Stelzgänger gehören. Fast alle fallen in Geschlechter, die sich noch jetzt in derselben Gegend vorfinden, und deren einige dem südlichen Amerika eigenthümlich sind wie Anabates, Dendrocalaptes, Opetiorrhynchus, Crypturus, Rhea. Einige von den fossilen Arten zeigen eine auffallende Uebereinstimmung mit noch lebenden, wie Cypselus collaris, Anabates poliocephalus, Capito melanotes, Coccyzus cajanus, Perdix dentata, Crex minuta. Nur eine weiset sich aus als verschieden von den jetzt lebenden Vögeln und deutet auf eine ausgestorbene der Familie Alectorides Ill. von der Größe des amerikanischen Straußes.

Aus diesen Untersuchungen ergibt sich dem Verf. das Hauptresultat, daß alle Gesetze, die man in

Bezug auf das Verhältniß zwischen der längst verschwundenen und jetzt lebenden Säugethierschöpfung dieses Welttheiles aufgestellt hat, auch auf die Klasse der Vögel ihre Anwendung finden.

---

g) Prof. Eschricht legte die neuesten Resultate seiner fortgesetzten Untersuchungen über die Wallfische vor. Sie hatten hauptsächlich die Schleimfläche des Gedärmes, das Ohr und das Gehirn des Fötus zum Gegenstande.

---

h) Hr. Krőyer, der sich mit einer größern Arbeit über die nordischen Krebse beschäftigt, gab vorläufig eine Monographie des Geschlechtes Hippolyta Leach mit Hinsicht auf dessen nordische Arten. Man kannte bisher deren fünf; durch seine Arbeit wird ihre Zahl auf vierzehn gebracht.

---

i) Bekanntlich sind die Mittel zur Hervorbringung des Galvanismus in den letzten Jahren bedeutend verbessert worden. Unter anderm hat die vom Engländer Grove erdachte Zusammenstellung von Platin, Salpetersäure, verdünnter Schwefelsäure, Zink mit Recht Beyfall gefunden, und wird immer ein wichtiger Fortschritt bleiben, auch wenn man Grund finden sollte, in Folge eines spätern Vorschlags anstatt des Platins Kohle zu nehmen. Ein großes Hinderniß der allgemeinern Anwendung von Grove's Apparat war die Kostspieligkeit des Platins. Als mit der Erfindung hier Versuche im Kleinen angestellt wurden, war Oersted deßhalb sogleich bedacht, dem Apparat eine solche Einrichtung zu geben, daß eine kleine Masse des kostbaren Platins über eine große Oberfläche verbreitet werden könnte.

Von platinirten Metallen durfte man sich nicht viel versprechen, da jede noch so kleine Oeffnung im Platinüberzug der Salpetersäure gestatten würde, das Metall darunter anzugreifen. Er wählte daher platinirte Porcellancylinder, welche in der Copenhagener Porcellanfabrik mit erwünschtester Vollkommenheit verfertigt werden. Die porösen irdenen Gefäße, wodurch die Salpetersäure von der Schwefelsäure getrennt gehalten wird, ohne sie doch außer leitende Verbindung mit derselben zu setzen, sind eben daher zu beziehen. Die Wirkung des Apparats war ganz wie sie vorausgesetzt worden, und hat die Verbreitung der Grove'schen Erfindung sowohl in Copenhagen als auswärts beträchtlich erleichtert.

C. Historische Klasse.

a) Professor Madvig hat der Gesellschaft einen Tractat über die antike (griechisch-lateinische) Metrik vorgelegt, in welchem er für den metrischen Rhythmus überhaupt einmal eine sichere Grundlage zu gewinnen, die gewöhnliche Vorstellung über das Verhältniß des Verses der Alten zu ihrer prosaischen Aussprache zu berichtigen, und den Versbau in den neuern Sprachen mit jenem der Alten in gehörige Vergleichung zu stellen bestrebt ist. Der Gedankengang seiner Abhandlung ist in Kürze folgender.

Rhythmus ist die Uebereinstimmung in einer abwechselnden Bewegung, die durch die ausgleichende Wiederholung derselben, die Abwechslung enthaltenden, dem Sinne leicht faßlichen Bewegungsfiguren, durch die Wiederholung von Abschnitten, welche dieselbe Ausdehnung und dasselbe innere Verhältniß zwischen den verschiedenen und so die Abwechslung bietenden Grundtheilen haben, hervorgebracht wird. Schon im Raume ergiebt sich nicht bloß eine symmetrische Entwicklung in von einem Punkt aus entgegengesetzten Richtungen, sondern auch eine unter der Abwechslung mit sich selbst übereinstimmende Reihe in einer Richtung, wenn die Abschnitte, welche einzeln aus unter sich verschiedenen raumfüllenden Theilen in einem leicht faßlichen Verhältniß zusammengesetzt sind, mit demselben innern Bau sich wiederholen, es möge nun die Abwechslung bloß durch das Größeverhältniß der Grundtheile oder bey gleicher Größe durch andre Eigenheiten z. B. Farben hervorgebracht seyn. Diese Abwechslung und Uebereinstimmung auf Bewegung in der Zeit übergetragen, und sich in Abschnitten derselben darstellend ist Rhythmus.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. November.

Nro. 238. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Oversigt over det Kongelige danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger og dets Medlemmers Arbeider i Aaret 1841.

(Fortsetzung.)

Die Verschiedenheit in den einzelnen Momenten der Bewegung, welche in leicht erfaßbarem Verhältniß den Abschnitt bilden, in welchem eine bestimmte Figur oder Gesetz wieder kommt, kann entweder im Zeitverhältniß allein oder bey gleicher Zeitstrecke in einer andern die einzelnen Momente unterscheidenden Eigenheit liegen. Wenn ein Rad sich regelmäßig so dreht, daß es in einer gewissen Zeit eine langsame und darauf zwey schnelle Umdrehungen in einem einfachen bestimmten Verhältniß macht, z. B. daß jede von diesen die Hälfte der Zeitdauer der langsamen braucht, so wird hierin ein Rhythmus seyn, unabhängig von allen andern Eigenheiten, welche beytragen mögen, die Aufmerksamkeit auf diese Bewegungsform zu lenken, oder von ihr abzuwenden (A); aber auf der andern Seite wird ein Rhythmus statthaben und bemerkt werden, wenn alle Umdrehungen dieselbe Dauer haben, jedoch die erste, vierte, siebente u. s. w. von einer eigenen Erscheinung z. B. einer Lichtentwicklung begleitet ist (B). Die erste Art Rhythmus, die bloß auf dem Zeitverhältniß der Grundtheile beruht, wird sich auch dann, obschon viel schwächer, zeigen, wenn die Abschnitte zwar nicht aus denselben Grundtheilen in derselben Ordnung gebildet, aber doch gleich groß und, nach denselben Zahlen als Theilungsprincip, in Grundtheile aufgelöst sind, z. B. in $\frac{111}{244}$, $\frac{111}{424}$, $\frac{111}{442}$, $\frac{1111}{8842}$ im Gegenhalt zu $\frac{1111}{6633}$, $\frac{1111}{3663}$, $\frac{21}{33}$, $\frac{12}{33}$ (C). Allein da hier zugleich ein fester Gegensatz fehlt, der nothwendige Abwechslung hervorbringt und die Abschnitte bezeichnet, so erscheint dieser Rhythmus als unvollständig.

Ein hörbarer Rhythmus zeigt sich in einer Folge von Lauten, welche sich in Abschnitte theilt, die so, daß sich die angeführte Abwechslung und Uebereinstimmung ergiebt, aus einzelnen Lautmomenten gebildet wird. In der musikalischen Taktbewegung, die von der Art der Töne unabhängig ist, wird der Abschnitt, der einzelne Takt, mit Momenten ausgefüllt, die nicht anderswoher in einer bestimmten Zeitausdehnung gegeben sind, sondern die hier hervorgebracht und willkührlich verkürzt oder verlängert werden. Die Taktbewegung gehört also zu der schwächern Art Rhythmus (C), worin bloß die Abschnitte (jeder Takt) gleich groß und in einzelne Momente nach derselben Grundzahl (gerader, ungerader, Viertelstakt u. s. f.) eingetheilt sind, dagegen aber die Grundtheile in den Abschnitten nicht in derselben Ordnung oder in demselben Verhältniß des Andauerns folgen. Diese Art Rhythmus erheischt, um aufgefaßt zu werden, die größte Einfachheit in ihrem Grundverhältniß, so daß unsre Musik den fünftheiligen Takt nicht gebraucht. Der Takt ist ein minder bestimmtes, ein loseres Schema für den Bau der Töne als der metrische Rhythmus. Der Rhythmus der Rede oder der metrische entsteht aus der Anordnung der Sylben nach deren gegebener Beschaffenheit in gleichartige Abschnitte, welche sich als Grundfigur in der Bewegung der Rede wiederholen. Die Sylben müssen in sich selbst

Gegensatz und Verschiedenheit haben, um eine erkennbare und selbstständige Figur hervorzubringen. Das Verhältniß zwischen den Bestandtheilen dieser Figur muß ein einfaches seyn. Da die Bestandtheile hier nicht frey gebildet werden, wie die Takttheile in der Musik, sondern als feste und begränzte eintreten, so ist ihre Ordnung von wesentlichem Einfluß; während $\frac{2}{3}\frac{1}{3}$ denselben Takt bilden wie $\frac{1}{3}\frac{2}{3}$, so ist dagegen — ∪ (kurze und lange, betonte und unbetonte Sylbe) nicht derselbe Fuß wie ∪ —. Der metrische Rhythmus zeigt sich in der Rede, nämlich in der richtigen Form derselben.

Der Gegensatz der Sylben muß in Eigenschaften liegen, die sie in der prosaischen Aussprache haben und die in dieser bemerkbar sind, so daß die Sylben selbst ihren Rhythmus in sich enthalten und geben, ihn keineswegs durch die Recitation erhalten, sonst wäre Alles Vers oder vielmehr nichts wäre ein Vers, aber alles könnte so gelesen werden. Allein diese Eigenschaft der Sylben muß zugleich die ihnen in jeder Sprache in der Aussprache wesentliche und charakteristische seyn, welche vorzugsweise gehört wird und zugleich die prosaische Rede in derselben modulirt. Vers ist der Rhythmus, der gehört wird, wenn die hiezu angeordneten Sylben, deutlich und bestimmt nach der prosaischen Aussprache angegeben, durch die darin hervortretende Uebereinstimmung in der Bewegung afficiren. (Uebrigens wird die Uebereinstimmung nicht immer unmittelbar durch Wiederholung desselben Abschnitts, Fußes, hervorgebracht, sondern mehrere Füße verbinden sich zu einem zusammengesetzten Abschnitt, der im Verse wiederholt wird, oder der ganze zusammengesetzte Vers gleicht sich mit nachfolgenden aus, oder eine Verbindung von Versen zu einer Strophe findet Ausgleichung im Wiederkommen der Strophe.) Keine Sprache stellt es frey, nach diesem oder jenem Princip unabhängig von der prosaischen Aussprache Verse zu schreiben, sondern kann nur nach dem in ihrer Aussprache herrschenden Princip Verse hervorbringen. Die Entstehung des metrischen Rhythmus aus der Anordnung gegebener Theile, in deren Eigenheiten er sich nachweiset, unterscheidet denselben auch dadurch von dem musikalischen Takt, daß die Pause, die in diesem natürlich mitgerechnet wird, da ohne Hinsicht auf die übrige sinnliche Beschaffenheit der ausfüllenden Theile bloß die Zeitmomente gezählt werden und der unausgefüllte Zeitmoment gleichfalls in Betracht kommen kann, im Verse keine Bedeutung hat; denn nur in ausgesprochenen Sylben wird das Gesetz des Gegensatzes und der Bewegung bemerklich.

Die Bedeutung des Rhythmus liegt nicht da, wo Hermann, Boeckh und Apel, obwohl unter sich uneinig, doch insgesammt dieselbe gesucht haben, in der Repräsentation eines gewissen andern Begriffes oder Verhältnisses der Existenz, sondern in seinem eigenen Wesen als wohlthuende Einheit und Ordnung in der Mannichfaltigkeit, als angenehme sinnliche Affection und als Eindruck, der eine geistige Reaction, ein geistiges Bewußtseyn anregt.

Solche charakteristische Momente, welche den Sylben einen zur Herstellung des Rhythmus geeigneten Gegensatz verleihen, sind nun der Accent und die Quantität.

In Sprachen, die wie die unsrige ausgesprochen werden, ist die Quantitätsverschiedenheit nicht verschwunden, aber untergeordnet, und afficirt das Ohr nicht als das wichtigste in der Aussprache; alle Sylben können also in dieser Hinsicht (im Verse) für gleich gelten, während sie dagegen durch die Betonung stark und bestimmt unterschieden werden. Der Rhythmus wird demnach dadurch bewirkt, daß die Sylben so geordnet werden, daß die durch Betonung ausgezeichneten oder nicht ausgezeichneten Sylben gleich lange oder gleich geformte Abschnitte (B) oder Combinationen von Abschnitten bilden. Der Umfang des Abschnittes, der Fuß, ist, außer der allgemeinen Bedingung leichter Auffaßbarkeit, gegeben mit den Grenzen der Möglichkeit, eine Reihe unbetonter Sylben nach einer betonten auszusprechen; dieß ist unsre Metrik.

Zu fragen, warum wir nach dem Accente Verse machen, fällt uns nicht ein, denn wir fühlen wohl, daß wir nicht anders können; aber den Alten gegenüber stellen wir eine solche Frage. Auf dieser Grundlage unsrer Metrik beruht die Ausschließung von Formen, die der antiken Metrik eigenthümlich sind. Da die Sylben nicht nach ihrer Länge, sondern nach einem andern Charakter gewerthet werden, so giebt es hier keine Auflösung oder Zusammen-

ziehung der Bestandtheile im Fuße, wie sich in der alten Sprache — zu ⏑ ⏑ auflöset (⏑ ⏑ ⏑ für — ⏑), oder ⏑ ⏑ zu — zusammenzieht (— — für — ⏑ ⏑); die Modification, die dort statt hat zwischen der reinen trochäischen Reihe (— ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑) und der nur annäherungsweise dargestellten (— ⏑ — ⏒ — ⏑ — ⏒), fällt weg; da zwey wirklich betonte Sylben nur durch. mühsame Kunst und in bestimmter, sehr eingeschränkter Form (in zwey einsylbigen Wörtern oder in einer betonten Endsylbe und einer solchen Anfangssylbe) zusammengebracht werden können, gebricht der Spondeus u. s. w.

Die Alten dagegen schrieben ihren Vers nach der Quantität, d. i. nach der Form, in welcher die Vocale und Sylben ausgesprochen werden, welche Form in der Schnelligkeit des Aussprechens ein bestimmtes Längenverhältniß darbietet, so daß die lange Sylbe zweyen kurzen gleich ist. Dieß thaten die Alten, weil sie in der tagtäglichen Rede die Wörter nach der Quantität aussprachen, dieselbe stark und deutlich, den Accent hingegen als etwas untergeordnetes hörten. Dieser Satz, dessen Mißkennung jeder begreiflichen Vorstellung von der Metrik der Alten im Wege steht, ergiebt sich nicht bloß aus den Versen selbst, die nur so Gültigkeit und Wirkung auf das Ohr und eine Norm für die prosodische Beschaffenheit der Sylben erhielten, sondern er wird, wie aus Einem Munde, von allen alten Rhetoren von Aristoteles wie von Dionysius aus Halicarnaß, von Cicero und Quintilian ausgesprochen, die wo sie von Wohlklang im prosaischen Vortrag reden, einzig und allein die Quantität der Sylben und die hierauf bezügliche Beschaffenheit der Sylbenreihe im Auge haben und mit großer Ausführlichkeit behandeln, ohne je dabey des Accentes Erwähnung zu thun. Dazu kommt ein höchst wichtiger Punct, der in seiner Bedeutung noch nicht hinlänglich vorangestellt und benutzt worden ist, obgleich er nach beyden Seiten ein klares Licht wirft, nämlich der Uebergang in einen andern Versbau in Folge des Ueberganges in eine andere Aussprache. Der Uebergang in die dermalige (neugriechische) Aussprache nach dem Accente (wie bey uns) hatte nach der Hand in den Jahrhunderten nach Christus Statt; (bey den Lateinern zeigen sich Spuren desselben im vierten Jahrhundert). In der damaligen ganz traditionellen und unfreyen Poesie wurde mittlerweile die alte Verskunst beybehalten, welche, auf eine verschwindende oder verschwundene Aussprache gebaut, dem Ohr fremd war, (wie auch wir lateinische Verse gegen unsere lateinische Aussprache schreiben); zugleich aber hört man Klagen der Gelehrten über Volksgesänge (πολιτικά), in welchen die Natur über die Doctrin gieng und die jeweilige wirkliche Aussprache befolgt wurde. Bald wurde es selbst den Gelehrtern zu beschwerlich, Verse nach der verschollenen Aussprache zu schreiben; man beschränkte sich also darauf, den in der Orthographie sichtbaren Quantitätsunterschied (η ω gegen ε ο) zu beachten, gab aber den bloß hörbaren (der nun nicht weiter gehört wurde) auf, so daß jedes α ι υ willkührlich als lang oder kurz gebraucht wurde. Endlich wird auch dieses Ueberbleibsel aufgegeben; man fügt sich der Natur und schreibt Verse lediglich nach dem Accente, so wie wir (mit ähnlicher Observanz und Freyheit, z. B. daß in mehrsylbigen Wörtern die unbetonte Sylbe, welche nicht an der Seite der betonten steht, einen Nebenaccent erhalten kann und z. B. συνεχεύθησαν gemessen wird ´ ⏑ ´ ⏑ ´); und diese Verse nach dem Accente sind die einzigen griechischen und lateinischen, die wir wirklich richtig so lesen, wie sie zur Zeit, da man sie schrieb, gelesen worden sind. Daß nun in der Aussprache der Alten die Quantität, nicht der Accent, herrschte, hängt aufs genaueste zusammen mit dem großen Unterschied zwischen dem übrigen Verhalten des Accentes in der alten Sprache und zwischen unserm Accent, ein Unterschied, der in den gewöhnlichen Erörterungen hierüber völlig übersehen wird. Unser Accent ist ein fester Accent (in der Regel auf der Stammsylbe der Wörter), welcher das für die Bedeutung Wesentliche hervorhebt, und welcher so im Gang der Rede rhetorisch wirkt. Der Accent der Alten, obschon von der Stammsylbe des Verbs ausgehend, ist beweglich unter der Herrschaft der Quantität, die im Griechischen vorschreibt, wo der Accent stehen kann, im Lateinischen, wo er stehen soll (τύπτω, ἔτυπτον, τυφθῆναι, τετυμμένος, τυφθησόμενος, τυφθησομένων, ámo, amávi, amavissem, amavissétis.)

Dieß steht nun wieder in innerer Verbindung mit dem grammatischen Bau der alten Sprache, der starken und gleichmäßigen Entfaltung der Wörter in den Flexions-Endungen im Gegensatz zur Concentrirung unsrer Wörter um den fest und stark betonten Kern. Der Accent spielte in der alten Sprache dieselbe Rolle, wie die Quantität bey uns, so wenig es bey uns zur richtigen Aussprache gleichgültig ist, ō oder ŏ zu sagen, eben so wenig gleichgültig war bey den Alten der Accent; allein er war nicht die Hauptsache. (Sowohl durch die größere Herrschaft der Flexionen über die Endungen der Wörter, als durch die Aussprache nach der Quantität selbst war der Reim von dem alten Versbau ausgeschlossen; der Reim setzt betont hervorgehobene Sylben voraus). Die Stellen, in welchen man im Griechischen zur Erklärung von Unregelmäßigkeiten im Verse wenigstens eine secundäre Rücksicht auf den Accent im Versbau genommen hat, sind ganz willkührlich aus einer Menge andrer ausgehoben, die eine solche Erklärung, welche zugleich die regelmäßigen Verse verwirrt, keineswegs zulassen. Es ist in der neuern Zeit eine allgemein verbreitete und in vielen metrischen, grammatischen und literarhistorischen Büchern angenommene Meinung, die ältesten Römer hätten nach dem Accente versificirt, aber die Dichter, die die griechische Poesie zum Vorbild genommen und eine Literatur geschaffen, hätten das griechische prosodische Princip eingeführt; als ob es bey den Dichtern gestanden hätte, ein Princip zu schaffen, das der Aussprache des Idioms zuwider und folglich dem Ohre des Volkes unfaßlich war. Die ganze Vorstellung von der Bedeutung des Accentes in dem ältesten römischen Versbau zeigt sich bey näherer Betrachtung als eine leichtgläubige Verirrung, die nicht weiter als auf Bentley's Ausgabe des Terenz, wo doch diese Verirrung lange nicht in dem Umfange wie später erscheint, und auf Bentley's wenig ältern Landsmann Wase zurückreicht.

Im Gegentheil ist der lateinische Accent, wie oben bemerkt, genau an die Quantität gebunden, indem er jederzeit auf der zweytletzten Sylbe, wenn sie lang ist, oder auf der drittletzten liegt. Daraus folgt, daß in gewissen Versformen, namentlich den

trochäischen, die Reihe von betonten und unbetonten Sylben mit der Modulation des Verses nach der Sylbenquantität ziemlich genau zusammenfällt (Cáesar Gállias subégit, Nicomédes Cáesarem.) *)

Der Vers der Alten wird aus Abschnitten gebaut, die in der Abwechslung von langen und kurzen Sylben eine gewisse bestimmte Figur bilden. Der Gegensatz der Bestandtheile (Sylben) liegt hier nicht in einer Hervorhebung ohne die Zeitausfüllung, sondern in der Zeitausfüllung selbst; nur geben sich diese, völlig verschieden von den musikalischen Takttheilen, jede für sich mit einer bestimmten Zeitausfüllung und dazu mit einem eigenthümlichen Charakter, so daß die Figur des Abschnittes nicht bloß auf einer Grundzahl für die Eintheilung der Zeitmomente (⏑ – oder – ⏑ gleichgeltend), sondern auf einer bestimmten Vertheilung der Sylben und ihrer Folge (– ⏑ entgegengesetzt ⏑ –) beruht. Dadurch und zugleich aus andern (eine ausführlichere Darstellung erfordernden) Gründen bestimmt sich auch der Umfang der Substitution von Aequivalenten (⏑⏑ für – und – für ⏑⏑), welche dieser Metrik (im Gegensatz der unsrigen) eigenthümlich ist, weil die Zeitausfüllung den Bestandtheilen ihre Bedeutung giebt.

*) Man sagt, die Lateiner hätten einsylbige Wörter am Schlusse des Hexameters vermieden, um nicht in der letzten wichtigen Arsis eine tonlose Sylbe anzubringen; und man entdeckt subtile Wirkungen, welche von Dichtern, wo sie einen Hexameter mit einem einsylbigen Worte schlossen, bezweckt worden seyen. Die Sache ist, daß die Römer sehr selten einen Hexameter also schließen konnten; denn, wenn man Conjunctionen und Präpositionen, die aus anderm Grund keinen Vers schließen können, abrechnet, so haben die Römer im Ganzen nur vier einsylbige Verbe (est, sunt, es, vult) und wenige einsylbige Substantive, die auch außer dem Nominativ (im Neutr. Accusativ) einsylbig bleiben. Est steht, wie bekannt, häufig genug am Ende von Versen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. December.

Nro. 239. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Oversigt over det Kongelige danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger og dets Medlemmers Arbeider i Aaret 1841.

(Fortsetzung.)

Spondeen und Tribrachen sind nur solche Aequivalente, nicht aber an sich selbst rhythmische Füße, da sie keinen Gegensatz enthalten und da aus ihnen eigene Verse nicht gemacht werden können. (Uebrigens kann in gewissen Formen sowohl die Auflösung in kurze Sylben als die Contraction zu langen eine charakteristische Wirkung haben und darum feste Regel seyn.) Die bestimmte gegebene Form macht diesen Rhythmus hinlänglich leicht auffaßbar nicht bloß im Verhältniß 2 : 2 und 2 : 1, zwischen den entgegengesetzten Theilen, Arsis und Thesis, sondern auch im Verhältniß: 2 : 3 (_ ⏑⏑⏑, ⏑_⏑, Päon und Creticus). Es lag im antiken Verse ein mächtiges Band für die Taktbewegung der musikalischen Composition, denn diese Bewegung vermochte nicht die Vertheilung der Zeitmomente, die den Vers ausmachten, zu stören. Da sich die musikalische Taktbewegung an die Regelmäßigkeit des Verses anschloß, so wurde andrerseits der fünftheilige dem Päon entsprechende Takt (2 : 3) zuläßig.

Die rhythmische Bewegung wird gerade in der Succession der nach der Quantität verschiedenen Sylben und in der Figur dieser Succession, und in nichts anderm gefühlt. (Wo Aequivalente die Abwechslung verwischen, ruht der Rhythmus momentan, wird aber nicht gestört.) Entfernen muß man nicht bloß die bey Hermann und zum Theil bey Boeckh verbreitete Vorstellung von einem von der wirklichen Sylbenverbindung oft abweichenden und gleichsam unabhängig über ihr schwebenden Rhythmus (wie sich diese Vorstellung z. B. in der ganzen verworrenen Lehre von dem sogenannten dochmischen Verse kund giebt), man muß sich auch von einer viel allgemeinern und tief eingewurzelten Meinung losreißen. Man spricht von einem Versaccent, der auf des Versfußes langer Hauptsylbe (Arsis) liege, den Gang des Verses bezeichne und ihn hören lasse; und so recitirt man nun die antiken Verse. Allein da nun dieser Versaccent dem wirklichen prosaischen Accent der Wörter durchaus nicht entspricht, so frägt man, wie die Alten ein Gedicht, worin alle Worte mit einem falschen Accent ausgesprochen wurden, und diesem zulieb der richtige unterdrückt werden mußte, verstehen und wie sie dergleichen für poetischen Wohlklang halten konnten. Dieser Streit zwischen Wortaccent und Versaccent ist ein Streit zwischen einem schwachen Wesen und einem erdichteten Unding. Das schwache Wesen (wenigstens schwächer als wir uns gewöhnlich vorstellen und zugeben) ist der Wortaccent bey den Alten; ein Unding ist der Versaccent, ictus metricus, wie man ihn genannt hat, im antiken Verse. Durch den Versaccent, sagt man, machen wir den Gang des Verses kenntlich, und das mußten doch wohl auch die Alten. Die Sache verhält sich umgekehrt. Wir betonen die Wörter nach der tagtäglichen Aussprache (aber deutlich und mit zuläßiger Hervorhebung von Nebenaccenten) und so entsteht durch die Folge von Accenten der Vers,

der sich erst durch diese als solchen ankündigt. Die Alten sprachen die langen und kurzen Sylben bestimmt aus, damit war der Vers gegeben, und ließ sich in ihren Worten selbst erkennen. In einer geordneten Succession entgegengesetzter Theile stellt man kein anderes Merkmal für die Succession auf als die Entgegensetzung selbst. Wir haben den Versaccent von uns, denen der Wortaccent Stoff für den Vers ist, auf die Alten übergetragen, welche ihn weder ahnen noch nennen. Aber, sagt man, die Alten brauchen doch in der Metrik die Benennungen Arsis und Thesis für die Theile des Fußes und denken sich demnach, wie das Wort Arsis andeutet, eine Hebung der Stimme, die den Vers markirt. Für's erste haben diese Worte in der alten Musik, der sie entnommen sind, gerade die entgegengesetzte Bedeutung, so daß Thesis der gute, Arsis der schwache Takttheil ist, ein Sprachgebrauch, welchen Bentley und Hermann umgetauscht haben. (Doch ist schon bey Priscian, zu dessen Zeit die Accent-Aussprache vörherrschte, von Arsis als elevatio vocis die Rede.) Sodann ist bekannt, daß in der Musik selbst, wo doch die Takttheile in sich selber einen charakteristischen Gegensatz nicht enthalten und damit eine bestimmte Figur bilden, der sogenannte gute Takttheil nicht hervorgehoben werden *soll*, sondern daß man dem Ungeübten bloß gestattet, denselben zu markiren, auf daß die Taktbewegung fühlbar werde. Im Verse ist die lange Sylbe selbst das Merkzeichen, und es giebt in so ferne einen wirklich guten und starken Theil im Fuß, als zwey Zeitmomente zu Einer kräftigern Einheit zusammengeschmolzen werden. Hierauf einen Accent zu legen würde für die Alten dasselbe seyn, als ob wir dem Accente, den das Wort wirklich hat, im Verse eine Quantitäts-Verlängerung beylegen wollten. Das Wort ictus (nicht metricus) wird bey Quintilian und Horaz, wo von Versen die Rede ist, gebraucht zur Bezeichnung der Taktmessung durch Hand und Fuß, nicht durch Erhebung der Stimme: Pedum et digitorum ictu intervalla signant. (Quintil. IX. 4. 5.) Man spricht von einer Verlängerung durch Arsis, als ob Betonung, wenn sie doch hier statt hat, Verlängerung mit sich brächte; das Wahre ist, daß sich die Alten selten und innerhalb gewisser Grenzen die metrische Ungenauigkeit erlaubten, eine kurze Sylbe statt einer langen zu brauchen da, wo des Versschemas bestimmte Forderung nach einer langen der Deutlichkeit geschadet hätte, so wie unsere Dichter uns mitunter an der betonten Stelle eine nicht wirklich betonte Sylbe bieten. Es folgt aus dieser Entwicklung, daß wir heutzutage die antiken Verse unrichtig recitiren; allein da wir nicht die alte Aussprache nach der Quantität wieder herstellen und ihre Modulation hören können, ist eine vollkommen richtige Lesung antiker Verse für uns unmöglich.

Vergleicht man nun den antiken metrischen Stoff, die nach der Quantität gewertheten Sylben, mit dem unsrigen, so bietet jener die Möglichkeit einer weit größern Mannichfaltigkeit und Abwechslung dar, theils durch Substitution von Aequivalenten und deren Verwendung als charakteristische Modification, theils durch die Leichtigkeit, zwey Arsen zusammenzubringen (— ⏑ — — ⏑ —, ⏑ — — ⏑, ⏑ ⏑ — — ⏑ ⏑, Formen, die für uns, außer in einzelnen annäherungsweise gebildeten Wortverbindungen, unnachahmlich sind). Aber unsre Metrik ist, da sie in den Wörtern das für die Bedeutung Wesentliche hervorhebt, weit mehr rhetorisch als die antike, und indem sie, nicht selber auf Zeitgegensatz gebaut, dem musikalen Takt nicht vorgreift, ist sie für freye musikalische Behandlung viel mehr zugänglich. Uebersetzungen der Dichtungen der Alten im Versmaaße der Originale sind darum nur Annäherungen in mehr oder minder analogen Formen; bey Formen, die so ganz auf der Eigenthümlichkeit des antiken prosodischen Stoffes beruhen, in künstlichen Chorgesängen, bey Pindar u. s. w. thut dieß Uebersetzerbestreben unsrer Sprache Gewalt an und bringt eine Form hervor, welche einen höchst unklaren und ziemlich unerfaßlichen Eindruck macht, während sie für die Alten doch leicht und natürlich war.

(Der Abhandlung selbst sind einige speciellere Corollarien beygefügt, von denen dieser Auszug Umgang genommen. Es ist nicht des Verfassers Meinung, daß die hier gegebene Entwicklung in

allen einzelnen Theilen, wohl aber daß sie in ihrem Ganzen und Zusammenhange neu sey.)

---

b) Prof. David theilte einige Bemerkungen mit über das Verhältniß des männlichen und weiblichen Geschlechtes in den Geburten. Daß überall mehr Knaben als Mädchen geboren werden, ist eine bekannte Sache. Aber über die Ursachen dieser Erscheinung und namentlich wieferne das Klima darauf Einfluß haben könne, sind die Meinungen getheilt.

Prof. D. hat aus einer Vergleichung der Geburtslisten für Frankreich von 1817 bis 1836 und für die drey nordischen Reiche, Dänemark, Norwegen und Schweden von 1816 bis 1837 gefunden, daß, während das Verhältniß dort wie 1000: 1063, 9, hier wie 1000: 1050, 4 war. Aus einem ähnlichen Verhalten, das sich aus neuern dergleichen Listen für Italien und Rußland ergiebt, schließt er, daß in gemäßigten Ländern verhältnißmäßig mehr Knaben geboren werden als im Norden.

Auch hat er wahrgenommen, daß der Ueberschuß an männlichen Geburten in einer Reihe von gesündern Jahren größer ist als in einer solchen von minder gesunden, auf dem Lande größer als in volkreichen Städten, unter unehelichen Geburten kleiner als unter ehelichen. Zum Schluß gab er Bemerkungen über das Geschlechtsverhältniß in der Bevölkerung der meisten europäischen Staaten und zeigte, wie dieses sich in der Friedensperiode seit 1815 nicht ohne Einfluß auf den Nahrungszustand geändert habe.

---

c) In zweyen Vorträgen gab der Geheime Legationsrath Bröndsted 1) einen Bericht über die im Sommer 1812 ausgeführte Ausgrabung des großen heraſtylen Apollotempels dorischer Ordnung auf dem Berg Kotylios in Arkadien und über die wichtigste Ausbeute dieses Unternehmens, nämlich die Aufdeckung des ganzen innern Marmorfrieses der Tempelcella, das sich nun im Brittischen Museum zu London befindet, und 2) eine Uebersicht der Historie und Archäologie der Stadt Phigalia und dieses ihres Apollotempels.

Wir übergehen hier jenen anziehend erzählenden Bericht, um Einiges auszuheben aus diesem zweyten archäologischen Vortrag, welchem die Angaben, die sich bey Polybius, Pausanias, Athenäus u. A. finden, zu Grunde gelegt sind.

Innerhalb der Ringmauern, die einst die Stadt Phigalia umschlossen, liegt heutzutage das Dorf Pavlizza mit seiner Feldflur. Noch ist auf den steilen Höhen gegen den Fluß Neda ein Theil jener Mauern, an sonstigen Resten aber wenig vorhanden. Als die im zweyten messenischen Krieg, besonders durch die Thaten des Aristomenes, berühmt gewordene Ira (*Εἴρα*) hat man den kegelförmigen malerischen Berg südlich von Phigalia am linken Ufer der Neda erkannt, an dessen einer Seite jetzt das kleine Dorf Kakolethri liegt. Aus einer Stelle bey Pausanias (VIII. Buch, 41. Cap. § 5.) *) schließt der Verf. in Hinsicht auf den fraglichen Tempel, daß der herrliche Bau nach (aber doch nicht lange nach) des Perikles Todesjahr, 428 vor unserer Zeitrechnung, 9 oder 10 Jahre nach Vollendung des Parthenon geführt worden sey. Nicht nur über die eigentliche Architectur, sondern auch über die decorative Sculptur des Tempels wird viel Licht verbreitet von dem historisch sichern Umstand aus, daß der attische Künstler Iktinos der von den Phigaleern zu diesem Werke berufene Unternehmer (*ἐργολάβος*) gewesen. Denn daraus wird leicht begreiflich, wie es zugegangen, daß ganze Reihen von Vorstellungen des Kampfes attischer Helden mit Amazonen und Centauren (welche mit den Traditionen eines arkadischen Hirtenvolkes gar keine Verbindung, dagegen ihre eigentliche Heimath in Athens alten Sagen haben) auf einen hohen arkadischen Berg wandern und seinen Tempel schmücken muß-

---

*) Einiges in dieser Stelle wird vom Verf. also gelesen und interpungirt: — — *καὶ ὁ ναὸς τοῦ Ἀπόλλωνος τοῦ Ἐπικουρίου· λίθου καὶ αὐτὸς ὁ ὄροφος* (scil. *ἐστί*), *ναῶν δὲ* etc.

ten. Noch mehr erklärt sich daraus die große Verschiedenheit in Styl und Ausführung, welche in den verschiedenen Figurengruppen des Frieses auffällt, denn die zahlreichen Marmorplatten des Tempelfrieses mit ihren mehr als hundert Figuren sind weder in Bassä noch in Phigalia ausgeführt, sondern Iktinos ließ dieselben von verschiedenen Künstlern zu Athen, nach Cartons oder andern Modellen, die in dieser kunstreichen Stadt in Ueberfluß vorhanden waren, wahrscheinlich in seiner eigenen Werkstätte ausführen, hierauf zur See nach einem Punkte der triphyliſchen Küſte an der Mündung der Neda bringen, von wo dieſe Marmor-Reliefs durch Maulthiere auf den Berg geſchafft wurden, ohngefähr auf dieſelbe Weiſe, wie dieſe Kunſtplatten, beyläufig 2240 Jahre nachher, im Jahre 1812, vom Berge herab nach Buzzi an Thriphyliens Küſte wanderten, von wo ſie zur See erſtlich nach Zante, dann nach Malta und endlich nach London gebracht wurden, wo ſie nun im Brittiſchen Muſeum aufgeſtellt ſind.

Die Commiſſion zur Verfaſſung eines Wörterbuchs der däniſchen Sprache hat in 28 Sitzungen des Jahres 1841 die Reviſion des Buchſtaben S vom Worte Söpas bis Sogneraad weiter geführt. Dieſe ſeit 50 Jahren beſtehende Commiſſion hat (mit Recht) einen Antrag auf Beſchleunigung der Wörterbuchsarbeit geſtellt. — Die Landesvermeſſungs-Commiſſion hat den Stich der Generalkarte von Dänemark fortgeſetzt und vollendet. Dieſe wird demnächſt ausgegeben werden. — Das meteorologiſche Comitee läßt Beobachtungen auf Island und in Nordgrönland, ſo auch die durch Humboldts Aufforderung veranlaßten über die Meerestemperatur fortſetzen. Die Guineiſchen Obſervationen werden im Laufe des Jahres 1842 die Preſſe verlaſſen. — Der Bau des neuen magnetiſchen Hauptobſervatoriums auf einer Wall-Baſtion, deſſen Einrichtung genauer beſchrieben wird, iſt vollendet. Es bildet ein reguläres Achteck von $19\frac{1}{2}$ Fuß Radius, und iſt ſo orientirt, daß deſſen einer kleinſter Diameter mit dem magnetiſchen Meridian zuſammenfällt. Der Magnetometer oder der eigentliche Declinationsapparat iſt in Wirkſamkeit, die zur Beſtimmung der abſoluten Declination nothwendigen Unterſuchungen ſind vorgenommen, ſo daß die im Novembertermin angeſtellten Variationsobſervationen als eben ſo viele abſolute Beſtimmungen der Declination betrachtet werden können, deren Größe nach der Mittelzahl aus allen zu $17^{\circ}\ 11'\ 5$ weſtlich angeſetzt werden kann. Außer dem Hauptobſervatorium wurde auch ein bisher zu Variationsbeobachtungen verwendetes kleineres Haus eingerichtet, um theils zur Beſtimmung der abſoluten Intenſität, theils zu verſchiedenen andern Verſuchen zu dienen, die im größeren, ohne die regelmäßigen Beobachtungen zu ſtören, nicht wohl angeſtellt werden können.

Die den Schluß der Oversigt bildenden Preisaufgaben wird es genügen, da wir dem Einſendungstermin für die Löſungen (Ende Auguſt 1843) bereits ſo nahe ſind, ganz kurz anzudeuten. Die mathematiſche Claſſe wünſcht eine Unterſuchung, wie ferne ſich die lineäre Differentialgleichung zweyter Ordnung mit 2 Variabeln

$$\frac{d^2y}{dx^2} + yf(x) = o$$

vollſtändig oder allenfalls mittels Quadraturen integriren laſſe.

Die phyſicaliſche Claſſe bietet ihren Preis einer auf Beobachtungen einer nicht zu kurzen Reihe von Jahren gegründeten, leicht überſchaulichen Vergleichung ſowohl zwiſchen Europas und Nordamerikas, als zwiſchen des nördlichen, mittlern und ſüdlichen Europas Witterungszuſtänden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. December.

Nro. 240. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Histoire littéraire et scientifique des Tulipes, Jacinthes, Narcisses, Lis et Fritillaires ou fragments d'une histoire de l'horticulture belge, par Charles Morren, Prof. ordin. à l'Universitè et Directeur du jardin botanique à Liége rel. Bruxelles chez Muquart 1842. 8. 68 S.

Der durch eine beträchtliche Anzahl von Arbeiten theils descriptiven, theils pflanzenphysiologischen und ökonomischen Inhaltes rühmlichst bekannte Herr Verfasser giebt in dem vorliegenden Schriftchen eine Probe, wie er die Geschichte aller wichtigeren Kulturgewächse behandelt wissen will. Er betrachtet es mit Recht als eine fühlbare Lücke in der Litteratur, daß hierüber noch so wenig geschehen ist, und verspricht sich von diesen Forschungen nicht unwichtige Beyträge zur Kulturgeschichte der Völker. Allerdings hat die neuere Zeit auch für eine solche Pflanzengeschichte mancherley Materialien geliefert, insbesondere sind in englischen Werken z. B. schon im hortus Kewensis, in Loudon's Gartenencyklopädie, in dem hortus Woodburnensis, den periodischen botan. Magazin, Register, Cabinet u. s. w. eine Menge höchst schätzbarer Thatsachen über die Einführung und Verbreitung einer großen Anzahl von Pflanzen in England niedergelegt. Aber noch hat Niemand alle diese Facta zusammengestellt, viel weniger sie an die so wichtigen Notizen angereiht, welche wir vorzüglich den botanischen Schriftstellern des 16. Jahrhunderts, Karl Clusius, Dodoens, Lobel u. A. verdanken. Bey ihnen finden wir fast über jede damals bekannte Pflanze Nachweis rücksichtlich ihrer Einführung, ihrer Verbreitung, Kultur u. s. w. Freylich lag die Möglichkeit hiezu auch näher, denn die Pflanzenkunde erweiterte sich in jener Periode fast lediglich durch die Gartenkultur. Man kannte und benützte noch keine Herbarien, wenigstens nicht in der Ausdehnung wie später, um aus ihren Mumien ausländische Gewächse zu studieren, man verwendete alle Sorgfalt darauf, so viele derselben als möglich lebend in den Gärten zu versammeln und hier im frischen Zustande zu beobachten. Dadurch haben wir aber über die jener Zeit bekannten und kultivirten Pflanzen größtentheils auch so ausführliche Nachrichten. Damals war die Zahl der überhaupt bekannten exotischen Gewächse und der kultivirten fast gleich, daher wußte man auch fast von einem jeden das Nöthigste über seine Lebensverhältnisse. Auffallend kontrastiren damit das 18. und 19. Jahrh., wo man unter 10 gekannten exotischen Pflanzen kaum eine kultivirte zählen kann, und fast alle Bestimmungen, Beschreibungen, ja selbst Abbildungen nach Herbarien gemacht werden. Diese Art der Bearbeitung aber, so wichtig, ja unerläßlich sie in vieler Beziehung auch ist, mußte eine gewisse Dürre des Studiums nach sich ziehen, welche in der neuern descriptiven Botanik sich jedem fühlbar macht. Die Beschreibungen mußten sich mit den Merkmalen begnügen, welche ein Bruchstück jeder Pflanze, dem Format eines Bogens Löschpapier sorgfältig angepaßt, noch gewähren konnte, und statt lebendigen Biographien erhielten wir meistens nur magre Personalbeschreibungen nach dem Muster der Reisepässe.

In dieser Sterilität ist es erfreulich, wenn sich Bemühungen geltend machen, eine wahrhafte Ge-

schichte, sey es auch nur einzelner Gewächse darzustellen, und somit Muster zu bieten, wie es in spätern Zeiten nach und nach mit dem ganzen Gebiete der Pflanzenkunde einmal gehalten werden muß, wenn wir anders die bisher in Reihe und Glied gestellten Skelete auch mit Muskeln und Haut überziehen und endlich einmal wieder als schöne lebendige Organismen uns darstellen wollen.

Wir geben nur einen kurzen Auszug der Thatsachen, welche ein in der That mühsames Quellenstudium dem Herrn Verfasser geliefert hat.

Zunächst spricht er im Allgemeinen über den Einfluß, welcher den Kreuzzügen auf Uebersiedlung und Verbreitung von Nutz- und Ziergewächsen gewöhnlich zugeschrieben wird, und stellt denselben als verhältnißmäßig wenig bedeutend dar. Er geht dabey auf die ersten Autoren zurück, welche der angeblich bey diesen großen Völkerzügen übergebrachten Pflanzen zuerst erwähnen und beweist daraus, daß die meisten dieser Gewächse erst im sechzehnten Jahrhundert und zwar überdieß fast alle aus dem Südosten von Asien, keineswegs aus Syrien und Palästina zu uns gelangten. Vom Buchweizen, dessen Einführung man den Kreuzzügen zuschrieb, zeigt er, daß derselbe aus seiner Heimath dem nordöstlichen Asien nach dem nördlichen Afrika übersiedelt, von dort durch die Mauren nach Spanien und anderweitig später nach Italien gekommen sey. Seine Einführung in letzteres Land und noch mehr in die Thäler von Südtyrol, Friaul u. s. w. fällt aber erst in die Zeit, wo auch bereits der (amerikanische) Mays Eingang fand. Daher wurden die Namen dieser beyden Nahrungspflanzen, formentone und saracino so häufig verwechselt und unter frumentum saracenicum beyde verstanden. Der franzöſ. Name der Pflanze sarrasin, welcher wie das italienische saracino auf einen Zusammenhang mit den Kreuzzügen gedeutet werden könnte, war überdieß selbst in Frankreich im Jahre 1557 noch so wenig üblich, daß ihn Clusius noch nicht kannte und die Pflanze unter dem Namen dragée aux chevaux aufführt.

Die regelmäßige Kultur der schön blühenden Zwiebelgewächse in Holland glaubt der Verfasser nicht über die zweyte Hälfte des 15. Jahrhunderts zurückführen zu dürfen, wenn auch der Geschmack für Gartenbau im Allgemeinen während des ganzen Mittelalters nie völlig erloschen war. In Italien war derselbe noch durch die einwandernden Griechen (nach dem Sturz des Kaiserthums), in Spanien durch die Mauern gesteigert und veredelt worden, in Deutschland bildete sich später besonders in Wien durch unmittelbaren Verkehr mit dem Morgenlande über Constantinopel ein Centralpunkt für Blumenzucht. Wie in den Niederlanden so auch hier wurde dieser Aufschwung durch Kaiser Karl V. ermuntert und begünstigt. Die wichtigste Epoche für diese Kultur war aber offenbar erst die zweyte Hälfte des 16. Jahrhunderts, wo die Tulpe und Hyacinthe nach Europa kamen und neben den Niederländern vorzüglich auch Clusius in Wien für ihre Kultur und Verbreitung sorgte. Von dieser Zeit an beginnt die Liebhaberey für ähnliche Gewächse, welche im 17. und 18. Jahrhundert sich bey Einzelnen bis zur wahnsinnigen Verschwendung steigert. Hier wollen wir dem Verfasser in der Aufzählung der einzelnen Details folgen, wie sie rücksichtlich der Entdeckung, der Kultur und des Kommerzes bey den wichtigsten Ziergewächsen sich ergeben.

1. Die Tulpe. Nach Geßner kam sie im Jahre 1559 in die europäischen Gärten. Man verdankt ihre Entdeckung und Uebersiedlung dem Gesandten des Kaisers Ferdinand I. am türkischen Hofe, Auger Gislen Busbecq. Er fand sie in größter Menge zwischen Adrianopel und Konstantinopel im Januar mit Narcissen und Hyacinthen blühend. Bey den Türken wurde sie schon damals cultivirt und hoch geschätzt, eine Vorliebe, welche sich bis zum heutigen Tage erhalten hat. Ihre Namen Tulipant, Dulpant oder Dulbent bezeichnet eigentlich die nationale Kopfbedeckung der Dalmatier, welche Aehnlichkeit mit der geöffneten Blume haben soll. In Europa blühte sie zuerst in Augsburg, wo sie Gesner beschrieb; 1573 erhielt sie Clusius in Wien von Busbecq, im Jahre 1577 wurde sie in England und Belgien eingeführt. Nirgends wurde ihre Kultur aber so weit getrieben als in Holland, wo freylich auch der Boden vor-

züglich günstig dafür ist. Im Jahre 1629 zählt Parkinson bereits 140 Spielarten auf, und in den Jahren 1634 — 40 erreichte die Tulpenwuth ihren Gipfel. So verkaufte im Jahre 1637 ein reicher Liebhaber zu Alkmaar 120 Tulpenzwiebel zum Vortheil des Waisenhauses um 190,000 fl. Linné erwähnt einer Zwiebel, die um 6700 fl. verkauft wurde, Munting einer andern, welche 200 Gran schwer auf 5500 fl. geschätzt war, aber keinen Käufer fand. Nicht minder hoch wurden sie im Tausch verwerthet. Ein solcher Anthophile, wie Linnäus die wüthenden Liebhaber nennt, tauschte eine Zwiebel des „Vicekönigs" ein gegen 36 Malter Weitzen, 72 Malter Reis, 4 Mastochsen, 12 Schafe, zwey Fässer Wein, vier Tonnen Bier und zwey Tonnen Butter! Ein Andrer gab für eine Zwiebel 12 Morgen des besten Landes, ein Dritter eine Mühle sammt Zugehör. Im Jahre 1637 fand sich die Regierung genöthigt, einzuschreiten und den unsinnigen Handel zu beschränken. Sonderbar ist, daß neben den Tulipomanen eben so heftige Feinde dieser Kultur, Tulipophoben, auftraten, unter welchen Aelian Vorst, obgleich Professor der Botanik an der Universität Leiden, so weit gieng, daß er alle Tulpen mit dem Stocke köpfte, die er erreichen konnte. Jetzt ist in Holland die Kultur der Pflanze vorzüglich auf die Gegend von Harlem koncentrirt, wo man noch 6 — 700 Spielarten zählt.

(Schluß folgt.)

Ueber das farbige Licht der Doppelsterne und einiger anderer Gestirne des Himmels. Versuch einer das Bradley'sche Aberrations-Theorem als integrirenden Theil in sich schließenden allgemeinen Theorie. Von Christian Doppler, Professor der Mathematik ꝛc. Leipzig 1842. 8.

In der obigen Schrift, welche aus den Abhandlungen der k. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften abgedruckt ist, hat Herr Professor Doppler eine Idee entwickelt, welche unstreitig zu den wichtigsten und fruchtbarsten gehört, die in neuerer Zeit ausgesprochen worden sind. Die Idee ist so einfach, daß sie mit ganz wenigen Worten dargestellt werden kann.

Nehmen wir an, daß das Licht genau in derselben Weise wie der Schall durch Wellen sich fortpflanzt, so treffen die Wellen in ihrer eigenthümlichen Größe nur dann das Auge des Beobachters, wenn so wohl dieser als auch der Punkt, von welchem das Licht ausgeht, ihre relative Lage nicht ändern. So wie dagegen die Entfernung des Auges von der Lichtquelle kleiner oder größer wird, so ändert sich dadurch die Länge und Stärke der Wellen, und zwar wird im ersten Falle die Wellenlänge verkürzt und die Intensität vermehrt, im zweyten Falle erfolgt eine Dehnung der Wellen und Verminderung der Stärke. Die Wellenlänge bestimmt bekanntlich die Farbe des Lichtes, somit wird, bey zunehmender Entfernung des leuchtenden Punktes vom Auge die Farbe dem rothen, bey abnehmender Entfernung, dem violetten Ende des Spectrums sich nähern, und es hat keine Schwierigkeit, die mathematischen Verhältnisse zwischen Farbe, Intensität und Geschwindigkeit der Bewegung zu entwickeln.

So lange wir übrigens nur die Geschwindigkeiten in Betracht ziehen, welche auf der Erde oder im Sonnensystem vorkommen, so bietet sich keine Gelegenheit dar, die Richtigkeit der eben angedeuteten Verhältnisse zu erproben, weil alle diese Geschwindigkeiten gegen jene des Lichtes verschwinden. Gehen wir dagegen in den Weltraum hinaus, so treffen wir bald unter den Sternen Bewegungen an, die beträchtlich genug sind, um mit der Fortpflanzung des Lichtes in Vergleich zu kommen; ja wir sind sogar berechtiget, Geschwindigkeiten anzunehmen, welche jene des Lichtes weit übertreffen. Wie Herr Professor Doppler die bisher beobachteten Phänomene der Farbenverschiedenheit der Doppelsterne, der Farbenänderung, des Verschwindens und Wiedererscheinens einiger Sterne mit der Theorie in Uebereinstimmung bringt, muß in der Schrift

selbst nachgelesen werden: es bedarf übrigens kaum der Erinnerung, daß die Beobachtung bisher die Data nicht geliefert hat, wodurch die Theorie vollständig erwiesen oder widerlegt werden könnte. Das erste Element, dessen man dabey bedarf, nämlich die absolute Entfernung der Sterne von uns, bietet so große Schwierigkeiten dar, daß die bisherigen Versuche kaum Aussicht auf günstigen Erfolg eröffnen; die Größenbestimmung muß ebenfalls zu den schwierigsten Problemen gerechnet werden, und was die Bestimmung der Farbenverhältnisse betrifft, so sind eigentliche Messungen noch nirgends zu Stande gekommen *).

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Herr Professor Doppler durch die vorliegende Schrift ein neues Feld astronomischer Untersuchung eröffnet hat, und wenn der Umstand, daß seine Theorie eine Fortpflanzung des Lichtes durch Longitudinal-, nicht durch Transversal-Schwingungen fordert, ungünstig für dieselbe zu sprechen scheint, so darf nicht vergessen werden, daß es andere hinlänglich constatirte Phänomene giebt, die ebenfalls durch transversale Schwingungen nicht wohl erklärt werden können.

Lamont.

*) Fraunhofer hat mit einem vor dem Objective eines fünffüßigen Fernrohres befestigten Prisma das Licht mehrerer Sterne zerlegt, und die fixen Linien untersucht. Ich habe später denselben Apparat wieder einrichten lassen; einen weit besseren Erfolg aber erhielt ich mit dem großen Refractor der hiesigen Sternwarte, bey welchem ich hinter dem Ocular, d. h. zwischen dem Ocular und dem Objectiv, ein Prisma anbrachte, in solcher Weise, daß im Ocular ein breites (nicht erst nach Fraunhofers Einrichtung durch ein cylindrisches Glas breit gemachtes) Spectrum erscheint. Die angestellten Versuche lassen, wie mir scheint, keinen Zweifel übrig, daß die Farbenverhältnisse auf solche Weise genau bestimmt werden können.

Oversigt over det Kongelige danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger og dets Medlemmers Arbeider i Aaret 1841.

(Schluß.)

Die philosophische Classe wünscht eine Kritik der in unserer Zeit ausgebildeten Metaphysik mit Hinsicht auf die Frage, ob sie eine hinlänglich befriedigende Grundlage für die Forderungen der Ethik darbiete.

Die historische Classe lädt ein zur Sammlung, Prüfung und Bearbeitug der Daten und Nachrichten, die sich über die Lage und Ausdehnung der Waldungen in Dänemark aufbringen lassen, um dadurch eine so viel möglich vollständige Uebersicht der wichtigsten Veränderungen zu gewinnen, die von den ältesten Zeiten bis zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts in dieser Hinsicht vor sich gegangen sind.

Eine technische Preisaufgabe betrifft die Gesetze, nach denen die physischen Eigenschaften von Metall-Legirungen von ihrer Zusammensetzung abhängig sind, eine andere geht auf Nachweisung derjenigen im Handel vorkommenden Arten Kochsalzes, die zum Einsalzen der Fische die zweckmäßigsten sind, und wie man andern Salzarten die verlangten Eigenschaften mittheilen könne; endlich eine dritte besteht in der Frage: „Welches sind die Producte der trocknen Destillation und Verkohlung des Torfes, und nach welchen Methoden wird diese in Dänemark bewerkstelligt.“

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. December.

Nro. 241. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Karl Otfried Müllers Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexanders. Nach der Handschrift des Verfassers herausgegeben von Dr. Eduard Müller. Erster Band 495 S. Zweyter Band 434 S. Breslau im Verlage bey Joseph Max und Komp. 1841. 8.

Erster Artikel.

Es ist unter den Philologen der neueren Zeit vielleicht keiner namhaft zu machen, welcher die Alterthumsstudien in einem so allseitigen Umfang bearbeitet hätte, als der in der Blüthe seiner Jahre verstorbene Carl Otfried Müller.

Seine erste Arbeit, die Aeginetica, gehörte zunächst der politischen Geschichte des Alterthums an, verrieth aber zugleich, wie die Wahl des Schema selbst, ein besonderes Interesse für die Archäologie und Kunstgeschichte, und O. Müller ward bald in allen Untersuchungen über die Kunst der Aegineten und ihre neuentdeckten Kunstwerke mit Achtung genannt.

Auch sein zweytes und umfassendstes Werk: „Zur Geschichte der hellenischen Stämme und Städte“, über Orchomenos und die Minyer, dann über die Dorier führte ihn nach dem Standpunkt, den er gleich anfangs einnahm, alsbald aus dem engen Kreis der Ethnographie und Politik in das Gebiet der Mythologie über.

Bey der Behandlung derselben hatte er schon hier so selbständige und neue Grundsätze angewandt, daß er die Nothwendigkeit fühlte, in eigenen Prolegomenen zu einer wissenschaftlichen Mythologie (1825) sie ausführlicher zu entwickeln, und sich einen bestimmten Rangplatz unter den Mythologen zu sichern.

Durch gelegentliche Schriften über die Macedonier (1825), über Attica oder die Topographie von Athen (in der hallischen Encyklopädie) erwarb er sich specielle Verdienste um die alte Geographie.

Aber alle diese Arbeiten beschränkten sich auf das griechische Alterthum, bis ihn eine Preisaufgabe der Berliner Akademie reizte, sich mit seinen gelehrten Forschungen auch nach Italien zu wenden. In seinem trefflichen Werk, die Etrusker (1828), konnte er bey der Aufhellung der Verhältnisse dieses an sich unklassischen, halbbarbarischen Volkes nicht umhin, auch römischer Geschichtforscher zu werden, und die Hypothesen, welche sich daselbst gelegentlich über Porsenas Verhältniß zu Rom ganz unabhängig und sehr abweichend von Niebuhrs Ansichten aufgestellt finden, verdienen mehr Beachtung, als ihnen bisher zu Theil geworden.

Diese nämliche Aufgabe bot ihm Gelegenheit, auch auf die lateinische Sprachgeschichte also auf einen der verfänglichsten Theile der Sprachkunde einzugehen, so wie er auch schon früher in den Doriern keinen sich darbietenden Anlaß, von den rein historischen Untersuchungen in das Gebiet der Sprachforschung abzuschweifen, von sich gewiesen hatte. Alles was er hier über den dorischen Dialekt, dort über das phonetische Verhältniß des Lateinischen zum hetruriſchen ausspricht, ist von einem

Geist der Uebersicht und der Einsicht durchdrungen, und wenn ihm hier auch die vollständigen Sammlungen der Vorarbeiten abgiengen, und im Einzelnen manches irrig erscheint, so genügte es doch, ein etwaiges Vorurtheil zu widerlegen, als wenn er über seinen historischen Forschungen den sprachlichen Interessen, an denen man jederzeit den Philologen von dem Historiker ex professo unterscheiden wird, sich entfremdet habe.

Was bey diesen Spracherörterungen besonders wohlthätig hervortrat, war, daß er sich von der beschränkten Weise der früheren Philologie losgerissen hatte, und mit dem von der altdeutschen Sprachforschung ausgegangenen Verfahren gleichen Schritt hielt.

Sein nächstes Werk war das Handbuch der Archäologie (1830), welches von allen Philologen, die sich nicht allzu einseitig auf die Sprachstudien beschränken, mit dem ungetheiltesten Beyfall und Dank aufgenommen wurde.

Als Sprachkenner und, was er noch nicht gethan, als Wortkritiker konnte er sich bald darauf auch durch seine Ausgabe und Uebersetzung von Aeschylus Eumeniden (1833) bewähren. In welchem Grad ihm die Palme in diesem Kampf durch den Veteranen und Heroen der streng philologischen Kritik streitig gemacht worden, lebt noch in frischem Andenken. Kein geübter Kritiker wird verkennen, daß Müller hier sich auf einem ihm neuen Felde befand, und daß, wenn namentlich die Conjecturalkritik einen gewissen Instinkt voraussetzt, dessen Mangel weder durch Geist noch durch Gelehrsamkeit aufgewogen werden kann, und wenn sie zugleich eine Art fast handwerksmäßiger Kunstgriffe und Vortheile verlangt, welche lediglich durch vielfachen Umgang mit einem oft geistlosen Geschäft zu erwarten ist, O. Müller in seinen deßfallsigen Leistungen weder jenen Instinkt noch diesen Takt in vorzüglichem Maaß beurkundet hat. Dagegen wird derjenige Theil der Ausgabe, zu dessen Bearbeitung sein Geist und Geschmack, seine allgemeine Gelehrsamkeit und Bildung ausreicht, seine deutsche Uebersetzung, auch von seinem strengen Beurtheiler in ihrem Werthe anerkannt. Auch seine späteren Arbeiten in diesem Fach, die Ausgabe des Varro de lingua Latina und zuletzt des Verrius Flaccus fanden nicht gleiche Anerkennung, wie seine früheren Leistungen und erschienen mehr als gelegentliche Arbeiten, zu denen ihn ein äußerer Zufall oder ein augenblickliches Interesse veranlaßt hatte.

Auf diese Weise hatte er ziemlich für jede philologische Disciplin einen Beytrag geliefert, mit Ausnahme derjenigen, welche am ersten geeignet ist, den Gegensatz der sogenannten Real- und Sprachstudien zu vermitteln — der alten Literaturgeschichte. Je ideenreicher alles war, was aus O. Müllers Feder kam, und je mehr man voraussetzen durfte, daß ein so lebendiges Interesse für die bildenden Künste und eine so tiefe Einsicht in dieselben sich gegen die altclassischen Werke der redenden Künste nicht abgeschlossen und ihre ästhetische Betrachtung nicht von dem Kreis seiner Studien ausgeschlossen haben werde, und je öfter er diese Voraussetzung auch durch kleinere Arbeiten, Recensionen literarhistorischer Untersuchungen, bestätigte, desto freudiger mußte die im ganzen unerwartete Erscheinung seiner Geschichte der griechischen Literatur bald nach seinem vielfach beklagten Verlust alle Freunde seiner Bestrebungen überraschen. Denn daß ein Werk dieses Inhalts schon ein Jahr vorher seinem größeren Theil nach, unter dem Titel History of the literature of ancient Greece by K. O. Müller Vol. I. in London bereits erschienen war, ist wohl einem großen Theil der deutschen Gelehrten unbekannt geblieben; Ref. hat es erst durch die Vorrede erfahren, mit welcher ein Bruder des Verfassers, Herr Eduard Müller in Liegnitz das opus postumum der gelehrten Welt übergiebt. Daß die Ausarbeitung des deutschen Werkes älter ist als das früher erschienene englische und keine Uebersetzung des englischen, hat an sich die Wahrscheinlichkeit für sich, und wird durch die Vorrede bestätigt; so wie wir aus derselben auch erst erfahren, daß es Otfried Müller, wenn auch als unvollendetes, doch als vollkommen druckfertiges Manuscript hinterlassen hat. Noch wichtiger für den Zweck einer Anzeige, wie die vorliegende, ist die Angabe der Bestimmung und des Umfanges des Werkes selbst, welche wir mit des Herausgebers eigenen schönen Worten am Schluß der Vorrede geben:

„Welchen Kreis von Lesern der Verfasser bey Ausarbeitung seines Werkes vornehmlich berücksichtigt hat, ist von ihm selbst in der Einleitung angedeutet worden. Doch besorge ich nicht der Täuschung Anderer geziehen zu werden, wenn ich auch den Unterrichtetsten und Gereiftesten von dieser Schrift, wiewohl ihr Verfasser vorzugsweise jüngere Leser bey Abfassung derselben im Auge gehabt zu haben erklärt, vielfache Anregung und Belehrung verspreche. Und obwohl unvollendet behandelt doch diese griechische Literaturgeschichte bey weitem den wichtigsten Theil der Literatur des hellenischen Volkes, die beyden ersten Perioden ihrer Geschichte nach der in der Einleitung gegebenen Eintheilung — nur Plato und Demosthenes wird man hier ungern vermissen — fast vollständig, und die bedeutendsten Ergebnisse der Forschung waren ohne Zweifel auch gerade auf diesem Gebiete von dem Verfasser zu erwarten. Auch bricht nun dieses letzte Werk des Verstorbenen gerade eben so ab wie sein Leben, ein Bild frischer Kraftäußerung, lebendiger, fröhlicher, die glänzendsten Höhepunkte hier erreichender, dort sich ihnen nähernder Entwicklung steht es uns vor Augen; von ermattender Kraft noch keine Spur.“

Die frey vor uns liegenden Bände bestehen aus 36 Kapiteln, deren letztes die Ueberschrift Isokrates trägt. Der erste Theil behandelt die Ausbildung der Poesie und Prosa vor der Zeit des Vorherrschens der attischen Bildung, der zweyte die Blüthe der Dichtkunst und Beredsamkeit in Athen, so daß die eigentliche Redekunst vor ihrem Culminationspunkt abbricht und die Philosophie ganz fehlt, auch die Historiographie nur bis zu Thucydides einschließlich fortgeführt ist; ein dritter Theil sollte die Zeit nach Alexander, weit weniger ausführlich als die Blüthezeit Griechenlands, darstellen.

Dieß ist der allgemeinste Ueberblick der Anordnung, welche von der Geschichte selbst unabweislich geboten wird und mithin von der bisherigen Behandlung dieser Disciplin nicht wesentlich abweicht. Aber die einzelnen Abschnitte beurkunden den wohlbewußten Zweck und das künstlerische Geschick einer genetischen Entwicklung des umfassenden Stoffes; daher theils Vieles bey Seite gelassen ist, was ähnliche

Werke anschwellt und die Auffassung des Ganzen stört, z. B. die späteren und bedeutungslosen Sagen über die Vorzeit der griechischen Poesie, theils vieles aufgenommen, was scheinbar abseits liegt, aber zur Vermittelung und Verständigung nothwendig ist, z. B. das Capitel über die Entwickelung der griechischen Musik.

(Schluß folgt.)

Histoire littéraire et scientifique des Tulipes, Jacinthes, Narcisses, Lis et Fritillaires ou fragments d'une histoire de l'horticulture belge.

(Schluß.)

2) Die Hyacinthe. Sie wurde ebenfalls in der zweyten Hälfte des 16ten Jahrhunderts aus dem Orient über Italien eingeführt und soll aus der Umgegend von Aleppo oder von Bagdad stammen. Um das Jahr 1580 kultivirte sie Clusius bereits und verbreitete sie in andere Gärten, aber sie fand nicht so schnell die hohe Achtung der Tulpe, denn im J. 1614 kannte man erst drey einfache, aber doch auch schon eine gefüllte Spielart (Loudon setzt letztere mit Unrecht um das Jahr 1700). Die Mitte des 18. Jahrhunderts war der Kulminationspunkt der Hyacinthenkultur. Die seltensten Zwiebeln wurden mit 2000 fl. bezahlt und eben so viele Spielarten unterschieden. Jetzt kennt man noch 2 — 300 Varietäten, von welchen die theuersten kaum mehr 10 — 20 fl. kosten. Nichts desto weniger treibt Harlem noch einen sehr ausgedehnten Handel mit Zwiebeln, welchen die englischen und deutschen Gärtner bisher vergeblich an sich zu ziehen suchten. Klimatische Verhältnisse, Boden und sorgfältige Pflege scheinen gemeinsam das Monopol von Harlem aufrecht zu erhalten. Vorzüglich sorgfältig wird die Bodenmischung betrieben. Man wählt hiezu möglichst reinen Quarzsand aus den Dünen, abgelegenen Kuhdünger ohne Streu, Lauberde am liebsten aus Ulmen-, Linden- nnd Birkenblättern und gute Gartenerde. Eichen-, Nuß-, Buchen-

und Platanenblätter werden vermieden, theils wegen ihres Gerbestoffes, theils wegen ihrer langsamen Verwesung. Der Boden muß zu gehöriger Zersetzung der Mischung zwey Jahre abliegen. Zur Anlage der Beeten in den Gärten wird eine freye gegen Süden offne, gegen Nord und West geschützte Lage gewählt.

3) Die Narcissen *). Wenn auch die in Mitteleuropa einheimischen Arten, der weiße und gelbe Märzbecher (N. poëticus und Pseudonarcissus L.) hie und da schon früher in Gärten existirt haben mögen, so kannte man doch im Jahre 1554 außer ihnen erst eine dritte Art, N. polyanthes Lois. und die weiße Narcisse war noch bis 1614 in Holland sehr selten. Doch wurden von 1560 — 1600 daneben bekannt N. minor, triandrus, orientalis, odorus, bulbocodium u. A. Die Tazette, welche im 18. Jahrhundert die meisten Spielarten lieferte, wurde von Clusius im Jahre 1565 am Berge von Gibraltar, die Jonquille und N. serotinus auf den Wiesen von Cadix und Sevilla entdeckt und in die Gärten eingeführt. Zu Tournefort's Zeiten kannte man dagegen bereits 100 Arten und Spielarten von Narcissen, deren Zahl sich in der Kultur der Harlemer Gärtner später auf mehrere Hunderte ausdehnte.

4) Die Lilien. Die weiße Lilie war schon im Alterthum allgemein gekannt und als Symbol verschiedener Deutung geehrt. Doch scheint sie keineswegs die Pflanze zu seyn, welche von dem Jahre 1147 (unter Ludwig VII. beym Beginnen seines Kreuzzuges) bis zur Revolution das französische Wappenschild schmückte. Letztere war wahrscheinlich unsere gelbe Wasserschwerdtlilie (Iris Pseud-Acorus). Dieses scheint sowohl aus der Form des Wappenzeichens, als aus dem Umstande hervorzugehen, daß die weiße Lilie dießseits der Alpen bis zum Ende des 15. Jahrhunderts jedenfalls wenig bekannt war, da sie äußerst selten in den Miniaturen der Handschriften und zwar erst in solchen aus dem 15. Jahrhundert vorkommt. Auch heißen die Schwerdtlilien bis zum 16. Jahrhundert Lilium coeruleum und luteum, so wie die Hyacinthe noch zu dieser Zeit als Lilium rubrum (bey Clusius) genannt wird. Von Lilien kultivirte man damals L. candidum, croceum und Martagon. Letztere, vermuthlich der Hyacinthus ferrugineus des Virgil, soll ihren Namen von der Entstehung des Mars haben, welchen Juno empfieng, als sie auf Anrathen der Flora an der Blume roch.

In neuester Zeit hat die Lilienkultur in Belgien besonders rücksichtlich der von Hrn. v. Siebold aus Japan übersiedelten Arten großen Aufschwung genommen, indem eine Brut Zwiebel von L. speciosum und L. Brossartii mit 200 Franken bezahlt wird. Rechnet man nun, daß bey gehöriger Behandlung jede Mutterzwiebel jährlich 12 — 15 Bruten geben kann, so ergiebt sich ein Ertrag von 2400 bis 3000 Franken, ein Werthverhältniß, welches die hohen Tulpen- und Hyacinthenpreise früherer Zeiten noch übersteigt.

5) Die Kaiserkronen wurden um das Jahr 1570 aus Persien über Konstantinopel eingeführt und in der ersten Zeit vorzüglich um so höher geschätzt, je zahlreichere Blüthen sie in einer Dolde machten. Um dieselbe Zeit wurden auch Fritillaria persica, pyrenaica und Meleagris in unsern Gärten bekannt und wieder war es Clusius, welcher sich um ihre Kultur wie um die der übrigen Zwiebelgewächse die größten Verdienste erwarb.

So weit reicht das dießmalige Fragment einer Geschichte des belgischen Gartenbaues, deren weiterer Ausführung wir mit Verlangen entgegen sehen.

3.

*) Die Fabel des Narcissus wurde von den Botanikern des sechzehnten Jahrhunderts zum Theil nicht sehr glimpflich behandelt. So nennt Ruellius den schönen Jäger einen puer stultissimus, qui umbram suam nesciret distinguere.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. December.

Nro. 242. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Mittheilungen über Griechenland von Christian August Brandis. Leipzig F. A. Brockhaus 1842. Erster Theil XII und 377 S. Zweyter Theil 401 S. Dritter Theil 304 S.

Wenn in der Vorerinnerung zu diesem Werke gesagt wird, Liebe zu Griechenland und das Bedürfniß, ungerechten Vorurtheilen gegen das griechische Volk und den griechischen Staat entgegen zu treten, habe diese Mittheilungen veranlaßt, so scheint dieß bey der jetzigen Stimmung der Gemüther nicht besonders geeignet zu seyn, Vertrauen in den Lesern zu erwecken, vielmehr dürfte es leicht zu der Voraussetzung führen, daß das hier Mitgetheilte, statt ein treues und der Wirklichkeit entsprechendes Bild zu gewähren, nur auf Wahrnehmungen eines befangenen Blicks beruhe und der Ausdruck eines bestochenen Urtheils sey. Einen solchen Verdacht würde jedoch bald eine nähere Ansicht des Buches als falsch erweisen. Der Herr Verfasser gehört nicht zu jenen, deren Herz einzig und allein für das klassische Land schlägt, er sieht die Dinge dort, wie sie sind, und bekleidet sie nicht mit einem Schmuck, dessen sie entbehren; aber es kann sich auch seine Liebe zu Hellas nirgends verläugnen, was ihm Niemand zum Vorwurf machen wird, der die unvergänglichen Naturschönheiten des Landes, die Kraft und Geistesfrische, so wie die trotz mancher Gebrechen im Grunde nicht entsittlichte Natur der Nation und die bey allen Gelegenheiten sich kund gebende treueste Anhänglichkeit derselben an die Person ihres Königs kennt. Je seltener uns Nachrichten von dorther auf andern Wegen zugehen, desto freudiger begrüßen wir solche Mittheilungen, die uns bestätigen, daß das neue Reich in sicherem, wenn auch langsamen Fortschreiten begriffen ist.

Der erste Theil dieses Werkes enthält Reiseskizzen, in denen ein übersichtliches Bild derjenigen Gegenden entworfen wird, die der Hr. Verf. theils im Gefolge der griechischen Majestäten, theils bey anderer Gelegenheit bereiste, ein Versuch, der zum Zwecke hat, der Phantasie des Lesers zur Belebung der Karte, deren Benützung vorausgesetzt wird, zu Hülfe zu kommen, und ihn zu ausführlicheren Werken hinzuleiten, um die hier gegebenen Umrisse sich auszufüllen. Von den zehn Nummern, durch welche diese Skizzen fortgehen, giebt die erste einen Umriß des nördlichen Gränzgebietes des Königreichs. Wandert man von Osten nach Westen, so läuft die Gränzlinie zuerst auf dem Rücken des Othrysgebirgs her, eines allmählich ansteigenden langen Gebirgszuges ohne hervorragende Spitzen, aber mit unzähligen vorspringenden wellenförmigen, mit dem schönsten Rasen bekleideten Hügeln, der an mehreren Stellen ohne Schwierigkeit, selbst mit schwerem Geschütz, überstiegen werden kann. Dieses Gebirg zieht sich bis in die Gegend von Lamia oder Zituni, dem jetzt wieder aufblühenden Hauptort der Provinz Phthiotis, fast in gerader Linie fort und wendet sich dann hinter dem Hafenorte Stylida nordöstlich, parallel mit der Meeresbucht laufend. An seinem südlichen Abhange nimmt man ungleich mehr Anbau wahr als auf dem nördlichen, ungeachtet dieser Gränzstrich den Ueberfällen durch Räuber aus dem türkischem Gebiete noch immer, wenn auch nicht mehr in dem Grade wie in frühern Jahren,

ausgesetzt ist. Während dann weiter westlich die Gränzlinie auf den dem Othrys sich anschließenden Waldbergen fortläuft, führt der anmuthigere und bequemere Weg in der Entfernung einiger Meilen von derselben durch das Thal des Sperchios (Helláda), das stromaufwärts immer enger wird, und mit den schönsten Platanen, Eichen und andern Bäumen und Gesträuchen bewachsen ist, und hierauf am südlichen Abhange des Weluki hin, eines hohen zum Theil bewaldeten Kegelberges, an dessen nördlichem Fuße der eben genannte Fluß entspringt.

(Fortsetzung folgt.)

Karl Otfried Müllers Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexanders.

Erster Artikel.

(Schluß.)

Nach einer kurzen Einleitung handelt das erste Capitel von der Sprache der alten Griechen; vor allem von den Vorzügen, die ihr mit den alten indogermanischen Sprachen überhaupt gemein sind, wobey in der gerechten Voraussetzung, daß die ursprüngliche Identität dieser Sprachen keines Beweises mehr bedürfe, auf einzelnes nicht eingegangen wird; dann von den Eigenthümlichkeiten der griechischen Sprache, über ihren Wohllaut. Die kurze Parallele derselben mit der altindischen schließt der Verf. mit der Bemerkung,

daß auch hier der Sinn für das rechte Maaß den Griechen zu einer glücklichen Mischung der konsonantischen und vokalischen Laute geführt hat, in Folge dessen die Sprache nie über der Anmuth die Kraft und über dem Wohllaute das Characteristische verloren hat, und zugleich in ihren verschiedenen Dialekten eine Vielseitigkeit bewahrte, die sie für die verschiedensten Gattungen der poetischen und prosaischen Rede geschickt machte.

Als eine weitere Eigenthümlichkeit, welche zunächst ihr nicht zur Empfehlung gereicht, werden die sonderbaren Launen erwähnt, mit welchen z. B. das griechische Zeitwort seine Formen bildet oder verschmäht, so daß „von einer Menge von Verben und Substantiven nur einzelne oder wenige Formen gleichsam wie Trümmer und Reste eines vergangenen Zeitalters stehen geblieben.“ Dieß wird durch die Völkerzüge und inneren Zerrüttungen in der Urzeit erklärt. Indeß zeigt die lateinische Sprache dieselbe Eigenthümlichkeit in nicht geringerem Grade, und mag sie aus denselben Gründen hervorgegangen seyn oder das lateinische Idiom sich von dem Griechischen in einer Periode abgelöst haben, in welcher die griechische Sprache jenes Schicksal bereits erfahren hatte, so hebt jedenfalls M. diese Eigenthümlichkeit des Griechischen allzu exclusiv hervor.

Zweytes Kapitel. Aelteste Religion der Griechen. Es zeugt von einer achtungswerthen Selbstbeherrschung und zugleich von einer ausgezeichneten Beherrschung des Stoffes, daß der Verf. diesen anziehenden und gewichtigen Gegenstand in nicht mehr als 4 Blättern behandelt. Er beschränkt die homerischen Vorstellungen von den Göttern, die man immer noch als allgemeinen Nationalglauben anzusehen gewöhnt ist, auf die Zunft der griechischen Helden,

> die sich in der Halle ihres Oberkönigs zu gemeinsamen Mahlen versammelten, und denen ein Phemios den neuesten Gesang von kühnen Heldenabentheuern vorsang. Aber was konnte eine solche Religion dem schlichten Landmann seyn, der bey Aussaat und Erndte während der Winterstürme und der Sonnenglut sich von göttlicher Hülfe beschützt glauben wollte, dem es ein inneres Bedürfniß war, den Göttern für alle einzelnen Arten des ländlichen Segens, für die Abwendung jeder Gefahr von der Saat und dem Vieh seinen Dank darzubringen?

Dem gemäß spricht sich der Verf. auch über die schwierige Frage von dem Alter der Mysterien, welche mit den Vorstellungen von Griechenlands ältester Culturgeschichte so nah zusammenhangen, unumwunden S. 25 dahin aus, daß Demeter gewiß in

altpelasgischer Zeit ein Hauptgegenstand des öffentlichen Cultus gewesen,

aber indem die Vorstellungen und Empfindungen, die die Verehrung der Mutter und ihrer Tochter — die sie jeden Herbst mit tiefem Schmerz sich entrissen sieht und jeden Frühling mit unaussprechlicher Freude wiederempfängt — erweckte, immer mehr und mehr denen unähnlich wurden, die sich an die übrigen olympischen Götter knüpften, entfernten sie sich auch immer mehr aus dem Kreise derselben, und ihre Religion gewann durch diese Absonderung allmählich den Character der Mysterien, d. h. gottesdienstlicher Feyerlichkeiten, an denen Niemand ohne besondere Zulassung und Einweihung theilnehmen konnte.

Das dritte Kapitel handelt von der ältesten Poesie der Griechen. Der Historiker steht hier auf rein mythischem Boden und Niemand wird O. Müller den Versuch zutrauen, in den reichen Sagen von Orpheus, Linus und Andern die historischen Bestandtheile von den mythischen in Betreff ihrer Persönlichkeiten aussondern zu wollen. Seine Aufgabe konnte nur seyn, den Geist der ältesten, d. h. nicht bloß vor-homerischen, sondern vor-epischen Poesie theils aus den vorhandenen Sagen, theils aus dem Geist der griechischen Nation überhaupt, theils selbst aus apriorischen Ansichten zu erkennen.

Der Charakter dieser ältesten Periode war ein lyrischer, „einfache Lieder, die sich auf die Jahrszeiten und ihre Phänomene bezogen, und die durch dieselben angeregten Empfindungen auf schlichte Weise aussprechen.“ Tief eingreifend ist die Bemerkung, daß mehrere dieser Lieder einen traurigen melancholischen Character hatten, z. B. des schon von Homer erwähnten *Aivos*. Der Verf. nennt diese Beobachtung selbst merkwürdig, erklärt sie jedoch theils daraus, „daß die Götter Griechenlands, die mit dem Wechsel der Jahreszeiten, der Verjüngung der Natur“ (der Zusammenhang fordert hier den Zusatz: und ihrem alljährlichen Absterben) „in enger Verbindung gedacht werden, wie Demeter und Kora, Dionysos u. a. eben so sehr zu Festen der Trauer und Klage, als der Heiterkeit und Lust Veranlassung gaben,“ theils aus dem natürlichen Verlangen des menschlichen Herzens, von Zeit zu Zeit in Klagen ausbrechen zu dürfen. Tief eingreifend nennen wir diese Bemerkung, in so fern sie mit der wichtigsten Controverse über den Geist der altgriechischen Poesie überhaupt eng verbunden ist, indem ihr bekanntlich A. W. Schlegel eine heitere Ansicht des Lebens im Gegensatz der romantischen und christlichen Poesie zu Grunde legt, andere dagegen, am bestimmtesten Solger, eben jene elegische Stimmung als ihren Grundzug anerkennt, welche nur in der Form einer erhabenen Ironie, namentlich in der Tragödie, sich ausspreche. Welche natürliche Neigung allerdings das griechische Gemüth hatte, von der Natur und ihren Schönheiten sich zum Ernst und zur Trauer stimmen zu lassen, verräth sich unter anderm deutlich in ihrer eigenthümlichen Auffassung des Vogelgesangs als eines Klagelieds; nicht bloß der Nachtigall, die immer um ihren Itys klagt, auch den Vögeln überhaupt legt der griechische und, sympathisirend oder nachahmend, auch der römische Dichter regelmäßig querulas voces bey — ein Eindruck, der unserer modernen Empfindungsweise ziemlich entgegengesetzt ist.

Nachdem hierauf das Verhältniß des *λίνος* oder *ἰάλεμος* und des *παιήων, παιάν* als öffentlicher Klag- und Freudengesänge zu den *θρήνοις* und *κώμοις* als poetischen Ausdrücken der Trauer und Freude bey Familienereignissen so lichtvoll, als es der Stoff gestattet, auseinandergesetzt sind, sucht der Verf. am Schluß des Kapitels noch in die verschiedenen vielfach in einander verlaufenden Sagen über die Sänger der Urzeit einiges Licht zu bringen, indem er jeden einzelnen mit einem der Hauptgötterkulte in Verbindung setzt.

Demnach gehört

1) Olen, Philammon und Chrysothemis dem Apollocult in Delphi, Delos und Kreta an;
2) Eumolpos oder die attischen Eumolpiden und Lycomeden, nebst Pamphos und Orpheus stehen in Verbindung mit den unter sich verwandten Culten der Demeter und des Dionysos.
3) Marsyas und Olympos dienen dem phrygischen Cultus der Kybele und der Korybanten.

Auf die Deutung dieser Namen durch die Etymologie hat der Verf. stillschweigend Verzicht geleistet; bey der Bestimmung seines Buchs, mehr Darstellung der gewonnenen Resultate als neue kühne Combinationen und Hypothesen zu geben, allerdings nicht mit Unrecht. Indeß ist auf diesem Felde der Forschung ein Name und seine Bedeutung oft der Hauptanhaltungspunkt, und bey dem jetzigen Stand der Sprachforschung läßt sich auf diesem Wege eine festere Basis gewinnen als vor 100 Jahren. Denn es ist gewiß ein unschädliches Vorurtheil, diese sämmtlichen Namen von vorne herein als ursprüngliche Appellativen anzusehen, und demnach zu versuchen, ob sich ihr Stamm und Sinn eben so evident nachweisen lasse, wie in den Namen des Eumolpus und Musäus. Ref. erlaubt sich, die Müllerischen Untersuchungen durch einige Bemerkungen dieses Inhaltes versuchsweise zu ergänzen.

Orpheus wird bekanntlich bey Homer und Hesiodus nicht erwähnt, wird für uns zuerst von Ibycus genannt, und so ausgebreitet sein Ruhm in der spätern Zeit wurde, so wenig Garantien giebt es für ein hohes Alter seines Ruhmes und der Sage von ihm überhaupt. Um so weniger ist ein Grund vorhanden, den Namen Orpheus aus einer andern als der griechischen Sprache und nach anderen als den uns bekannten griechischen Wortbildungsgesetzen zu erklären. Ref. erkennt in Ὀρφεύς (oder bey Ibycus Ὄρφης) den Stamm ῥάψαι, ῥαφή, ῥαφεύς, und in dem Namen eine einfache Benennung des pindarischen ῥαπτῶν ἐπέων ἀοιδός oder des Rhapsoden. Das o protheticum (im vorliegenden Fall ein ἀθροιστικόν), durch dessen Vortritt das Wort vorne gewachsen und gleichzeitige Syncope in der Mitte verkürzt ist, gehört zu den häufigsten Erscheinungen in der griechischen Wortbildungslehre: Ὀρφεύς verhält sich zu ῥαφεύς nicht anders als ὄβριμος zu βρέμω, ὄθριξ zu θρίξ, ὀπηδός zu πηδᾶν, und mit nachfolgender Syncope, wie ὄγμος von γαμεῖν, ὅλκοι von λύκοι, ὄμβρος von μύρειν.

Dieser gleiche Weg führt auch zu dem Stamm des Sängernamens Ὄλυμπος. Während der olympische Göttersitz von λάμπειν benannt seyn mag, weist der gleichlautende Name des Sängers auf λύπη hin, denn er ist der Erfinder des Trauergesanges, wandte zuerst die klagende, lydische Tonart bey Erlegung des Drachen Pytho an, und seine Nomen für die Flöte nennt Suidas θρηνητικούς und Pollux Onom. IV. 10, 2 ἐπιτυμβίους. Die Verstärkung des Lippenlauts durch ein eingefügtes μ ist zu häufig und zu regelrecht, um der Rechtfertigung zu bedürfen.

Auch der Name πάμφως scheint ein Appellativum, eine Syncope und Contraction von πανομφαῖος, was bey Homer als Epitheton des Zeus sich findet.

Doch wir brechen hier ab, noch ehe wir zur Würdigung der interessantesten und inhaltsreichsten Abschnitte, namentlich zu denen über die lyrische Poesie der Aeoler und Dorier gelangt sind. In der Aussicht und mit dem Vorsatze, in einem zweyten Artikel noch nähere Nachricht von dem Inhalt und den Resultaten dieses trefflichen Werkes zu geben, begnügen wir uns dießmal, nur noch eine Bemerkung über die Form zu machen. O. Müllers frühere Arbeiten in deutscher Sprache hatten den Vorzug nicht, daß sie, wie man zu sagen pflegt, sich gut lasen. Es war in seiner Sprache etwas absonderliches, welches sich noch nicht zu einer angenehmen und fertigen Individualität des Styles abgerundet hatte, weder die rechte Einfalt noch die rechte Künstlichkeit. Besonders haben die Prolegomena zur Mythologie diesen Eindruck bey uns zurückgelassen. Um so mehr freuen wir uns der klaren und lebendigen Darstellung, die in dieser Literaturgeschichte von Anfang bis zu Ende herrscht. Während in den oben genannten Schriften das Gefühl, als Gelehrter für Gelehrte zu schreiben, ihm die Unbefangenheit geraubt zu haben scheint, so daß er glaubte, seinen Ausdruck etwas hinaufschrauben zu müssen, so erkennen wir hier den freyen Erguß einer edeln und durchgebildeten Seele, gleichsam Jünglingen gegenüber, deren Anblick oder Vorstellung den seiner Ueberlegenheit vollkommen bewußten Lehrer nur anregte und erhob, statt ihn zu beengen und zu einer steifen Grandezza zu verleiten.

L. D.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. December.

Nro. 243. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Mittheilungen über Griechenland von Christian August Brandis.

(Fortsetzung.)

In rauher Gebirgsgegend liegt dort das Städtchen Karpenißi, in der Ermangelung eines ergiebigen Ackerbaues meist auf Kleinhandel und Gewerbe beschränkt, merkwürdig als der Ort, wo Markos Bózaris den Heldentod starb. Einen angenehmen Contrast bilden dagegen mit ihrer südlich prächtigen Vegetation die Thäler des Acheloos und seiner Nebenflüsse; im ganzen Norden von Akarnanien mangelt es nicht an schönen Waldungen. Auch viele Paläokastra und Ringmauern finden sich hier. Fruchtbar, aber ungesund ist die ambrakische Seeebene, welche die Gränzlinie durchschneidet, daher die Landeigenthümer, wie so häufig in Griechenland, mehrere Stunden entfernt im Gebirge wohnen, und nur zur Saat- und Erntezeit ihre Hütten am Meere beziehen, neben welchen indeß, weil sie auch in der Zwischenzeit von den Leuten der größeren Besitzer bewohnt werden, Schiffer und Fischer sich angesiedelt haben. Karawasserá, in der Nähe bedeutender Ringmauern einer alten Stadt, wahrscheinlich von Limnäa, an einer von hohen kahlen Bergen umschlossenen Bucht des ambrakischen Meerbusens gelegen, hat sich im Verlaufe weniger Jahre durch den Handel mit den Gebirgsbewohnern und die Ausfuhr ihrer Producte aus einer armseligen Skala zu einem wohlhabenden und bevölkerten Hafenort emporgeschwungen. Aber zu bedauern ist, daß noch nicht die Austrocknung der sumpfigen Ebene von Wónitza ernstlich unternommen oder gefundes Bergwasser in die Stadt zu leiten versucht worden ist, um die Einwohner von den Fiebern zu befreyen, an denen sie drey Monate im Jahre leiden. Die Trümmer des alten Anaktorion, welche noch Leake 1809 bey Wónitza vorfand, sind seitdem von Ali Pascha, der Materialien für seine Bauten bedurfte, bis auf wenige Spuren zerstört worden.

Von hier wendet sich der Hr. Verf. in Nummer II. zu der Westküste Rumeliens, in deren nördlicher Hälfte steile Felsberge bis ans Meer treten, während in der südlichen Sümpfe den Raum zwischen Gebirg und Meer ausfüllen. Wie rauh und öde auch die Außenwände des Gebirgs erscheinen, im Innern finden sich doch allenthalben schöne Wälder und liebliche Thäler. Auffallend ist die ungemein große Zahl alter Ruinen in diesen Gebirgslandschaften, und liefert einen deutlichen Beweis von der einstigen starken Bevölkerung Akarnaniens und Aetoliens. Gegenwärtig trifft man nur im Südwesten zwey größere Orte an, Anatolikó, das auf einer kleinen Insel gelegen in der schmalen Meeresbucht gleich einer Wasserlilie zu schwimmen scheint, und Mesolongi an den seichten Lagunen zwischen den Mündungen des Acheloos und Euenos, das sich aus seiner gänzlichen Zerstörung nur sehr langsam erhebt, indem kaum der dritte Theil nothdürftig wieder hergestellt ist, wovon theils die für den Handel nicht sehr günstige Lage die Schuld tragen mag, theils aber auch die geringe Betriebsamkeit der Bewohner, welche weder von dem höchst ergiebigen Fischfang in den Lagunen, noch von der Fruchtbarkeit der weiten Ebene den Gewinn zu ziehen weiß, der aus vermehrter Thätigkeit in Kurzem hervorgehen müßte.

Bey den Ruinen des alten Kalydon im Euenosthale über den rasch dahin fließenden Strom (jetzt Fidaris) setzend, gelangt der Hr. Verf. auf dem wegen seiner Gefährlichkeit zwar sehr verrufenen, aber auch mit herrlicher Fernsicht lohnenden Pfade der schlimmen Steige (κακὴ σκάλα) an steiler Felwand hoch über dem Meere herab in die Ebene von Antirhion, und beginnt hier (Nummer III.) zuerst die Küsten des korinthischen Meerbusens mit einigen raschen Strichen zu zeichnen, dann den Weg von Naupaktos über das Gebirg nach Sálona kurz zu beschreiben. Der folgende Abschnitt giebt eine Beschreibung der östlichen Küsten Rumeliens vom Hafen Kalamáki an. Am östlichen Abhange des unwegsamen Geraniagebirgs fortlaufend führt der Weg nach Megara anfangs durch eine reizende Wildniß, dann über die skironischen Felsen 4 — 800 Fuß senkrecht über dem Meere, abermals eine schlimme Steige mit Spuren alter Wagengleise, da unter Hadrian eine breite Fahrstrasse hier angelegt war. Megara liegt eine halbe Stunde vom Meeresufer entfernt und besteht aus kleinen einstöckigen, jedoch wohlgebauten Häusern, die sich an und zwischen zwey Hügeln hinaufziehen. Wie die ganze noch immer wenig angebaute Umgegend von Eleusis, so bietet der Ort dieses Namens selbst keinen erfreulichen Anblick; es ist ein ärmliches albanesisches Dorf am Felshügel der alten Akropolis, nur für Archäologen von Interesse durch die große Zahl bedeutender Trümmer des alten Tempels und anderer Bauten. Aber freudig überrascht wird der Wanderer auf der Höhe des Passes, durch den einst der heilige Weg gieng, jetzt eine neue Kunststrasse geführt ist; denn plötzlich sieht er vor sich die lang gestreckte attische Ebene, begränzt von den Gebirgen des Parnes, des Pentelikon, des Hymettos und vom Meere, den Oelwald längs dem Kephissos, und jenseits die leuchtende Akropolis, die Hügel des Museion, des Areopag, der Pnyx, der Tempel des Theseus, zu den Füßen der Burg die neue Stadt, seitwärts den hohen Lykabettos mit seiner Felskrone. Hunderte von Bildern, sagt der Verf. mit Recht, je von verschiedenen wohl gewählten Standpunkten genommen, würden kaum hinreichen, den Zauber Athens und seiner Umgebungen, erhöht durch die keiner Kunst erreichbaren Lichtreize, vollständig zu vergegenwärtigen. Ohne der Hauptstadt eine nähere Betrachtung zu widmen, was wir sehr bedauern, wendet sich der Hr. Verf. gleich zum Piräus, an dem jetzt, während noch Referent nichts als einige wenige armselige Magazine sah, eine wohlgebaute ansehnliche Hafenstadt steht, welche nach gelungener Austrocknung der frühern Sümpfe sich einer gesündern Luft erfreut als Athen, das wegen der vorspringenden Hügel des belebenden Seewindes entbehrt. Sofort werden wir eilends an der weitern Küste des Festlandes, deren Anbau übrigens sehr langsam fortschreitet, vorbeygeführt und werfen auch auf die Insel Euböa einen nur flüchtigen Blick. Die Stadt Chalkis zählt bereits wieder 7 — 8000 Einwohner, unter ihnen auch ein Paar hundert Türken in einem besondern Viertel; doch giebt es noch wenige neuerbaute Häuser, die meisten größern sind türkisch und zeigen im Innern noch einige Spuren der vormaligen Pracht. Einige Palmen, Cypressen und Orangenbäume sind die einzigen Reste der ehemals blühenden Gärten. Zur Zeit der Belagerung durch die Türken soll die Stadt gegen 24,000 Bewaffnete dem Feinde entgegen gestellt haben, gegenwärtig erreicht die Bevölkerung der ganzen Insel kaum diese Zahl, obwohl sie mit ihren reichen Wäldern, ihren beträchtlichen Braunkohlenlagern, ihrem Reichthum an Eisen, ihren fruchtbaren Thälern leicht mehr als zehnmal so viel ernähren könnte. Das Innere der Insel hat der Verf. nicht gesehen, weßhalb er sich darauf beschränken muß, anzumerken, was auf der weitern Küstenreise von der westlichen und nördlichen Küste Euböas in den Gesichtskreis fällt. Er nimmt seinen Weg wieder auf dem Festlande bald etwas mehr landeinwärts, bald am Ufer hin und gelangt vor manchen alten Ruinen vorbey durch meist unbebautes Land zu dem Ende seiner rumelischen Gränzwanderung, zu den Pässen der Thermopylen, die durch Anschwemmungen zu einem mehr als eine Stunde breiten Vorlande erweitert sind. Alle vier Flüsse, die sich nach Herodot in den sinus maliacus ergossen, finden sich noch jetzt, haben aber ihren Lauf und die Ebene verändert und dieselbe so erweitert, daß die Pässe als solche nicht mehr vorhanden sind, wenn auch ihre Lage unverkennbar ist. Der Weg nach Lamia führt im Sommer durch die neu entstandene Marschebene eine halbe Meile

und mehr von den Bergen entfernt, deren Abhänge reich bewachsen sind. Nicht weit von den Schwefelquellen sind zwey bewaldete Höhen, auf deren einer nach der Aussage der Eingebornen viele Gebeine gefunden werden, die man mit Ehrfurcht als die der Spartaner betrachtet.

Hierauf folgen allgemeine vergleichende Bemerkungen, die uns interessant genug scheinen, um sie hier im Auszuge mitzutheilen. Die Ostseite Rumeliens, sagt der Hr. Verf., unter gleichem Himmelsstrich wie die westliche und gleich bergig wie sie, unterscheidet sich wesentlich von ihr rücksichtlich des Klimas, der Bodenerzeugnisse so wie der Handelsverhältnisse. Nur der nördliche Theil des Ostens wird von einem nicht unbedeutenden Fluß, dem Sperchios, und seinen Nebenflüßchen bewässert; von da bis Kap Sunium gehen kaum namhafte Bäche ins Meer. Daher, wenn auch nicht lediglich daher, die Trockenheit der Luft an der Ostküste. In Attika vergehen oft vier bis fünf Monate ohne Regen, während er in den Umgegenden von Mesolongi, im Acheloosthale, auch in der kopaischen Seeebene Böotiens eben nicht selten ist. Der größere Theil des Ostens, nicht bloß Attika, hat eine dünne Erdlage und auf verschiedenen Kalkgebirgen ist alles Erdreich weggespült. Vorherrschend sind Bäume und Gesträuche, die nicht tief wurzeln, wie die Meerpinie, die Zwergeiche, der Erdbeerbaum, die griechische Ceder, der Johannisbrodbaum, an feuchten Orten die schwarze und weiße Pappel, herrliche Platanen und eine Fülle von Oleander; auf den Höhen und in den Fluren die mannichfaltigsten Arten von aromatischen Kräutern und Blumen, vorzüglich auf dem Hymettos und Pentelikon, woher der vortreffliche Honig. Wie schon in alten Zeiten, wird noch jetzt in Attika sehr wenig Weizen, aber viel Gerste gebaut (die Erndte beginnt gewöhnlich Ende May oder Anfang Juny), und zwar gedeiht die Gerste auf Bergabhängen und Feldern, die mit Steinen ganz bedeckt sind, was eben dem Boden seine spärliche Feuchtigkeit bewahrt. Weizen, Reis und Baumwolle gedeihen besonders gut in Böotien. Für den Weinbau zeigt der Grieche entschiedene Vorliebe, so daß gegenwärtig die Rebenpflanzungen vielleicht ausgedehnter sind, als sie vor dem Kriege waren, und bearbeitet den Boden zu diesem Behufe auf eine sehr sorgfältige und den klimatischen Verhältnissen ganz angemessene Weise. Oel- und Maulbeerpflanzungen, die freylich für Griechenland wichtiger seyn würden, sind schwerlich schon zur Hälfte hergestellt. Der Oelbaum findet sich in größter Schönheit, steht an Charakter und Mannichfaltigkeit kaum der Eiche nach, und übertrifft bey weitem seine Stammgenossen in Italien. In den neu errichteten Fabriken zu Sparta, Kalamata und Andros spinnt man Seide, welche der italienischen nicht nachsteht. Gartenkultur findet man mit Ausnahme der Inseln und weniger Striche auf dem festen Lande nur in Städten; die Bewohner der Dörfer bauen oft nicht einmal ihre Zwiebeln und Wassermelonen selber. In der Nähe von Athen giebt es viele Gemüse- und Fruchtgärten, in denen die Ueppigkeit der Vegetation, die Pracht der Feigen, Mandeln und Granaten, Rosen und Levkojen den Mangel einer kunstvollen Anlage ersetzt. Die Triebkraft des Bodens scheint unerschöpflich zu seyn, sobald er feucht erhalten wird, und unglaublich ist die Schnelligkeit, mit der er die verschiedenartigsten Gewächse empor treibt. Der attische Sommer, meint der Verf., entspreche der griechischen Bezeichnung καλοκαίρι (schöne Zeit) sehr wenig; wenn zu Anfang July Alles verdorre, die Temperatur Monate hindurch im Schatten auf 25 — 27° R. sich halte, und abwechselnd der brennende Nordwind oder der ermattende Südwestwind wehe, habe er der schönen Sommerzeit sich nicht freuen können. Doch räumt er ein, daß die heiße Jahreszeit an höher gelegenen Orten, wie Kephissiá, oder am Meeresufer sehr erträglich, und die laue Sommernacht in ganz Attika überaus erquicklich sey, ohne allen nachtheiligen Thau, ohne zu großen und raschen Wechsel der Temperatur. Die Atmosphäre ist dann Nachts reiner als am Tage, und bey hellem Mondschein sieht man die Umrisse der Berge oft deutlicher, als durch den leichten Nebelflor, der am schwülen Tage den Horizont umhüllt. Gewöhnlich dauert der attische Sommer bis in die zweyte Hälfte des Septembers; die Hitze erreicht den höchsten Grad in den letzten Wochen des Augusts oder in den ersten des Septembers und weicht in der Regel erst einem heftigen Gewitterschauer, worauf sich die ganze Natur neu

belebt. Die Zeit der Gewitter fällt in den ersten Frühling und den Herbst, und im Sommer treten dafür häufig Wetterleuchten und andere elektrische Lufterscheinungen in den mannichfachsten Gestalten ein.

Von dem Peloponnes hat der Hr. Verf. nur die argolische Halbinsel genauer ins Auge gefaßt, von welcher in der nächstfolgenden Nummer gehandelt wird. Sodann wieder nach Rumelien zurückkehrend zeigt er in einem belehrenden Aufsatz den Zusammenhang und die Verzweigung der Gebirge des Festlandes von Hellas, und fügt hierauf noch Einiges über das Innere von Attika, Böotien, Phokis und Aetolien hinzu. Auf der unter IX. beschriebenen Inselfahrt besuchte er Zea (Keos), Thermiá (Kythnos), Andros, Tinos, Delos und Syra, hielt sich aber nur auf Andros länger auf, weßhalb er von dieser Insel mit einiger Ausführlichkeit spricht. Beym Einfahren in den Hafen von Korthi an der Ostseite der Insel fand er alle seine Erwartungen weit übertroffen, als er einen freundlichen Kreis zweystöckiger Häuser an der kleinen Bucht, ein mit Wein, Maulbeeren, Orangen, Feigen und Cypressen dicht besetztes langes Thal mit eben so reich bepflanzten Nebenschluchten, eingeschlossen von steilen Schiefer-Felswänden, und aus dem Grün hervorragende Dörfer mit wohlgebauten Häusern, oft von thurmähnlichen Flügeln flankirt, vor sich erblickte. Auch im Innern sind diese Wohnungen häufig wohl eingerichtet; in allen finden sich zum Behuf der Seidenzucht, des ersten Erwerbszweiges der Insel, große Hallen, die bey den Reicheren mit Cypressengebälk von schönstem Braun gedeckt sind, wie denn bey solchen auch Thüren und Fensterläden aus dem sehr dauerhaften und wohlriechenden Cypressenholze verfertigt sind. In dem durch seine reizende Lage wie durch seine Wohlhabenheit ausgezeichneten Aidoniá, dem Nachtigallenorte, wo sich der Hr. Verf. wie überall der freundlichsten Aufnahme erfreute, bestehen zwey Unterrichtsanstalten, eine Elementarschule des gegenseitigen Unterrichts und eine hellenische, welche von zwey ehemaligen Mönchen gebaut und mit dem Nöthigsten versehen worden ist. Die eigenthümlichste Anstalt aber, die man sehen kann, liegt außerhalb des jetzigen Hauptortes der Insel auf dem höchsten Punkte des Hügels, worauf das Städtchen (Andros) selbst erbaut ist. Es ist dieß das ursprünglich zur Erziehung von Waisen bestimmte, nun zu einer allgemeinen Bildungsanstalt gewordene Institut des Theophilos Kairis, der, ehemals Mönch in einem Kloster auf Andros, nachher Jahre lang Lehrer in Kydoniá an der kleinasiatischen Küste, im Freyheitskriege tapferer Kämpfer und bey mehreren Nationalversammlungen Vertreter der Insel, zuletzt den Entschluß faßte, eine Erziehungsanstalt zu gründen, und zu diesem Zwecke Reisen unternahm und zu Beyträgen aufforderte. Da von dieser Anstalt in der jüngsten Zeit auch in öffentlichen Blättern die Rede war, indem sie durch einen Spruch der heiligen Synode vorläufig geschlossen worden ist, so führen wir an, was der Herr Verfasser über sie und ihren Gründer berichtet.

Es gehören ihr nämlich drey größere und mehrere kleinere Gebäude an, alle vom Ertrage freywilliger Beyträge aufgeführt, die ihr Urheber in Griechenland, Frankreich, Holland u. a. gesammelt. Das größte jener Gebäude enthält an den Seitenwänden gegen 112 kajütenähnliche kleine Schlafzimmer, 8 bis 9 Fuß im Quadrat, je zwey übereinander, und in der Mitte einen breiten langen, durch beyde Stockwerke gehenden oder vielmehr bis zur Höhe des Daches reichenden Gang, nebst einer Anzahl gleich hoher Quergänge, und in ihnen alle für die Arbeiten und für die Mahlzeiten der Zöglinge nöthigen Tische. In einem zweyten kleinern, zwischen dem ersten und dritten gelegenen Gebäude finden sich die Sammlungen von Büchern, physikalischen Instrumenten und Naturalien; im dritten ein weit über 300 Personen fassender Hörsaal.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. December.

Nro. 244. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Mittheilungen über Griechenland von Christian August Brandis.

(Schluß).

Weit über 200 Zuhörer von 12 bis 60 Jahren sah ich in ihm versammelt, unter ihnen mehr wie (als) 20 Geistliche, und hörte drey Stunden lang Vorträge Kairis' über Stücke einer altgriechischen Chrestomathie (die goldenen Sprüche des Pythagoras wurden erklärt), über Sternkunde und über die Lehre vom Licht; in gleichem Maaße angezogen durch den klaren, belebten, eindringlichen Vortrag und durch die lebendige Theilnahme, mit der er so sichtlich von einem großen Theile der Zuhörer aufgefaßt ward. Wenn Kairis in Folge der Wunden, die er im Befreyungskriege erhalten, leidend war, hielt er täglich nur drey Stunden Vorträge, diese jedoch auch ohne alle Unterbrechung; fühlte er sich wohler, vier bis fünf. In seiner Jugend hat er auf italienischen Universitäten und in Paris vorzüglich mit philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien sich beschäftigt, ist aber auch den historisch-philologischen Disciplinen nicht fremd geblieben, und wohl im Stande, über diese verschiedenen Gebiete, wenn auch nicht in die Einzelheiten gründlich eingehende, so doch sehr anregend einleitende Vorträge zu halten, und mehr noch wie sie wirkte die Begeisterung, mit der er lernte und lehrte, und der reine gute Wille, der sich in seinem ganzen Wirken aussprach. Alleiniger Vorsteher und Lehrer seiner Anstalt, war er von Morgens früh bis Abends spät unter seinen damals 96 Zöglingen, begann mit ihnen den Tag durch gemeinschaftliche Andacht, frühstückte mit Brod und Wasser, aß Reihe um an einem ihrer Tische zu Mittag, schlief gleich wie sie auf hartem Lager in einem der Kämmerchen, wollte von ihnen nur Bruder genannt werden, sie nur durch Liebe und Erweckung ihres bessern Ich leiten, — Erziehungsmittel, mit denen er auszureichen vermochte, weil die Ehrfurcht, von der Alle sich für ihn durchdrungen fühlten, die wilden Triebe in Schranken hielt. Bedienung hatte das Institut nur für die Bereitung der Speisen und fürs Waschen; alle übrigen Dienstleistungen, Verfertigen der Kleider, Bügeln u. s. w. mit einbegriffen, hatten die Zöglinge unter sich vertheilt. Ihre Kleidung war, wie sie auf einigen griechischen Reliefs vorkommt, den Kitteln unserer deutschen Knaben nicht unähnlich. Den Elementarunterricht der jüngern Knaben hatten die älteren zu besorgen. Außer den älteren unter den Zöglingen (die größtentheils gar nicht, die anderen nach Vermögen, immer noch wenig genug zahlten) nahmen an den Vorträgen weit über 100 Jünglinge und Männer Theil, die zu diesem Zweck nicht nur aus allen Ortschaften der Insel und selbst aus den Klöstern, sondern auch von andern Inseln und vom Festlande herbeykamen und in dem Städtchen sich einmietheten. Sie kamen und giengen, nach ihrem Dafürhalten, zahlten nicht und wurden nicht in Listen eingetragen. Der Donnerstag war zu Fragen und Unterredungen bestimmt, an denen wiederum auch jene freyen Zuhörer, so viel inneres Bedürfniß sie trieb, Theil nahmen. Gehalt von der Regierung

hat Kairis nicht annehmen wollen; von Gaben nahm er, was ihm von freyen Stücken geboten ward. Obgleich er Morgens oft nicht wisse, äußerte er mir, wie er den Tag über seine Waisen sättigen wolle, nie habe es an Hülfe gefehlt, wenn Noth an Mann getreten. — Mag immerhin ein solches Institut die gründliche Vorbildung eines wohl besetzten und wohl geleiteten Gymnasiums zu gewähren nicht im Stande seyn, mag der Unterricht desselben lücken- und mangelhaft bleiben, mag das ihm zu Grunde liegende Princip der Erziehung, unter anderen Verhältnissen und von einer weniger reinen und uneigennützigen Persönlichkeit angewendet, nicht zu rechtfertigen seyn, dennoch hat die Anstalt viel, sehr viel gewirkt durch Belebung des Sinnes für das reine uneigennützige Gute, durch Erweckung wahrer Liebe zum Wissen, durch Anleitung zum Studium. Schwerlich wird das durch die Eigenthümlichkeit Kairis' so ganz bedingte Institut ihn und sein beklagenswerthes Schicksal überleben, aber inzwischen Bedürfniß und Sinn für gründliche Belehrung in Gegenden geweckt haben, in denen sich früher so wenig davon fand, und wohl möchte es zu einer den demnächstigen Verhältnissen angemessenen Lehr- und Erziehungsanstalt sich umbilden lassen. Ich halte nicht viel von Uebertragung großer Namen der Vorzeit auf Persönlichkeiten unsers Zeitalters, ließ mir es aber wohl gefallen, wenn die Schüler und Zöglinge dieser Anstalt den Lehrer ihren Sokrates nannten; in selbstvergessener Liebe zum Guten und zum Wissen mag er dem alten Weisen wohl zu vergleichen seyn."

In dem Dorfe Ménides, das in einem der anmuthigsten Thäler der Insel zwischen Bäumen halb versteckt liegt, besuchte der Hr. Verf. die kleine Kirche des hl. Dionysius, in welcher eine reiche, den üppigst bewachsenen Felsen, auf dem sie liegt, hinabrieselnde Quelle entspringt, und von der die Tradition erzählt, sie stehe an der Stelle des von den Alten erwähnten Tempels des Dionysos mit jener wunderbaren Quelle, die zu bestimmten Zeiten in Wein sich verwandelt haben soll. Von der alten Hauptstadt der Insel haben sich noch bedeutende Mauerstücke, Substructionen von Tempeln und andere Trümmer erhalten, und es ist augenscheinlich, daß sie einen sehr beträchtlichen Umfang hatte, so wie auch ihre Lage auf einem breiten, terrassenförmig ansteigenden Bergrücken über einer weiten Bucht an der Westküste höchst angenehm war. Noch jetzt herrscht rings um die verlassene Stätte die üppigste Vegetation, obwohl die westlichen Thalschluchten in Folge der früher so häufigen Ueberfälle durch Seeräuber von Euböa weniger angebaut wurden, als die nach dem Osten zu. Die zwey albanesischen Demarchien der Insel lernte der Herr Verfasser nicht kennen; sie sind aber viel ärmer und weniger angebaut, als die beyden griechischen, und von den 15 — 16,000 Einwohnern, welche die Insel zählt, soll ihnen kaum ein Drittel angehören. Merkwürdig ist, daß die Griechen auf der Insel durchaus nicht in die Verhältnisse der Dienstbarkeit treten, und alle Dienstboten, sowohl bey dem einen als bey dem anderen Theile, Albanesen sind.

Den Schluß dieser Reiseskizzen machen Wanderungen in Attika. Diese Bruchstücke aus den Briefen Zweyer, wie sie in der Ueberschrift bezeichnet werden, lesen sich zum größten Theil angenehmer als die vorhergehenden Abschnitte, die nur zu häufig an schwerfälligen, den Leser ermüdenden Perioden leiden. Frisch und anziehend haben wir besonders die Schilderung von Kephissiá, dem herrlichen Sommeraufenthalt, wo der Hr. Verf. einen schönen Monat hindurch an dem kühlen reinen Bergwasser, an den grünen Bäumen, an den Blüthen und Blumen jeder Art, und an dem Schlage zahlloser Nachtigallen sich labte, und die eines ländlichen Festes bey dem Kloster Pentéli gefunden, wobey es uns freute, auch hier das bestätigt zu sehen, was in unsern Beyträgen zur Kenntniß Griechenlands (Ansbach 1839) über die Mäßigung des Volkes im Genuß des Vergnügens, über seine naive Art und sein freundliches Benehmen gegen Fremde hin und wieder bemerkt worden ist.

Der zweyte Theil dieser Mittheilungen ist historisch, d. h. er gibt eine Zusammenstellung dessen, was in neugriechischen Berichten über die Begebenheiten des Freyheitskrieges zur Aufhellung dieser Geschichte von Belang sich findet, ohne auf eine

gleichmäßige Darstellung Anspruch zu machen, vielmehr, je nachdem die Quellen fließen, verbreitet er sich bald mit größerer Ausführlichkeit, wie über die Anfänge des Kampfes, die Anstrengungen der Sulioten, die Verhandlungen in den Nationalversammlungen, bald ist er dürftiger, wie in Betreff der ruhmvollen Thaten der Seemänner, die vielleicht das Meiste zum Gelingen des Aufstandes beygetragen haben. Wir können aber nicht umhin zu bekennen, daß wir nicht wohl begreifen, in welchem Zusammenhang dieser Theil mit dem Zwecke, den der Hr. Verf. bey der Herausgabe seiner Mittheilungen vor Augen hatte, und den wir oben im Eingange unserer Anzeige berührt haben, stehe, und warum, wenn einmal zur Geschichte des Krieges ein Beytrag geliefert werden sollte, dieses nicht lieber in einem besondern Werke geschah, was sowohl für die Käufer dieses Buches als auch für diejenigen, welche an jener Geschichte ein besonderes Interesse nehmen, weit vortheilhafter gewesen wäre. Uebrigens hat man gewiß die wichtigsten Aufschlüsse über Verhältnisse und Personen jener denkwürdigen Epoche von einem der ersten und einflußreichsten Theilnehmer am Befreyungswerke noch zu erwarten, wenn anders Alexander Mawrokordatos zur Ausarbeitung seiner Memoiren, die er wenigstens früher, wie Ref. aus seinem Munde weiß, beabsichtigte, die nöthige Muße findet.

Wir wenden uns nun zu dem letzten Theile des vorliegenden Werkes, in welchem von den Bewohnern des Königreichs und ihrem Charakter, von den Bildungsanstalten und der Literatur, von den bürgerlichen und kirchlichen Verhältnissen gesprochen wird. Was die Elemente betrifft, aus denen die heutige Bevölkerung Griechenlands hauptsächlich besteht, so fällt es dem Hrn. Verf., wie natürlich, nicht ein, ihre Zusammensetzung aus zwey, obschon jetzt einen Namen führenden, doch in Bau und Gesichtsbildung, in Sitte und Sprache durchaus verschiedenen Volksstämmen, Albanesen und Griechen, zu läugnen; er erklärt sich aber in Betreff der letzteren vorzüglich aus sprachlichen Gründen entschieden gegen Fallmerayers Annahme von dem völligen Untergange der Hellenen, wenn er auch zugesteht, daß die größere Mehrzahl der alten Bewohner durch die Slaven vertilgt worden seyn mag. Den Albanesen läßt er alle Gerechtigkeit widerfahren und erkennt ihre hohen Verdienste um die Befreyung des gemeinsamen Vaterlands und ihre dadurch erworbenen Ansprüche auf das volle griechische Bürgerrecht gebührend an. Gegen den Vorwurf der Trägheit, der den albanesischen Arbeitern gemacht zu werden pflegt, nimmt er diese in Schutz, eher möchte er sie für starrsinnig, jedenfalls für weniger betriebsam und gewandt als die Griechen halten. In Bezug auf den griechischen Volkscharakter wird zwar nicht verhehlt, daß in Folge der frühern Drangsale schlimme Gewöhnungen entstanden und sich fortgepflanzt haben, aber zugleich auch die feste Ueberzeugung ausgesprochen, daß diese Uebel keineswegs über die ganze Nation verbreitet, keine Grundübel sind, und mehr und mehr verschwinden werden, eine Ueberzeugung, die sich auf das Daseyn von Tugenden und Gesinnungen stützt, welche mit tiefem Sittenverderben unvereinbar sind. Ueber die raschen Fortschritte der geistigen Entwickelung des Volks und über den Zustand des öffentlichen Unterrichts enthalten wir uns hier jeder Bemerkung, da erst vor Kurzem ein ausführlicher Bericht über diesen Gegenstand aus der besten Quelle durch die Zeitungen veröffentlicht worden ist.

Den meisten Raum nehmen in diesem Theile Bemerkungen über die neugriechische Literatur ein, oder vielmehr Auszüge aus einigen der bedeutenderen Producte der neugriechischen Poesie mit hinzugefügter kurzer Beurtheilung, vorerst aus dem Erotókritos, einem im kretischen Dialekt abgefaßten romantischen Epos aus dem 16. Jahrhundert, das

gern gelesen und selbst in jüngster Zeit wieder abgedruckt wurde, sodann aus den größeren Dichtungen der beyden Sutzos, der hervorragendsten unter den jetzigen griechischen Dichtern, den Dramen des Panagiotis S.: der Wanderer und Messias, und seinem Roman: Leander, und aus des Alexander S. romantischem Epos: der Umherirrende, und dessen Roman: der Verbannte. Der dichterische Charakter beyder Brüder wird, nach unserm Dafürhalten, treffend folgendermassen dargestellt:

„Bey Beyden erscheint die Welt als Spiegelbild ihrer eigenthümlichen Empfindungsweise, gefärbt mit den Tinten der Leidenschaft. Dieses Bild durch einen reichen Wechsel der Formen und Gestalten zu beleben, so daß der Hörer oder Leser es leicht und gern in sich aufnimmt, ist ihre Phantasie in hohem Grade erfindsam. ja nicht selten schöpferisch. Aber in der Auffassung und Darstellung der Welt der Dinge und Wesen über die bloße Beziehung derselben zu ihrer Empfindung sich zu erheben, die Dinge und Wesen an sich und ihre Verhältnisse unter einander zu ergreifen und zu beleben, dazu fehlt ihnen das Organ, oder seine Ausbildung ist von der in ihnen vorwaltenden Ichheit und Selbheit verwahrlost worden. Daher denn ihre Dichtungen, gleichwie der alte Erotokritos, fast ausschließlich lyrisch und zwar subjectiv lyrisch sind. Eben darum ist die Charakterzeichnung, Anordnung und Entwickelung in ihren größeren Dichtungen, verglichen mit den glänzenden und ergreifenden Darstellungen der Empfindungen, schwach, und schwächer noch bey Alexander wie (als) bey Panagiotis. Eben darum fehlt dem Kreise ihrer Anschauungen, ihrer Kenntniß von der Natur, wie vom Leben und der Geschichte, ein ihrem poetischen Bildungsvermögen angemessener Umfang, und wiederum bey Alexander noch mehr wie bey Panagiotis. Liebe zur Freyheit und zum Vaterlande sind die beyden Musen, die, in Gemeinschaft mit Frauenliebe, sie begeistern; und doch scheint ihre Kenntniß von der Geschichte ihres Vaterlandes, von der Entwicklung und von den Formen der Freyheit, eine weder nur einigermassen tief eingehende noch umfassende zu seyn. — Die Schranken des bloßen Pathos und der Subjectivität zu durchbrechen, die Welt der Dinge treu und unbefangen in sich aufzunehmen und ebenso sie wiederzugeben, das können, das sollen die neugriechischen Dichter von Homer, Pindar, Aeschylus, Sophokles, Aristophanes und den andern großen Sängern des hellenischen Alterthums lernen. Gerade was diese am meisten auszeichnet und zu Mustern für alle folgende Zeitalter erhoben hat, wird bey jenen am schmerzlichsten vermißt und ihre glänzenden Seiten gehören ganz der neuern Zeit an, sind durchaus modern. Die Brüder Sutzos stehen, ohne im Entferntesten Nachahmer zu seyn, Lamartine, Victor Hugo und einigen andern Dichtern unsrer Zeit ungleich näher wie irgend einem Dichter des Alterthums.“

Von der wissenschaftlichen neugriechischen Literatur läßt sich, etwa mit Ausnahme der Historie, kaum noch mehr sagen, als daß sie sich zur Zeit auf Uebertragungen und Bearbeitungen ausländischer Lehr- und Handbücher beschränkt und wohl noch eine Weile zu beschränken haben wird. Seit 1840 erscheint in Athen eine wissenschaftliche Zeitschrift, die aber leider den Weg nach Deutschland nicht zu finden scheint, wenigstens uns trotz unserer Bemühungen noch nicht zugekommen ist.

Die beyden letzten Abschnitte, die von der Kirche und dem religiösen Zustande des Volkes und von der Entwickelung des Staatslebens seit dem Walten der königlichen Regierung handeln, machen einen würdigen Schluß des Werkes und legen Zeugniß ab von der Unbefangenheit, Unpartheylichkeit und ehrenwerthen Gesinnung des Hrn. Verfassers, dessen wohl begründete Hoffnungen auf eine schöne Zukunft Griechenlands wir mit getroster Zuversicht theilen.

Gottfried Herold.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. December.

Nro. 245. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

L. Annaei Senecae opera. Ad libros manuscriptos et impressos recensuit, commentarios criticos subiecit, disputationes et indicem addidit Carolus Rudolphus Fickert. Volumen primum, continet epistulas morales. Lipsiae sumptibus librariae Weidmannianae. MDCCCXLII. XXXIV u. 737 S. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

L. Annaei Senecae ad Lucilium epistularum moralium *) libri XX. Ad libros manuscriptos et impressos recensuit, commentarios criticos subiecit C. R. Fickert.

Wie im Mittelalter, so wurde auch nach Erfindung der Buchdruckerkunst außer Cicero kaum ein römischer Schriftsteller häufiger gelesen und mehr verehrt, als Seneca; Ausgaben drängten sich auf Ausgaben, die namhaftesten Philologen widmeten ihm ihre Kräfte; demungeachtet wurde der Text seiner Werke der ursprünglichen Gestalt nicht um Bedeutendes näher gebracht. In unserer Zeit ist die unbegränzte Werthschätzung desselben einer strengeren Betrachtung gewichen; ja man gefällt sich sogar vorzugsweise in der Hervorhebung seiner Schattenseiten, so daß, wenn auch die in einem neueren Werke enthaltenen Angriffe eine eigene Vertheidigungsschrift hervorriefen, doch ein höchst achtbarer Gelehrter vor einer zahlreichen Versammlung deutscher Philologen *), ohne Widerspruch zu finden, einen Vortrag „über Seneca's Stellung zu seinem Zeitalter“ halten konnte, dessen Inhalt er am Schlusse in die Worte zusammen faßte:

„Die Völker des Alterthums sind durch die Freyheit groß geworden, dadurch ist ihre Eigenthümlichkeit begründet, das ist ihr Stolz, das ist ihr ewiger Ruhm. Von diesem Geiste erfüllt hat noch in späteren Zeiten Tacitus sich zur Höhe republicanischer Gesinnung empor geschwungen, und in Wort und That die Herrlichkeit des alten Roms bewährt. Die Verläugnung dieser Wahrheit hat an Seneca furchtbar sich gerächt. An Kenntnissen, Geist und Wissen moch-

*) Die etwas auffallende Schreibung des Wortes epistula beruht auf dem in der Vorrede ausgesprochenen Grundsatze: Nec scriptorem veterem edituro id spectandum est, quomodo ex sua quodque origine sit vocabulum scribendum, sed quae fuerit scriptoris consuetudo, und sie wird allerdings, wie auch das in den gewöhnlichen Ausgaben fehlende, von Schweighäuser aber bereits aufgenommene Beywort morales, durch die beßten Handschriften bestätigt. Uebrigens ist dieser für die Orthographie aufgestellte Grundsatz nicht überall mit gleicher Strenge durchgeführt.

*) Vgl. Verhandlungen der zweyten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Mannheim 1839. S. 46 — 54, und: Ehrenrettung des L. Annäus Seneca gegen die Angriffe Carl Hoffmeisters, zwey Programme des Conrectors Volquardsen in Hadersleben 1838 und 1839.

ten ihn Wenige übertreffen, an Gesinnung und Charakter stand er nicht über seiner Zeit. Darum trotz des Glanzes seiner Rede, trotz der psychologischen Schärfe, trotz des düstern Pathos seiner stoischen Lehre wird er auf gesunde Gemüther keinen tiefen Einfluß äußern, durch die Form der Rede kann er höchstens verderblich wirken. Vorzüglich haben die Franzosen ihn bewundert, auf deren heutige Geistesrichtung das Studium des Seneca befruchtend wirken könnte. Doch unser deutsches Vaterland mag den Geist des Alterthums aus reinerem Quelle schöpfen, damit der Genius deutscher Geistesbildung, Würde der Gesinnung, Geisteskraft und Tiefe, fortan sich bewähren möge."

Und dennoch ist eben in dieser Zeit, und gerade in Deutschland, von verschiedenen Seiten her das Bedürfniß laut geworden, die Werke Seneca's zu ihrer wahren Gestalt zurückzuführen; und es hat dasselbe auch die geeignete Abhülfe gefunden.

Ueber die Veranlassung, die ihn zur Herausgabe des Seneca bewog, hat sich Herr Fickert in dem im Jahre 1839 gerade zu der Zeit, wo jener Vortrag gehalten wurde, erschienenen Programme der königl. preußischen Landesschule Pforta: „Prolegomena in novam operum L. Annaei Senecae philosophi editionem" dahin ausgesprochen: „Cum ad Tacitum explicandum unde quid auxilii nanciscerer, olim circumspicerem, inter alios scriptores eius fere aequales delatus sum ad Lucium Annaeum Senecam philosophum, ex cuius libris paucos ante mihi perlectos fuisse fateor. Primum Taciti gratia collocavi in Seneca operam, mox ipsius gravitas et virtutis studium adeo me tenuit, ut lectionem retractarem ac quasi habitare inciperem in eius scriptis. Tum facile inter legendum perspexi, quod ferebatur, multa adhuc in iis esse, quae aut emendationem desiderarent aut explicationem" etc.

Dieß steht mit der oben angeführten Ansicht geradezu in Widerspruch. Während dort Tacitus als Repräsentant der entschwundenen Größe des alten Roms dem Seneca als dem Sohne eines verknechteten Zeitalters gegenüber gestellt wird, finden wir hier, wie den Erklärer des Tacitus die Lesung des Seneca zu diesem hinüber zieht. Soll dieß aus einem undeutschen Sinne und einem durchaus verdorbenen Geschmacke erklärt werden? Ein solches Urtheil kann Referent am allerwenigsten aussprechen, da er anderswo bereits öffentlich erklärt hat, daß, wenn ihm Herr Fickert nicht zuvorgekommen wäre, er die Herausgabe der Werke Seneca's unternommen haben würde; es möchte aber überhaupt wohl nicht zu rechtfertigen seyn. Wird doch in der oben angeführten Stelle selbst dem Seneca psychologische Schärfe, so wie Kenntnisse, Geist und Wissen, nicht abgesprochen und ihm in jenem Vortrage außerdem ein lebhaftes, alles Hohe und Heilige leicht ergreifendes Gemüth zuerkannt, und zugegeben, daß seine Schriften viel Ueberraschendes, Blendendes, Anziehendes, selbst Ergreifendes enthalten! Indessen das ist die Hauptfrage, ob sich so viele Jahrhunderte in diesem Manne so getäuscht haben, daß wirklich seine Gesinnung und sein Charakter sich gar nicht über seine Zeit erhob? So viel läßt sich zugeben, daß Seneca, mit Tacitus verglichen, mehr in die Wirren seiner Zeit verwickelt war, daß er nicht den großartigen Charakter, wie jener, besaß, der ganz in der Erinnerung der früheren Größe der Römer lebte; daß seine Werke im Ganzen den Eindruck nicht hinterlassen, der sich bey der Lesung eines Taciteischen Werkes nicht verläugnen läßt; aber, wenn er auch in mancher Beziehung tiefer steht, als jener, so wird dadurch die Versetzung desselben in das andere Extrem noch nicht gerechtfertigt. Wer möchte behaupten, daß die sittliche Richtung in seinen Werken eitle Heucheley sey? Und ist dieses nicht der Fall, liegt nicht etwas Edles in dem Streben, sich herauszuarbeiten aus dem Pfuhle einer im Luxus stagnirenden Zeit und sich zu erheben über den Wechsel der menschlichen Schicksale, einem Streben, dessen Redlichkeit er durch seinen heldenmüthigen Tod verbürgte? Und eben dieses ist es, was bey Seneca anzieht, was die Lesung seiner Schriften belehrend und erhebend macht, wenn gleich nicht in Abrede zu stellen ist, daß die Form derselben gar Vieles zu wünschen übrig läßt.

Wollen wir übrigens die Beweggründe, durch

welche Herr Fickert zu einer anhaltenden Beschäftigung mit Seneca hingeleitet wurde, recht beurtheilen, so müssen wir noch das zweyte Moment in's Auge fassen, das in seinen oben angeführten Worten ausgesprochen ist, nämlich, daß er Vieles in demselben einer gründlichen Erklärung bedürftig und den Text desselben vielfach verdorben fand, so daß namentlich für die Kritik eine nicht unbedeutende Aernte zu hoffen war, die nur des Schnitters zu warten schien.

Das Verderbniß des Textes in den Werken des Seneca läßt sich aber keineswegs abläugnen, und sie kann uns, wenn wir auf die Eigenthümlichkeit und auf die Schicksale derselben sehen, nicht befremden. Daß durch häufiges Abschreiben die Texte der alten Schriftsteller nur verschlechtert wurden, und daß gerade von denen, welche in den früheren Zeiten am häufigsten gelesen wurden, von den alten Handschriften, in Folge der Abnutzung derselben durch den Gebrauch, nur wenige uns erhalten wurden, ist im Allgemeinen leicht erklärlich; bey Seneca tritt es aber an vielen Stellen deutlich hervor, daß seine Schreibart selbst die Verderbniß begünstigte, theils wegen der vielen weniger bekannten Ausdrücke, welche von den Abschreibern leicht mit andern vertauscht oder entstellt wurden, theils wegen der kurzen, häufig der Verbindungspartikeln entbehrenden Sätze, die bey der spärlichen Interpunction des Alterthums dem Irrthum Thür und Thor öffneten, wie wegen seiner raschen Uebergänge, welche nur dem zu folgen gestatten, der auf den Gedankengang genau Acht hat. Daß aber auch die Gelehrten, welche früher die Ausgaben des Seneca besorgten, nicht das leisteten, was eine gesunde Kritik erheischt, hat vorzüglich darin seinen Grund, daß es ihnen bey dem Schriftsteller, dessen Gedanken sie bewunderten und möglichst verbreitet wünschten, mehr um die Lesbarkeit des Textes, als um die ächten Worte des Seneca zu thun war, und daß sie, wenn sie ja Handschriften zu Hülfe nahmen, dieses nicht durchgreifend genug thaten, um die rechte Einsicht in die Verdorbenheit des Textes, den sie vor sich hatten, zu gewinnen, indem sie nur wenige, und diese meist nur an einzelnen Stellen zu Rathe zogen, und, wo sie eine Abweichung

boten, die nicht ohne Weiteres zu passen schien, dieselbe entweder unbeachtet liegen ließen, oder durch allzufreye Conjectur so veränderten, daß sie jedenfalls nichts Richtigeres in den Text einsetzten, als sie vorgefunden hatten. Namentlich war dieß bey Muret der Fall, über dessen Bearbeitung schon Gruter nicht günstig urtheilte, Lipsius aber in seiner introductio lectoris sagt: Bona et laudabilia multa sunt: unum non attollas, imo non toleres, quod fidenter nimis saepe contra libros rescribit et Senecam non eorum fide, sed suo sensu facit loquentem. Ah, apage, et honos sit scriptoribus priscis, et religio etiam scripturae priscae: a qua si cum libuit abimus, quid puri aut germani mox erit? Indessen wurde von Lipsius so wenig als von den andern auf Muret folgenden Herausgebern diesem Unwesen kräftig genug gesteuert. Der erste, der ihm fest und beharrlich entgegen trat, war Schweighäuser in seiner 1809 erschienenen Ausgabe der Briefe (dem dritten und vierten Theil der zweyten Zweybrücker Ausgabe), welche Herr Fickert als eine so bedeutende Vorarbeit anerkennt, daß er nach seiner Vorrede nächst dem, daß hier die handschriftlichen Quellen am reichlichsten flossen, auch dieser sicheren Grundlage wegen, seine Ausgabe gegen die gewohnte Weise mit den Briefen begann. Wie viel aber auch nach einer solchen Vorarbeit zu thun war, ist selbst bey einer flüchtigen Vergleichung beyder Ausgaben ersichtlich.

Nachdem Herr Fickert bey seiner Beschäftigung mit Seneca sich anfänglich auf seine eigne Kraft beschränkt gesehen hatte, wurde ihm zuerst durch die Güte des Hrn. Prof. Kritz zu Erfurt die Benützung der dortigen Amplonianischen Handschrift möglich gemacht; bald kamen von andern Seiten mehrere hinzu; er unternahm eine Reise nach Paris, um die Schätze der dortigen Bibliotheken auszubeuten, und außerdem erhielt er durch die Verlagshandlung die Collationen von einer großen Zahl von Handschriften, welche einst zum Behufe einer Ausgabe zusammen gebracht worden waren, die (1796) der Doctor der Theologie J. A. Feßler, der Conrector des Lyceums zu Hirschberg, J. C. Chr. Fischer und der Rector derselben Lehranstalt, C. L. Bauer hatten veranstalten wollen,

und die dann, als dieser Plan aufgegeben worden war, von der Weidmannischen Buchhandlung angekauft und Ruhkopf übergeben wurden, der sie in einem sechsten Bande seiner Ausgabe bekannt machen wollte, welcher nie erschien.

Auf diese Weise bekam Hr. F. einen Apparat zusammen, wie er nur selten einem Herausgeber eines alten Classikers zu Theil wird; und die Nachricht hiervon bewog den Referenten, dem nach dem Erscheinen seines Programmes: Symbolae ad notitiam codicum atque emendationem epistolarum L. Annaei Senecae, Suevofurti ap. Wetzstein 1839, der Antrag, eine Gesammtausgabe von Senecas Werken zu besorgen, gemacht worden war, dieses Unternehmen wieder aufzugeben. Um so gespannter mußte seine Erwartung bey dem Erscheinen des ersten Bandes dieser Ausgabe seyn, indem er durch die große Zahl von Handschriften viele Schwierigkeiten beseitigt zu sehen hoffte, die ihm bey seinen geringen Hülfsmitteln unübersteiglich waren. Wenn diese Hoffnung nicht in vollem Maße in Erfüllung gieng, so liegt die Schuld davon nicht an dem Herausgeber. Es stellte sich nämlich heraus, daß die bisher schon bekannten Handschriften, und namentlich für das letzte Drittheil der Briefe, die früher von Schweighäuser verglichene Straßburger und die mit derselben fast durchaus übereinstimmende Bamberger, welche Ref. sowohl, als Hr. Fickert, benützt hatte, entschieden zu den beßten gehörten, und viele der Stellen, an welchen sie eine Abweichung von dem herkömmlichen Texte bieten, ohne daß sich aus ihren Lesarten entnehmen ließe, was Seneca wirklich schrieb, durch alle die übrigen Handschriften keineswegs ihre Verbesserung finden, indem uns in denselben entweder neue Verderbnisse oder gar offenbare Interpolationen entgegen treten. Daß in allen solchen Fällen Hr. Fickert sich nicht auf das unsichere Feld der Conjectur begab, sondern lieber, was er bey Schweighäuser vorfand, im Texte beybehielt, und seine Ansicht nur in den Noten mittheilte, oder Anderen die Untersuchung dessen, was den verdorbenen Lesarten der Handschriften zu Grunde liegen mag, überließ, ist nur zu loben, da so der Text durchaus lesbar erscheint, die handschriftliche Begründung oder Nichtbegründung desselben aber aus den Noten deutlich hervorgeht, so daß keine Täuschung dadurch hervorgerufen werden kann.

Daß auch manche Hoffnungen und Wünsche des Herrn Herausgebers unerfüllt geblieben sind, ist schon aus dem Aeußeren der Ausgabe ersichtlich. Er gieng nämlich darauf aus, die ursprüngliche Eintheilung der Briefe Seneca's in Bücher, welche auch Ref. durch die Bamberger Handschrift, wie durch eine Stelle des Gellius (N. A. XII. 2.) veranlaßt, in ihr Recht wieder einzusetzen versucht hatte, aus seinen Handschriften wieder herzustellen. Wir finden daher bis zum 8. Buche, das mit dem 70. Briefe beginnt, stets die Bezeichnung des Buchs und der Stelle des Briefes in demselben vorangestellt, und die gewöhnlichen, von Anfang bis zu Ende fortlaufenden, Zahlen in Klammern beygesetzt, z. B. Epistul. Mor. lib. VIII. ep. I. (70); dagegen ist in dem 71. Briefe und den folgenden bis zum 88. nur die gewöhnliche Zahl, und zwar in römischen Ziffern, vorgesetzt, z. B. Epistula LXXI.; vom 89. Briefe an aber wiederum die Bezeichnung des Buches mit der gewöhnlichen Zahl in Klammern, z. B. Epistul. Mor. lib. XIV. ep. I. (89.). Es fragt sich, ob eine solche Ungleichheit durch die Nothwendigkeit geboten war?

Bey dem 71. Briefe findet sich die Note: „Quum neque ex Pp neque ex aliis mstis satis antiquis et probis libri VIII. et proximorum ad XIII. fines possent constitui, cautius interim omittere videbar librorum distinctionem. Daß diesem Gegenstand die geeignete Berücksichtigung zu Theil geworden ist, zeigt außerdem die in der Vorrede S. XII. und XIII. gegebene Tabelle, in welcher die in den Handschriften und alten Ausgaben sich findenden verschiedenen Eintheilungen nach 20, 22 und 25 Büchern in ihrem Verhältnisse zu einander vor Augen gestellt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. December.

Nro. 246. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

L. Annaei Senecae opera etc..

(Fortsetzung.)

Daß die Eintheilung in 20 Bücher die allein richtige ist, geht daraus hervor, daß die in jener Stelle des Gellius aus dem 22. Buche der Briefe angeführten Worte in den uns erhaltenen Briefen sich nicht finden. Unter den vollständigen Handschriften hat diese nur eine Rehdigersche; außerdem schließen mit dem 20. Buche die beyden beßten Handschriften für den letzten Theil der Briefe, die eine Straßburger und die eine Bamberger ab, welche erst vom 89. Briefe mit dem 14. Buche beginnen. Auf den ersten Blick scheint demnach für die ersten 88 Briefe der vom Verf. in dem erwähnten Programm gemachte Vorschlag, der Rehdiger'schen Handschrift zu folgen, das Natürlichste; allein, wenn schon dadurch diese Handschrift an ihrem Ansehen verliert, daß sie in der Bestimmung des Anfangs des 18. und 19. B. nicht mit jenen beyden Handschriften übereinstimmt, so ist es Hrn. Fickert um so weniger zu verdenken, daß er derselben nicht ohne weiteres folgte, da sie mit seinen beyden beßten Pariser Handschriften in der Bestimmung der ersten 7 Bücher nicht übereinstimmt. Nachdem er aber diesen einmal in so weit gefolgt war, wurde ihm der Uebergang zu der Zählung der Rehdiger'schen Hdschr. dadurch unmöglich gemacht, daß in dieser das 9. Buch mit dem 69. Briefe beginnt, in jener aber mit diesem erst das 7. Buch schließt; es blieb ihm sofort nichts anderes übrig, als die Zählung nach Büchern aufzugeben bis zum 89. Briefe, mit dem die beyden eben genannten Handschriften beginnen. Ein Ausweg wäre noch übrig gewesen, nämlich daß sich Hr. Fickert mit der Eintheilung nach Büchern nach den drey Abtheilungen gerichtet hätte, in welchen die Briefe des Seneca nach der von Schweighäuser (vol. IV. p. 237.) gemachten Bemerkung, die durch die neuern Beobachtungen vollkommen bestätigt wurde, in den Handschriften gewöhnlich vorkommen (1 — 52, 53 — 88, 89 — 124). Bey dem Beginne der zweyten Abtheilung, d. i. bey dem 53. Briefe, trifft nämlich die Rehdiger'sche Handschrift mit den beyden Parisern, welche Hr. Fickert bey seiner Eintheilung zu Grunde legte, in dem Anfang des 6. Buches überein. Hier wäre also die Möglichkeit gegeben gewesen, die Eintheilung jener beyden Handschriften zu verlassen, und in der zweyten Abtheilung (53 — 88) der Rehdiger'schen Handschrift zu folgen, mit welcher nach einer durch Hrn. Bibliothekar Hase aus der Hand des Hrn. Fickert, der damals gerade in Paris war, erhaltenen Notiz, eine spätere Pariser Handschrift (8617. sec. XV.) in der Eintheilung der ersten 88 Briefe fast ganz zusammen trifft. Dieses würde Ref. gethan, und etwa die nach diesen neuern Handschriften gegebene Eintheilung in Klammern geschlossen haben; oder er würde durchaus die gewöhnliche, fortlaufende Zählung der einzelnen Briefe vorangestellt, und die Eintheilung nach Büchern, so weit sie sich nach zuverläßigen Handschriften durchführen ließ, in Klammern beygesetzt haben, um mehr Gleichförmigkeit zu erzielen. Höchst auffallend bleibt immer die große Verwirrung in der ursprünglich doch gewiß fest stehenden Vertheilung der Briefe nach Büchern. Die Vermuthung, daß

zuerst die Rubricatoren, welche die Anfänge der Bücher zu bezeichnen hatten, aus Versehen hier und da ihre Ueberschriften an falsche Stellen setzten, daß dann, als die vierte Abtheilung verloren gegangen war, worin Hr. Fickert (Vorr. XI.) der Ansicht des Ref. (Symb. p. 10.) beystimmt *), die noch vorhandenen drey Abtheilungen, um den Schein vollständigerer Exemplare zu gewinnen, von denen, welche Abschriften auf den Verkauf machen ließen, in eine größere Zahl von Büchern vertheilt wurden, und daß endlich von Manchen, welche weder die Wahrheit, daß sie nur 20 Bücher hatten, offen bekennen, noch durch eine vorgegebene größere Anzahl (22 oder 25) täuschen wollten, oder auch sich aus der Verwirrung, welche sie vorfanden, nicht mehr heraus finden konnten, die Eintheilung nach Büchern gänzlich aufgegeben wurde, möchte indessen den Hergang der Sache doch ziemlich erklärlich machen.

Um nachzuweisen, daß die hier benützten Handschriften trotz ihrer großen Anzahl bey der Constituirung des Textes oft nicht die zu erwartenden Dienste geleistet haben, wäre es ein Leichtes, eine ziemliche Anzahl von Stellen zusammen zu bringen, an welchen die Lesarten der Handschriften von der Vulgata abweichen, ohne daß sich eine genügende Aenderung aus denselben entnehmen ließe. Doch dazu ist hier der Ort nicht. Uebrigens ist auch in allen solchen Fällen durch die vorliegende Ausgabe wenigstens so viel gewonnen, daß man nicht für Worte Seneca's ansieht, was den Abschreibern oder den Herausgebern angehört, sondern daß man außer den Aufklärungen, welche die Lesarten der Handschriften geben, die Geschichte der Kritik einer jeden solchen Stelle durch alle Ausgaben hindurch verfolgen kann, welche mit gleicher Genauigkeit, als die Handschriften, benützt sind, was bey der großen Menge derselben eine Arbeit erforderte, die nur durch die größte Anstrengung und die festeste Beharrlichkeit durchgeführt werden konnte. Vielleicht ist es einem später Kommenden aufbehalten, hier und da das aufzufinden, was hinter dem hier Aufgespeicherten verborgen liegt. Es ist gewiß gerade an solchen Stellen die Genauigkeit, mit welcher Alles angeführt ist, ganz besonders anzuerkennen; denn es gehört keine geringe Selbstverläugnung dazu, solche Dinge zusammen zu tragen, welche für den eigenen Gebrauch unnütz, vielleicht erst in späterer Zeit eine Bedeutung gewinnen werden. Herr Fickert spricht sich selbst hierüber in jenem Programme (S. 7) folgendermassen aus: In hoc genere nihil omittendum mihi censeo, cum ut qualis mea fuerit in Seneca restituendo opera, possit intelligi, tum ut post meas curas liceat aliis quoque, quibus non eadem atque mihi fuerit librorum manuscriptorum et excusorum copia, succurrere Senecae emendationi. Etenim hanc a me absolvi posse et perfici non spero, sed fore post me et doctiores et feliciores Senecae restitutores confido, quibus viam munivisse ac studium excitasse operae pretium erit. Uebrigens konnte er sich für die an solchen Stellen für seinen nächsten Zweck vergeblich aufgewendete Mühe schon dadurch entschädigt finden, daß es ihm an unzählig vielen anderen Stellen, was bey seiner umsichtigen Bearbeitung der ihm vorliegenden Hülfsmittel nicht anders zu erwarten war, gelang, viele, bisher zum Theil noch nicht einmal erkannte Verderbnisse zu beseitigen.

Daß aber wirklich die Varianten mit großer Genauigkeit angeführt sind, kann Ref. in Folge seiner zu demselben Zwecke gemachten Studien mit gutem Gewissen bezeugen. Es kommt zwar hier

*) Wenn Hr. Fickert in der Recension des eben angeführten Programms Allg. Lit. Ztg. 1840 N. 159 sagt: „Ob indeß das verlorne Volumen 5 oder mehrere Bücher enthalten habe, läßt sich nicht ausmachen, und die Vermuthung, daß die Eintheilung in XXV Bücher von Jemand herrühren sollte, der noch das XXV. Buch wirklich gesehen hatte, entbehrt aller Wahrscheinlichkeit," so kämpft er gegen einen selbst geschaffenen Feind; denn die Worte des Ref., auf welche sich dieses bezieht, lauten also: „Fieri enim potuisse, ut quemadmodum qui per libros XXII epistolas superstites digererent, Gellium secuti essent, sic qui libros XXV faceret, alia quaedam nunc deperdita ante oculos haberet, quae ex libro XXV essent desumta;" es ist also nur von einem Fragmente aus jenem Buche die Rede.

und da in Betreff der Lesarten der von Hrn. Fickert und ihm benützten Bamberger Handschrift eine kleine Verschiedenheit zwischen beyden Collationen vor; indessen läßt sich, ohne die Handschrift selbst zur Hand zu haben, nur selten mit Sicherheit angeben, auf wessen Seite das Recht ist. Daß Irrungen bey einem so mühsamen Geschäfte nie ganz zu vermeiden sind, ist eine immer sich wieder aufdrängende Bemerkung, deren Wahrheit Niemand in Abrede stellen wird, der selbst dergleichen versucht hat. Wollten wir daher auch alle vorkommenden Verschiedenheiten Herrn Fickert zur Last legen, worin wir ihm sicher Unrecht thun würden, so würde seinem Verdienste dadurch noch kein Eintrag geschehen.

Die Art und Weise, auf welche die Varianten zusammengestellt sind, verdient vorzüglich der Raumersparniß wegen alles Lob. Es sind nämlich nicht nur die Handschriften und Ausgaben mit einzelnen Buchstaben bezeichnet, sondern, was sonst noch von Worten dabey nöthig seyn würde, durch Zeichen angedeutet, welche ihren Zweck so gut erfüllen, daß nur in wenigen Fällen auf den ersten Blick eine Zweydeutigkeit entstehen kann, die sich aber bey genauerer Betrachtung sogleich auflöst.

Auch bey den Bemerkungen waltete das Bestreben, mit dem Raum so sparsam als möglich umzugehen, vor. Nirgends ist ein Prunken mit Citaten ersichtlich, nirgends ein Erheben über die Vorgänger. Alle evidenten Verbesserungen, deren Zahl nicht gering ist, lassen sich nur durch die bey den Abweichungen vorkommenden Zeichen als solche erkennen, so daß sich das Verdienstliche der Ausgabe in dieser Beziehung keineswegs auf den ersten Blick ergiebt, für denjenigen aber, welcher genauer beobachtet, auch ohne Beyziehung einer andern recht wohl erkennbar ist. Nur wo es galt, Zweifel zu heben, oder Undeutlichkeit zu vermeiden, sind Bemerkungen beygegeben, und auch dann mit möglichst wenigen Worten. Den meisten Raum nehmen die hier und da aufgenommenen Bemerkungen Anderer ein, die sich nicht immer so abkürzen ließen. Mit Freuden sah Ref. hiebey die günstige Aufnahme der von ihm in den öfters erwähnten Programmen versuchten Verbesserungen, namentlich die Rechtfertigung, welche mehrere derselben, die früher Herr Fickert in der Recension des Programmes (Hall. allg. Lit. Ztg. 1840. Sept. N. 159, 60.) beanstandet hatte, durch Beyziehung der größern Zahl von Handschriften gefunden haben, so daß nur selten noch eine Meinungsverschiedenheit obwaltet, und zwar dieß zum Theil in Fällen, wo Ref. inzwischen selbst seine Ansicht geändert hat. Die beyden früher in diesen Blättern gelegentlich vorgebrachten Vermuthungen, nämlich (1840 N. 78. S. 628. f.) ep. 34. §. 1. superieceris für supergrederis, und (1842. N. 55. S. 487.) ep. 86. §. 17. rapum für parum sind Hrn. Fickert unbekannt geblieben; er würde ihnen sonst wohl die Berücksichtigung, vielleicht auch die Aufnahme, nicht versagt haben. Wenigstens hält sie Ref. noch immer für die beßte Abhülfe der Verderbnisse an jenen Stellen.

An der erstern hat Hr. Fickert geschrieben: intellego quantum te ipse (nam turbam olim reliqueras) super te egeris. Dieß hat er in einigen Handschriften gefunden, und nimmt an, daß daraus durch Ausfall des einen e die Lesart der meisten und beßten Handschriften super te geris oder supertegeris entstanden sey. Allein denkt man sich in den ältesten Handschriften SVPERIECERIS geschrieben, so konnte daraus offenbar leicht SVPERTEGERIS werden, und dieses als ganz sinnlos in super te egeris übergehen, welche Lesart vorzüglich das gegen sich hat, daß der Gegensatz zwischen dem te vor ipse und turbam reliqueras verloren geht, indem hier das te nach super mit turbam in Gegensatz tritt, während in te ipse superieceris der Gegensatz zu turbam olim reliqueras scharf ausgeprägt ist, der allein in den Sinn paßt, da es sich nicht darum handelt, wen er über sich erhoben, sondern über wen er sich erhoben habe. Daß aber das Wort superiacere in der Bedeutung von ὑπερβάλλειν, übertreffen, darüber hinaus gehen, auch de benef. III, 32. §. 4. dem Seneca vindicirt worden ist, und außerdem bey Livius vorkommt, ist am angeführten Orte nachgewiesen.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LIV. (Zweyte Reihe Bd. XXIV. 1841.)

Der bisher immer beobachteten Ordnung gemäß beginnen wir auch die gegenwärtigen Auszüge mit der Lehre

A. von der Elektricität.

1) Vollkommen überzeugt, daß bisher weder die Größe der elektromotorischen Kraft einer inconstanten Kette (mit Einer Flüßigkeit), noch die Leitungsfähigkeit irgend einer Flüßigkeit mit Zuverläßigkeit bestimmt worden sey, prüfte der würdige Herausgeber dieser Annalen die bisher vorgeschlagenen Methoden, und fand sie alle unanwendbar, wurde aber gleichsam zufällig auf eine andere geführt, welche allen billigen Anforderungen genügt, d. i. die elektromotorische Kraft inconstanter Ketten erforderlich genau zu messen erlaubt, und aus der auf das Ohm'sche Gesetz gegründeten Theorie des Voltaismus hervorgeht.

Hrn. Poggendorff's Methode unterscheidet sich von allen bisher angewendeten wesentlich dadurch, daß bey ihr nicht der Strom einer Kette selbst gemessen wird, sondern bloß die Tendenz zu demselben, indem man den Strom einer Kette gar nicht zur Wirksamkeit kommen läßt, sondern ihn durch einen andern Strom compensirt, und dann die elektromotorische Kraft des letztern mißt, wozu man das Mittel in der Theorie der zusammengesetzten Kette (einer galvanischen Combination, wo mehrere Ketten wieder zu einer einfachen verbunden sind) findet, welche, wie die Theorie der Säule darauf beruht, daß der resultirende Strom aus der Superposition der partiellen Ströme hervorgeht, demgemäß für irgend eine dieser Ketten alle übrigen bloße Leiter sind.

Da es nun anderweitig anerkannt ist, daß a) die Stärke eines Stromes in jedem seiner Querschnitte gleich groß ist, der Strom mag verzweigt seyn oder nicht, b) daß in den Zweigen eines Stromes die Stromstärken sich umgekehrt verhalten wie die Widerstände, d. h. die elektromotorischen Kräfte einander gleich sind, und daß die gesammte elektromotorische Kraft einer Kette auch gleich sey der Summe der in den einzelnen Längenstücken der Kette vorhandenen elektromotorischen Kräfte, so konnte Hr. P. darauf (S. 161 — 191) eine, wie er sie nennt, Compensationstheorie bauen, und beschreibt hier zweyerley Verfahren, den Strom, den eine Kette zu erregen trachtet, vollkommen an seiner Entstehung zu hindern, und durch die Kraft, welche dazu nothwendig ist, die elektromotorische Kraft der Kette, gleichviel ob sie einen constanten oder inconstanten Strom liefern würde, numerisch zu bestimmen, oder in aliquoten Theilen der compensirenden Kraft auszudrücken.

Zwar konnte Hr. P. noch nicht Muße finden, um diese Compensationsmethoden in befriedigender Schärfe vielfältig anzuwenden. Aber ein Beyspiel mit amalgamirten Zinkkupfer und Zinkeisen gab in zwey Versuchen mit einer zur Compensation dienenden Grove'schen Kette, deren elektromotorische Kraft nach Ohm's Methode bestimmt einmal = 22, 882, das andere Mal = 24, 040, die elektromotorischen Kräfte das erste Mal = 13, 792, und 7, 399, das zweyte Mal = 13, 815 und 7, 442, woraus erhellt, daß, wenn diese Zahlenwerthe auch auf die letzte Genauigkeit nicht Anspruch machen können, doch der Werth der elektromotorischen Kraft der constanten Kette auf die der andern keinen Einfluß habe, und „man wird wohl (meint Hr. P.) die Ansicht theilen, daß dieß wichtige und bisher gleichsam unfaßbare Element durch die beschriebenen Verfahrungsweisen so genau in Zahlen ausgedrückt werden kann, als es beym gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft nur irgend erforderlich seyn dürfte."

2) Hr. A. De la Rive beabsichtet hier auf eine sehr ausführliche Weise (S. 231 — 254. S. 378 — 408. S. 477 — 503) gewisse Punkte seiner vor drey Jahren bekannt gemachten Untersuchungen über die Eigenschaften der magneto-elektrischen Ströme (An. B. XXXXV.) besser auseinander zu setzen, als es früher geschehen ist. Da Hr. Lenz (An. B. XXXXVIII.) Bemerkungen gegen die erstere Abhandlung veröffentlicht hat, so sucht Hr. D. L. R. dieselben im ersten Theile dieser Abhandlung zu widerlegen. Diese Widerlegung verfolgt Schritt für Schritt die Bemerkungen des Hrn. P., indem sie a) von allgemeinen Betrachtungen über die magneto-elektrischen Ströme, deren gleiche Wirkungsweise Hr. P. läugnet, übergeht b) zu den Erscheinungen des Durchgangs dieser Ströme durch metallene Leiter und c) durch flüßige Leiter, dann d) auf den Einfluß der Größe und Gestalt der metallenen Leiter, welche die Ströme in die Flüßigkeit führen, e) auf die eigenthümlichen Erscheinungen an der Oberfläche der Metalle, welche zur Einführung der Flüßigkeiten in die magneto-elektrische Kette dienen, f) auf die Erscheinungen bey gleichzeitigem Durchgang der magneto-elektrischen Ströme durch flüßige und metallische Leiter.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. December.

Nro. 247. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

L. Annaei Senecae opera etc.

(Schluß.)

An der andern Stelle, wo von der Möglichkeit des Versetzens alter Bäume die Rede ist, hat Hr. Fickert nach allen seinen Handschriften geschrieben: parum autem arboris, antequam obruat, radix, und die Anmerkung beygegeben: „Quae recepi, hoc significant: radices arboris nuper depositae parum valent ad eam sustentandam et a ventis defendendam, antequam is, qui deposuit, obruat et terram calcando spisset. Referuntur haec quoque ad spissationem et cetera quae modo dicta sunt. Malim tamen inter se transpositas particulas autem et enim. Si vero quis cum Pinciano scribere voluerit radit, is necesse erit parum mutet in palum et probet nobis hanc vocem significare posse truncum vel caudicem: tunc radere id esset, quod Colum. v. 9. 11. dicit surculare.“ Daß sich die Lesart der Handschriften, in welcher namentlich obruat mit verändertem Subjecte, ohne daß dieses nur angedeutet ist, gar zu nackt dasteht, nur auf eine höchst gezwungene Weise erklären läßt, ist klar. Da aber Hr. Fickert selbst eine Vertauschung der Partikeln in diesem Satze und dem folgenden: Ex omni enim materia quae nudata est, ut ait, exeunt radices novae nöthig fand, in welchem ganz deutlich die Erklärung des Wortes radit liegt, so nimmt Ref. keinen Anstand, diese Conjectur des Pincianus für richtig zu halten, ohne jedoch radere mit dem surculare an jener Stelle des Columella zusammenzustellen, wo von dem Abschneiden der Zweige an dem über die Erde hervorragenden Theile des Stammes die Rede ist. *) Bey Plinius (N. H. XVII. 23. s. 34. §. 204. Sill.) Quod supra terram est e matre, radi iubetur ne fruticet, könnte eher für radere diese

*) So versteht wenigstens Ref. die Worte Columella's, welche nach der Mannheimer Ausgabe, der einzigen, die ihm zur Hand ist, lauten: Truncus autem aptior translationi est, qui brachii crassitudinem habet. Poterit etiam longe majoris incrementi et robustioris transferri. quem ita convenit poni, ut si non periculum a pecore habeat, exiguus admodum supra scrobem emineat: latius enim frondet. Si tamen incursus pecoris aliter vitari non poterit, celsior truncus constituetur, ut sit innoxius ab injuria pecorum. Atque etiam rigandae sunt plantae cum siccitates incesserunt, nec nisi post biennium ferro tangendae; ac primo surculari debent, ita ut simplex stilus altitudinem maximi scrobis excedat: deinde arando, ne coxam bos aliamve partem corporis offendat. Hier ist zuvörderst das Comma vor ita zu streichen, und zu verbinden: ac primo surculari debent ita, ut u. s. w. was in Bezug auf primo seine Erklärung findet in den Worten des Plinius a. a. O. §. 207: Prima falce sex pedes a terra recidatur. Ist dieß richtig, so bezieht sich primo auf die Worte post biennium, und es ist also vom Beschneiden der Bäume nach dieser Zeit die Rede, nicht von etwas, was bey dem Versetzen geschehen soll. Das mißverstandene primo hat dann wahrscheinlich das deinde herbeygeführt, während Columella wohl geschrie-

Bedeutung in Anspruch genommen werden; doch bedeutet es wohl auch hier das Abschaben der Rinde zur Beseitigung der Knospen ähnlich wie a. a. O. §. 206. Nuper repertum draconem serere juxta arborem (ita appellamus palmitem emeritum pluribusque induratum annis), hunc praecisum quam maxima amplitudine tribus partibus longitudinis deraso cortice, quatenus obruatur, (unde et rasilem vocant) deprimere sulco, reliqua parte ad arborem erecta, aus welcher letzteren Stelle deutlich hervorgeht, daß das radere das Abschaben des Theiles bezeichnet, welcher in die Erde eingegraben wird, was ganz für das vorgeschlagene rapum spricht, für welches wir die Worte des Hrn. Fickert selbst als Gewähr anführen können. Er hat nämlich §. 16. mit Schweighäuser ganz richtig nach den Handschriften geschrieben: Magnarum arborum truncos circumcisis ramis et ad unum redactis pedem cum rapo suo transtulit amputatis radicibus, relicto tantum capite ipso ex quo illae pependerant, und dazu bemerkt: Rapum hic significat caput radicum, quod proxime legitur.

Doch wir wollen uns nicht zu sehr ins Einzelne verlieren, und lieber noch einen Punkt besprechen, welcher bey Seneca seine besondern Schwierigkeiten hat, aber um so genauer ins Auge gefaßt werden muß, da das Verständniß sehr oft von demselben abhängt, nämlich die Interpunction. Im Allgemeinen hat Herr Fickert den richtigen Weg eingeschlagen, welchen auch die jetzt fast durchaus angenommene Gewohnheit vorschreibt; er hat sich bemüht, die überflüssigen Interpunctionen zu beseitigen, durch welche, selbst noch bey Schweighäuser der Text zerstückelt ist, ohne daß ein leichteres Verständniß dadurch erzielt wird. Nur in einzelnen Fällen scheint er auf Kosten der Deutlichkeit hierin etwas zu weit gegangen zu seyn. So ist z. B. Ep. 4. §. 2. interpungirt: Et hoc quidem peius est, quod auctoritatem habemus senum vitia puerorum, nec puerorum tantum sed infantum. Hier würde Ref. nach senum und nach tantum ein Comma gesetzt haben, da jedes Glied doch einen abgekürzten Satz für sich bildet, und die ohne Interpunction fortlaufenden Worte senum vitia puerorum nicht auf den ersten Anblick deutlich sind. Eine ähnliche Stelle ist ep. 57. §. 3. Itaque fortes quidam et paratissimi fundere suum sanguinem alienum videre non possunt, wo freylich die Interpunction nach sanguinem, welche das Verständniß erleichtern würde, nicht auf den Satzverhältnissen, sondern nur auf den einander gegenüber gestellten Gegensätzen beruhen würde; eben so ist es in den Worten Quicquid debebam nolle non possum ep. 67. §. 2, wo man der Deutlichkeit, wie des Gegensatzes wegen nach nolle ein Comma wünschen möchte. Ferner ep. 76. §. 12. in den Worten Si omne in animo bonum est, quicquid illum confirmat, extollit, amplificat bonum est wird man kaum bey dem ersten Ueberlesen den Sinn herausfinden, während er sich ganz leicht ergiebt, wenn man nach der namentlich in den neuern Ausgaben von Cicero's Reden vorkommenden Weise kein Comma zwischen die aufeinander folgenden Verba setzt und dagegen eines hinter dieselben: quicquid illum confirmat extollit amplificat, bonum est. In allen solchen Fällen, wo ein Relativsatz die Stelle des Subjects oder Objects vertritt und voransteht, möchte am Ende desselben ein Comma nicht zu verwerfen seyn, wenn man es sich auch zum Gesetze macht, keines zu setzen, wo ein Relativsatz innerhalb eines andern als Zwischensatz vorkommt; nothwendig möchte aber ein Comma in folgendem Falle seyn, ep. 57 §, 10. Quae conditio rerum eadem hominum est, wo der durch Auslassung von est abgekürzte Relativsatz sonst gar nicht als solcher erkannt wird, und man vielmehr glauben möchte, das Relativum in Quae conditio rerum bezöge sich auf etwas Vorhergehendes, nicht auf das folgende eadem. Außerdem giebt es viele Fälle, wo durch Versetzung der Interpunction eine veränderte Combination der Begriffe entsteht, in welchen immer verschiedene An-

---

ben hatte, nein arando coxam bos u. s. w. Endlich ist aber auch scrobis verdächtig; man sollte bovis erwarten. Sollte die Aenderung zu gewaltsam erscheinen, so ließen sich auch annehmen, Columella habe nur maximi geschrieben, mit einer freylich harten Ellipse, indem entweder aus dem Vorhergehenden pecoris oder aus dem folgenden bovis zu ergänzen gewesen wäre, und es habe ein Erklärer sc. bovis darüber geschrieben.

sichten obwalten werden. Wir wollen nur ein Beyspiel anführen: Ep. 104. §. 22. schreibt Herr Fickert: Unus est enim hujus vitae fluctuantis et turbidae portus eventura contemnere, stare fidenter, apertum, tela fortunae adverso pectore excipere, non latitantem, nec tergiversantem. Auch Schweighäuser hat nach apertum ein Semicolon gesetzt; Ref. würde aber lieber die größere Interpunction nach eventura contemnere setzen. Dieß ist der eigentliche Ausdruck; das Folgende enthält die bildliche Umschreibung desselben: stare fidenter apertum (oder nach Trillers Conjectur adapertum. In jedem Falle möchte Ref. das Comma nach fidenter tilgen und fidenter apertum zusammen beziehen), tela fortunae adverso pectore excipere, non latitantem nec tergiversantem. Daß es so zusammen zu fassen ist, möchte sich auch noch aus den Gegensätzen: apertum – non latitantem und adverso pectore — nec tergiversantem ergeben. — Ep. 90. §. 1. hat Hr. Fickert die gewöhnliche Interpunction beybehalten: Quis dubitare, mi Lucili, potest quin deorum inmortalium munus sit, quod vivimus, philosophiae, quod bene vivimus, itaque tanto plus huic nos debere quam dis, quanto maius beneficium est bona vita quam vita? Pro certo haberetur u. s. f. Das letzte Wort wird, als vom Ref. statt der frühern Lesart deberetur hergestellt, angeführt, die von ihm nach der Erlanger Handschrift (aus der Bamberger ist in der Collation nichts angemerkt) vorgeschlagene Interpunction: Itaque tanto plus huic nos debere quam dis, quanto maius beneficium est bona vita quam vita, pro certo haberetur u. s. f., ist vielleicht nur durch ein Versehen unbeachtet geblieben. Ref. hält sie jetzt noch für die richtigere, da bey der gewöhnlichen Weise ein etwas harter Uebergang von der Construction quin . . . munus sit zum Accusativus cum Infinitivo nos debere statt findet. — Daß die Gedankenstriche, welche bey Schweighäuser so oft vorkommen, gänzlich getilgt sind, ist nur zu billigen; die Absätze innerhalb der Briefe hätten aber hier und da, wie ep. 74. §. 23 und 29. wohl beybehalten werden dürfen.

Nach allem Bisherigen erscheint die Tendenz dieser Ausgabe als eine rein kritische, und die Durchsicht des vorliegenden ersten Bandes zeigt uns nichts Anderes. Erklärende Anmerkungen finden sich nur, wo sie durch die Kritik geboten sind; nicht einmal die Stellen finden sich angegeben, an welchen die hier und da angeführten Verse zu finden sind. In gleicher Weise werden sich die beyden folgenden Bände, welche alle übrigen philosophischen Werke Seneca's enthalten sollen, anschließen; demungeachtet ist es nicht nur auf eine so ganz allein kritische Behandlung des Schriftstellers abgesehen. Hr. Fickert verspricht nämlich in seinen Prolegomenis S. 8. eine Untersuchung über die Quellen anzustellen, aus welchen Seneca schöpfte, so wie über sein Verhältniß zu Cicero, dem Vater der römischen Philosophie; ferner über die Eigenthümlichkeiten seiner Sprache, welche in einer besondern Grammatik und einem Lexikon im Einzelnen nachgewiesen werden sollen, endlich über sein Leben und die Reihenfolge seiner Schriften. Die Resultate dieser Untersuchungen, wie auch der auf dem Titel versprochene Index werden einen vierten Band ausmachen, mit dem die Ausgabe geschlossen wird. Wenn schon in dem ersten Bande billige Anforderungen durchaus befriedigt worden sind, so wird der Fortschritt, der hier in der Kritik des Seneca geschieht, bey den beyden folgenden Bänden, wenn gleich für diese die handschriftlichen Quellen nicht so reichlich fließen, gewiß noch deutlicher hervortreten, weil hier noch kein Herausgeber, wie Schweighäuser, voran gegangen ist, welcher das Vorhandene ausgebeutet hat. Wenn der vorliegende Plan vollkommen durchgeführt wird, und dieß wird der Fall seyn, wenn nicht Hrn. Fickert unvorhergesehene, nicht zu beseitigende, Hindernisse entgegentreten: so wird sich diese Ausgabe den trefflichsten Erzeugnissen der philologischen Literatur anreihen. Es ist daher nur zu wünschen, daß der Verf. so rüstig, als er begonnen hat, fortzuarbeiten im Stande sey, und der Verleger, dessen Verdienste um die Ausstattung dieses ersten Bandes nicht durch die Hervorhebung einiger weniger Druckversehen geschmälert werden sollen, durch den Erfolg des Unternehmens ermuthigt werde, für den weitern Fortgang desselben keine Kosten zu scheuen.

L. v. Jan.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. E. Poggendorffs Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

Diese ganze polemische Arbeit ist aber keines gedrängten für diese Blätter passenden Auszuges fähig. Uebrigens bemerkt Ref. mit Vergnügen, daß dieser Streit auf eine des bekannten Genfer Physikers würdige Weise ohne einen Hauch von Anzüglichkeit geführt, mit offener Wahrheitsliebe der Werth der Bemerkungen, und manche selbst als richtig und gegründet anerkannt wird.

In dem zweyten Theile seiner Abhandlung nimmt Hr. D. l. R. seine frühere Behauptung der Oxydabilität des Platins unter unmittelbarer Wirkung des Sauerstoffes neuerdings auf, weil er sie nicht für hinlänglich begründet glaubt. Zu diesem Zweck tauchte er eine 20 Centimeter lange und 3 Centim. breite Platte von Platin am positiven, einen sehr dünnen und kurzen Platindraht am negativen Pol in verdünnte Salpeter- oder Schwefelsäure, und wechselte nach einiger Zeit die Pole. Die in beyden Fällen erhaltenen Gasmengen wurden genau gemessen und es ergab sich, daß immer weniger Sauerstoffgas entwickelt wurde, wenn die Platte mit dem positiven, der Draht mit dem negativen Pol verbunden war, als umgekehrt, und er schloß daraus, daß der mangelnde Sauerstoff zur Oxydation der Platte verwendet worden ist. Aehnliche Resultate erhielt Hr. D. l. R. wenn er für die Platinplatte Platinschwamm oder einen Platindraht, dessen Oberfläche mit Hülfe der von magnetoelektrischen Strömen bewirkten abwechselnden Oxydation und Reduction pulverförmig geworden, substituirte. Als er endlich in einem Eudiometer einen langen Platindraht mit pulverförmiger Oberfläche mit dem positiven, einen kurzen glatten aber mit dem negativen Pol verband, und die erhaltenen Gasmengen verpuffen ließ, blieb immer ein Ueberschuß von Wasserstoffgas = einem Zehntel des Gesammtvolums, welches bey der nicht pulverförmigen Oberfläche einer Platte, oder bey einem langen schraubenförmig gewundenen glatten Draht nicht geschah. Hr. D. l. R. zieht daraus den Schluß, daß a) vollkommen reines und blankes Platin sich unter Einwirkung von entstehendem Sauerstoff auf seiner Oberfläche oxydiren kann, b) daß dieses Oxyd sich in schwachen Säuren nur dann löst, wenn die Oberfläche pulverförmig ist, und c) durch Wasserstoff nicht reducirbar ist. Er begegnet zugleich dem möglichen Einwurf, als könne diese Erscheinung von der Auflösung der Gase in den Flüssigkeiten oder von einer bloßen Adhärenz bald des Sauerstoffes, bald des Wasserstoffes an der Oberfläche des Platins herrühren.

Nachdem sich Hr. D. l. R. von der Oxydirbarkeit des Platins überzeugt hielt, gieng er zu der Untersuchung des Einflußes über, den die Oxydation des Platins auf die Ströme der ganz aus diesem Metall zusammengesetzten Ketten ausübt. Es war aber schon früher, und zwar zuerst von ihm selbst gezeigt worden, daß zwey Platindrähte, welche zur Wasserzersetzung durch einen Volta'schen Strom gedient haben, selbst eine wirksame Kette bilden können, in welcher der Draht vom positiven Pol das negative und der vom negativen Pol das positive Glied bildet, und es ließen die Schlüße, zu welchen man durch das Vorausgegangene und die Versuche anderer Physiker geführt wird, eine wichtige Rolle der Oxydation und Desoxydation bey der Erzeugung secundärer Ströme vermuthen. Versuche mit Platin als Draht, Platte und Schwamm mit Platten, welche lange in destillirtem Wasser gelegen, deren eine an der Luft, die andere aber in Vacuo oder in Wasserstoff getrocknet worden, zeigen, daß immer die an der Luft getrocknete gegen die andern sich positiv verhält. „Offenbar ist bey allen diesen Erscheinungen eine chemische Action, von welcher die erregte Electricität herstammt, und die Oxydation des Platins hat einen großen Theil daran.“ Was aber diese Action sey, muß erst noch weiter gesucht werden.

Diese Wirkung zeigt sich auch an einer aphlogistischen Lampe, indem ein Platindraht durch die abwechselnde Oxydation und Reduction durch den Sauerstoff der Luft und die Alkoholdämpfe sich mit einer graulichen Oberfläche überzieht. Auch ein Platindraht, dessen man sich anstatt des Platinschwammes zur Entzündung des Wasserstoffes bedient, wird pulverförmig, und es kann nicht eingewendet werden, daß es Fälle giebt, in welchen die Wirkung gewisser Substanzen die Vereinigung von Sauerstoff und Wasserstoff herbeyführt, ohne daß man eine Reihe abwechselnder Oxydationen und Reductionen annehmen kann, und daß selbst der Platinschwamm gewisse Verbindungen veranlaßt, die man nicht auf dieselbe Weise erklären kann.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. December.

Nro. 248. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Anleitung zur qualitativen chemischen Analyse oder die Lehre von den Operationen, von den Reagentien und von dem Verhalten der bekannteren Körper zu Reagentien. Für Anfänger bearbeitet von Dr. C. Remigius Fresenius, Assistent am chemischen Laboratorium der Ludwigs-Universität zu Gießen. Mit einem Vorwort von Dr. Justus Liebig. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. 1843. gr. 8. 248 S.

Man hätte glauben sollen, daß bey der großen Zahl von Schriften über analytische Chemie und über die Lehre von den Reagentien, welche in der neueren Zeit erschienen sind von Pfaff, Du Mesnil, Duflos, Winkelblech und von vielen Andern, es unnöthig oder wenigstens nicht dringend gewesen wäre, noch eine Schrift dieser Art zu veröffentlichen. Vor Allem hätte man sich der Meynung hingeben können, daß nach dem classischen und den Gegenstand gewissermaßen erschöpfenden Handbuche von Heinrich Rose, einem Werke, dem in kurzer Zeit so viele Auflagen gefolgt sind, es keinem Chemiker mehr in den Sinn kommen würde, jene mit so vielem Glück cultivirte Sparte der Chemie durch neue Verfahrungsarten noch verbessern und bereichern zu wollen. Diese Besorgniß, die vorliegende Schrift als etwas Ueberflüssiges zu erkennen, wird aber fast beym ersten Blick schon gehoben, wenn man die von Dr. Fresenius veröffentlichte Arbeit etwas ins Auge faßt und man überzeugt sich bald, daß diese Anleitung zur qualitativen chemischen Analyse dem trefflichen Werke von Heinrich Rose recht gut zur Seite stehen und als eine sehr zweckmäßige Vorschule desselben betrachtet werden kann.

Der Verf. hatte das Glück, den practischen Unterricht der jungen Analytiker in dem Universitäts-Laboratorium des Prof. Liebig zu Gießen mehrere Jahre zu leiten, wodurch ihm Gelegenheit geboten wurde, die mannichfachen Schwierigkeiten zu erkennen, welche dem Anfänger fast unvermeidlich entgegen treten, und um diesen zu begegnen, ließ er, nachdem ihm die Erfahrung gelehrt hatte, wie das wahrhaft Nothwendige von dem Entbehrlichen zu scheiden sey, das vorliegende Werk im Druck erscheinen. Bey Abfassung desselben nahm er sich vor, den angehenden Chemiker dadurch schnell zu einfacheren chemischen Untersuchungen zu befähigen und ihm einen klaren Ueberblick über diesen Fundamentaltheil der Chemie zu verschaffen.

Diese zweyte Auflage zeichnet sich außerdem noch von der ersten dadurch aus, daß sie nicht nur sorgfältig durchgesehen und wesentlich verbessert, sondern auch mit einer ganz neuen propädeutischen Abtheilung versehen ist, wodurch das Werk nun als ein zum gründlichen Studium der qualitativen Analyse sehr geeigneter Leitfaden angesehen werden kann und zu einem selbständigen Ganzen erhoben wird.

Das Studium der qualitativen Analyse beruht hauptsächlich auf 4 Puncten, nämlich erstens auf der Bekanntschaft mit den Operationen, zweytens auf dem Kennen der Reagentien und ihrer

Anwendung, drittens auf der Kenntniß des Verhaltens der Körper zu den Reagentien und viertens auf dem Verstehen des bey jeder Untersuchung einzuschlagenden systematischen Ganges. Da sich hieraus ergiebt, daß die chemische Analyse nicht nur ein Wissen, sondern auch ein Können erfordert, so liegt der Schluß nahe, daß eine bloß geistige Beschäftigung damit eben so wenig, als ein rein empirisches Betreiben derselben zum Ziele führen kann und daß dahin nur die vereinten Wege der Theorie und Praxis gelangen lassen.

Die vorliegende Schrift zerfällt in 2 Abtheilungen. Die erste enthält die Propädeutik der qualitativen chemischen Analyse und in der zweyten wird ein systematischer Gang der qualitativen Analyse aufgestellt.

Die erste Abtheilung über Begriff, Aufgabe, Zweck, Nutzen und Gegenstand der qualitativen Analyse, so wie über die Bedingungen, auf welchen ein erfolgreiches Studium derselben beruht, enthält im ersten Abschnitt eine sorgfältige Beschreibung der verschiedenen Operationen; dahin gehören nämlich: Auflösung, Krystallisation, Fällung, Filtration, Decantation, Abdampfen, Destillation, Glühen, Sublimation, Schmelzen, Aufschließen und Anwendung des Löthrohrs. Diese ebengenannten Operationen werden sehr kurz, aber bündig und klar beschrieben, so daß es dem angehenden Chemiker leicht wird, sich davon ein deutliches Bild zu machen. Diesem ersten Abschnitt folgt ein Anhang, in welchem die unentbehrlichsten Apparate und Geräthschaften, als eine von Berzelius angegebene Weingeistlampe, das Löthrohr ꝛc. beschrieben werden.

Im zweyten Abschnitt der ersten Abtheilung werden die Reagentien oder gegenwirkenden Mittel in einer neuen bisher nicht befolgten Ordnung vorgetragen.

Je nach dem Zwecke, den man durch die Anwendung der Reagentien erreichen will, unterscheidet man allgemeine und besondere Reagentien. Unter den ersteren versteht der Verfasser diejenigen, welche dazu dienen, die Klasse oder Gruppe auszumitteln, zu welcher der zu untersuchende Körper zu rechnen ist, besondre aber nennt er solche, welche auf einzelne bestimmte Körper hinweisen.

Der Werth der Reagentien hängt davon ab, ob sie charakteristisch und ob sie empfindlich sind. Charakteristisch ist ein Reagens, wenn die Veränderung, die es auf einen Körper hervorbringt, so ausgezeichnet ist, daß sie keinen Fehlschluß zuläßt. Eisen ist z. B. ein charakteristisches Reagens für Kupfer, so wie Zinnchlorür für Quecksilber, weil die dadurch hervorgebrachten Erscheinungen, das Ausscheiden des metallischen Kupfers und der Quecksilberkügelchen, keine Verwechslung möglich machen. Empfindlich ist ein Reagens, wenn seine Wirkung auch bey einer höchst geringen Menge des zu bestimmenden Körpers noch deutlich ist. Z. B. Stärkmehl auf Jod. Es giebt aber auch Reagentien, welche beyde genannten Eigenschaften zugleich in sich vereinigen, wie z. B. Ferrocyan-Kalium auf die Oxyde von Eisen und Kupfer ꝛc.

Je nachdem man den zum Einwirken der Reagentien nothwendigen flüssigen Zustand durch Hitze oder durch nasse Lösungsmittel hergestellt, werden Reagentien auf nassem und auf trocknem Wege unterschieden.

A.

I. Allgemeine Reagentien auf nassem Wege.

a) Solche, welche vorzugsweise als einfache Lösungsmittel gebraucht werden, nämlich: Wasser, Alkohol und Aether.

b) Reagentien, welche als chemische Lösungsmittel Anwendung finden, nämlich: Chlorwasserstoffsäure, Salpetersalzsäure, Salpetersäure, Essigsäure, Chlorammonium.

c) Reagentien, welche besonders zur Abscheidung oder zur anderweitigen Charakterisirung von Körpergruppen dienen. Dahin gehören die verschiedenen Reagens-Papiere aus Lakmus, geröthetem Lakmus und Curcuma.

Der Verfasser empfiehlt vorzüglich das Georginen-Papier, welches aus einem geistigen Aufguß der violetten Corollenblätter von Georgina purpurea bereitet wird. Da das Georginenpapier von Säuren roth und von Alkalien schön grün gefärbt

wird, so können dadurch alle übrigen Reagenspapiere entbehrlich gemacht werden.

Ferner Schwefelsäure, Schwefelwasserstoff, Kali, Ammoniak, Chlorbaryum, Silbersalz ꝛc.

II. Besondere Reagentien auf nassem Wege.

a) Solche, welche vorzugsweise zur Erkennung und Abscheidung einzelner Basen dienen, nämlich schwefelsaures Kali, phosphorsaures Natron, neutrales chromsaures Kali, Cyankalium, Oxalsäure, Ferrocyankalium, Ferridcyankalium, Zinnchlorür, Barytwasser, Platinchlorid ꝛc.

b) Besondere Reagentien, welche vorzugsweise zur Erkennung und Abscheidung der Säuren dienen, als: Aetzkalk, schwefelsaurer Kalk, essigsaures Bley, schweflige Säure, salpetersaures Silber-Ammoniak, Chlorwasser ꝛc.

B. Reagentien auf trocknem Wege.

I. Aufschließungs- und Zersetzungsmittel, nämlich Gemeng von kohlensaurem Kali und kohlensaurem Natron, kohlensaurer Baryt, Salpeter.

II. Löthrohrreagentien, als Kohle, kohlensaures Natron, Borax, Phosphorsalz, salpetersaures Kobalt und Cyankalium. Das zuletzt genannte Reagens, Cyankalium, ist erst in neuerer Zeit durch Liebig's Versuche als das stärkste Reductionsmittel auf trocknem Wege erkannt worden. Es scheidet nicht nur aus den meisten Sauerstoffverbindungen, sondern auch aus Schwefelverbindungen die Radicale ab, indem sich im ersterem Falle durch Sauerstoffaufnahme cyansaures Kali und im letztern Schwefelcyankalium bildet. Schon im Porcellantiegel über der Weingeistlampe lassen sich durch Cyankalium aus antimoniger Säure, Schwefelantimon, Eisenoxyd ꝛc. reguliniſche Metalle darstellen. Auch die Reduction des Arseniks aus seinen Sauerstoff- oder Schwefelverbindungen geht auf die leichteste Weise von statten, wodurch das Cyankalium zu einem sehr schätzbaren Reagens erhoben wird. Selbst Körper, welche schwer reducirbar sind, wie Zinnoxyd, Schwefelzinn ꝛc. lassen sich durch Cyankalium mit der größten Leichtigkeit reduciren.

Im dritten Abschnitt der ersten Abtheilung wird

das Verhalten der Körper zu Reagentien sehr ausführlich beschrieben. Es werden hier die Charaktere angegeben, wodurch man die Metalloxyde, nämlich die erste Gruppe Kali, Natron und Ammoniak leicht erkennen kann. Ebenso die zweyte Gruppe Baryt, Strontian, Kalk, Magnesia. In der dritten Gruppe befinden sich Thonerde und Chromoxyd, in der vierten die Oxyde von Zink, Mangan, Nickel, Kobalt und Eisen. Die fünfte Gruppe enthält die Charaktere, wodurch die Oxyde von Silber, Queckſilber, Bley, Wismuth, Kupfer und Cadmium leicht zu erkennen sind. Der Verf. schließt das Verhalten der Metalloxyde mit der sechsten Gruppe, in welcher begriffen sind Gold, Platin, Antimon, Zinn, so wie die arsenige und die Arsenikſäure.

Die Reduction dieser beyden Säuren und die Darstellung des Arseniks aus denselben im metalliſchen Zustand vermittelst Wasserstoff wird hier sehr deutlich beschrieben, wobey der Verf. die von ihm angegebenen Verbesserungen bezeichnet für den Fall, daß der metallische Arsenik-Spiegel von Antimon begleitet seyn sollte. Diese Verbesserung besteht darin, über den metallischen Anflug in der erwärmten Glasröhre nach der Angabe von Pettenkofer jun. einen ganz schwachen Strom von Schwefelwasserstoffgas zu leiten, alsdann einen Strom von trockenem Chlorwasserstoffgas ohne zu erwärmen, wodurch das Schwefelantimon entfernt wird und gelbes Schwefelarsenik mit dem aus dem Schwefelantimon allenfalls abgeschiedenen Schwefel allein zurückbleibt. Zieht man nun etwas Ammoniak in das Röhrchen hinauf, so wird dadurch das gebildete Operment aufgelöst und der aus dem Schwefelantimon abgeschiedene Schwefel bleibt in der Röhre allein zurück. Diese verschiedenen Reactionen in ihrer Vereinigung lassen über die Anwesenheit geringer Spuren von Arsenik nichts zu wünschen übrig.

Der Verf. bringt auch hier zur Reduction der arsenikſauern Salze und des Schwefelarsenik ein trockenes und zusammengeschmolzenes Gemeng von Soda und Cyankalium mit glücklichem Erfolge in Anwendung. Die dabey erhaltenen Metallspiegel sind von ausgezeichneter Reinheit. Diese Methode, Arsenikverbindungen mit Cyankalium zu reduciren, verdient wegen ihrer Einfachheit, so wie wegen der

Sicherheit ihres Resultats auch bey Gegenwart sehr kleiner Mengen von Arsenik, wit welchen sie ausgeführt werden kann, ganz besonders hervorgehoben zu werden. Vorzüglich geeignet ist sie zur directen Darstellung des metallischen Arsenik aus Schwefelarsenik, in welcher Beziehung sie alle bisher angegebenen Methoden an Einfachheit und Genauigkeit bey weitem übertrifft. —

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

Hr. D. l. Rive schreibt auch die Entstehung jenes eigenthümlichen Geruches, den man an dem am positiven Pol entwickelten Sauerstoff, bey elektrischen Entladungen und Blitzschlägen bemerkt, der Oxydation des Platins und Ueberführung zarter Metalltheilchen vom positiven zum negativen Pol zu, ohne wie Hr. Schönbein (B. L.) eine eigene neue Substanz, die er Ozon nennt, annehmen zu dürfen. Hr. D. l. R. führt für seine Meinung viele Gründe auf, und zeigt, daß selbst die von Hrn. Schönbein zur Begründung seiner Hypothese angeführten Erscheinungen nur Bestätigung dieser Meinung sind.

In der Folge wiederholte Hr. D. l. R. seine Versuche mit einer Daniell'schen Batterie von 10 Elementen und einem von Hrn. Bonjol construirten Commutator, als Wärmemesser diente ihm ein dünner Platindraht, der durch die luftvolle Kugel eines empfindlichen Thermometers gieng, welche mit einer senkrechten 30 Centim. langen in gefärbtes Wasser tauchenden Röhre versehen war. Die Resultate seines ersten Versuches waren a) daß unter denselben Umständen bey einer ganz metallischen Kette derselbe Strom eine geringere Stärke hat, wenn er discontinuirlich und alternativ, als wenn er continuirlich ist, und b) daß, wenn ein Theil der Kette flüssig ist, das Umgekehrte stattfindet, daß man aber den Intensitätsverlust, welchen die Elektricität beym Uebergang aus einem starren in einen flüssigen Leiter oder umgekehrt erleidet, null oder fast null machen kann, wenn man sich der abwechselnden Ströme anstatt der continuirlichen bedient.

Als Hr. D. l. R. sich eines Glastroges bediente, in welchem die Flüssigkeit durch 1, 2 oder 3 Metallwände getheilt werden konnte, kam er zu dem Resultat, daß die Intensitäts-Schwächungen, welche die bewegte Elektricität bey ihrem Uebergang aus einem flüssigen in einen metallischen Leiter erleidet, von Niederschlägen der Zersetzungsproducte, besonders durch Oxydation der Oberfläche verursacht wird.

Die Art der Interferenz, welche Hr. D. l. R. schon früher wahrgenommen zu haben behauptet hatte, studirte er neuerdings, und glaubt sich berechtigt, diese Behauptung nicht widerrufen zu dürfen; denn wenn er eine Platinschale mit einer Platinkugel durch einen dicken und kurzen Draht verbindet, so sinkt eine in die Kette gebrachte thermoskopische Substanz; ist der Draht aber lang und dünn, so steigt sie. Ist endlich der Draht sehr lang und sehr dünn, so nimmt man keine Bewegung wahr.

Bey weiterm Studium fand er, daß, um dieses Phänomen zu erhalten, a) die in Berührung stehenden Metallflächen sehr groß seyn, und die Flüssigkeit sehr gut leiten, b) die Metallflächen, obschon von gleichem Metall, doch nicht identisch seyn müssen, und glaubt endlich, diese Art der Interferenz habe ihren Grund in einem hydroelektrischen Strome. Diese Erscheinung erhielt aber Hr. D. l. R. nur durch eine Clarke'sche Maschine, aber nicht durch die Ströme einer constanten Säule, nachdem sie durch einen Commutator abwechselnd gemacht worden, und glaubt, dieß habe seinen Grund darin, daß die Säule ein weit unvollkommenerer Leiter ist, als der Metalldraht, in dem die magnetoelektrischen Ströme erregt werden.

In Rücksicht der chemischen Erscheinungen versicherte sich Hr. D. l. R. allererst davon, daß sie durch magnetoelektrische Ströme eben so wie durch Commutation an einer Säule hervorgebracht werden. Die Resultate waren im Allgemeinen, daß sich in verdünnter Säure, besonders Salpetersäure, alle Metalle mehr oder weniger oxydiren, und zwar Platin mehr als Gold. Alle überziehen sich während der Gasentwickelung mit einer pulverigten Schichte, mit deren Wachsen die Gasentwickelung abnimmt, dagegen die Temperatur zunimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. December.

Nro. 249. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Anleitung zur qualitativen chemischen Analyse oder die Lehre von den Operationen, von den Reagentien und von dem Verhalten der bekannteren Körper zu Reagentien.

(Schluß.)

Verhalten der unorganischen und organischen Säuren zu den Reagentien. Die Säuren, welche durch Chlorbaryum aus neutralen Lösungen gefällt und in die erste Gruppe gereihet werden, sind, außer denen des Arseniks, die Chromsäure, Schwefelsäure, Phosphorsäure, Borsäure, Oxalsäure, Fluorwasserstoffsäure, und Kohlensäure.

Die zweyte Gruppe der unorganischen Säuren umfaßt diejenigen, welche nicht von Chlorbaryum, wohl aber von salpetersaurem Silber gefällt werden, nämlich die Wasserstoffsäuren von Chlor, Brom, Jod, Cyan und Schwefel.

In der dritten Gruppe der unorganischen Säuren befinden sich diejenigen, welche weder von Baryt-, noch von Silbersalzen gefällt werden, nämlich Salpetersäure und Chlorsäure.

Die organischen Säuren werden unter drey Gruppen gebracht.

Die erste Gruppe enthält diejenigen, welche unter irgend einer Bedingung durch Chlorcalcium gefällt werden, nämlich Oxalsäure, Weinsteinsäure, Traubensäure, Citronensäure und Aepfelsäure.

Die zweyte Gruppe der organischen Säuren umfaßt diejenigen, welche von Chlorcalcium unter keiner Bedingung, von Eisenchlorid aber aus neutraler Lösung gefällt werden, diese sind Bernsteinsäure und Benzoësäure.

In der dritten Gruppe der organischen Säuren endlich sind diejenigen aufgestellt, welche weder von Chlorbaryum, noch von Eisenchlorid unter keiner Bedingung gefällt werden, nämlich Essigsäure und Ameisensäure.

Es ist einleuchtend, daß die eben beschriebene Abtheilung in Gruppen dem Verf. eigenthümlich und folglich neu ist. Diese Gruppen gewähren dem angehenden Chemiker einen leicht faßlichen und schnellen Ueberblick, und setzen ihn in den Stand, alle Säuren und deren Verbindungen mit geringer Mühe zu erkennen, wodurch das Studium dieser Sparte bedeutend erleichtert wird.

Zweyte Abtheilung. Systematischer Gang der qualitativen chemischen Analyse. In dieser zweyten Abtheilung hat sich der Verf. vorgenommen, einen Plan zu entwerfen, nach welchem ein allen Fällen angepaßter, möglichst sicherer und einfacher, durch die Erfahrung erprobter und bewährter Gang in der chemischen Analyse zu befolgen ist.

Die Elemente und Verbindungen, welche darin umfaßt werden, sind dieselben, welche weiter oben aufgezählt worden sind.

Diese zweyte Abtheilung zerfällt in zwey Abschnitte, wovon der erste eine praktische Anweisung zum Analysiren enthält und der zweyte eine Erklärung des praktischen Verfahrens,

eine Auseinandersetzung der Gründe, worauf die Scheidung und die Erkennung der Substanzen beruht.

In dem ersten Abschnitt wird ein Weg vorgeschrieben, auf dem man gerade fortschreitend zum Ziele gelangen kann.

Die Unterabtheilungen dieser praktischen Anweisung sind: 1) einleitende Prüfung, 2) Auflösung, 3) eigentliche Untersuchung, 4) bestätigende Versuche. Bey der einleitenden Prüfung wird vor Allem empfohlen, die äußern sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften der zu untersuchenden Substanz zu beachten, nämlich Farbe, Form, Härte, Schwere, Geruch ꝛc., da sich daraus mancher Schluß ziehen läßt.

Wir werden dem Verf. bey der einleitenden Prüfung einer Substanz in Beschreibung der Einzelnheiten nicht folgen, können aber nicht unterlassen, beyspielsweise den von ihm eingeschlagenen systematischen Gang als Bruchstück bey Anwendung der Wärme mitzutheilen, nämlich bey Anwendung der schwachen Wärme mit Hülfe einer Weingeistlampe und der intensiven Wärme vermittelst des Löthrohrs.

Man erwärmt etwas von der zu untersuchenden Substanz in einem kleinen eisernen Löffel über der einfachen Weingeistlampe. Die stattfindenden Erscheinungen lassen über die Natur der Substanz Manches mit Sicherheit schließen, Anderes mit Wahrscheinlichkeit folgern.

a) Der Körper bleibt unverändert; keine organischen Substanzen, keine wasserhaltigen Salze, keine leicht schmelzbaren Stoffe, keine flüchtigen Körper.

b) Er schmilzt leicht und wird unter Ausstossung von Wasserdämpfen wieder fest; Salze, welche Krystallwasser enthalten.

c) Er schmilzt ohne Ausstossung von Wasserdämpfen. Man setzt etwas Papier zu der schmelzenden Masse; entsteht Verpuffung, so deutet sie auf salpetersaure, oder auch auf die seltneren chlorsauren Salze.

d) Er verflüchtigt sich ganz oder theilweise. Im ersteren Falle sind keine fixen Basen vorhanden, im letzteren ist ein flüchtiger Körper beygemischt.

α) Es verbreitet sich dabey kein Geruch. Alsdann hat man besonders auf Ammoniak-, Queckſilber- und Arsenik-Verbindungen Rücksicht zu nehmen.

β) Es verbreitet sich zugleich ein Geruch. Ist er der der schwefligen Säure, so ist Schwefel vorhanden; sind die Dämpfe violett und riechen sie nach Jod, so ist die Gegenwart dieses Körpers im freyen Zustande sicher. Mit gleicher Gewißheit kann freye Benzoësäure und manche andere Substanzen am Geruch ihrer Dämpfe erkannt werden.

e) Der Körper ist ein weißes Pulver und wird beym Erhitzen gelb, deutet auf Zinkoxyd oder Bleyoxyd. Letzteres bleibt auch bey dem Erkalten gelb, das Zinkoxyd wird dabey wieder weiß.

f) Es tritt Verkohlung ein; organische Substanzen. Braust der Rückstand mit Säuren übergossen, während der ursprüngliche Körper diese Erscheinung nicht zeigt, so deutet dieß auf an Alkalien oder alkalische Erden gebundene organische Säuren. Verbreitet sich ein Geruch nach Cyan, so wird die Anwesenheit einer Cyanverbindung dadurch angedeutet. Außerdem schwellen manche Substanzen bedeutend auf, wie z. B. Borax, schwefelsaure Thonerde; andere decrepitiren, wie Chlornatrium und Chlorkalium ꝛc.; diese Erscheinungen berechtigen jedoch weniger zu allgemeinen und sicheren Schlüssen.

Um eine intensivere Wärme in Anwendung zu bringen, legt man einen kleinen Theil des Körpers in ein Kohlengrübchen und bläst mit der inneren Löthrohrflamme darauf.

a) Der Körper verflüchtigt sich theilweise oder ganz. Dieß deutet außer auf Ammoniak, Queckſilber ꝛc. auch auf Antimonoxyd und einige andere Oxyde. Das genannte schmilzt, bevor es sich als weißer Rauch verflüchtigt. Außerdem ist zu bemerken, daß sich bey Gegenwart von

arseniger oder Arsenikſäure ein knoblauchartiger Geruch verbreitet, der ſtärker hervortritt, wenn man der Probe vorher Soda zuſetzt.

b) Der Körper ſchmilzt und zieht ſich in die Kohle; deutet auf Alkalien. Man bringt in dieſem Falle einen Theil des gepülverten Körpers auf das befeuchtete Ohr eines Platindrahts und leitet die Spitze der inneren Löthrohrflamme darauf. Violette Färbung der äußern Flamme deutet nur auf Kali, gelbe auf Natron, dem jedoch Kali in größerer Menge beygemengt ſeyn kann, da bey Gegenwart beyder Alkalien die Flamme ſtets gelb erſcheint.

c) Es bleibt ein unſchmelzbarer weißer Rückſtand auf der Kohle, entweder ſogleich oder nach vorhergegangenem Schmelzen im Kryſtallwaſſer; deutet beſonders auf Baryt, Strontian, Kalk, Magneſia, Thonerde, Zink und Kieſelſäure. Von dieſen zeichnen ſich Strontian, Kalk, Magneſia und Zink durch ein ſehr helles Leuchten in der Löthrohrflamme aus. Man bringt auf die geglühte weiße Maſſe ein Tröpfchen ſalpeterſaure Kobaltlöſung und erhitzt wieder ſtark. Schön blaue Färbung zeigt Alaunerde, röthliche Magneſia, grüne Zink. Bey Gegenwart von Kieſelſäure entſteht auch eine ſchwach bläuliche Färbung, welche man nicht mit der von Alaunerde herrührenden verwechſeln darf. Die Kieſelſäure iſt außerdem dadurch ausgezeichnet, daß ſie mit kohlenſaurem Natron bey gutem Blaſen unter Aufbrauſen ein klares Glas giebt.

d) Es bleibt ein unſchmelzbarer Rückſtand von anderer Farbe oder es erfolgt eine Metallreduction mit oder ohne Beſchlag. Man mengt etwas des Pulvers mit Soda und erhitzt auf Kohle in der Reductionsflamme.

α) Man erhält nach gutem Blaſen ein Metallkorn, ohne daß ſich die Kohle beſchlägt, deutet auf Gold, Silber, Zinn, Kupfer — Platin, Eiſen, Kobalt und Nickel werden zwar gleichfalls reducirt, liefern aber keine Metallkörner.

β) Es bildet ſich zugleich mit einem Metallkorn oder auch ohne ein ſolches ein Beſchlag auf der Kohle. Er kann herrühren von Zink, Wismuth, Bley, Cadmium, Antimon.

aa) Der Beſchlag iſt weiß, deutet auf Antimon und Zink. Der Beſchlag des Zinks erſcheint, ſo lange er noch heiß iſt, gelb. Das reguliniſche Antimonkorn entwickelt ohne weiteres Erhitzen noch lange einen weißen Rauch und umgiebt ſich endlich beym Erkalten meiſt mit Kryſtallen von Antimonoxyd. Unter dem Hammer iſt es ſpröde.

bb) Der Beſchlag iſt mehr oder weniger gelb oder braun, Wismuth, Bley, Cadmium. Der Beſchlag des Cadmiumoxyds neigt ins Orangenfarbene, die Beſchläge von Bley- und Wismuthoxyd gehen beym Erkalten aus dem Braungelben ins Hellgelbe über. Cadmium wird bey der Reduction ſogleich verflüchtigt. Die Bleykörner laſſen ſich leicht ausplatten, Wismuthkörner hingegen ſpringen unter dem Hammer.

Nachdem der feſte Körper aufgelöst worden, ſey es durch Waſſer, durch verſchiedene Säuren ꝛc., wobey ebenfalls die dabey vorkommenden Erſcheinungen, welche mehr oder weniger belehrend ſeyn können, genau angegeben werden, geht der Verf. über zur eigentlichen Unterſuchung und fängt damit an, die in der Auflöſung ſich befindenden Baſen aufzuſuchen, wobey wir ihm nun nicht mehr ins Detail folgen, was uns zu weit führen würde; alsdann geht er über zur Auffindung der Säure für den Fall, daß die Subſtanzen in Waſſer aufgelöst werden konnten, ſo wie er den Weg der Analyſe bezeichnet für die Fälle, wenn die Subſtanz weder in Waſſer noch in Säuren auflöslich iſt.

Es werden hier neben den einfachen auch ſehr complicirte Beyſpiele zur Analyſe als Muſter aufgeſtellt, aber immer ſind ſie begleitet hinſichtlich des Ganges der Unterſuchung mit den zweckmäßigſten Regeln, welche den genialen und mit ſo reichen Kenntniſſen ausgerüſteten Verf. überall beurkunden.

Im zweyten und letzten Abſchnitt werden Erklärungen über das praktiſche Verfahren mitgetheilt

und außerdem noch Zusätze und Bemerkungen nicht nur über die einleitende Prüfung, sondern auch über die Auflösung und über die eigentliche Untersuchung. Diese treffenden Bemerkungen, welche wir hier nicht specificiren, können dem angehenden Chemiker nicht anders als sehr willkommen und nützlich seyn.

Der Verf. beschließt die Anleitung zur chemischen Analyse damit, ein allgemeines Schema von hundert Beyspielen verschiedener Gemenge aufzustellen, nachdem er die Substanzen, welche zur Erlernung der qualitativen Analyse untersucht werden sollen, auf einander folgen läßt, uud ist der Meinung, daß eine solche Anzahl zweckmäßig ausgewählter Analysen zur gründlichen Erlernung des Verfahrens im Durchschnitte hinreichend seyn dürfte.

Das vorliegende Werk hat, wie der schnelle Absatz der ersten Auflage am besten darthut, den Anforderungen der jungen Chemiker in besonderem Grade genügt und verdient nicht nur in Hinsicht auf Vollständigkeit des Inhalts, sondern auch auf Deutlichkeit der Darstellung im Einzelnen die vollste Anerkennung des Sachkundigen. Es wird darin keine der neueren wichtigen Thatsachen vermißt, die Sprache ist bestimmt, anschaulich und dem Geist der jungen wißbegierigen Chemiker ganz angemessen. Wir wünschen dem anspruchlosen Verf., welcher seinem berühmten Lehrer Liebig die größte Ehre macht, zu diesem Unternehmen Glück und haben die Ueberzeugung, daß es, den Bemühungen des Verf. entsprechend, von segensreichen Folgen seyn werde.

Druck, Papier und die dem Text eingedruckten Holzschnitte lassen nichts zu wünschen übrig.

A. V.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. ꝛc.

(Fortsetzung.)

3) Hr. Prof. H. Schröder in Mannheim theilt Versuche (S. 57 — 83) mit, die ihm gezeigt haben, daß elektrische Ströme schon dnrch ungleichzeitiges Eintauchen homogener Metalle in Flüssigkeiten erregt werden. Diese Ströme sind aber immer nur schwach, und fordern daher einen sehr empfindlichen Galvanometer, welchen Hr. Sch. ausführlich beschreibt, „weil man vielleicht mehrfach vergeblich versuchen würde, dieselben Beobachtungen zu wiederholen, und zu controliren, falls man sich eines weniger empfindlichen Galvanometers bedienen sollte.“ Zugleich empfiehlt Hr. Sch. zur Ausführung dieses Instrumentes den Mechanikus Kauffmann zu Solothurn in der Schweitz.

Nachdem Hr. Sch. nun zuerst gezeigt hat, daß der hier entstandene Strom weder von einer chemischen Action noch von der Berührung des Metalles mit der Flüssigkeit, noch von dem Acte der Benetzung herkommen könne, aber, wie die Versuche zeigen, der früher eingetauchte Platindraht negativ gegen den später eingetauchten wird, so schloß Hr. Sch., daß das Platin eine negativ veränderte Oberfläche erhalte. Die sorgfältig und oft wiederholten Versuche durch ungleichzeitiges Eintauchen zweyer Metalldrähte in destillirtes chemischreines Wasser lehren, daß a) alle Metalle durch Benetzung mit destillirtem Wasser elektronegativ verändert werden, indem in den ersten Momenten ihrer Benetzung ein schlecht leitender Ueberzug entsteht, welcher die Ursache des Uebergangswiderstandes ist;

b) daß der Leitungswiderstand dieses Ueberzuges um so größer ist, je beträchtlicher die von ihm herrührende negative Veränderung des Metalles ist,

c) daß bey den edlen Metallen und bey Zinn die Wirkung des Wassers mit der Bildung dieses Ueberzuges vollendet ist,

d) bey Eisen, Zink, Bley u. s. w. die Bildung dieses Ueberzuges jeder chemischen Action vorausgeht, und diese Metalle daher nach dem ersten Moment des Eintauchens negativer als in den nachfolgenden sind. Aber der Ueberzug verschwindet wieder, und bildet sich wieder nach Maaßgabe der fortschreitenden chemischen Einwirkung.

Aehnliche zahlreiche Versuche stellte Hr. Sch. auch mit andern Flüssigkeiten an, und erhielt im Allgemeinen analoge Resultate. Allein bald fand er, daß es unvermeidlich ist, die Ströme durch ungleichzeitiges Eintauchen in jeder Flüssigkeit einer besondern und eben so ausführlichen Untersuchung zu unterwerfen, als es bey destillirtem Wasser geschehen ist, welches er sich nachzutragen vorbehält.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. December.

Nro. 250. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Repertorium Botanices systematicae. Auctore Guilielmo Gerardo Walpers. Tomus I. Lipsiae, sumtibus Friderici Hofmeister. 1842. fasc. 1. 2. 3. 8. 576 S.

Seit der verewigte De Candolle im Jahre 1824 den ersten Band seiner Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis erscheinen ließ, sind 18 Jahre verflossen. Ihm war die Freude nicht gegönnt, das große Unternehmen zu Ende zu führen, welchem er von da an bis an sein Lebensende noch 16 Jahre lang den größten Theil seiner Thätigkeit widmete. Den siebenten Band vollendete er im Jahre 1839, während der Bearbeitung des achten ward er vom Tode abgerufen und konnte darum freudiger die Augen schließen, weil er wußte, daß sein vortrefflicher Sohn es für das heiligste Vermächtniß halten werde, die Riesenarbeit in seinem Sinne zu beendigen. Kein Botaniker des jetzigen Jahrhunderts dürfte sich rühmen, daß er bey so umfassender Gelehrsamkeit, bey so gewissenhafter Genauigkeit in descriptiver Beziehung auch so leicht und schnell arbeite, als es bey De Candolle der Fall war. Und doch konnte der ausgezeichnete Mann bey der unendlichen, während der Bearbeitung unter den Händen stets wachsenden Masse des Stoffes kaum 2 Drittheile seiner Aufgabe lösen, und durfte dabey nicht einmal zurücksehen auf das, was die allwärts aufgespornte Thätigkeit anderer Botaniker schon wieder denjenigen Pflanzenfamilien zugelegt hatte, welche er so eben erst als für die Jetztzeit erschöpfend bearbeitet aus der Hand gelegt hatte. Er sprach sich oft in Briefen darüber aus, daß er sich nicht mit Nachträgen befassen könne, wenn er sein Ziel erreichen wolle. Daher sind jetzt alle Bände des Prodromus bereits wieder unvollständig, nur in verschiedenem Maaßstabe nach der Zeit ihres Erscheinens, am meisten natürlich die ersten und ältesten. Herr Walpers hat in den vorliegenden 3 Heften das verdienstliche Werk begonnen, durch Nachträge diese Lücken des De Candolle'schen Prodromus auszufüllen. Wie viel Stoff hiezu vorhanden sey, ergiebt sich daraus, daß, so weit jetzt die Arbeit vorgerückt ist, bey ziemlich gleich compaktem Druck der einschlägige Text des Prodromus (der erste Band und 114 Seiten des zweyten) 854 Seiten, die Walperschen Nachträge aber 576 Seiten, also etwas über $\frac{2}{3}$ des Ganzen betragen. Wenn diese Arbeit auch durch die zweyte im J. 1841 vollendete Ausgabe des nicht minder verdienstlichen Nomenclator botanicus von Steudel rücksichtlich der Uebersicht des Materials erleichtert wurde, so blieb Herrn Walpers in der Anordnung des Ganzen, in der komparativen Feststellung der Definitionen, Ausscheidung der Synonymen u. s. w. reicher Stoff, um sich den Dank des botanischen Publikums zu erwerben, welcher ihm nicht fehlen kann, um so mehr, wenn seine Hefte rasch genug aufeinander folgen.

Die allgemeine Anordnung, so wie die äußere Ausstattung des Buches ist wie bey De Candolle, nur daß der deutsche Buchhändler für noch schärfere Lettern und weißeres Papier gesorgt hat. Die Reihenfolge der Familien und Gattungen ist ebenfalls die De Candolle'sche. Dagegen sind die Gattungen mit den fortlaufenden von ersterer vielfach

abweichenden Nummern in Endlicher's generibus beziffert, was füglich in einer Note am Anfang des Werkes hätte bemerkt werden können, da es jetzt erst errathen werden muß.

Eine weitere Bemerkung möchten wir uns darüber erlauben, daß der Hr. Verfasser keinen Gattungscharakter, sondern nur Definitionen der neu einzuschaltenden Arten giebt. Es dürfte dieses wohl bey denjenigen Gattungen der Kürze wegen zweckmäßig seyn, welche in De Candolle's Prodromus bereits vorkommen und deren Charakter seitdem keine wesentliche Berichtigung oder Veränderung erlitten hat. Bey allen seit jener Zeit neu aufgestellten oder emendirten Gattungen scheint aber eine Charakteristik für ein Repertorium um so nöthiger, da außerdem auch die Definitionen der Arten unbrauchbar werden.

Das Citat aus Endlicher reicht nicht aus, denn es setzt schon jetzt den gleichzeitigen Besitz dieses für Unbemittelte kostspieligen Werkes voraus und genügt später für alle Gattungen nicht, welche nach Vollendung der Endl. Arbeit publicirt werden. Darum sah sich der Verf. schon in diesen Heften genöthigt, auf eine zweyte noch ungedruckte, also auch noch nicht benutzbare Mantisse zu E. zu verweisen. Für die Gattungen haben wir also lediglich einen Nomenclator. Der Raum für die Charaktere hätte leicht gewonnen werden können, wenn mit den Citaten von neueren Abbildungen längst bekannter Arten sparsamer verfahren worden wäre.

Was die Aufzählung der Arten betrifft, so können wir damit nicht einverstanden seyn, daß bey den größeren Gattungen die Species ihrem Vaterland nach abgetheilt werden. Wir wissen wohl, daß De Candolle in den letzten Bänden des Prodromus hiezu das Beyspiel gegeben hat, aber damit ist die Sache nicht gerechtfertigt. Diese Art der Anordnung erschwert das Aufschlagen, statt es zu erleichtern, denn sie verhindert an und für sich die Aneinanderreihung der verwandtesten Arten, und ist in Gärten und Herbarien doppelt unbequem, wenn Pflanzen zur Bestimmung vorliegen, deren Heimath nicht angegeben ist. So wichtig die Kenntniß von der geographischen Verbreitung der Gewächse auch erscheint, so kann sie doch nie eine passende Basis zu systematischen Unterabtheilungen des ganzen Gewächsreiches oder einzelner Gruppen desselben geben, denn die Modificationen, deren der Grundtypus einer solchen Gruppe fähig ist, gehen nicht immer Hand in Hand mit den Modalitäten der Verbreitung. Die verschiedenen Arten einer Gattung, welche in differenten Welttheilen vorkommen, sind sich oft verwandter als die einer und derselben eng begränzten Flora. Weichen z. B. die deutschen Ranunculi nicht unter sich mehr ab, als von den nordamerikanischen Arten? Aus ähnlichen Gründen können wir auch nicht billigen, wenn einige Schriftsteller neuerlich das Vorkommen einer Gattung in zwey Welttheilen fast für ausreichend halten, um dieselbe in zwey zu zerspalten. Gerade in dieser Beziehung haben die Beobachtungen neuester Zeit bewiesen, daß selbst artenarme Gattungen auf eine früher kaum geglaubte Weise in den differentesten Weltgegenden auftreten. Wir erinnern nur an die nahe Verwandtschaft der Flora von Japan mit der der südlicheren vereinigten Staaten von Nordamerika, z. B. in Aronia, Hamamelis, Diervilla, Hydrangea, Illicium, Stuartia, Styrax, Torreya, Sassafras u. s. w. Aus diesem Grund scheint uns auf das geographische Verhalten in jeder systematischen Aufzählung vor der Hand wenigstens kein zu hoher Werth gelegt werden zu dürfen, geschweige denn, daß es selbst zu einem zweckmäßigen Eintheilungsgrund dienen könne.

Die Literatur ist in dem Vorliegenden mit wenigen Ausnahmen vorzüglich in Beziehung auf Schriften gelehrter Gesellschaften, sehr fleißig und umsichtig benützt, es muß also schon in dieser Beziehung jedem Botaniker vom Fache sehr willkommen seyn. Möchte es der Herr Verfasser nur rasch zur Vollendung bringen und dadurch in jeder Weise seinen Werth noch erhöhen.

Z.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. ꝛc.

(Fortsetzung.)

4) Hr. Buff zeigt (S. 503 — 514) aus seinen angestellten Versuchen, daß die Zwischenplatten an einer galvanischen Kette der Untersuchung nichts darbieten, was sich nicht in ähnlicher Weise wieder findet, wo die Elektricität genöthiget ist, aus einem Metalle (in eine Flüssigkeit und allgemein) in einen schlechtern Leiter überzugehen. Die Schwächung des Stromes wächst durch die Vermehrung der eingeschalteten Zwischenplatten nach einem bestimmten Gesetz, wie dieß die beobachtete Ablenkung eines genauen Galvanometers zeigt, indem sie von der durch Berechnung gefundenen nie um mehr als einige Decimalen abweicht.

Aber die Verhältnisse ändern sich sehr merklich nach der gebrauchten Flüssigkeit und den eingesenkten Metallen. Die verschiedenen Thatsachen weisen nach, daß zwar der Widerstand der Zwischenplatten nicht wesentlich von der Polarisation herrührt, wohl aber dieselbe Ursache, von welcher die chemische Action zwischen Metall und Flüssigkeit abhängt, so wie die größere oder geringere Zersetzlichkeit der letztern auf das Verhalten der Zwischenplatten einen bedeutenden Einfluß ausübt. Ob aber die mechanische Wirkungsweise, welche Hr. B. sich von diesem Widerstand vorstellt, der Theorie zusage, scheint Ref. sehr zu bezweifeln.

5) Hr. H. W. Dove sucht (S. 305 — 325) durch geeignete Versuche die Unterschiede zwischen den elektrischen Strömen, welche durch Eisen, das durch Entladung einer Flaschenbatterie vorübergehend magnetisch geworden, in einem in seiner Nähe befindlichen Draht inducirt werden, und denen, welche von Eisen, das vermittels galvanischer oder Thermo-Elektricität magnetisirt worden, inducirt werden, empirisch festzustellen.

Nachdem Hr. D. zu diesem Zweck zuerst an einem allgemeinen Schema gezeigt hat, daß 1) zwar eine vermehrte Elektricitätsmenge auch irgend eine bestimmte Wirkung des Stromes mehr steigern kann, als die Verzögerung des Stromes sie vermindert, daß aber 2) auch die durch die Vermehrung der Elektricitätsmenge gesteigerte Wirkung durch die Verzögerung des Stromes genau compensirt wird, und daß 3) die Verzögerung des Stromes eine bestimmte Wirkung mehr schwächen kann, als diese durch vermehrte Elektricitätsmenge gesteigert wird.

Hierauf wird der dazu neu construirte Apparat unter dem Namen eines „Differential-Inductor für Reibungselektricität" beschrieben. Das Wesentliche desselben sind zwey Glasröhren, welche mit Kupferdraht-Spiralen überwunden und ganz in Schellack eingelassen sind und wegen ihrer Verbindung mit dem innern und äußern Beleg der Batterie den Schließungsdraht bilden. Auf diese werden in gleichem Sinne wie die innern gewundene auf Röhren von Pappe zwey andere Spiralen geschoben, welche die Inductionsspiralen bilden. In die inneren Spiralen können die Metallstangen und Drahtbündel gebracht werden, und man erhält von den gleichartig verbundenen Nebenspiralen den Schlag des inducirten Stromes, wenn die Batterie durch die innern Spiralen entladen wird. Der Strom aber wirkt weder auf eine Galvanometernadel, noch zu einer chemischen Wirkung auf Jodkalium, noch zur Magnetisirung weichen Eisens. Es kann daher die Richtung des Stromes nur mittels Harzsiguren, an einem Condensator, und durch physiologische Wirkung geprüft werden.

Die erhaltenen Resultate reduciren sich hauptsächlich auf folgende: a) Die Erschütterung ist eine Folge des schwächenden Einflusses des eingeführten Metalles auf die Spirale, in der es liegt, b) die Wirksamkeit der ersten Spirale entsteht durch einen in derselben erzeugten elektrischen Strom, die Wirksamkeit der zweyten dadurch, daß zwey gleiche elektrische Ströme ihren hemmenden Einfluß gegenseitig neutralisiren, c) man kann dadurch, daß man Messingdrähte in die leere Röhre legt, prüfen, ob ein in eine der Röhren gelegter Metallstab das physiologisch ermittelte Stromgleichgewicht aufhebt, daß er die Wirkung einer Spirale schwächt; d) auch Schmiedeisen, weicher und harter Stahl u. s. w. im massiven und hohlen Zustande schwächen die physiologische Wirkung des inducirten Stromes, obschon nicht immer gleich stark; e) dagegen aufgeschnittene Flintenläufe und besonders gut isolirte Drahtbündel von Eisen, wenn sie nicht von einer geschlossenen Messingröhre umgeben sind, verstärken dieselbe; f) massiver Nickel verstärkt die inducirende Wirkung. g) In Beziehung auf das Magnetisiren von Stahlnadeln sind die Erscheinungen ganz dieselben, das Magnetisiren mag durch galvanische oder Reibungselektricität hervorgebracht werden, und es findet hier nicht der Unterschied statt, welcher in Beziehung auf die physiologischen Effecte sich zeigt, d. h. Eisen in jeder beliebiger Form verstärkt die Stahl magnetisirende Wirkung des vom Schließungsdraht im Nebendraht inducirten Stromes. Im Allgemeinen also erhält man durch eine in die Spirale eingelegte massive Eisenstange vermittels Reibungselektricität keine Wirkung am Galvanometer, keine chemische Zersetzung und kein Magnetisiren des weichen Eisens. Geschieht hingegen das Elektrisiren des Eisens auf galvanischem Weg, so werden die physiologischen und thermischen Wirkungen, und die, weiches Eisen und Stahl zu magnetisiren, gesteigert. Bey Ein-

führung eines Drahtbündels aber steigern sich für Reibungselektricität die physiologischen, elektroskopischen und magnetisirenden Wirkungen der Spiralen, und nur ihre thermische wird geschwächt.

6) Der sogenannten chemischen Theorie der galvanischen Erscheinungen ist häufig der Einwurf gemacht worden, daß die bey der Gleichheit des Widerstandes von einer Volta'schen Kette in bestimmter Zeit entwickelte Elektricitätsmenge im Allgemeinen nie der vor dem Schluß der Kette stattfindenden chemischen Action weder der Intensität noch der Quantität nach proportional geht, aber von den Anhängern dieser Theorie ist immer geantwortet worden, daß dennoch kein Strom erregt werde, wo diese Action fehlt, und Hr. Faraday sagt sogar, er habe ernstlich nach einem Fall vom Gegentheil gesucht, aber keinen gefunden. Diese Behauptung kann aber nicht aus der Erfahrung hervorgegangen seyn; denn die Ergebnisse einer Combination von amalgamirtem Zink in der Lösung eines neutralen Salzes mit einem andern Metall zeigen, daß ein kräftiger Strom ohne alle chemische Einwirkung entsteht. Wenn aber auch schon Fälle angeführt werden können, in welchen mit dem Mangel an Angriff der Flüssigkeit auf die Metalle fast gänzliche Abwesenheit eines Stromes zusammenfällt, so können die Anhänger der chemischen Theorie daraus für diese Behauptung keinen Nutzen ziehen, indem ihre Wirkungen nachweisbar nicht vom Act einer Vereinigung oder Trennung der Körpertheilchen abgeleitet werden. Daher kann zwar die Einwirkung der chemischen Action auf das Erscheinen des Stromes nicht wohl geläugnet werden, aber ihr Antheil ist immer nur ein secundärer, und das Ausbleiben eines Stromes in solchen Fällen kann nur einer eigenthümlichen hemmenden Wirkung der Flüssigkeit zugeschrieben werden, so wie die Stromerregung durch Flüssigkeiten keineswegs durch chemische Action entsteht, und, wenn auch ein Theil des Stromes diesen Ursprung haben sollte, so läßt sich dafür doch für jetzt kein directer entscheidender Beweis geben, weil man noch keine Methode besitzt, die elektromotorische Kraft, die sich in der Berührung zweyer Flüssigkeiten entwickelt, numerisch zu bestimmen. Ein Beweis, daß bey einer Eisenplatinkette wenigstens nicht das Ganze der Kraft aus der wechselseitigen Berührung der Kalilauge und der Salpetersäure entspringe, müßte hervorgehen, wenn das Eisen in der Kalilauge gegen eine zweyte Platinplatte vertauscht wird. Da weder Platin noch Eisen von der Kalilauge angegriffen wird, so sollte durch diese Vertauschung kein Unterschied eintreten, wenn die Wirkung bloß auf der gegenseitigen Berührung der beyden Flüssigkeiten beruhte. Allein die Erfahrung zeigt das Gegentheil; denn Hr. Poggendorf fand, daß bey Anwendung von Eisen der Strom, wie die elektromotorische Kraft wenigstens doppelt so stark ist, als bey Anwendung von Platin. „Gewiß wird, schließt Hr. P., diese Erscheinung ein schwer zu lösendes Räthsel bleiben für eine Theorie, welche die Verschiedenartigkeit der physikalischen Natur der Metalle ganz außer Acht läßt, für welche alle Metalle gleich sind und gleich seyn müssen, sobald sie nur von der Flüssigkeit keinen, oder einen gleichen chemischen Angriff erfahren.“ (S. 353 — 367.)

7) Wohl nicht ohne Grund glaubt Hr. Pohl, im Streite zwischen der Contacttheorie und der chemischen Theorie liege die Wahrheit in der Mitte, und an der Spitze einer jeden auf Naturwahrheit Anspruch machenden Theorie müsse der Satz stehen, Chemismus sey in allen seinen Theilen polarisch, und alle seine Wirkungen seyen durch Polarität bedingt. Nach Hrn. P. geschieht aber im gewöhnlichen chemischen Prozeß die gleichzeitige Ausgleichung der primitiven und secundären Tendenzen in unbestimmt vielen auf der gemeinsamen Berührungsfläche der beyden Substanzen durcheinander vertheilten Punkten. Elektricität aber ist die Realisirungstendenz der secundären Effecte eines irgendwie angeregten chemischen Prozesses. Sie gehört daher immer nur der Außenseite eines im Hintergrund liegenden chemischen Prozesses an, und drückt zunächst nur Tendenzen zu Thätigkeitsrichtungen aus, welche den eigentlichen primitiven Thätigkeitsrichtungen der erregten Substanzen, als deren polare Secundäreffecte gerade entgegengesetzt sind. Die Elektricität ist daher keine Substanz, die zu strömen fähig wäre, und die in ihr gegebene Erregung muß aufhören, sobald mit der Realisirung oder Ausgleichung der Sekundärtendenzen die Spannung des bis dahin unbefriedigten Zustandes gehoben wird, die lediglich an der Berührungsfläche geschieht. Deßwegen ist in der ganzen Länge nichts auf den vor der Schließung bestehenden elektrischen Zustand Bezug Habendes, als die Reaction dieses Zustandes, die sich im Magnetismus ausspricht, und in der übrigen Masse nunmehr als Tendenz *gegen* die chemischen Effecte an den Extremen auftritt, *für* welche zuvor die in der Gestalt der Elektricität ausgesprochene Tendenz in gerade entgegengesetztem Sinne aufgetreten war. Beyde Zustände sind innig an einander geknüpft, sie bilden ein umfassendes Polarverhältniß gegenseitiger Abhängigkeit, so daß darin nicht nur der Magnetismus als Reaction der Elektricität, sondern auch diese als Reaction von jenem erscheint, wie es durch die Entdeckung der Magnetelektricität bethätigt, und schon vor dieser factischen Darlegung der Idee nach als nothwendig erkannt und ausgesprochen war.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. December.

Nro. 251. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Nouveau Tableau du Règne animal. Par R. P. Lesson. Mammifères. Paris 1842. 204 S. gr. 8.

Lesson, der fruchtbarste Schriftsteller unserer Zeit auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, hat uns schon wieder mit einer neuen Arbeit bedacht. Es ist dieß eine systematische Aufzählung der Arten der Säugthiere, und in der Vorrede wird ein ähnliches Verzeichniß über die Vögel, Reptilien, Mollusken und Zoophyten verheißen, wozu das Manuscript bereits vorläge und der Presse übergeben werden solle, sobald der Absatz des vorliegenden Bandes ihn hiezu ermuntern würde.

Ein Verzeichniß der Säugthier-Arten ist, wenn man mit Fleiß die in den verschiedenen Zeitschriften und Reisen publicirten neuen Arten sammeln und mit Kritik sichten will, eine höchst schwierige Arbeit. Lesson hat sich jedoch dieselbe leichter zu machen gewußt. Bis zum Jahre 1830 hat Fischer in seiner, mit eminentem Fleiße bearbeiteten Synopsis mammalium die ganze auf diese Klasse bezügliche Literatur zusammen getragen. Auf diese Synopsis fußt Lesson sein Tableau, und fügt demselben noch die Arten zu, welche seitdem in den französischen und englischen Werken publicirt sind; die übrige Literatur existirt für ihn so viel wie gar nicht, oder es ist ihm nur gelegentlich aus dritter, vierter Hand eine Notiz von ihr zugekommen und ihm nicht immer richtig überliefert worden, wie z. B. Brandt's Gattung Holochilus bey Lesson nicht bloß als eine zweifelhafte bezeichnet, sondern auch in Holochyse verwandelt ist. Auch mit der Kritik hat er sich nicht sonderlich befaßt, sondern gewöhnlich die Arten, wie er sie von den Schriftstellern vorgeführt fand, an einander gereiht, sicher und unsicher bestimmte durch einander, mit fortlaufenden Zahlen bezeichnet, so daß er in solcher Weise die Gesammtzahl der Säugthier-Arten auf 1629 brachte. *)

*) In dieser Anzahl sind 3 Arten mit einbegriffen, die von Lesson als neu aufgestellt wurden, nämlich: 1) Macroxus Pyladei (!) Less. (S. 112) von Lesson's Bruder, Schiffsarzt der Brigg Pylades, in einem Exemplar aus der Gegend von San Carlos in der Provinz San-Salvador (Central-Amerika) mitgebracht. „Doppelt so groß als das französische Eichhorn. Der Schwanz ragt über 2/3 des Körpers hinaus, ist buschig, mit langen Haaren besetzt. Die der Oberseite sind schwarz, mit rein weißen Spitzen, die der Unterseite am Grunde roth, dann schwarz mit schneeweißen Spitzen. Der Schwanz scheint im Allgemeinen halb schwarz, halb weiß. Der Pelz auf dem Körper ist schwarz und roth melirt, wobey das Schwarz vorherrscht. Der Kopf ist grau, mit Schwarz auf dem Hinterhaupt. Die Ohren, innen nackt, sind schwarz bordirt. Ein runder Fleck von einer Art Isabellfarbe (d'un chamois franc) findet sich hinter dem Ohre. Die ganze Unterseite nebst den Gliedmassen, aussen wie innen, ist von demselben isabellfarbigen Tone, ausgenommen der Hodensack, der graulich und der Umfang des Afters, der weiß ist. Die Hoden sind außerordentlich entwickelt. Die nackten Theile der Füße sind fleischfarben, die Nägel weißlich, Kinn und Wangen graulich, Schneidezähne orangefarben, Schnurren lang und schwarz.“ Wie Lesson zusetzt, ist die Aehnlichkeit mit Fr. Cuvier's Ecureuil de Californie sehr groß.

2) Macroxus Adolphei Less. (S. 112),

Wie gewöhnlich bey Lesson fehlt es wieder nicht an schauderhaften systematischen Namen, wie z. B. Dipodineae, Delphinusideae, Musideae, Bovesideae, Echymipera, Mysateles u. s. w. Der fabelhafte Mastonotus Popelartii rangirt mit den guten Gattungen und erlangt den neuen Namen Guillinomys chilensis von seiner Heimath Guillino in Chili. Die Kenntniß der Walle wird Hydromastologie benannt.

Vergeblich würde man in vorliegender Arbeit nach einer naturgemäßen Gruppirung der Gattungen in Familien sich umsehen. Da man zu einer solchen nur durch ein genaues Studium der innern wie der äußern Organisation gelangen kann, die Berücksichtigung der anatomischen Verhältnisse aber ihre besondern Schwierigkeiten hat, auch mehr Zeit kostet als Lesson auf literarische Unternehmungen verwenden will, so genügt ihm eine flüchtige Ansicht des äußern Habitus, um hienach die Gattungen zusammen zu stellen. So kommt es denn, daß Hapalotis mit Eriomys, Ascomys mit Cricetus, Hydromys mit Castor, Gerbillus mit Dipus u. s. w. in einer Familie sich vorfinden. Bey der größten Verschiedenheit im Schädel- und Zahnbaue und andern wesentlichen Merkmalen sind hier nach einigen unwesentlichen äußerlichen Analogien die verschiedenartigsten Gattungen zusammengestellt.

Aus den vorstehenden Angaben geht hervor, daß Lessons neueste Arbeit mit gleicher Flüchtigkeit wie seine früheren gearbeitet ist und daher von keinem großen Belange seyn kann. Wir zweifeln, daß das sachkundige Publikum ein sonderliches Verlangen nach den versprochenen Fortsetzungen tragen wird.

---

ebenfalls von des Verf. Bruder, Adolph Lesson mitgebracht, der Männchen und Weibchen in den Wäldern bey Realejo in der Provinz Nicaragua (Centralamerika) erlegte. „Dieses Eichhorn gleicht in seinem Ansehen dem M. Piladei, aber seine Färbung ist sehr verschieden. Stärker als selbiges, hat der Schwanz gleiche Länge mit dem Körper und ist von derselben Behaarung und Färbung wie M. Piladei, ausgenommen die Spitze, die einen schwarzen Busch und ein weißes endständiges Bouquet hat. Die Schwanzhaare sind auf der Oberseite roth, schwarz gewellt und weiß geendigt. Das Weiße ist an den Seiten und unten sichtlicher. Am Männchen ist die Oberseite des Kopfes braun, grau gesprenkelt; die Oberseite des Körpers glänzend schwarz und lebhaft roth in Wellen gescheckt. Die Oberseite der Gliedmassen ist ebenfalls rothbraun gescheckt, aber die Extremitäten sind oberwärts braun und rothgrau bespritzelt. Zwey große schneeweiße Büschel finden sich hinter den Ohren, wo M. Pyladei zwey isabellrothe hat. Alle untern Theile, die Innenseite der Gliedmassen sind rein weiß, die Wangen graulich, die nackte Haut der Pfoten schwarz.“ Das Weibchen ist eben so groß als das Männchen und von ihm in der Färbung wenig verschieden. Zuletzt fügt Lesson die Bemerkung bey, daß dieses Eichhorn viel Aehnlichkeit mit Fr. Cuvier's Capistrate á longue queue habe.

3) Mus subcoeruleus Less. (S. 138); „Augen schwarz; Pelz dicht, auf dem Körper und den Seiten schieferblau (bleu-ardoisé), auf den Beinen und unter dem Leibe aschblau; Schnurren lang, schwarz und grau. Schwanz schwärzlich, mit 250 bis 280 Ringen, jeder Ring mit Haarbüscheln garnirt, die gegen Ende eine Art Pinsel bilden, Füße fleischfarben. Diese Ratte lebt in den Speichern des Marine-Spitals zu Rochefort. Die Haus- und Wanderratten führen gegen sie einen Ausrottungskrieg. Sie kommt aus irgend einer entfernten Kolonie und ist ohne Zweifel durch die Kisten mit Medicamenten auf den königlichen Schiffen eingeführt worden.“

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

Was Hr. P. in einer gedrängten Skizze im Allgemeinen ausgesprochen, sucht er durch Betrachtungen über die Wirkung von Ketten a) aus zwey differenten Metallen und einer homogenen Flüssigkeit (Ketten der ersten Art); b) aus zwey differenten Flüssigkeiten und einem homogenen Metall (Ketten der zweyten Art); c) aus zwey Metallen und zwey Flüssigkeiten (Ketten der

dritten Art) theils nachzuweisen, theils zu bestätigen. (S. 515 — 537).

8) In einer brieflichen Mittheilung (S. 417 — 430) an den Hrn. Herausgeber giebt Hr. Prof. Bunsen in Marburg vorläufige Nachricht über die Anwendung der Kohle zu Volta'schen Batterien anstatt des Platins, und sagt, daß er eine Kohle besitze, welche so wirksam ist, daß ein einziges kleines Paar (Kohlenzinkkette) einen Strom erzeugt, der einen 0,9mm. dicken und 205,0mm. langen Platindraht constant im Glühen erhält. Eine Vergleichung der absoluten Stromintensität einer Platinzinkkette mit der einer Zinkkohlenkette von gleicher Oberfläche mittels Salpetersäure und Schwefelsäure giebt ihm ein Verhältniß = 180, 20 : 185, 15, und mit rother rauchender Salpetersäure selbst = 190, 45 : 405, 85, also im zweyten Fall für die Stromintensität der Zinkkohlenkette ungefähr das Doppelte.

Zu dieser Nachricht fügt der Hr. Herausgeber einen Auszug aus den Annalen der Pharmacie (Bd. XXXVIII.) hinzu, in welchem Hr. B. sagt, daß er seine Kohle erhält durch heftiges Glühen eines Gemenges von Steinkohlen und Coaks, die sich mit den Werkzeugen der Holzarbeiter sehr leicht bearbeiten läßt, und b) eine Beurtheilung einer solchen Kohlenzinkbatterie, deren große Wirksamkeit er bestätiget, aber auch die Nachtheile und Unbequemlichkeiten, die damit verbunden sind, nicht verschweigt, ohne den Werth der Kohlenbatterien herabzusetzen. Hr. Poggendorff giebt gerne zu, daß sie neben denen aus Platin einen ehrenwerthen Platz behaupten, nur glaubt er nicht, daß sie dieselben verdrängen werden.

9) Hr. H. M. Jacobi hatte schon im May 1840 der Petersburger Akademie mehrere elektro-magnetische Apparate vorgelegt, und liefert nun (S. 335 — 353) die Beschreibung derselben. Es sind dieß ein elektromagnetischer Krafthebel, dessen Bestimmung ist, die Tragkraft der Elektromagnete zu messen. Der zweyte Apparat ist ein Regulator mit flüssigem Leitungswiderstand, der dritte ein Regulator mit festem Leitungswiderstand, und dient dazu, allmählig, sich verändernde Drahtlängen in die Kette einzuführen. Da eine Beschreibung dieser Apparate ohne Zeichnung nicht wohl möglich ist, so begnügt sich Ref., dieselben hier nur angezeigt zu haben.

In einem Nachtrag bemerkt Hr. J., daß er der Behauptung des Hrn. Pfaff's (Bd. LIII.), der Elektromagnetismus hohler Eisenstangen wachse in einem höheren Verhältniß als dem einfachen der Masse, nicht beytreten könne. Es scheint ihm aber über allen Zweifel erhoben, daß die unter gleichen Umständen in Eisenstangen von gleicher Länge und ungleicher Dicke entwickelten Quantitäten von Magnetismus sich wie die Durchmesser dieser Stangen verhalten. Zugleich erinnert er an einen

Aufsatz des verstorbenen Hrn. Prof. Parrot in Dorpat, nach welchem man bey Elektromagneten von großen Dimensionen eine bedeutende Ersparniß an Metallmasse wird haben können, wenn man sie hohl macht. *)

B. Magnetismus.

Während die meisten Erscheinungen und Eigenschaften, die in einem Naturdinge energisch hervortreten, sich in den übrigen in der Reihenfolge allmählig so abstumpfen, daß der Uebergang unmerklich wird, so scheint diese Stufenfolge in Beziehung auf magnetische und unmagnetische Metalle ganz zu fehlen, und die darüber seit Burgmann's ersten Versuch von Cavallo, Coulomb, Becquerel, Lebaillif, Ampère, De la Rive und Faraday angestellten Untersuchungen gaben kein endliches entscheidendes Resultat. Hr. H. W. Dove nahm daher (S. 325 — 335) die Untersuchung wieder auf, aber nach einer von der seiner Vorgänger ganz verschiedenen Methode, indem er die Magnetisirbarkeit der verschiedenen Metalle durch die electrischen Ströme prüfte, welche von ihnen bey dem Verschwinden des in ihnen erregten Magnetismus in einem sie spiralförmig umgebenden Leitungsdrath inducirt werden. Da zu vermuthen war, daß sich die sogenannten magnetischen Metalle in Beziehung auf die Eigenschaft des Stromes, Stahl zu magnetisiren, so verhalten wie Eisen für die elektroskopischen und physiologischen Eigenschaften, d. h. daß sie unmagnetisch erscheinen, weil die mit dem Magnetisiren gleichzeitig erregten elektrischen Ströme die Wirkung der magnetischen Polarität verdecken, daß sie es aber in der That nicht sind, so lag die Hoffnung nahe, daß durch Verhinderung der Bildung elektrischer Ströme (mittels Auflösung in Dräthe) die Polarität hervortreten werde. Geht nämlich in diesem Fall der Strom von der mit dem Drathbündel gefüllten Spirale aus, so ist das Metall ein magnetisches, geht es aber von der leeren aus, ein unmagnetisches.

In dieser Voraussetzung wurden von Hrn. D. Versuche mit a) Kupfer, b) Zinn, c) Queckfilber d) Antimon e) Wismuth f) Zink und g) Bley gemacht, von welchen a sehr merklichen Magnetismus zeigte, eben so entschieden b, c, d, e, schwächer f und sehr unbedeutend Bley.

Da aber die angewendeten Metalle meistens nicht ganz ohne Eisengehalt waren, so verspricht Hr. D. die Versuche sogleich zu wiederholen, wenn er ganz reine Metalle erhalten haben wird.

2. Die Herrn Capitän James Clark Roß und Commandant Crozier näherten sich auf ihrer Entdeckungs-

*) Sieh unten C. Licht 4. 5. 6.

reise im Jahr 1841 dem magnetischen Südpol bis auf 160 engl. Meilen, kamen nämlich bis 76° 12′ S. B. und 164° O. Grw. wo die Neigung 88° 40′ und die Abweichung 109° 24′ O. war. (S. 304).

C. Licht.

1. Es ist bekannt, daß Farben von Landschaften und dergleichen lebhafter erscheinen, wenn man sich bückt, und sie zwischen den Beinen hindurch, also mit umgekehrtem Kopfe, betrachtet. Sir Dav. Brewster untersuchte diese Erfahrung näher, und glaubt, durch die Erscheinungen bey einem entzündeten Auge veranlaßt, die Ursache dieser Farbenverschönerung darin zu finden, daß bey Umkehrung des Kopfes eine größere Menge Blut in die Gefäße des Augapfels tritt, und so ein Druck auf die Netzhaut erfolgt, welche dieser eine erhöhte Empfindlichkeit verleiht. (S. 137 — 139).

2. Wie krystallinische Körper das Licht doppelt brechen, so thun dieß auch gleichförmig dilatirte unkrystallinische Körper. Hr. K. E. Neumann untersuchte (S. 449 — 476) diese Erscheinung in einer Abhandlung, aus welcher in dem Novemberberichte 1841 der Akademie in Berlin ein Auszug bekannt gemacht wurde. Hr. N. findet den Grund dieser Erscheinung in einer veränderten Anordnung der Aethertheile, daher muß sie denselben Gesetzen folgen, welche Hr. Fresnel für die Doppelbrechung krystallinischer Medien entdeckt hat.

3. Schon Hr. Berard hatte behauptet, daß die chemischen Strahlen durch Reflexion unter demselben Winkel von 35° 25′ polarisirt werden, wie die Lichtstrahlen selbst. Hr. J. Sutherland nahm diese Versuche neuerdings auf, bediente sich aber dazu photogenischen (mit Chlorsilber bereiteten) Papieres. Das Resultat seiner Versuche mit Kalkspath und Glimmer in jedem farbigen Theile des Sonnenspectrums war, daß die chemischen Strahlen genau denselben Polarisationsgesetzen folgen, wie die wärmenden und leuchtenden. (S. 434 — 436).

4. Es ist bekannt, das ein Theil des Sonnenlichts auf gewisse Substanzen, wie Chlor, Brom und Jod, chemisch einwirke. Hr. Edm. Becquerel machte es sich zur Aufgabe, die Reaction verschiedener Substanzen aufeinander unter dem Einfluß der chemischen Strahlen durch elektrische Ströme kennen zu lernen. (S. 18 — 35).

Zu diesem Zweck schichtete er in einem Gefäß zwey die Electricität leitende Flüssigkeiten über einander, und beobachtete die Einwirkung der einen auf die andere an der Berührungsfläche im Momente, in dem die Strahlen eintreten, wodurch sich ein elektrischer Strom bildet, welchen ein sehr empfindliches Galvanometer anzeigt, welches an seinen Enden mit in die Flüssigkeiten tauchenden Platinplatten verbunden ist.

Hr. B. machte seine Versuche zuerst mit Eisenchlorid (+) und Alkohol (—) und fand, daß die Ablenkung der Nadel im Lichte immer stärker war als im Dunkeln, er mochte im bloßen Tageslicht oder im Sonnenschein experimentiren. Die durch das Licht erzeugte Stromstärke stieg, wenn sie unter gleichen Umständen ohne Schirm und unter weißem Glase beobachtet wurde, im Tageslicht auf 3°,5 und 2°,0, im Sonnenschein aber auf 10° und 6°. Aehnliches Resultat gab b) Kupferchlorid (+) und Alkohol (—), c) Chlorcalcium (+) Alkohol, (—) d) Alkohol (+) Zinnchlorid (—), e) Holzgeist (+) Eisenchlorid (—).

Unter Schirmen von gleicher Natur, aber verschiedener Dicke ergab sich, daß die chemischen Strahlen eben so wie die Wärmestrahlen einen Schirm leichter durchdringen, wenn sie bereits einen andern Schirm derselben Art durchdrungen haben. Wurden farbige Schirme von derselben Natur angewendet, so zeigte sich die Reihenfolge ihres Durchlasses der chemischen Strahlen eben so wie die des Durchlassens der phosphorogenischen Strahlen des elektrischen Funkens, indem das violette Glas dieselben fast eben so gut durchließ als das weiße, während das rothe sie vollständig auffing, und selbst, wenn diese Schirme verschiedener Natur sind, aber nicht in Bezug auf die Intensität der Wirkung, da das Glas einen sehr großen Theil der phosphorogenischen auffängt, während der Bergkrystall den größten Theil durchläßt.

5. In einer zweyten Abhandlung (S. 33 — 42) untersuchte Hr. Becquerel, in welcher Ordnung verschieden gefärbte Schirme rücksichtlich der auf eine Thermosäule chemisch wirkenden Sonnenstrahlung stehen, und fand, daß sie eine ganz andere ist, als sie von Wärmestrahlen entstehen müßte, indem z. B. gelbes Glas, welches sehr diatherman ist, jede Wirkung des Sonnenlichtes auf die Platinplatten vollständig auffängt, und schloß, daß dieses Phänomen nicht durch Wärmestrahlung, sondern durch Strahlung, welche die brechbarsten Lichtstrahlen begleitet, entsteht, und weil die auf vorher bis zur Rothglut erhitzten Platin- oder Goldplatten keine elektrischen Ströme erzeugen, die auf die Platten wirkenden Strahlen brechbarer sind als die Wärmestrahlen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. December.

Nro. 252. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Verhandlungen der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft bey ihrer Versammlung zu Zürich, den 2., 3. und 4. August 1841. 26. Versammlung. Zürich. 313 S. 8.

Wie man auch immer über das politische Leben in der Schweiz urtheilen mag, über ihre rege wissenschaftliche Thätigkeit muß man im hohen Grade erfreut seyn. Daß daselbst die Naturwissenschaften eine ganz besondere Theilnahme gefunden haben, wird man leicht begreiflich finden. In einem Lande, wo die Natur in ihrer großartigsten Weise sich zeigt, ist ein ganz anderer Zug zu ihr als anderwärts vorhanden. Daher hat auch die Schweiz seit dem Erwachen der Wissenschaften in Europa kräftig zur Ausbildung der Naturwissenschaften mitgewirkt, und in den meisten Kantonen ist ein reger Wetteifer für sie vorhanden, der sich eben so wohl in Anlegung von naturhistorischen Museen als in Förderung wissenschaftlicher Arbeiten kund giebt. Man erstaunt, wenn man erfährt, welch große Leistungen auf diesem Gebiete durch das energische Zusammenwirken der Privaten wie der Regierungen in diesen kleinen Staaten hervorgegangen sind, und wir mögen es uns nicht versagen, aus der Eröffnungsrede, welche Schinz als Präsident der 26. Versammlung der schweizerischen Naturforscher gehalten hat, einige Angaben über den Stand der wissenschaftlichen Anstalten der Schweiz hervorzuheben.

Voran steht Genf, von dem Schinz rühmt, daß in keinem andern Kantone so Vieles durch freye Beyträge seiner Bürger zusammen getragen worden sey. Es besitzt eine große Bibliothek, einen botanischen Garten, der unter De Candolle's Leitung weltberühmt geworden ist, eine gut ausgestattete Sternwarte, und eine zoologische Sammlung, die 500 Säugethiere und 2300 Vögel zählt und auch in den übrigen Klassen reich ist. Das naturhistorische Museum des Kantons Waat ist in allen Fächern wohl bestellt, außerdem sind schöne Privatsammlungen vorhanden. In Solothurn ist die in ihrer Art einzige Petrefacten-Sammlung von Hugi Stadteigenthum geworden. Bern hat nicht nur sein Museum inländischer Thiere sehr vervollständigt, sondern auch nach und nach viele ausländische Thiere angeschafft. Eine ausgezeichnete geognostische Sammlung ist durch Studer angelegt worden; außerdem sind ansehnliche Privatsammlungen vorhanden. Basel hat seit der Trennung vom Lande seine Sammlungen nahe verdreyfacht. Das naturhistorische Museum ist so bedeutend geworden, daß der Raum in dem dafür bestimmten Gebäude nicht mehr genügt. Die anatomische Anstalt ist gut ausgestattet; der botanische Garten neu, schön und zweckmäßig eingerichtet. Aargau besitzt eine schöne öffentliche Sammlung; die ornithologische von Frei hat in der Schweiz an Vollständigkeit kaum ihres Gleichen. Neuchatel hat das schönste Lokale zur Aufstellung seiner Sammlungen, die 350 Säugthiere, 2000 Vögel, 1000 Fische, 1500 Mollusken u. s. w. enthalten. Vouga ist Besitzer einer der vollständigsten Sammlungen europäischer Vögel, um so werthvoller, weil alle ausgezeichnet schön ausgestopft sind. In Zürich wurde der erste Anfang zu allen öffentlichen Sammlungen durch die im Jahre 1745 daselbst gestiftete naturforschende Gesellschaft gelegt. Da sie indessen dem Grundsatze

huldigte, sich von jeder besondern Unterstützung der Regierung unabhängig zu behaupten, und ihr Hauptaugenmerk immer auf ihre Bibliothek gerichtet hielt, so blieben ihr zur Verwendung auf Samlungen keine bedeutenden Mittel übrig; gleichwohl legte sie einen botanischen Garten, eine zoologische Sammlung und eine andere für Experimentalphysik an. Da jedoch in dieser Weise die Fonds zu sehr zersplittert wurden, so enthob sie sich, als die Universität begründet wurde, der fernern Sorge für diese Sammlungen und verwandte ihre Kräfte ausschließlich auf die Vermehrung der Bibliothek. Sie überließ also den botanischen Garten und das zoologische Museum dem Staate gegen eine geringe Entschädigung und verkaufte die physikalischen Instrumente. Diese Anstalten gelangten nun unter die Aufsicht des Erziehungsrathes, der ihnen eine jährliche Dotation aussetzte. Neben denselben und als Ergänzung dient aber bey den Vorlesungen noch die bedeutende Geßner = Rahn = Lavater'sche Sammlung, welche durch Actien angekauft und der Stadt geschenkt worden war. Der botanische Garten erhielt durch Versetzung in die ehemaligen Verschanzungen eine ganz neue, seinem wissenschaftlichen Zwecke besser entsprechende Gestalt. Zu dieser Veränderung trug die Stadt mit 50,000 Franken bey. Unter den Privatsammlungen Zürichs ist vor allen die ausgezeichnet reiche Insekten-Sammlung von Escher-Zollikofer zu erwähnen, welche nur von wenigen Museen Europas an Vollständigkeit übertroffen wird. Eine in ihrer Art wohl einzige Sammlung besitzt Bremi, vorzüglich bestimmt, die Kunstwerke der meisten inländischen Insekten, so wie die von ihnen bewirkten Verwüstungen zu erläutern.

Die genannten Sammlungen sind aber für die Schweiz nicht bloße Raritäten- und Curiositäten-Kabinete geblieben, sondern in wissenschaftlicher Beziehung fleißig genützt worden, theils in den Vorträgen über Naturwissenschaften, theils zu literarischen Zwecken. Wir wollen hier nicht näher auf die einzelnen naturhistorischen Arbeiten eingehen, die in großer Anzahl in neuerer Zeit von der Schweiz ausgegangen sind; lediglich wollen wir nur noch die Werke namhaft machen, welche durch gemeinsames Zusammenwirken und unter großem Kostenaufwande hier zu Stande gebracht worden sind. Es sind dieß erstlich die fünf Bände der neuen Denkschriften der allgemeinen schweiz. Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften. Ferner erscheinen in Genf die Mémoires de la société d'histoire naturelle de Genève und die Bibliothèque universelle; endlich in Neuenburg die Mémoires de la société de Neuchâtel, wovon bereits zwey Bände ausgegeben worden sind. Diese sämmtlichen Gesellschaftsschriften stehen an wissenschaftlichem Werthe auf gleicher Linie mit den besten akademischen Denkschriften, und sind ein sprechender Beweis, daß, wo man nur ernstlich will, auch in kleineren Staaten die Mittel zur Förderung der Naturwissenschaften aufzubringen sind.

Der uns gegenwärtig vorliegende Band der Verhandlungen vom Jahre 1841 führt uns wieder viele interessante Vorträge vor, die in den verschiedenen Sectionen der Versammlung gehalten wurden, und von denen hier Einiges eine Stelle finden mag.

Bey Vorlage einer geognostischen Karte des Kantons Glarus fügt ihr Verfasser, Escher von der Linth, schätzbare Bemerkungen bey, die auch in Bezug auf unsere bayerischen Alpen höchst beachtungswerth sind. Außerdem hat er auf sehr merkwürdige Uebergänge von Gebirgsarten aufmerksam gemacht, denen nach den modernen geologischen Ansichten sogar eine verschiedene Entstehungsweise zugeschrieben wird. Er weist nämlich nach, daß in den dortigen Sandstein-Conglomeraten, denen, seiner Meinung nach, jedenfalls nicht bloß ein mechanischer Ursprung zugeschrieben werden könne, mehr und minder vollkommen ausgebildete Mandelsteine und Thonporphyre sich einfinden, und zwar so, daß an diesen, jetzt gewöhnlich plutonischen Ergießungen zugeschriebenen Gesteinen keine Spur von gangförmigem Auftreten sichtbar ist, sondern daß sie auf große Strecken den Sandsteinen untergeordnete Lager zu bilden scheinen und theilweise allmählig in dieselben übergehen. Außerdem gehen auch diese Schiefer, namentlich ihre obern Massen, in talkschieferartige Gesteine, in kalkige Quarzitschiefer und durch Beymischung von Feldspathkörnern selbst in gneisartige Gesteine über. Ohne irgend eine merk-

bare Scheidung setzen diese Gesteine sich durch das ganze Vorder-Rheinthal fort und verbinden sich dort mit dem Gneise und Granite. „Man hat demnach hier," wie Escher zufügt, „einen vollständigen Uebergang aus Granit und Gneis durch quarzige und kalkige Schiefer in die rothen Sandsteine und Conglomerate von Mels u. s. f., und diese Gesteine stellenweise selbst wieder horizontal von Lias überlagert, scheinen Eine zusammenhängende Masse zu bilden, die sich als Decke über die Nummuliten, Fische und Vogelskelete enthaltenden Schichten hinwegzieht." — Wie auch diese Beobachtungen zeigen, wird es noch lange dauern, bis wir eine klare Auffassung von der geognostischen Struktur der Alpen erlangen; so viel aber geht ebenfalls aus ihnen hervor, daß die Natur überall im Widerspruche mit den modernen Theorien steht, und daß diese keinen Leitfaden abgeben, mit dessen Hülfe wir uns in dem Labyrinthe der Alpen zurecht finden können.

Ueber geographische Verbreitung und periodisches Auftreten der Maykäfer hat Oswald Heer einen sehr interessanten Vortrag gehalten. Bekanntlich sind es zwey Arten von diesen Thieren, die Melolontha vulgaris und die Melolontha Hippocastani, welche in unsern Gegenden durch ihre großen Verheerungen sich bekannt gemacht haben. Was nun den Verbreitungsbezirk der Melolontha vulgaris anbelangt, so weist Heer nach, daß dieser Käfer zwar noch im südlichen Schweden, nicht aber im nördlichen, auch nicht in Finland und um Petersburg vorkommt, und daß nördlich von Edinburg keine Spur mehr von ihm gefunden wird. Südwärts kennt man ihn noch von Madrid, Ober- und Mittelitalien, und einigen Theilen Griechenlands; in Sicilien, der Nordküste von Afrika und Syrien ist er nicht gefunden worden. Man darf daher mit dem Verf. als Südgränze der Verbreitung des gemeinen Maykäfers wohl den 40. Grad annehmen, und als nördliche ohngefähr den 58. Grad n. Breite. Noch größer ist aber die Längenzone. Die westliche Gränze erreicht ohngefähr den 8. Längengrad; weniger sicher ist die östliche Gränze zu bestimmen. In Podolien und Volhynien ist er noch sehr häufig, auch scheint er ebenfalls an der Wolga vorzukommen. Weiter östlich sind keine Punkte bekannt; von Barnaul weiß man bestimmt, daß er sich daselbst nicht mehr einstellt. Die östliche Gränze wird daher wohl den Ural nicht überschreiten und ohngefähr bis zum 67. Längengrad reichen. Aus diesen Angaben geht hervor, daß sich der gemeine Maykäfer in ganz Europa, mit Ausnahme der allersüdlichsten und allernördlichsten Theile, findet, nirgends aber außerhalb dieses Welttheils. Was seine vertikale Verbreitung anbelangt, so weist Heer nach, daß sie im nördlichen Theile der Schweiz nicht über 3000, und im südlichen nicht über 4000 Fuß Meereshöhe hinaufreiche; allen höher gelegenen Gegenden ist er unbekannt. Bonstetten erzählt, daß als zu Rotschmund das Berner Käfermandat verlesen wurde, die Bauern glaubten, Hanneton bedeute einen jungen Esel, und daß man also zur Einfangung von solchen Thieren aufgefordert werde.

Die andere Art, die Melolontha Hippocastani, hat dieselbe vertikale Verbreitung wie die vorhergehende; die horizontale dagegen ist viel größer und mehr in das östliche Europa und Nordasien gerückt. Um Barnaul findet sie sich noch in großer Menge, eben so am Kaukasus und in der Krimm; im nord- und südöstlichen Theile Deutschlands macht sie die Hauptmasse der Maykäfer aus. Nach Westen zu tritt sie nun aber immer mehr zurück; schon in der Schweiz ist sie viel weniger häufig als die M. vulgaris, und in Frankreich findet sie gegen Westen ihre Gränze. Jenseits der Pyrenäen, wie in England, ist sie nie gesehen worden. Wenn wir demnach ihre östliche Gränze auf den 110ten Längengrad setzen, so wird ihre westliche auf den 20ten zu bestimmen seyn, so daß sie um 31 Längengrade sich weiter ausbreitet als die M. vulgaris. Ihre Südgränze scheint sie mit letzterer zu theilen, dagegen steigt sie merkwürdiger Weise viel weiter nach Norden hinauf, indem sie noch um Petersburg, in Finnland und im nordwestlichen Schweden sehr häufig ist, in Lappland aber fehlt. Ihre nördliche Gränze wird daher auf den 65° n. Breite zu verlegen seyn, so daß die Breitenzone ihrer Verbreitung die der M. vulgaris um 7° übertrifft.

Zur Erklärung dieser merkwürdiger Thatsache, wie der Verbreitungsweise der Maykäfer überhaupt,

giebt uns Heer sehr befriedigende Aufschlüsse. Es hat nämlich die Melolontha vulgaris fast denselben Verbreitungsbezirk wie die Buche. Nun ist zwar das Buchenlaub für die Maykäfer eine sehr beliebte Nahrung, doch keine ausschließliche, indem sie sich bekanntlich auch sehr gerne an Eichen, Hagebuchen, Eschen, Ahornen, Pappeln, Roßkastanien und unsern Obstbäumen, so wie an Gesträuchen von Haselnüssen und Weißdorn aufhalten. Wir können daher die Buche keineswegs als einzige Lebensbedingung der Maykäfer betrachten; allein alle diese genannten Bäume kommen innerhalb des Verbreitungsbezirkes der Buche vor, so daß dieser überhaupt die Laubbäume mit weicherem krautartigem Laube umfaßt, welche als die eigentlichen Heckstätten der Maykäfer zu betrachten sind. Es fehlen aber diese im hohen Norden, wie auch im mittelmeerischen Europa, wo das Blattwerk der Bäume und Sträucher viel zäher und fester und mehr lederartig ist. Ueber die Buchengränze geht von Laubbäumen im Norden nur die Birke, welche bis zum 71° Br. vorgeschoben, und nach Osten wieder vorzüglich die Birke, welche noch in Sibirien sich findet, während die Buchen, Eichen, Haselsträucher u. s. w. nicht über Rußland hinaus rücken. Auf der Birke lebt aber in jenen Gegenden die M. Hippocastani, während die M. vulgaris das Laub dieses Baumes verschmäht, und mit Recht glaubt Heer hiemit den Schlüssel zur Erklärung gefunden zu haben, warum die M. vulgaris innerhalb der Buchengränzen sich hält, während die M. Hippocastani so viel weiter nach Nord und Ost vorgerückt ist; es erklärt sich aber auch zugleich, warum sie in der vertikalen Verbreitung mit einander übereinkommen, weil die Birke bey uns über der Buchengränze nur selten, und in vielen Gegenden gar nicht vorkommt.

Ueber die Lebensdauer der Maykäfer stellt Heer eine von der bisherigen sehr abweichende Meinung auf, indem er ihnen nur einen dreyjährigen Lebenscyklus zuschreibt, so daß sie bereits im vierten Jahre ihren vollkommenen Zustand erreicht haben. Nach den bisherigen Angaben ist jedoch bekanntlich allgemein eine längere Dauer für die Verwandlung angenommen worden. Es haben nämlich Rösel und Kleemann die Maykäfer vom Ey aus gezogen und hiedurch gefunden, daß diese künstlich gezogenen Maykäfer in der Regel im fünften, zuweilen aber auch erst im sechsten Jahre ausgewachsen zum Vorschein kommen, so daß hiernach diese Käfer einen vier- bis fünfjährigen Lebenscyclus hätten. Auf diese Beobachtungen stützen sich auch die Angaben von Ratzeburg, welcher ebenfalls dem Maykäfer eine vierjährige Dauer zuschreibt.

Hiegegen macht jedoch Heer bemerklich, daß die Versuche von Rösel und Kleemann nicht geeignet seyen, die Norm für die Lebensdauer der Maykäfer festzustellen. Sie hätten die Engerlinge in Medien aufgezogen, die für ihre Entwicklung sehr ungünstig gewesen wären, so daß die meisten zu Grunde gegangen seyen und nur wenige ihr Ziel erreicht hätten. Unter solchen ungünstigen Verhältnissen könne aber leicht ihre Entwicklung verzögert werden, daher seyen jene Beobachtungen zum Erweis einer vier- bis fünfjährigen Lebensdauer nicht ausreichend. Sie würden es allerdings seyn, fügt Heer hinzu, wenn alle vier Jahre sogenannte Käferflugjahre wären, wie dieß wirklich Ratzeburg und Bechstein angeben. Diesen Angaben setzt er jedoch die seinigen mit größter Entschiedenheit entgegen, und behauptet, daß aus einer Reihe von Beobachtungen der dreyjährige Lebenscyclus für die Maykäfer unwidersprechlich hervorgehe, und daß demnach Ratzeburg und Bechstein wohl Gegenden mit verschiedenen Flugjahren zusammengestellt hätten und dadurch zu irrigen Schlüssen verleitet worden wären.

Daß aber wirklich nicht alle Gegenden in den gleichen Jahren Käferflugjahre haben, glaubt Heer für die Schweiz mit voller Bestimmtheit nachweisen zu können.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. December.

Nro. 253. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

The Natural History of Horses. The Equidae or Genus Equus of Authors. By Lieut.-Col. Chas. Hamilton Smith. Illustrated by 35 coloured plates, with Portrait and Memoir of Gesner. Edinburgh 1841. 352 S. kl. 8.

Auch unter dem Titel:

The Naturalist's Library, conducted by Sir W. Jardine. Mammalia. Vol. XII. Horses. By Lieut.-Col. Hamilton Smith.

Hamilton Smith hat durch ansehnliche Reisen Gelegenheit gehabt, eine Menge von seltenen Thieren zu sehen, von denen er bey großer Kunstfertigkeit im Zeichnen auch meistentheils Zeichnungen sich entwarf und kurze Notizen über ihre Beschaffenheit beyfügte. Durch seine Theilnahme an Griffith's Animal Kingdom, Abtheilung Mammalia, ist er hauptsächlich bekannt geworden. Wie so viele Engländer kann er nur als Dilettant in der Zoologie betrachtet werden, hat aber als solcher einen wohlverdienten Ruf erlangt. Sein Hauptfehler ist, daß er nur das Aeußerliche berücksichtigt und ohne hinlängliche Begründung Arten über Arten creirt. Mit der deutschen Literatur fast ganz unbekannt, zeigt er dagegen mit der alten eine große Vertrautheit. Seine Naturgeschichte des Pferdes theilt die Vorzüge und Fehler, welche seine übrigen Arbeiten characterisiren. An neuen unzuverlässigen Arten ist kein Mangel, wie folgendes Schema erweist, nach welchem er die Arten der Pferdegattung gruppirt.

a) Pferdeform.

1. Equus caballus domesticus. Das braune wilde Pferd oder der Tarpan. Das weiße zottige wilde Pferd. Das schwarze —? Das rückenstreifige dunkelbraune.
2. E. varius. Der Tangum oder Kiang.
3. E. hippagrus. Der Kumrah von Afrika.

b) Eselsform.

4. Asinus equuleus. Der Yo-to-tze.
5. A. onager. Der Wildesel.
6. A. hamar. Der Wildesel von Persien.
7. A. hemionus. Der Dschiggetai.

c) Getiegerte Form.

8. Hippotigris Zebra. Das Zebra.
9. H. antiquorum. Das Congo-Dauw.
10. H. Burchelli oder campestris. Das Dauw.
11. H. quacha. Das Quagga.
12. H. isabellinus. Das Isabell-Quagga.

Die Zahl der Arten ist demnach bey Hamilton Smith gerade doppelt so groß als in meiner Monographie dieser Gattung, von der natürlich er als Engländer keine Notiz hat, obschon sie ihm gut zu Statten gekommen seyn möchte, da mir durch die hiesige k. Veterinärschule eine Literatur zu Gebote stand, die dem englischen Bearbeiter größtentheils gemangelt hat. In vorliegender Anzeige will ich mich bloß auf eine Prüfung der von H. Smith neu aufgestellten Arten einlassen.

1. Equus varius H. Smith; der Tangum, das gescheckte Pferd. Dieses Pferd, das im Hausstande häufig gefunden wird, sieht H.

Smith für eine eigenthümliche Spezies an, aus dem Grunde, weil es mit seinen charakteristischen Zeichen ebenfalls in einem vollkommen wilden Zustande vorkommt und nicht mit wilden Pferden von anderer Gestalt und Färbung vermischt zu seyn scheint. Es ist dieß der Kiang von Moorcroft; auch gehören die wilden Pferde hieher, welche Gerard sah und von denen er sagt, daß man sie für gleichen Ursprungs mit dem zahmen Pferde halten sollte, wenn nicht ihre Unzähmbarkeit und ihre einförmige scheckige Färbung aus Falb und Weiß auf eine besondere Art hinweisen würde. H. Smith fügt hinzu, daß seine eigne Correspondenz mit brittischen Offizieren in Indien ihn zu demselben Schlusse führe, doch sey dieses Pferd vollkommen zähmbar, wie er es denn für erwiesen hält, daß hieher der größte Theil der Schecken von China an bis zu dem indischen Archipel, ferner in Persien und Europa gehöre, ja selbst die Centauren hieher zu rechnen seyen. In der Statur und Färbung giebt es einige Verschiedenheit. Die wilden Pferde dieser Art sind gewöhnlich die kleinsten, und haben die größte Zahl eckiger Flecken, während die gezähmten, die eben so an den Beinen und einem Theil des Rückens weiß sind, mit so großen braunen Flecken bezeichnet sind, daß zwey bis drey sich über den ganzen Leib, Kopf und Hals ausbreiten. Gewöhnlich ist der Kopf in die braune Farbe eingeschlossen. Von Statur ist der Tangum = Stamm untersetzt; zur Ertragung von Strapatzen ist er sehr geeignet, dabey auch gelehrig und willig. In Europa, sagt der Verf. weiter, ist die Rasse fast ausschließlich verwendet für Trompeter und militärische Banden in Husaren-Regimentern, und im Jahre 1815 seyen einige Schwadronen bayerischer Husaren mit Schecken beritten gemacht worden *). Obschon der Tangum sich freywillig mit den andern Rassen vermischt, so sind doch seine charakteristischen Auszeichnungen unvertilgbar. — So weit der Verfasser. Ref. hat nicht nöthig, viele Worte über die Haltlosigkeit dieser angeblichen Spezies zu verlieren, da H. Smith selbst mit aller Evidenz sich dadurch widerlegt, daß er die fruchtbare Vermischung dieser Schecken mit den andern Pferderassen zugesteht. Nur will Ref. seine Mißbilligung nicht zurückhalten, daß der Verfasser mit solcher Unbedachtsamkeit feststehende Begriffe, wie den der Art, in Verwirrung zu bringen sucht.

*) Ref. muß hiegegen erinneru, daß nach Erkundigungen, die er bey einem damaligen Offizier dieser Truppen eingezogen hat, zwar etliche Trompeter, aber keineswegs etliche Schwadronen auf Schecken ritten.

2. Equus hippagrus H. Smith; der Kumrah. Noch weit unhaltbarer als die vorige ist die zweyte Art, mit welcher er uns beschenken will. Der Kumrah (Koomrah) ist ein fabelhaftes Thier der nordafrikanischen Gebirge, in welchem die lebhafte Phantasie des Verf. Oppian's Hippagrus zu erkennen vermeint, der aber als Hausthier auch bey den arabischen Beduinen und Schelluks vorkommen soll. Von dem wilden und wirklichen Kumrah glaubt H. Smith ein lebendes Exemplar und das Fell von einem andern gesehen zu haben. Das erste rührt aus der Barbarey her; das zweyte starb an Bord eines Sklavenschiffes, das von der Küste von Guinea kam. Nach diesen Exemplaren ist der Kumrah 10 bis 10½ Fäuste hoch, mit kurzem, spitzem, hinten dickem Kopfe, dünnem Halse, schlanken Beinen und von einförmiger, röthlich brauner Färbung, ohne irgend ein sonstiges Abzeichen. Da der Verf. die Gründe nicht angiebt, welche ihn zur specifischen Absonderung dieser Exemplare veranlassen, so sind wir ganz außer Stande, Merkmale zur Unterscheidung derselben von andern wilden oder zahmen Pferden anzugeben, und werden sie demnach bey Equus Caballus, dem sie ohne Zweifel angehören, belassen.

3. Asinus equuleus H. Smith; der Yo-to-tze. Diese neue Art beruht auf einem einzigen Exemplare, das von der chinesischen Gränze nordöstlich von Calcutta herstammen sollte. Es war an den Schultern nicht ganz 3 Fuß hoch, der Kopf fein, die Ohren kurz, der Hinterleib und die Beine eselsartig, wie denn auch den Hinterbeinen die Narben fehlten, der Schwanz kurz, mit langen Haaren spärlich bis zur Wurzel besetzt; die Stimme im Mittel zwischen der des Pferdes und Esels. Das Thier war gelehrig, und auf dem Rücken zeigten sich Spuren, daß es einen Sattel getragen hatte. — Wir befürchten nicht des Irrthums überführt

zu werden, wenn wir diesen Asinus equuleus für nichts weiter als einen Bastard von Pferd und Esel ansehen. Er wird daher auch mit dem Yo-to-tze der Chinesen nichts weiter zu schaffen haben, von dem man ohnedieß nichts als den Namen weiß, welcher Umstand freylich willkührlichen Deutungen höchst günstig ist.

4. Asinus Hamar H. Smith. Wenn die vorige Art doch noch auf einem lebenden Exemplare beruhte, so scheint dagegen die gegenwärtige bloß auf die Abbildung von Ker Porter begründet zu seyn. Nun muß man aber wissen, daß letztere nur nach der Erinnerung entworfen und wie de la Jarre zeigte, keinen hohen Grad von Verlässigkeit hat. Die Angabe des Rückenstreifes ist vergessen und die Färbung zu röthlich gehalten. Dieß Alles ist schon in meiner Monographie gesagt, allein wie sollte ein Engländer zum Lesen derselben kommen. Vergeblich hat deßhalb auch für H. Smith Wiegmann in seinem Archive umständlich nachgewiesen, daß der neuerdings von Is. Geoffroy abgebildete und beschriebene Dschiggetai keineswegs dieses Thier, sondern der Kulan ist. Dieser Nachweis kümmert unsern Autor nicht, da er ihn nicht kennt, und so reproducirt er guten Muthes die Abbildung eines Kulans für die eines Dschiggetais.

5. Hippotigris antiquorum H. Smith, der Congo-Dauw oder das Zebra von Pigafetta. Obschon der Verf. es selbst nicht für unwahrscheinlich ansieht, daß der Congo-Dauw von dem sogenannten Kap-Dauw (Equus Burchelli) nur eine Varietät seyn könnte, so will er jenen doch einstweilen, bis die Sache entschieden ist, als eigne Art behandeln. Von dem kapischen soll er sich dadurch unterscheiden, daß er gleich dem Zebra weiß ist mit einem bloßen Anfluge von Gelb, die Ohren sind mehr offen, mit zwey schwarzen Striemen und weißer Spitze; die Streifen, abwärts bis zum Knie und der Ferse, selbst bis zur Fessel herab verlaufend, sind sparsamer als am kapischen Zebra, mehr unregelmäßig, zerstreut und gabelig als beym kapischen Dauw; der Schwanz ist pferdartig und weiß, häufig mit Roth oder Schwarz am Ende.

(Schluß folgt.)

Verhandlungen der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft in Zürich.

(Schluß.)

In den Umgebungen von Basel fällt, wie er angiebt, das Flugjahr der Maykäfer auf die Jahre, welche sich durch 3 dividiren lassen, also 1842, 1839, 1836 u. s. w. Heer nennt dieß das Basler Flugjahr der Maykäfer. Im Kanton Bern auf die Jahre, welche durch 3 dividirt, 1 zum Rest geben, also 1840, 1837, 1834 u. s. w.: Berner-Flugjahr. Im Kanton Uri auf die Jahre, welche durch 3 dividirt, 2 zum Rest haben, also 1841, 1838 1835 u. s. w.: Urner-Flugjahr.

Das Basler-Flugjahr hat in der Schweiz den geringsten Umfang. Das dreyjährige Erscheinen der Maykäfer in der angegebenen Folge hat nach den Beobachtungen von Huber und Merian seit dem Jahre 1785 keine Störung erlitten.

Das Berner-Flugjahr hat der größte Theil der Schweiz mit Bern gemeinsam. Für Bern hat Studer aus den obrigkeitlichen Käfermandaten nachgewiesen, daß die dreyjährige Flugperiode seit dem Jahre 1693 dieselbe geblieben ist; so waren z. B.: 1702, 1705, 1708, 1711, 1717, 1726, 1771, 1801, 1804, 1807, 1816, 1831, 1834, 1837, 1840 in Bern Käferjahre, welche alle in diese Jahrfolge fallen. Aus dem Kanton Zürich weiß man, daß die Jahre 1762, 1765, 1768, 1771, 1801, 1804, 1807, 1816, 1828, 1831, 1834, 1837, 1840 Käferjahre gewesen sind.

Das Urner Flugjahr ist im Kanton Uri am schärfsten ausgesprochen, und es läßt sich hier aus den obrigkeitlichen Verordnungen nachweisen, daß diese Periode seit 177 Jahren constant dieselbe geblieben ist. In den Jahren 1664, 1730, 1817, also alles Jahren, welche in diese Reihenfolge fallen, wurden Verordnungen zu strenger Einsammlung erlassen und besonders beeidigte Käfervögte aufgestellt, welche die eingesammelten Thiere messen und sieden mußten. Dieses Flugjahr weist Heer auch

im Kanton Schwyz nach, so wie in einigen andern Kantonen, in einzelnen Landstrichen, die meist ganz scharf sich abgränzen.

Nach Erörterung der Käferflugjahre in der Schweiz wendet sich Heer der Beantwortung der Frage zu, welche Flugjahre im übrigen Verbreitungsbezirke der Maykäfer die vorherrschenden sind. Leider sind aber hier die Angaben, welche er auffinden konnte, so spärlich und die meisten so verwirrt, daß er nur einige Andeutungen statt einer vollen Antwort geben kann; doch glaubt er aus den darüber angestellten Untersuchungen den Schluß ziehen zu können, daß außerhalb der Schweiz auf dem Kontinente das Basler-Flugjahr das vorherrschende sey. Alle Angaben, die ihm aus Frankreich bekannt geworden, fallen auf das Basler-Flugjahr. Dasselbe gilt auch für einen großen Theil von Schwaben, für die Main- und Neckargegenden, das nördliche Deutschland u. s. w. *) Dazwischen scheint es indessen einzelne Landstriche zu geben, in welchen das Berner- oder Urner-Flugjahr sich einstellt. Um Nürnberg, meynt Heer, werden wahrscheinlich die drey Maykäferjahre an einander gränzen und in einander übergehen, da Roesel und Kleemann Jahre als Flugjahre anführen, die zu allen drey Perioden gehören.

Referent hat sich gerne länger bey Angaben über die dreyjährige Lebensdauer und die damit in Verbindung stehenden periodischen Verwüstungen der Maykäfer verweilt, um auf diese Beobachtungen auch bey uns die Aufmerksamkeit zu lenken und zu weiteren Untersuchungen aufzumuntern. Es soll nur noch bemerklich gemacht werden, daß Alles, was von den verschiedenen Flugjahren berichtet worden ist, von der Melolontha vulgaris und Hippocastani gemeinschaftlich gilt, und daß sich nicht genauer angeben läßt, wie viel in jedem Jahre die eine oder die andere Art an diesen Verwüstungen Antheil gehabt hat.

*) Für München scheint dasselbe Flugjahr zu gelten, da wenigstens im Jahre 1836 die Maykäfer in ungeheurer Menge vorhanden waren, so daß sie alles Laub im Hirschgarten abfraßen. Heuer waren sie nur in einigen Gegenden bey uns frequent. Für andere Jahre fehlen dem Ref. sichere Notizen, doch wird er von nun an solche aufzeichnen.

Unter den zoologischen Vorträgen machen wir noch auf einen aufmerksam, der von einigen für die Schweiz neuen Thieren berichtet. Schinz giebt an (S. 76), 3 Arten von Fledermäusen aufgefunden zu haben, wovon zwey, die Vespertilio discolor und Nattereri, bisher in der Schweiz nicht wahrgenommen worden waren. Die dritte Art sieht er für ganz neu an und legt ihr, ihrer Kleinheit wegen, den Namen Vespertilio minutissimus bey. Nach seiner Beschreibung ist der Rücken dunkel kaffeebraun, der Bauch schwarzbraun, fast schwarz. Ohren schmal, herzförmig, am äußern Rande ausgeschweift; Ohrdeckel breit, lanzettförmig, mit stumpfer Spitze. Die ganze Länge beträgt 2″ 8‴, wovon der Schwanz 1″; die ganze Breite nur 6″. Sie kam ihm zufällig in der Umgegend von Zürich zu Gesicht. Unter den Vögeln wurde Limosa Terek (Totanus javanicus Horsf.), Sterna leucopareia und Anthus Richardi von Bouga bey Neuenburg geschossen. Schinz erhielt zum zweytenmale ein junges Männchen von Otis Houbara aus dem Kanton Zürich.

Endlich erwähnen wir noch der anatomischen Untersuchung des Gehörorganes des Flußkrebses von Neuwyler. Derselbe bestätigt die Angaben von Brandt und Ratzeburg. Eigenthümlich ist ihm die Darstellung des Baues der apfelgrünen Drüse, welche aus einem vielfach zusammen gewundenen Schlauche besteht, der eigentlich nur eine unmittelbare Fortsetzung des Gehörsackes ist. In der Mitte der grünen Drüse ist eine dunklere Substanz, die sich nicht in einen Schlauch auseinander wickeln läßt und vom Verf. die „dunkle Zellenbildung“ genannt wird. Es dürfte übrigens schwer halten aus der bloßen Beschreibung, die von keiner Abbildung begleitet ist, ein klares Bild vom Baue dieser Drüse zu gewinnen. Ueber die Bedeutung dieses Gebildes weiß Verf. keinen sichern Aufschluß zu geben: als Gehörorgan, meynt er, könne man es nicht wohl deuten, weil er keinen Nerven zu ihm hingehend gesehen hätte; sollte es jedoch gelingen einen solchen darzustellen, so würde er es für ein Analogon des Labyrinthes halten.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. December.

Nro. 254. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Osservazioni sullo stato della Zoologia in Europa in quanto ai vertebrati nell' anno 1840 — 1841, lette li 27 Settembre 1841 alla terza riunione degli scienziati italiani da Carlo Luciano Principe Bonaparte, Principe di Canino e Musignano. Firenze 1842. 51 S. 8.

Auf der Versammlung der italienischen Naturforscher zu Turin war der Vorschlag gemacht worden, Jahresberichte über die Leistungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften zu entwerfen und solche auf den folgenden Congressen zur Vorlage zu bringen. In Folge dieser Aufforderung fertigte Karl Bonaparte, Prinz von Canino und Musignano, durch umfassende zoologische Arbeiten rühmlichst bekannt, einen Bericht über den Zustand der Naturgeschichte der Wirbelthiere in Europa im Jahre 1840 — 1841 an und übergab solchen der dritten Versammlung der italienischen Naturforscher, welche in der letzten Hälfte des Septembers 1841 zu Florenz gehalten wurde.

Der Gedanke, Jahresberichte über die Fortschritte der Zoologie zu entwerfen, ist nicht neu, sondern in Deutschland seit dem Jahre 1835 in Wiegmann's Archiv zur Ausführung gebracht worden, und zwar in der umfassendsten Weise, indem sich mehrere Zoologen in das Gebiet ihrer Wissenschaft getheilt haben. Auch, vom Jahre 1840 — 1841 liegen solche in gedachter Zeitschrift vor, wobey A. Wagner die warmblütigen, Troschel die kaltblütigen Wirbelthiere übernahm. Der Bericht des Prinzen Bonaparte unterscheidet sich von dem deutschen dadurch, daß er nicht in systematischer Anordnung, sondern nach den Ländern seinen Gegenstand behandelt, daß er eben deßhalb mehr mit der Schilderung dessen, was die einzelnen Zoologen geleistet haben, als mit der Darlegung des Fortschrittes in der Kenntniß der Thierklassen selbst zu thun hat, daß er also mehr persönlich als sachlich gehalten ist, überdieß mehr beym Allgemeinen als beym Detail verweilt und in seiner Fassung zunächst auf Effect beym Vortrage berechnet ist. Durch äußere Umstände begünstigt, ist es dem Verf. möglich geworden, viele europäische Länder selbst zu bereisen und sich in persönliche Bekanntschaft mit ihren Zoologen zu setzen. Wo dieß der Fall ist, ist alsdann auch die Aufzählung der Zoologen und ihrer Leistungen in großer Vollständigkeit in diesem Berichte gegeben; wo aber die persönlichen Bekanntschaften fehlen, finden sich zuweilen große Lücken, so daß die Schriftsteller zugleich mit ihren Leistungen weder gekannt, noch genannt sind. Immerhin aber wird dieser Jahresbericht den italienischen Naturforschern von großem Nutzen seyn, da sie aus selbigem eine bessere Kenntniß von einem großen Theil der Leistungen des Auslandes schöpfen können, als es ihnen in ihrer isolirten Stellung bisher möglich war.

Mit England eröffnet der Verf. seinen Jahresbericht und spendet den Leistungen daselbst großes Lob. Sein Aufenthalt in jenem Lande hat ihn mit den englischen Zoologen wohl bekannt gemacht, und so finden wir die vorzüglicheren unter ihnen auch ziemlich alle erwähnt, doch hätte Richardson nicht vergessen werden sollen. Besonders schmei-

chelhaft wird der Birds of Australia von Gould gedacht: „lavoro veramente sublime e meraviglioso, valevole anzi ad accrescere la fama di tale che già sembrava non poter esse supperata.“ Von Schweden wird gerühmt, daß es nicht aus der Stellung gewichen sey, in welche es Linné gesetzt hätte. Aus einem Briefe von Nilsson (der fälschlich immer Nillson geschrieben ist), theilt der Verf. S. 12 einen Auszug mit, woraus hervorgeht, daß der schwedische Zoolog mit Evidenz dargethan hat, daß der Lepus timidus von Linné, und namentlich der in der Fauna suecica beschriebene, nicht der gemeine Hase des europäischen Kontinents ist, der sich in Skandinavien nicht findet, sondern daß er der Lepus variabilis von Pallas ist, wie dieß zur Genüge die Angabe: aestate cinereus, hyeme semper albus, und eine andere: cauda abrupta semper alba, beweist *) Von demselben Hasen hat Nilsson zwey verschiedene Formen erkannt, die der Verf. lieber als eigene Arten ansehen möchte. Weiter wird angeführt, daß der genannte Naturforscher sechs schwedische Arten aus der sehr schwierigen Gattung Lemmus, einschließlich Arivola, unterscheidet, nämlich: norvegicus, amphibius, eine neue Art aus Lappland, die er medius nennt, ferner arvalis, rutilus und glareola. In Skanien, der nördlichsten schwedischen Provinz hat Nilsson Mus betulinus von Pallas aufgefunden und dabey die Entdeckung gemacht, daß diese Art nicht zu Mus, sondern zu Sminthus gehöre. Endlich macht der schwedische Zoolog in dem erwähnten Briefe gegen die Kritik, welche Temminck wegen der Kürze der Nägel auf Tab. 6. u. 7 seines Lagopus subalpinus erhob, noch bemerklich, daß diesem es nicht bekannt seyn möchte, wie mit der Befiederung auch die Nägel ändern, die nur im Winter sehr lang seyen. Retzius ist nicht erwähnt.

*) Referent erinnert daran, daß schon Schreber darauf aufmerksam gemacht hat, daß Linné unter Lepus timidus auch den Lepus variabilis zugleich mit verstanden wissen will, und führt ersteren nicht als Bewohner von Schweden auf.

Dänemark empfängt das Lob, daß es ebenfalls sich nicht fern gehalten hätte, zu den Fortschritten der Zoologie beyzutragen; um desto mehr fällt es auf, daß gerade einer der hauptsächlichsten Zoologen, Eschricht, nicht genannt ist. Von Rußland wird gesagt, daß es auch in den Wissenschaften riesenmäßig anwachse (ingigantiske); um desto weniger hätte Baer unerwähnt gelassen werden dürfen.

Von hier aus wendet sich der Verf. Deutschland und zunächst Preußen zu. Wiegmann, oracolo dell' Erpetologia, erfährt verdientes Lob. Aus der Pterylographia von Nitzsch wird eine Pterologia gemacht. Nach den Atti Naturae curiosorum werden gli Scritti dei vārî Professori di Bonn angeführt, wobey jedoch Ref. bemerken muß, daß solche Schriften nicht existiren, sondern der Irrthum dadurch entstanden seyn mag, daß die Acta Naturae curiosorum in Bonn gedruckt worden sind. Süddeutschland sieht, wie der Verf. sagt, jeden Tag neue Werke erscheinen, die aber nach dem Tode von Spix, Wagler und Michahelles nicht mehr von solcher Wichtigkeit seyen. Die Complemente zu den Säugthieren von Schreibers (soll heißen Schreber) würden fortgesetzt; ein Werk über die europäischen Vögel, außer dem großen in Darmstadt, würde von Susemilh (soll heißen Susemihl) herausgegeben, ein anderes von F. Berge über die Fortpflanzung der Vögel; einige zoologische Artikel erschienen in dem Journal des Dr. Rohatzsch zu München, und Tiedemann sey fortwährend mit Wägen, Messen und Zergliedern der verschiedenen Gehirne beschäftigt. Dieß sind die gesammten Leistungen, die der Verf. von Süddeutschland zu nennen weiß. Der deutsche Leser, der nur einigermassen mit der Literatur seines Vaterlandes vertraut ist, wird sich aus Vorstehendem von selbst überzeugen, wie fremde dem italienischen Berichterstatter unsere Leistungen in dem Gebiete sind, über welches er seine Landsleute informiren will, und wie sehr es ihm daher anzurathen ist, sich selbst zuerst etwas besser auf dem Terrain zu orientiren, auf dem er andere herum führen will. Was durch Rudolph Wagner, Andreas Wagner, Rapp, Leuckart, Bi-

schoff, Jäger, Kaup u. A. auf diesem Gebiete geleistet worden, ist dem Verf., wie es scheint, auch nicht einmal dem Titel nach bekannt, während die Opere von Michahelles in einigen Journal-Aufsätzen bestehen, und das Journal von Rohatzsch für das ärztliche Publikum bestimmt ist. Die geringe Bekanntschaft des Verf. mit der deutschen zoologischen Literatur mag wohl davon herrühren, daß er unser Land nicht bereist zu haben scheint, und daher in selbigem weniger in persönliche Verbindungen als in Frankreich und England gekommen ist. Gleichwohl kann dieß jenes Uebersehen nicht entschuldigen, da es kein Land in der Welt giebt, von dem man, wie von Deutschland, so leicht Gelegenheit hat, sich mit seiner Literatur vertraut zu machen, indem die Leipziger Meßkataloge jedes Jahr alle bey uns erschienenen Werke aufführen. Was aber insbesondere die zoologische Literatur anbetrifft, so wird dieselbe jährlich im Archiv der Naturgeschichte mit einer Vollständigkeit aufgeführt, die wenigstens für den deutschen Antheil keine wesentlichen Lücken lassen wird. Dem Auslande sind demnach von uns Mittel genug dargeboten, sich mit unsern zoologischen Leistungen bekannt zu machen; aber freylich muß es sich die Mühe geben, unsere Sprache zu erlernen, was denn doch wohl die Anstrengung lohnen möchte.

Mit Wien scheint der Verf. in besserer Verbindung zu stehen als dem übrigen Deutschland, da Natterer, Fitzinger und Heckel genannt sind. Zawadzki's Fauna der galizisch-bukowinischen Wirbelthiere, obschon im Jahre 1840 erschienen, ist nicht aufgeführt. Die Schweizer Zoologen sind, wie sichs erwarten läßt, sehr gut gekannt. Mit Recht sagt er: tutta l'Elvezia è popolata di valenti Naturalisti ed ornata di Musei.

Von Holland wird gerühmt, daß daselbst die Naturwissenschaften jetzt noch mehr blühen als sonst, doch ist weder van der Hoeven, obschon Herausgeber einer naturhistorischen Zeitschrift, noch S. Müller, obschon der hauptsächlichste Theilnehmer an den Verhandelingen, genannt, vielleicht weil ihre Schriften publicirt sind in quell idioma poco o nulla familiare all' universale. Auch hätten die beyden Vrolik's und Schröder van der Kolk nicht vergessen werden sollen. Temminck's Monographie der Vespertilionen wird in Bezug auf die europäischen Arten einer strengen Kritik unterworfen und die begangenen Irrthümer nachgewiesen. Dieß ist alles Dankes werth, doch hätte Verf. nicht zu bemerken vergessen sollen, daß diese Berichtigungen bereits vor zwey Jahren durch die von ihm bey einer andern Gelegenheit citirten Naturforscher: Keyserling und Blasius in Wiegmanns Archiv publicirt worden sind.

Ueber Belgien wendet sich dann der Verfasser Frankreich zu, das, wie er sagt, seinen alten Ruhm in den Wissenschaften bewahre, trotz der Schmähungen derer, die ihm auch solchen verringern möchten. Mit den dortigen Verhältnissen ist er natürlich wohl bekannt. Die Comptes rendues de l'Acad., die Zeitschrift l'Institut und Echo nennt er sonore trombe che da Parigi proclamano il progresso delle naturali dottrine. Ueber Spanien und Portugal weiß er so wenig zu sagen als wir, und mit ihm beklagen wir den frühzeitigen Tod des Herzogs August von Leuchtenberg, der mit großem Eifer und Erfolge die Naturwissenschaften betrieben hatte. Am Interessantesten für den deutschen Leser wird des Verfassers Schilderung des Zustandes der Zoologie in Italien seyn, da der literarische Verkehr dieses Landes nicht bloß für das Ausland, sondern selbst für die einzelnen italienischen Länder unter sich mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, die nur ein Mann wie der Prinz von Musignano leicht beseitigen kann.

Wir sehen mit Vergnügen den Fortsetzungen dieser Jahresberichte entgegen, und wollen nur wünschen, daß der von uns hochgeschätzte Hr. Verfasser den übrigen europäischen Ländern dieselbe Aufmerksamkeit, wie Italien, Frankreich und England zuwenden möge, um uns völlig befriedigt zu finden.

The Natural History of Horses etc.

(Schluß.)

Ob dieſe Merkmale an den Exemplaren von Guinea beſtändig, oder ob ſie nicht auch denen vom Kap mitunter zukommen, müſſen fernere Beobachtungen entſcheiden. Ref. will nur noch bemerklich machen, daß der Name Dauw (eigentlich Dau oder Daub) weder dem Hippotigris antiquorum, noch dem H. Burchelli mit Recht zuſteht, indem mit dieſem Worte die Hottentotten das Zebra bezeichnen. Uebrigens ſind wir in Bezug auf H. Burchelli mit dem Verf. der Meynung, daß man die Arten nicht nach den Namen der Perſonen benennen ſoll, ſo lange als man noch bezeichnende andere aufzutreiben weiß. Dieß iſt auch der Grund, warum Ref. dem Tiegerpferd, für das er Gray's Benennung Asinus Burchelli nicht paſſend, die von Fr. Cuvier (Equus montanus) ganz unrichtig fand, den Namen Equus festivus beylegte, der um acht Jahre älter iſt als der von Hamilton Smith vorgeſchlagene Hippotigris campestris.

6. Hippotigris isabellinus. H. Smith. Im brittiſchen Muſeum ſteht ein ausgeſtopftes Exemplar, das mit dem Quagga in dem pferdeartigen Kopf, Ohren, Leib, Kruppe, Schwanz und Schultern übereinkommt, aber durch Kleinheit, indem es kaum 10 Fäuſte hoch iſt, und noch mehr in der Färbung abweicht. Naſe, Ohren und Mähne ſind weiß; Kopf, Hals, Rumpf und Kruppe ſind gelblichfalb, am Kopf mit braunen Streifen, am Halſe, Schultern, Seiten und der Kruppe mit weißen Querſtreifen, von denen einige geſpalten ſind. Unterleib und Beine ſind weiß; das vordere Feſſelgelenk und Ringe über den Hufen der Hinterfüße ſind rußſchwarz und die Hufe ſchwarz. Dieſe Merkmale kommen, wie der Verf. zufügt, keiner bekannten Art zu. Die Heimath des beſchriebenen Exemplars iſt unbekannt, doch wird als ſolche das Kap vermuthet. Ham. Smith ſieht in ihm Le Vaillant's Ane isabelle, den freylich ſeitdem Niemand mehr beoachtet hat, ſo daß die Vermuthung nahe liegt, der Hippotigris isabellinus möchte doch nichts weiter als eine Farbenabänderung des Quaggas ſeyn.

Am Schluße handelt der Verf. von den mannigfaltigen Baſtarden, die durch Vermiſchung verſchiedener Arten der Pferdegattung mit einander erzeugt werden. Das meiſte Intereſſe erregen die Erfahrungen, welche durch den Graf von Morton gemacht wurden, Sie ſind zwar ſchon in den Philosophical Transactions von 1821 mitgetheilt, indeß haben ſie bey uns nicht die Publicität bekommen, die ſie verdienen. Eine Pferdeſtute wurde von einem Quaggahengſte belegt und brachte ein Füllen mit der Streifung des Vaters. Dieſelbe Stute wurde nachher dreymal von einem ſchwarzen arabiſchen Hengſte belegt, gleichwohl waren die in drey nacheinander erfolgten Geburten zur Welt gebrachten Füllen ebenfalls noch mit mehr oder weniger Querſtreifen verſehen. Auf Tab. 26, 27, 29 und 14 ſind dieſe Füllen dargeſtellt. Das Merkwürdige iſt hiebey, daß die erſte Paarung mit dem fremdartigen Quagga noch auf die drey nachmaligen, durch den gleichartigen Hengſt bewirkten Zeugungen einen Einfluß ausüben konnte.

Bey dieſer Gelegenheit will Ref. hinzufügen, daß gegenwärtig in der ſchönen Menagerie zu Schönbrunn bey Wien ein Baſtard von einem Eſelshengſt und einer Quagga-Stute zu ſehen iſt. Er iſt zunächſt dem Eſel ähnlich, auch in der Farbe mit dem Eſelskreuz. Die Beine ſind weiß, auf der Außen und Vorderſeite der ganzen Länge nach mit ſchwarzen Querſtreifen belegt.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. December.

Nro. 255. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Flora dalmatica sive enumeratio stirpium vascularium quas hactenus in Dalmatia lectas et sibi observatas descripsit digessit rariorumque iconibus illustravit Robertus de Visiani, Dalmata Sibenicensis, Med. Doctor, in patavina studior. univers. rei herbar. Professor hortique Praefectus etc. Tomus I. cum tabulis aeneis XXV. Lipsiae apud Fried. Hofmeister. 1842. 4. XII. und 252 Seiten.

Wenn bereits seit einer Reihe von Jahren die Flora Dalmatiens auch nicht mehr zu den unbekannten gezählt werden konnte, so waren doch die Materialien, welche wir bisher über dieselbe besaßen, meistens so in der periodischen Literatur zerstreut oder fragmentarisch, indem sie sich nur auf Beobachtungen und Entdeckungen einzelner Reisenden bezogen, daß selbst eine bloße Zusammenstellung derselben zu einem Ganzen eine verdienstliche Compilation gewesen wäre. Der gelehrte Herr Verfasser vorliegenden Werkes war indessen weit entfernt, sich dabey zu begnügen. Dalmatiner von Geburt beschäftigte er sich von früher Jugend mit der Kenntniß seines Vaterlandes und nachdem sein Beruf für Naturwissenschaften besonders für Pflanzenkunde sich entschieden hatte, richtete er seine Aufmerksamkeit unausgesetzt auf die Flora dalmatica. So untersuchte er vom Jahre 1820 bis 1837 auf vielen Reisen durch die einzelnen Districte Inseln und das Festland, verglich alle Sammlungen der vaterländischen Botaniker und erlangte damit nicht nur vollständige Uebersicht alles bisher Geleisteten, sondern bereicherte auch die Flora mit einer beträchtlichen Anzahl interessanter neuer Arten, welche theils jetzt zum ersten Male aufgeführt werden, theils in frühern Abhandlungen (vergl. Stirpium dalmaticarum specimen. Padua 1826, Flora 1829 ꝛc.) von ihm bereits vorliegen. Die Einleitung von S. 1—22 giebt Rechenschaft über diese Arbeiten, behandelt sodann das Wesentlichste der physikalischen und klimatischen Beschaffenheit des Landes, um daraus die vorkommenden Kombinationen der Vegetation näher zu erklären, und charakterisirt letztere selbst in ihren hervorstechendsten Formen. Es wird nicht uninteressant seyn, hiebey etwas zu verweilen.

Dalmatien, in der Ausdehnung, wie der Verfasser es bezeichnet, erstreckt sich an der nordöstlichen Küste des adriatischen Meeres von 44° 42′ bis 42° 12′ nördl. Br. und zwischen 12° 39′ und 16° 38′ östl. Länge von Paris. Es theilt sich in einen langgestreckten Küstenstrich, der sich gegen Osten an Kroatien und an die Herzogewina lehnt, südlich an Montenegro gränzt, und in die vorliegenden zahlreichen Inseln. Unter letzteren lassen sich die nördlicheren liburnischen, welche der Küste parallel ihre größte Ausdehnung von Norden nach Süden haben, unterscheiden von den südlicheren dalmatischen, welche von Westen nach Osten gestreckt mit ihrer östlichen Spitze beträchtliche Winkel mit dem Festlande bilden. Das Festland ist von vier Bergketten durchzogen, deren höchste Gipfel jedoch nicht bis 6000′ hoch sind (Dinara 5515, Biokowo 5371′). Auch die Inseln haben ihre Berge, welche jedoch an Höhe denen des Festlandes weit nachstehen: als der be-

deutendste wird der San Vito aus Brattia mit 2400′ angegeben.

Außer gegen Norden und Nordosten sind die Gebirge von Waldung entblößt. Sie gehören zur Jura-Kalkformation. Der Kalk bildet mächtige derbe Schichten, wechselnd mit Lagen von Muschelversteinerungen und dem sogenannten istrianer oder dalmatiner Versteinerungsmarmor. Einzeln kommen auch schöne bunte und rein weisse Marmore vor. Ebenso sind die Inseln beschaffen. Die geringe Höhe der Berge bedingt, daß nirgends ewiger Schnee vorkommt; die der Küste zunächst gelegnen sind außerdem durch Sonne und heiße Winde unfruchtbar und von aller Vegetation entblößt. Auf den Inseln finden sich häufig dieselben fossilen Säugthierknochen in röthlicher eisenhaltiger Breccie, welche auch auf den Balearen, an den italienischen Küsten und in Griechenland vorkommen. Von Metallen hat man nur Spuren von Eisen und Bley, doch wird darauf kein Bergbau betrieben. Die Goldgruben, deren die Alten erwähnen, mögen östlich in den türkischen Provinzen zu suchen seyn, wo Urgebirge und heutzutage noch Silbergruben sich finden. Steinkohlen sind häufig, hie und da Bitumen. Besonders auf den Inseln kommen zahlreiche Höhlen zum Theil von großer Ausdehnung vor.

Der Boden ist im Allgemeinen fruchtbar, wenn auch häufig hügelig und steinig, wo dann bey guter Pflege Olive und Rebe trefflich gedeihen. Die Bewässerung wäre durch mehrere Flüsse in den Thälern reichlich gegeben, wenn solche nicht während der heissen Jahreszeit, von keinem Alpenschnee noch Bergquellen genährt, austrockneten. Landseen sind mehrere vorhanden, und große an den Küsten brakische Sümpfe entziehen noch immer beträchtliche Strecken fruchtbaren Landes der Kultur.

Die Temperatur ist sehr gelind. Selten fällt im Winter in den Ebenen Schnee und die dalmatinische rauhe Jahreszeit würde von der neapolitanischen wenig abstehen, wenn nicht die heftigen und oft lang andauernden Nordwinde (Bora) das Land oft so plötzlich erkälteten. Ueber die Gränzberge von Bosnien einbrechend und in den Thälern sich fangend, versengen diese eisigen Stürme nicht nur alle Vegetation, sondern sie entwurzeln Alles, selbst krautartige Gewächse, die ihnen im Wege stehen. Der Frühling beginnt schon im Februar, ja Mandelbäume und andre Gesträuche blühen oft, freylich der Fröste wegen meistens vergeblich, schon im Januar. Von Februar bis May dauert die lieblichste an seltnen Gewächsen reiche Blüthenzeit, während welcher Felsspalten, Hügel und Ebenen sich mit Blumen und vergänglichem Laubwerk schmücken. Glühend heiß währt dann der trockne Sommer bis Ende September, erst gegen seinen Ausgang durch Regen gemildert. Zu dieser Zeit ist alle Vegetation versengt, wenn nicht Gewitter die Erde tränken und so nicht selten einen zweyten Frühling für einzelne Gegenden hervorrufen. Der Herbst beginnt spät und ist regnerisch bey herrschendem Westwind.

Die Zusammensetzung der Flora entspricht der Milde des Klima's und wir werden auf ihre Eigenthümlichkeiten zurückkommen. Die Küste und ihre Hügel ernähren die Myrte, an höheren Orten gedeihen Oelbaum und Mandel, auf kahlen Felsen die Agave, längs den Bächen blüht der Oleander. Mit geringer Pflege werden Citronen, Pomeranzen Opuntien, Mimosen u. s. w. überwintert, ja einzeln reift nach des Verf. Angabe bey gutem Schutz sogar die Dattel. Mastix und Manna werden gewonnen und im Handel geschätzt. Wein und Obstfrüchte sind vortrefflich.

Die natürliche Vegetation theilt der Verfasser in drey Regionen:

1) Küsten-Region. Inseln und Littorale bis zu 1400′ ü. d. M., repräsentirt durch Olea sylvestris, Arbutus Unedo, Laurus, Nerium, Pinus halepensis u. Pinea, Pistacia Lentiscus, Phyllireen, Rosmarin, Alaternus, Cistrosen, Trichonema, Crozophora, Andrachne, Arum ternifolium u. s. w.

2) Berg-Region von 1400 — 3500′ in den innern Bergzügen und höhern Thälern. Ne-

ben deutschen Waldbäumen nnd Vorgebirgspflanzen kommen als eigenthümlich vor: Quercus Cerris, Cytisus Weldeni, Teucrium Arduini, Primula suaveolens, Centaurea tuberosa, Helleborus multifidus, Cerastium grandiflorum etc.

3) Voralpen-Region von 3500′ bis zu den Gipfeln der höchsten Berge, besonders im innern Nordosten des Landes. Charakteristisch: Arenaria Arduini, gracilis, Campanula pumilio und serpyllifolia, Silene graminea und Tomasinii. Die deutschen Gebirgspflanzen, welche vorkommen, finden sich bey uns alle schon am Fuße der Alpen, wie Dryas, Rosa alpina, Arabis alpina, Lonicera alpigena etc.

Die geringe Höhe der Gebirge unter dieser Breite und in so geringer Entfernung von der Küste erklärt den gänzlichen Mangel einer Hochalpen-Flora.

Von den drey Regionen ist die unterste, die Küstenregion, der deutschen Flora am fremdesten. Wie fast überall um das Mittelmeer hat sich eine eigenthümliche Vegetation in den Niederungen der deutschen Ebenenvegetation untergebreitet und diese so zu sagen an den Höhen hinaufgeschoben, obgleich noch viele Repräsentanten derselben auch in der Ebene verweilen. Im Ganzen beträgt indessen der Antheil, welchen die eigentliche deutsche Flora (diesseits der Alpen) an der dalmatinischen hat, kaum mehr die Hälfte der Arten, und es ist merkwürdig, wie arm dabey manche bey uns sehr speciesreiche Gattungen werden. So zählt Carex in Deutschland über 90, Salix bey 40 Arten, in Dalmatien jene 9, diese 8. Dieses erscheint um so auffallender, da wir selbst aus Griechenland gegen 30 Carices und wenigstens 8 Weiden besitzen. Von deutschen Waldbäumen finden sich noch die Föhre, Weißtanne (Rothtanne und Lerche fehlen), Eibe, Buche, Hainbuche, Stieleiche, Haselnuß, Schwarzerle, Weiden, Silberpappel, Espe, Esche, Ulme, der weiße Ahorn u. s. w.

Nach des Verfassers Angabe folgen sich als die artenreichsten Familien in der Flora Compositae, Leguminosae, Gramineae, Umbelliferae, Cruciferae, Labiatae eic. In Deutschland und der Schweiz ist nach Koch die Reihenfolge Compositae, Gramineae, Leguminosae, Cyperaceae, Umbelliferae, Scrophularineae, Labiatae. Dabey sind unter den Compositis in Deutschland die Cichoraceae, in der mediterraneischen Flora die Carduaceen häufiger, unter den Leguminosen sind die meisten deutschen perenn, die mediterraneischen grossentheils einjährig; die Cyperaceen sind in Deutschland so reich durch die überwiegenden Cariceen, welche in Italien sich sehr verringern, so wie überhaupt die Familie bis gegen die Wendekreise hin sich sehr in ihrer Bedeutung verliert, bis sie durch die Menge der eigentlichen Cypereen, Sclerien, Fuirenen u. s. w. und zahlreiche Scirpeen sich wieder am Aequator verstärkt. Die Scrophularineae nehmen eben so in Italien ab und die noch vorkommenden sind größtentheils einjährig.

Interessant ist die Aufzählung vikariirender Arten, welche der Verfasser in zweyerley Weise giebt, indem er nachweist, wie einestheils in den Niederungen Dalmatiens viele gemeine deutsche Pflanzen fehlen, aber durch sehr analoge der dalmatischen Flora zum Theil bisher eigenthümliche ersetzt werden, anderntheils aber auch solche eigenthümliche dalmatinische Gewächse der Ebene in den höhern Lagen der zweyten und dritten Region wieder durch analoge deutsche abgelöst werden. Als Beyspiele ersterer Art führt er unter andern an, daß statt der deutschen Asperula cynanchica A. longiflora, st. Lycopsis arvensis L. micrantha, st. Anchusa officinalis A. microcalyx, st. Primula veris Pr. suaveolens, st. Gentiana Amarella G. crispata, st. Triglochin palustre Tr. Barrelieri. st. Cytisus Laburnum C. Weldenii etc. vorkommen. Dagegen wird bey dem Eintritt in die Bergregion Thymus acicularis durch Th. Serpyllum, Salvia verbenaca durch S. pratensis, Thesium divaricatum durch Th. Linophyllum, Onopordon illyricum durch O. Acanthium u. s. w. ersetzt.

Im Verhältniß der Artenzahl ist die Flora reich an neuen sonst noch nirgends aufgefundenen Arten. Der vorliegende erste Band, dessen Text die Familien nach der Bartlingschen Methode von den Characeen bis zu den Amarantaceen aufzählt,

enthält auf den weiter, bis zu den Rubiaceen, beygefügten 25 Tafeln mehr als 30 Abbildungen neuer Arten und leicht mag noch das Doppelte bis zum Schlusse des Ganzen zu erwarten stehen. Dieser Reichthum an, wenigstens größtentheils mit Recht, als neu beschriebenen Arten weist schon auf eine beträchtliche Differenz zwischen der dalmatischen und der eigentlichen italischen Flora hin, wie sich solche bald noch näher herausstellen wird.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die große lombardische Ebene, das Stromgebiet des Po, einen eigenthümlichen Querabschnitt in der Flora Oberitaliens bildet. Die Vegetation des südlichen Alpenhanges zwischen Mailand und Venedig, welcher gegen Norden die Ebene einschließt, ist südlicher als die Niederung selbst und in ihrer Combination wesentlich von letzterer verschieden. In Toskana und dem größten Theil des Kirchenstaates macht der Apennin das Land mit Ausnahme der Küstenränder ebenfalls rauher als es der Lage nach seyn sollte, und man kann so ziemlich sagen, daß erst südlich von Rom an eine Vegetation eintrete, welche als directe Fortsetzung derjenigen des südlichsten Alpenabhanges betrachtet werden kann. Sie weicht aber, obgleich durch so viele ausgezeichnete Botaniker schon fleißig untersucht, überall wesentlich von der dalmatinischen ab, wenn man natürlich die allgemeinsten und verbreitetsten Repräsentanten der mediterraneischen Flora, besonders die uralten gemeinsamen Nutz- und Ziergewächse Lorbeer, Myrte, Pinie, Cypresse, Granate ꝛc. in Abzug bringt. Eben so verschieden zeigt sich die Flora von Genua, welche mit der der Seealpen von Nizza herüber in genauerem Zusammenhang steht. Daß der ganze westliche Theil des Mittelmeeres, Korsika, Sardinien, die Bretagne und die spanischen Küsten schon von der eigentlich italischen Flora beträchtlich abweicht, ist längst nachgewiesen, noch mehr differirt er von der dalmatinischen. Dagegen wird Jeder, dem die griechische Flora genauer bekannt ist, eine große Verwandtschaft dieser mit der dalmatinischen und unter den neu abgebildeten dalmatischen Arten viele ihm schon von Griechenland als noch unbeschrieben vorliegende erkennen. Leider kennen wir die albanischen Küsten, ja selbst die Flora der jonischen Inseln noch zu wenig, um den directen Zusammenhang nachweisen zu können, gewiß ist es aber, daß die dalmatische Flora sich am nächsten in ihrer Zusammensetzung der griechischen anschließt und damit die Ansicht befestigt, daß die Vegetation des gegen Süden vorspringenden Continentes zwischen dem adriatischen und ägäischen Meere in vielen Grundzügen verschieden sey von der italischen Halbinsel und in vieler Beziehung viel mehr Verwandtschaft mit den östlichen Regionen gegen das schwarze Meer hin an den Tag lege.

Es wäre vorschnell, über sämmtliche als neu beschriebene und abgebildete Arten, großentheils ausgedehnten und schwierigen Gattungen angehörig, bereits ein Urtheil versuchen zu wollen. Die bekannte Genauigkeit des Hrn. Verfassers sowohl als seine heimathliche Vertrautheit mit der Flora des Landes dürfte die Untersuchung auch ziemlich unfruchtbar machen. Bemerkt muß indessen werden, daß unter den Abbildungen, welche zum Text dieses Theils gehören (Tab. I — IV.), Aegilops biuncialis Vis. in der Aufzählung gar nicht vorkommt, Ornithog. saxatile und Scilla amethystina Vis. der Abbildungen dagegen als Synonymen zu Orn. comosum L. und Scilla pratensis W. K. gezogen werden. Tab. V — XXV. sind im Texte noch gar nicht behandelt. Wünschenswerth wären größere Vollständigkeit und hiezu auch stärkere Vergrößerung der Analysen gewesen. Die äußere Ausstattung des Werkes gereicht dem Verleger zur Ehre.

Z.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. December.

Nro. 256. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Strassburgische Chronik von Fritsche Closener. Stuttgart gedruckt auf kosten des literarischen vereins 1842. (Druck der Officin von J. Kreuzer in Stuttgart). 127 u. XIV. S. gr. 8.

Der Umschlag dieses Werkes giebt dasselbe als „erste Publication des literarischen Vereins zu Stuttgart“ zur Herausgabe älterer Druck- und Handschriften und ausschließlicher Vertheilung derselben an seine Mitglieder kund. Dieser Verein ist bekanntlich erst seit einem Jahre in's Leben getreten und verspricht seinen Mitgliedern, welche jährlich 11 fl. erlegen, für sein erstes Verwaltungs- und Wirkungsjahr außer oben genannter Chronik noch das Leben des schwäbischen Edelmannes Georg von Ehingen, das Handlungsbuch eines Ulmer Kaufherrn aus den Jahren 1420—1480, höchst wichtig für die Geschichte des deutschen Handels; eine Reise des bekannten Ulmer Mönches Felix Fabri nach Palästina zu Ende des 15. Jahrhunderts, ferner die catalonische Chronik des Raymund Montaner, endlich den Wiederdruck des portugiesischen Cancioneiro. Wir bleiben hier billig bey der ersten sehr sauber ausgestatteten Publication des besagten Vereines stehen.

Die in derselben vor uns liegende Straßburgische Chronik von Fritsche (Friedrich) Closener, einem gebildeten Straßburgischen Priester des 14. Jahrhunderts, welche dem Jahre 1360 ihre Entstehung verdankt (s. S. VIII. der Vorrede) und deren ursprüngliches Exemplar nach langer Verschollenheit erst in Paris (k. Bibliothek Nr. 15,444) wieder auftauchte, wird uns durch die genaue Abschrift des für elsaßische Geschichte so sehr thätigen Professor A. W. Strobel zu Straßburg dargeboten. Seine Vorrede giebt von S. I. — IX Nachricht über ihren Verfasser, so wie über ihr Verhältniß zu früheren elsassischen Chroniken. Diesem Berichte fügt Prof. Albert Schott von Stuttgart eine besonnene Rechenschaft über die beym Abdrucke der dem Vereine überlieferten Abschrift beobachteten Grundsätze der Rechtschreibung bey, deren Maßhaltung nur belobt werden kann. Mit Recht wird auf das frühe Vorkommen der sz (statt z) und u (statt ue d. i. uo, ua) aufmerksam gemacht, welche das Schriftdeutsch ganz durchgeführt hat. —

Diese Chronik ist nach dem Geiste ihrer Zeit eigentlich eine Weltchronik, sie fängt ab ovo an, d. h. wenn auch nicht gerade von Erschaffung der Welt, so doch nach allen Päpsten („Unser herre Jhesus Christus, der erste und der oberste babest etc. . .; Petrus, der zwelfbote, besas noch unsers herren martel den priester-stul in der osterlanden iiij jar, hũ sang do sin ersten messe u. s. w.) mit allen römischen Kaisern von Julius Cäsar an (Julius was der erste keiser zu Rome S. 12); denn es war Bedürfniß, das Imperium oder das Reich der Deutschen geschichtlich rechtlich durch ununterbrochenen Uebergang von Julius Cäsar (von dem, wie das Annolied V. 271 sagt, noch hiude kiininge heizint keisere) an, auf und durch Karl den Großen zu begründen, bey dem es darum auch hier wieder S. 19 heißt: Sus kam daz romesche rich an die Frantzosen (d. i. Franken oder Deutsche) iiber do man zalt von Gots geburte DCCCI.

Es war somit eine gedrängte Weltchronik beabsichtigt, die von sich selbst sagt: „Dis ist die Kronika aller der bebeste und aller der rômeschen Keiser, die sît Cristus geburte sint gewesen. — Man vindet ouch, fährt sie fort, hie geschrieben wer sú sint, alle die iâre die sú gewesen sint unde ouch gerîchsent hânt, unde ouch ettelîche getât, die sú in denselben jâren getân hânt unde begangen. Wie die Päbste aber auf S. 1 — 12 von Christus bis Clemens („Der was der erst, der den stul von Rome gen Avion zoch, do er noch ist“) nur ganz kurz verzeichnet stehen, so werden auch, bis auf einige (Constantin, Julian; Justinus, unter dem von Dietrich von Bern erzählt wird; Karl der Große ꝛc.), die römischen Kaiser nur in gedrängter Uebersicht aufgeführt und zwar zuerst die Kaiser zu Rom (S. 12. Hie hebet an die Kronika aller romeschen keiser), darnach die Kaiser zu Byzanz (S. 15: Sus kam daz rîch an die Kriechen unde bleib an in untz an den groszen Karlen), worauf die deutschen Kaiser folgen; von diesen zuerst die karolingischen (S. 19) dann die fränkischen und sächsischen (S. 20), wo bey Otto III. des Wahlrechtes gedacht wird mit den Worten: Dise iij Otten hetent daz rîche beseszen also in erbendes wîse. Dô nôch wart ûf gesetzet, wann dirre hünderst Otte keinen sun hatte, daz die vij kurfürsten einen romeschen keiser welen sullent“ (S. 21).

Erst mit den Hohenstaufischen Kaisern (S. 22) wird Klosener ausführlicher und lebendiger; schon bey Kaiser Friedrich II. (S. 23 — 24.), noch mehr aber bey Rudolf von Habsburg, dem er (S. 26 — 47.) die umfassendste Darstellung widmet; eben so bey Kaiser Adolf von Nassau (S. 47 — 55), nach welchem er mit Kaiser Karl IV. in wenigen Zeilen und mit den Worten „Der wart gekrônet zu Rôme, dô man zalt MCCCLV jôr“ abbricht.

Nach diesem langen Anlaufe geht der Straßburger Priester endlich auf die Geschichte seiner Stadt über und erzählt uns, nachdem er (S. 55—57) ganz kurz bloß aller bischof namen, alse sú nôch ordenunge gewesen sint zu Strôsze-burg (S. 55 — 57) bis auf Johannes von Lichtenberg (welcher im schon genannten Jahre 1360 Beschwerden gegen den Magistrat von Straßburg erhob) aufgeführt hat, zunächst sehr ausführlich (S. 57 — 72) „Wie die stat zu Strôsburg streit mit bischof Walther von Geroltzecke“ im Jahre 1260 (S. 57)., wobey der Geißelfahrt 1262 gedacht wird. Dieser Erzählung folgt S. 72 — 75. die fernere Reihe der Straßburger Bischöfe von 1262 — 1362, wonach allerley die Stadt Straßburg betroffen habende Feuersbrünste (76 — 77) Kriegszüge (77 — 82), Judenverfolgungen (82 — 83), Geißelzüge, (83 — 98), Seuchen (98 — 99), Bürgerzwiste (100 — 109), darnach untermischte Nachrichten über Bauten, Witterung über Naturbegebenheiten (108 — 114) und Kriege wegen streitiger Wahlen (S. 114 — 117) verzeichnet werden; hienach abermals Geschichte der Hohenstaufen von Philipp bis auf Konradin (117 — 126), welche, wie wir noch weiter sehen werden, als Nachholung von Vergessenem oder Vermischtem angesehen werden muß. Denn mit diesen Worten schließt der Sammler, welcher ganz am Ende sich nennt, S. 127: „Dônôch wart grôfe Rudolf von Habesburg rômesche kunig, als dô vor geschriben stât. Unde wie daz sî, daz ouch dô vorgeschriben ist von keiser Frideriche unde Cunrât, sîne sune, unde von Cunrât, desselben Cunrâts sun, doch hân ich hie ire getete etlîche stucke gentzlîcher geschriben, dann dô vor. dô lese ein man, wels er welle.“

2.

Diese Closener'sche Chronik ist uns in doppelter Hinsicht beachtenswerth. Einmal (was Herrn Professor Strobel auch zur Wiederherausgabe veranlaßte) wird nach der bisherigen Schilderung keinem Kenner der deutschlateinischen Chronikenwelt des Mittelalters entgangen seyn, daß wir es hier mit dem Vorbilde zu thun haben, das Jakob Twinger von Königshofen seiner straßburgisch-elsäßischen-Chronik geeigneten Ortes (denn sein Werk schwillt vielmehr zur wirklichen Weltchronik an) wörtlich zu Grunde legte. Hatte doch auch schon ein Johannes Twinger 1362 den arbeitsamen Priester Closener zu seinen die Stadt

Straßburg betreffenden Arbeiten veranlaßt (S. 72 und VIII). Dieses Verhältniß beyder Geschichtswerke liegt durch Professor Strobels Verdienst zu Tage; ein anderes, vielleicht noch wichtigeres entgieng ihm, obschon eine Pergamenthandschrift der Straßburger-Bibliothek ihn darauf hätte leiten können; doch lag das sich hier Bietende nur in anderortigen Handschriften (München, Berlin, Bremen, Wolfenbüttel ꝛc.) recht klar zu Tage. Aber auch schon das Chronicon Luneburgense bey Eccard hätte einen nähern Wink an die Hand geben können. Wie wir nämlich nach dem Geiste der früheren Jahrhunderte auch Königshofen seine Vorgänger unbefangen wörtlich benutzen sehen, so hat auch sein nächster Vorarbeiter Klosener nur wieder die Arbeit eines früheren und zwar wörtlich, in großen Abschnitten aufgenommen.

Professor A. Schott deutet S. XIII. schon an, daß der Unterzeichnete, welcher auf jüngster herbstlicher Durchreise durch Stuttgart bey ihm die Aushängebögen sah, eine bezeichnende Stelle von Kaiser Adolph von Nassau, die er noch eben vor seiner Abreise von München in einer ganz anderartigen Chronik gelesen hatte, bey Closener wörtlich wieder erkannt habe. Wenn Prof. Schott dabey auf eine beyden Chronisten gemeinsame lateinische Quelle schließt, so ist dieß ein leicht sich aufdrängender Irrthum; denn grade jene so eben angedeutete anderweitige und zwar deutsche Chronik, die wir sogleich näher schildern wollen, ist Closeners unmittelbare Quelle gewesen und sie wurde es für ihn grade in den seiner Zeit näher stehenden Jahrhunderten oder Kaisergeschichten. Wenige Gegenüberstellungen, außer der von Schott bereits mitgetheilten über Adolfs von Nassau Persönlichkeit, werden jene Behauptung einfach bestätigen und Closeners wörtliche Benützung grade dieser deutschen Chronik zur Ueberzeugung bringen. Schott schließt auf lateinische Quelle (für beyde Arbeiten), weil Closener (S. 72; doch nur von dem vereinzelnten Kriege der Straßburger Bürger mit dem Bischof Walther von Geroldseck) sagt „Nu sol man wiszende, daz dirre krieg unde strît beschriben sint unde wurdent zu latine . . unde wart die geschrift gar vollebrôhte von diseme kriege an deme ôstertage, dô man zalte von Gottes geburte 1290 jôr;“ und diese Beschreibung allein war es, von welcher es daselbst weiter heißt, daß sie Friedrich Klosener — durch bete willen Johannes Twingers, eins burgers zu Strôsburg von latine zu tütscher sprôchen brôht, do man zalte von Gots geburte 1362 jôr. u. s. w.

Jene in der Vorrede schon angedeutete, im Cod. mon. germ. membr. N. 55 enthaltene deutsche Chronik, von der wir bisher keine nächste lateinische Quelle haben entdecken können (obschon des Martinus Polonus Anordnung und Gang nicht zu verkennen ist), dürfte aber schon nach dieser Münchener Handschrift zum wenigsten nicht über das Jahr 1300 hinausgehen. Denn diese eben wieder vor uns liegende Handschrift schließt, wie Closener mit dem seiner Abfassung nahen Jahre 1355 (mit Karls IV. Krönung) abbrach, mit den ersten Jahren Kaiser Ludwigs des Bayern: nachdem seine Wahl im Jahre 1314 zu Frankfurt und seine Weihe zu Achen kurz erzählt worden ist (dô weiht vnd chront in pischof peter von Maegentz ze Rômischem chünig), heißt es gleich darauf Dor ân waz er . . . . . iar mit gewalt vnd doch mit grózzer arbeit; wonach noch $18\frac{1}{2}$ Zeile folgen, ohne daß nur die Vorderseite des letzten Pergamentblattes vollgeschrieben worden wäre. Jene für die Jahre seiner Regierung offen gelassene Lücke, in welche erst eine sehr späte Hand Ainßvnddreissig eingetragen hat, spricht doch wohl für eine Endung dieser durchaus von Einer Hand geschriebenen Handschrift nahe um das Jahr 1314,*) wohin auch ihre Sprache weist, wie die größere Lebendigkeit und Wärme, mit welcher die zunächst vor Kaiser Ludwig vorausgehenden Kaiser („Hainrich von Lutzelnburch, chunich Albrecht, Adolf graf von Nazzowe, kunich Rudolf, bis auf Friedrich den zweyten, ja auf „den ersten kaiser Friedrich“) geschildert werden. Aber wir werden sogleich sehen, daß andre Handschriften desselben Werkes sicher ins dreyzehnte Jahrhundert zurückweisen.

*) Wir werden sehen, daß auch eine Straßburger Handschrift mit 1312 schließt.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Aehnliche Versuche mit oxydirbaren Metallen (Messing und Silperplatten) und ebenso mit Chlor-Brom- und Jodsilber führten zu den Resultaten, daß

a) Strahlen, welche die brechbarsten Strahlen des Sonnenlichtes begleiten, auf Metallplatten, die in eine Flüssigkeit getaucht sind, eine solche Wirkung ausüben, daß daraus elektrische Effecte entspringen, die man nicht von der Wärme ableiten kann, und

b) daß die Zersetzung des Chlor- Brom- und Jodsilbers unter Einfluß des Lichtes elektrische Effecte hervorbringt, die zur Vergleichung der activen chemischen Strahlen dienen können.

6) Seit Schele sind häufig Untersuchungen über den Einfluß der chemischen Strahlen des Sonnenlichtes angestellt worden, und auch Hr. Becquerel machte die Wirkung des Sonnenspectrums auf Silbersalze (S. 43 — 56) zum Gegenstand seines Studiums. Er benützte dazu vorzüglich Bromsilberpapier, und fand, daß das Licht einerseits begleitet wird von den gewöhnlichen chemischen Strahlen, die auf die Silbersalze einwirken, und sich von der Gränze des Grün und Blau bis über das Violette erstrecken, andernseits aber von Strahlen, welche zwar dieselbe Umwandluug bewirken, jedoch sie nicht anfangen, sondern nur, wenn sie begonnen ist, fortsetzen. Diese erstrecken sich vom Roth bis zum Blau, und vielleicht noch weiter. Hr. B. nennt die erste Klasse dieser Strahlen erregende (excitateurs) die andere fortsetzende (continuateurs), ein Unterschied, welcher sich wie im Sonnenspectrum, so auch hinter farbigen Schirmen kund thut.

In Rücksicht des Lichtes eines widerholten elektrischen Funkens ergab sich, daß auch dieses von erregenden chemischen Strahlen begleitet ist, und daß Bromsilberpapier unter weißen, violetten und blauen, aber nicht unter gelben und rothen Gläsern nur zum Theil alterirt wird, und daß daher die erstern einen Theil der chemischen Strahlen durchlassen. Allein es bedurfte einer nachherigen Wirkuug gewisser Strahlen, um eine Färbung zum Vorschein kommen zu lassen, und man scheint daher zu den Schlüßen berechtiget, daß a) die chemischen Strahlen, welche das Sonnenlicht begleiten und auf Silbersalze wirken, wenigstens zweyerley Strahlen (erregende und fortsetzende) umfassen, b) die fortsetzenden die rothen, orangefarbenen gelben und grünen, die erregenden aber die blauen und violetten begleiten, und selbst jenseits des Violetten liegen c) Schirme lassen entweder bloß die fortsetzenden, oder beyde Klassen der Strahlen durch. d) Die fortsetzenden Strahlen unterhalten auch eine chemische Action, die unter dem Einfluß des das elektrische Licht begleitenden chemischen Agens angefangen ist.

7. Hr. Franz Graf Schaffgotsch beschreibt (S. 193 — 201) sehr einfache Apparate zur Hervorbringung subjectiver sowohl temporärer als localer Ergänzungsfarben, und glaubt, daß beyde Arten denselben Grund baben; denn auch die localen Ergänzungsfarben (farbige Schatten) beruhen auf der unbewußten Zeitfolge verschiedenartiger Gesichtseindrücke, weil sonst die Netzhaut an einer Stelle abgestumpft werden müßte, welche gar keinen Reitz durch Farben erlitten hat. Die wahre Ursache, glaubt Hr. Gr. Sch. liege in der unaufhörbaren Schwankung (Oscillation) der Sehaxe beym Anblick einer Fläche; denn wenn z. B. Weiß neben Roth liegt, so fällt das Licht eines jeden weißen Punctes auf eine Stelle der Netzhaut, welche zuvor vom Lichte eines rothen Punktes getroffen worden, und deßhalb nur für Grün empfänglich ist. Die Aneinanderreihung aller subjectiv grünen Punkte liefert alsdann das Bild einer grünen Fläche.

Am Ende glaubt Hr. Gr. Sch. duß die von Einigen aufgestellte B-hauptung, diese subjectiven Farben seyen keineswegs einer Abstumpfung der Netzhaut, sondern einem ihr inwohnenden Triebe zur Hervorbringung der Contraste zuzuschreiben, nicht wohl angenommen werden könne, und die Theorie der Abstumpfung erkläre alle Erscheinungen vollständig.

D. Wärme.

Die Leser werden sich erinnern, daß die Hrn. De la Rive und Marcet bey ihrer gemeinschaftlichen Arbeit über die specifische Wärme des Diamants ein anderes Resultat (0,1192) als später Hr. Regnault (0,14687) erhalten haben. Die Ursache dieser Verschiedenheit lag wahrscheinlich darin, daß dieser ganze Diamanten, jene aber äußerst zartes Diamantenpulver angewendet haben. Ungeachtet dieser Verschiedenheit zeigen übereinstimmend beyde Untersuchungen, daß die specifische Wärme des Diamants etwa um dir Hälfte geringer ist, als die der gepulverten Kohle.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. December.

Nro. 257. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Strassburgische Chronik von Fritsche Closener.

(Fortsetzung.)

Der selige Docen nannte im Neuen Literärischen Anzeiger von 1806 (S. 289 — 295 und 1807 S. 659) jenen Münchener Codex von dieser „ältesten deutschen Chronik“ die einzige Handschrift, und dieses wurde noch im 5. Bande des Frankfurter Archives der Gesellschaft für deutsche Geschichtsquellen (S. 651) von Dr. Böhmer wiederholt. Indeß hat der Unterzeichnete bereits in einer früheren Beschreibung der fraglichen Chronik (in Spangenbergs Neuem Vaterländischen Archive: Lüneburg 1825. Heft II, S. 233 — 248 und S. 383) eine ziemliche Anzahl anderer Handschriften nachgewiesen, zu denen später noch mehrere hinzugekommen sind.

Dort und seitdem ist die fragliche Chronik die „Repgauische“ genannt worden, weil in einer gereimten Vorrede vor mehreren Handschriften derselben, wie beym Sachsenspiegel, Ecko von Repgau genannt wird und das Werk sonst nicht gut eine andere besondere Kennzeichnung erlaubt, *) wenn auch vielleicht jene bezüglichen Worte „lugene sol uns wesen leit. Daz ist des von Repgouwe rât“ nur einen Bezug auf die Vorrede zum Sachsenspiegel enthalten sollten. **) Doch bleibt immer bezeichnend, daß durch des von Repgau Nennung für unsere Chronik gerade eine solche Stellung zum Sachsenspiegel herauszutreten scheint, wie wir vor dem Schwabenspiegel meist einer prosaischen Auflösung der Kaiserchronik begegnen.

Mir sind jetzt folgende Handschriften der fraglichen ältesten deutschen Chronik bekannt:

I.

a) Cod. Argentor. membr. fol. (ohne Bezeichnung), näher geschildert im Frankfurter Archiv III, 239; vom 14. Jahrhundert, enthaltend ein eigenthümliches Durchmischen der gereimten

*) Im genannten Archiv III, 239 ꝛc. wird jedoch unsere Chronik auch die Repgauische genannt. Auch besitzen wir bekanntlich bey Menken (Script. rer. german. III. 350 — 359) eine kurze sogenannte Repgauische Chronik. Auf unsere größere Chronik und deren gereimte Vorrede scheinen sich die Worte im Deutschen Poeten von Kurandom (d. i. M. Balthasar Kindermann, Conrector zu Brandenburg) Wittenberg 1664. 8. zu beziehen (S. 45): „Es wird auch unter die Zahl dieser Meister Sänger gerechnet Ecke von Repkorn, der den Richtspiegel in eine Ordnung gebracht und Glossen darüber geschrieben, und eine Sächsische Chronika gesangsweise, vom Anfange der Welt bis auf seine Zeit, gemacht hat.“

**) Sie selbst heißt in der Berl. Handschr. „der Koninge buch; aber so nennt sich auch die sogenannte Kaiserchronik (der kunige buoch). Wolfb. A. beginnt mit der Ueberschrift: Hie hebt sich an die zal der romischen kuninge. Die Bremer Handschrift wurde 1323 bezeichnet (Bl. 1.) als De romische cronike.

Kaiserchronik (diese oberdeutsch) und unsrer repgauischen Chronik (diese aus niederdeutscher Vorlage, woher der Schreiber schon damals mir und mich lustig verwechselt).

b) Cod. Guelfb. Ms. Aug. 4. mhr. N. 23, 8. 14. Jahrh. (A).

c) Cod. Berol. membr. 4., 14. Jahrh. (als N. in Grote's Tristan S. LXVIII. bezeichnet und näher beschrieben).

d) Cod. Brem. mbr. 14. Jahrh. (näher beschrieben im Frankfurter Archiv VI, 377 — 382) von Johann von dem Berghe gesendet dem Grafen Gerhard von Holstein, welcher 1281 starb.

e) Cod. Monac. germ. N. 55. mbr. 4. (von Docen schon beschrieben im Neuen Literarischen Anzeiger 1806. S. 289 — 295 und 1807 S. 659).

f) Cod. Gothan. membr. N. 90. 15. Jahrh. Anf. (Pertz's Archiv VI, 384), aus welchem Eccard einen Theil der Chronik als Chronicon Luneburgense in seinem Corp. Hist. med. aevi (Leipzig 1723) S. 1315 — 1412 (und Vorrede XIV) abdruckte.

II.

g) Cod. Guelfb. Ms. Aug. fol. chart. N. 83, 12; 15. Jahrh. (B).

h) Cod. Guelfb. Ms. Aug. fol. chart. N. 44, 19; 15. Jahrh. (C).

i) Cod. Palat. N. 525. chart. 4. 15. Jahrhundert.

k) Cod. Monac. germ. 425. chart. Bl. 1^a — 13^b (darnach die Chronik des Andreas Ratisbon. durch Leonhart hefft von Eygstet zusammengetragen).

l) Cod. Vindobon. 2917 (histor. prof. n. DLXXXIX.) vom 15. Jahrhundert (Frkf. Archiv III. 239 — 245; Graff Diutiska III, 343), nach Bl. 84^b geschrieben im Jahre 1467.

m) Cod. Hamburg. Histor. univers. fol. N. 10^b. 15. Jahrh. doch nur bis 1218 (1229) gehend. (Pertz Archiv VI.)

n) Endlich der Abdruck bey Leibnitz (in seinen Scriptor. rer. brunsvic. III, 277 — 423) als Chronicon Bothonis aus einem hannoverischen Codex abgedruckt, welchen 1537 Johannes Kerkener kaufte und nach seinem Tode nach Wernigerode in die Bibliothek bestimmte, welche Konrad Bothe Bürger in Braunschweig und der Bürger de Bothe in Wernigerode selbst stifteten.

Leibnitz hielt diesen Conradus Botho, civis Brunsvicensis aus Wernigerode *) für den Autor. **) Er ist wie wir aber sehen, nur der Besitzer der Handschrift geworden.

Die Straßburger, Gothaer, Wolfenbüttler C, Bremer Handschrift ꝛc. sind niederdeutsch geschrieben, die Berliner niederrheinisch; die Münchner Handschrift ist rein oberdeutscher Mundart. Aus einer niederdeutschen Handschrift wurde diese Fassung der Chronik, welche im Eingange viel wegläßt um schnell zu den Sachsen zu gelangen, bereits 1489 bey Peter Schöffer in Mainz als „Chronekke der Saffen" gedruckt, welche Joh. Pomarius 1588 in Magdeburg, 1589 in Wittenberg ***) als Chronica der Sachsen vnd Niedersachsen wiederholte und Scheller 1828 nach der Halberstädter Handschrift wieder abdrucken ließ.

*) Im Cod. monac. mbr. fol. N. 50. (vom 12. Jahrhundert) stehen hinten Omeliae Botonis monachi (in Preflingen). Boto, niedd. Bodo, (jetzt Bode, Bothe) ist der Bote (nuncius).

**) Als solche läuft das Werk natürlich fortan immer um, von Koch's Compendium (I, 63) und Panzers Annalen (S. 196) an. Erst Scheller im Abdrucke der „Kronika van Sassen in Rimen" (bis 1279) Braunschweig 1826 aus Cod. Guelfb. Ms. Aug. fol. N. 81, 14. (s. Leibnitz Ser. brunsv. III. und Nachdruck Frankf. 1566) erkennt S. XII — XIII. richtig, daß Botho nicht Verfasser der Repgauischen Chronik sey.

***) Verschieden davon ist das Sachsen Chronicon durch Matheum Dreßer. Wittenberg 1596 (doch benutzte er unsere Chronik) und die Sächsische Chronik. Frankfurt bey Feyrabend 1585.

Die Chronik war demnach, wie auch die Papierhandschriften (Wien, Heidelberg, München, Wolfenb. B. und C. ꝛc.) beweisen, im fünfzehnten Jahrhundert noch beliebt; dem vierzehnten fallen die Berliner, Münchener, Straßburger, Bremer, Gothaer, Wolfenbüttler A. Handschrift anheim. Selbst die Wiener Papierhandschrift (1467 abgeschrieben) geht nur bis 1395; die Münchener bis 1314, die Straßburger bis 1312; aber die Bremer führt sogar nur bis 1260, die Wolfenbüttler nur bis 1236 (1210) und die Berliner nur bis 1230; wobey (1229) auch sogar die Hamburger Papierhandschrift stehen bleibt. Diese verweisen die Chronik demgemäß ins dreyzehnte Jahrhundert; und wie wir dieselbe in der Münchener Papierhandschrift N. 425 vor der Chronik des Andreas Mang von Regensburg benutzt finden, so hat dieselbe im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts bereits Heinrich von München in seiner gereimten Weltchronik (worin er Enenkel's Reimchronik, das große gereimte Passionale und andere Vordermänner verarbeitete und verwässerte) umreimend benutzt, eben so aber schon im dreyzehnten Jahrhundert der Dichter des Lohengrin, dessen Schlußabschnitte über die deutschen Kaiser von Heinrich dem Vogler an gänzlich wörtlich aus unserer Repgauischen Chronik entnommen sind, welche, wenn wir die Beziehung ihrer gereimten Vorrede *) auf Ecko von Repgau auch hiefür geltend machen wollten, dadurch sogar in die erste Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts hinaufgerückt werden dürfte.

Nach diesen Nachweisungen über die handschriftliche Verbreitung so wie über das Alter unsrer fraglichen Chronik bleibt uns die Pflicht, die Benützung derselben durch Closener näher nachzuweisen. Eine solche kann nach dem oben angegebenen Inhalte und Gange seines Textes natürlich erst da eintreten, wo er selbst ausführlicher wird, von den Hohenstaufen an. Hier nun ist gleich für die ganze Art und Weise, wie Closener überhaupt, ziemlich abgerissen, zufällig und bunt, sammelte und an einander reihte, sehr bezeichnend, daß während und weil er Konrad III., Friedrich I., Heinrich VI., Friedrich II., Wilhelm von Holland, Richard von Kornwallis und Konradin (S. 22 — 26) nicht aus unserer Repgauischen Chronik entnahm, er diese Abschnitte von Kaiser Philipp, den er vorn ganz ausließ, *) an bis auf Conradin (inclus.) S. 117 — 127 ganz wörtlich ohne Auslaß**) einer oberdeutschen Handschrift derselben Repgauischen Chronik nachholt, welche unserer Münchener Handschrift (so wie dem Texte der übrigen, auch der niederdeutschen) fast durchweg entspricht.

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese befindet sich in der Berliner, Bremer, Wolfenbüttler C. (also niederdeutschen) Handschriften.

*) Im Nachtrage S. 119 sagt er selbst deßhalb von ihm: „Disen kunig schrîbent etlîche nüt in die ordenunge der andern keisere oder rômescher kunige, dar umbe daz er zu Rôme nüt gekrônet wart.“

**) S. 118, Z. 11. ist daher auch keine Lücke, wie die Puncte andeuten zu sollen scheinen.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. E. Poggendorffs Annalen der Physik.

(Schluß.)

Die Untersuchungen des Herrn Regnault über verschiedene Arten der Kohle, hatten zugleich offenbar dargethan, daß bey der specifischen Wärme die physische Beschaffenheit eine eben so große Rolle spielt, als die chemische Natur derselben. Dasselbe zeigen nun auch die Untersuchungen der Hrn. D. l. R. und M., indem sie die specifische Wärme

der nicht gelöschten Papoelkohle	= 0,2964
der gelöschten . . .	= 0,2094
der Kohle von Terpentinöl .	= 0,1801
der Zuckerkohle . . .	= 0,1592

gefunden haben (125 — 130).

E. Meteorologie

1) Hr. Arago zeigte in der Akademie von Paris ein von dem verstorbenen Hrn. Savary angegebenes Hyt-

grometer, welches der Hauptsache nach aus einem spiralförmigen Metallthermometer bestand, und auf der durch Verdünstung einiger Tropfen Aether entstandenen Kälte bewirkten Niederschlagung der Dünste beruht. (S. 147. 148.)

2) Einem andern von H. G. A. Majochi (S. 148. 151) angegeben Hygrometer liegt die Idee zum Grunde, die Spannung zu bestimmen, welche dem in der Luft befindlichen Dampfe an seinem der jedesmaligen Temperatur entsprechenden Maximum fehlt, woraus sich, da dieses Maximum bekannt ist, durch bloße Subtraction die vorhandene Spannung und Menge des Dampfes herleiten läßt. Deßwegen nennt es der Erfinder auch Igrometro a tensione (Spannungshygrometer.)

Ohne entfernt eine Priorität geltend machen zu wollen, bemerkt Hr. Herausgeber in einem Zusatz, daß es vor länger als einem Jahrzehnt dieselbe Idee zu verwirklichen gesucht habe. Er konnte aber mit seinem Instrumente keine recht zuverläßigen Ergebnisse erhalten, und hat es deßwegen auch nie beschrieben.

3) Herr Marian Koller, Benedictiner von Kremsmünster und Director der Sternwarte daselbst, giebt (S. 595 — 600) den Gang der Lufwärme in Kremsmünster aus Beobachtungen, welche von 1833 bis 1836 täglich neunmal, und von 1837 — 1839 täglich achtmal aber zu andern Stunden am hunderttheiligen Thermometer angestellt worden sind. Die Resultate dieser sechsjährigen Beobachtungen gaben die mittlere Temperatur für

Januar — 3°,23, Februar — 1°,01, März + 2°,69, April + 6,18, May + 12,83, Juny 16,72, July + 18,01, August + 16,69, September + 13,55, October + 8,29, November + 2,39, December + 0,26.

Die mittlere Temperatur des ganzen Jahres war = 7°,815 C., aber zwanzigjährige Beobachtungen von 1820 — 1839 hatten sie = 7°,838 C. gegeben.

Außerdem beobachtete Hr. Koller auch die Temperatur dreyer in der Nachbarschaft 169, 192, und 199 Toisen über dem Meere liegender Quellen, und fand die mittlere Temperatur = 9°,211, 9,614, 9,663, im Mittel also = 9°,499, und daher um 1°,651 höher als die mittlere Luftwärme 7°,838 C.

4) Die Resultate vierjähriger Beobachtungen vom April 1838 bis October 1841 der Temperatur in Algier von Hrn. Aime geben als höchstes Mittel im July 24°,03, im August 24°,71, als niedrigstes Mittel im Januar 11°,65 und als Mitteltemperatur des Jahres 17°,84, während (nach Hrn. Mahlmann's Angaben) in dem $1\frac{1}{2}°$ nördlichern Palermo das höchste Mittel im

July 24°,3, im August 24°,6, das niedrigste im Januar 10°,8, im Februar 10°,7, und die Mitteltemperatur 17°,2 C. ist. (S. 448.)

5) Die Gestalt des Blitzes wird häufig sehr irrthümlich angegeben, und in vielen Fällen ist das, was man für elektrische Entladung nimmt, nichts anderes als der beleuchtete Rand der Wolken, hinter welchem die Entladung vor sich geht. Dieß ist der Fall oft, wenn man einen Blitz von einer Wolke zur andern übergehen zu sehen glaubt, wenn man gekrümmte Blitze beschreibt, wenn sich der Blitz in zwey Arme zu theilen scheint u. s. w. Die Wolken erscheinen uns nämlich oft als dichte Massen, und bestehen doch in der That aus vielen untergeordneten und wohl geformten Massen, die erst, wenn es hinter ihnen blitzt, ihre Gestalten und Linien wahrnehmen lassen. (Hr. Faraday S. 98 — 100.)

6) Hr. Prof. W. H. Miller in Cambridge theilt dem Hrn. Herausgeber die Vermuthung mit, daß der im Bd. XXIV. dieser Annalen aufgeführe Meteorsteinfall am 25. October 1770 zu Hesargand identisch sey mit dem in Gilberts Annalen Bd. L. S. 264 auf den 25. October 1740 aufgezeichneten. Zugleich giebt er Nachricht von einem wenig oder gar nicht bekannt gewordenen Meteorsteinfall, welcher sich am 15. Februar 1830 bey Lauton unweit Bicester in Befordshire ereignet hat. Der Stein wiegt 2 Pfund, und ist im Besitz des Dr. F. Lee zu Colworth-House Bedfordshire. (S. 291.)

7) Ein angeblicher Meteorsteinfall am 10. August 1841 bey Iwan im Oedenburger Comitate Ungarns hat sich bey näherer Untersuchung durch Hrn. Adjuncten am k. k. Mineralien-Kabinete zu Wien, Karl Rumler und Hrn. C. G. Ehrenberg als eine Masse erwiesen, welche in Körnerform schon lange vorher in der Erde enthalten waren. (S. 160. 279. 283. 284.)

8) Hr. A. Perry in Dijon hat der Pariser Akademie eine sehr detaillirte Abhandlung über die vom IV. bis XVIII. Jahrhundert von den Historikern erwähnten Erdbeben übergeben, woraus hervorgeht, daß im Ganzen 987 sich ereignet haben, wovon auf das XVI. Jahrhundert 109, auf das XVII. 176, auf das XVIII. 306 fallen. In Rücksicht auf die Jahreszeiten kommen auf den Winter 212, auf den Frühling 172, auf den Sommer 148, auf den Herbst 206. (S. 304.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. December.

Nro. 258. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Strassburgische Chronik von Fritsche Closener.

(Fortsetzung.)

Wo er die Repgauische Chronik, wie wir sogleich weiter sehen werden, vorn in seinem Texte einflicht oder benützt, läßt er die genaue Zählung der deutschen oder römischen Kaiser von Augustus an, wie sie jene, die überhaupt als ein merkwürdiges Bemühen um historische Gewißheit uns entgegentritt, regelmäßig durchführt, fort; in jenem Nachtrage aber begegnet ihm S. 120 auch diese treue Abschrift, er sagt bey „Friderîch, des keiser Fridrîches sunes sun“ — und was keiser Heinrîches sun, kam an daz rîche, uñ was deran xxxiij jôr; der was der fünfe und niüntzigeste von Augusto.“ Dieses ist nämlich die durchgehende genaue Bezeichnungsweise der Repgauischen Chronik.

Aber weiter! Wir sagten oben, daß Closener seinen Rudolf von Habsburg, den er am Ausführlichsten behandelt (S. 26 — 42), im Wesentlichen gleichfalls nicht aus unserer Chronik entnahm; wohl aber den Schluß dieser seiner Erzählung, worin er den Grund angiebt, warum Rudolf nie nach Rom kam. (Wir werden diese Stelle nebst einigen andern zum Vergleiche mit Closeners Texte weiter unten aus der Münchener Handschrift mittheilen. S. 42, nach Zeile 8 und 23 ließ Closener Einiges aus).

Vom folgenden Adolf von Nassau sind Z. 1 und 2, hienach S. 46, Z. 6 — 21 (Schlacht bey Gelnheim) und wieder S. 47, Z. 22 — 27 (die von Schott S. XIV der Vorrede aus der Münchener Handschrift bereits mitgetheilte Schilderung von Adolf's Persönlichkeit) ganz wörtlich aus der Repgauischen Chronik entnommen. Letztgenannte Stelle aus dem Anfange ihres Abschnittes über Adolf; das bey Closener S. 47, Z. 27 darauf bis S. 48, Z. 4 folgende bildet den wörtlichen Schluß jenes Abschnittes in der Repgauischen Chronik.

Vom nachfolgenden Kaiser Albrecht sind S. 48, Z. 1 — 9 und S. 49, Z. 15 — 50, 9 wieder wörtlich aus Repgaus Chronik. *) Der nachfolgende Kaiser Heinrich von Lützelnburg S. 50 — 53 ist gänzlich aus derselben, eben so der Anfang von Kaiser Ludwig dem Bayer (S. 53, Z. 7 — 18, wonach die Münchener Handschrift, wie wir oben schon bemerkten, gleich der Straßburger, die 1312 schließt, bald abbricht).

3.

Es bleibt uns hienach übrig, einige Stellen zum Vergleiche zu bieten. Wir wählen dazu, wie gesagt: 1) Rudolfs von Habsburg Ausspruch über Italien:

*) Die unklare unterste Zeile S. 49 (do er einig mit im was ..... koment fehlt in der Münchener Handschrift; wart Z. 9. S. 50 ist richtig vermuthet.

Cod. Mon. 55, Bl. 696 b.

Alſo geſigt der chünich den pehaimen an vñ do von wart er alſo wert. daz in die h'ren offte an muoten daz er ze Rom füre vnd kayſer wurde. Der kunich waz eiu weis chündich man. er antwurt den h'ren der rede. alſo mit dem peiſpel. Ez wurden vil tier geladen fur einen perch. nu chom der fuchs auch dar. diu tier giengen elliu in den perch. der fuchs belaib alain hie auzzen ſtan. vnd warte wence diu tier her wider giengen der chom dehainz her wider auz. do wolt der fuchs in den perch niht. Mit dem peiſpel gab der chunich den herren ze versten daz vor im manich chünich uber daz gepirg in waelſchev lant fur: die alle dor inne beliben dor vmb wolt er ze waeliſchen landen noch ze Rom niht.

Do wart pei der zit Akers verlorn do er niht fur. vñ dor zv waz dez heiligen landes in d' chriſten gewalt waz. alſo belaib er ze dautſchen landen. daz waz dem lande gut. wan er als gut geriht vñ fride dor inne ſchuf. daz manigen enden in dem lande dic chauflaeut ir laſtcharren vñ ir waegen liezzen ſten wo si benahten. dor an getorſt ſi niemant beschedigen.

Closener S. 41 — 42.

Wie frumme diſer kunig was, ſo kam er doch nie gen Rome, daz er were gekront zu keiſer. Do fragetent in die herren dicke, war umbe er daz lieſze:

Des antwurtet er mit eime biſpel uñ ſprach: es wurdent vil tierlin geladen für einen berg, uñ kam der fuhs ouch dar; die tiere giengen alle in den berg, wan der fuhs der bleib allein husze ſtonde, uñ wartete, wanne die tiere herwieder us giengent; do kam ir keins herwider us, do von wolte der fuhs in den berg nit. Domit gab der kunig den herren zu verſtonde, daz for im manig kunig uber daz gebirge in welſche lant were kumen, die alle dinne blibent. Darumbe wölt er zu welſchen landen noch zu Rome nüt.

Do von bi ſiner zite wart verlorn Ackers, uñ waz des heiligen landes was in der kriſten gewalt. Alſe bleib er in tutſchen landen, daz was dem lande gut, wand er alſe gut gerihte darinne ſchuf, daz an manigen enden in dem lande die kouflute ire karrich uñ ire wegene lieſzent ſtan, wo ſu benahtent; daran getorſte ſú nieman geſchedigen.

In einer andern Stelle unter Rudolf verwebt Cloſener die Worte ſeiner Repgauiſchen Handſchrift eigenthümlich unter die von ihm anderswoher noch genauer entnommene Schilderung der Vorgänge; wir ſetzen dieſe Stelle gleichfalls hier gegenüber, wobey wir bemerken, daß die Worte der Repgauiſchen Chronik in ihrer unzerrißenen Aufeinanderfolge zu denken ſind.

Closener S. 85.

Do noch in demſelben jore ſchihet der bobeſt Honorius ein legaten in tútſche lant, der was genannt Johanes, ein biſchof von Tuſchan; uñ geleitet in der biſchof von Baſel, der ein barfuſze was. Der beſcheis uñ vergiftet daz gantze rich in tútſchen landen mit sinre ſimonie. Zu dem erſten Mole lies er ſich nider

Cod. mon. fol.

Nach dem wort honorius der fumfte. vñ hiez iacob von Sabelle. der waz lam an allem ſinem leib. doch waz er auz rihtiger ſinne.

Der ſant einen cardinal ze dautſchen landen

Clofener S. 35.

zu Baſel in der ſtat, uñ ſchuf do, derumbe er geſant was; doch allez under kunig Rudolfes ſchirme. Do bleib er etwie lange, uñ samente einen micheln ſchatze, uñ fur do gen Stroſzeburg, do bleibe er iij tage an enander, uñ nam do gut von den burgern, uñ beſtete etlich friheit, die ſú hettend vormals uñ gab inen ouch etelich friheit von núwen uf. Daz widerrufte er do noch, one redeliche ſache, wande ime villichte nút alſe vil gütes was worden als er wolte. Dannan fur er gen Spire, do noch gen Wormesze, allez mit kunig Rudolfes helfe, uñ do er etwie lange do was geweſen, do leit er uñ gebot ein concilium, daz iſt ein geſpreche, gen Wirtzeburg uf einen benemeten dag. Zu dem concilio koment ertzebiſchove uñ biſchove, ebbete uñ prelaten, uñ ouch vil leien mit kunig Rudolf, der ouch do was, uñ wondent vil wiſer lere do von im enpfohen. Do hette er alle ſine meinunge gerihtet uf die guldin uñ ſilberin müntze: die hetter für ſin ougen geſetzet, uñ hette ouch alle ſin zuverſiht daran geleit, wand er verkoufte uñ vergrempete Gots goben offenlichen do unde do er des concilies geſetzede vor alle menegelichen hette verkundet, do vordert er daz vierde teil aller der nütze, die die prelaten in den nehſten iiij joren nieſzen ſoltent. Do was der biſchof von Kolle, der appellierte mit allen den, die im zugehellen woltent, von dem legaten uñ ſinen geſetzeten an den ſtule zu Rome. Do noch ſtund uf biſchof Kunrad von Tullienſt oder Tole, der was genant der biderbe, von barfuſzen orden. uñ was bürtig von Türingen. Der ſeite des legaten bosheit vor allen den, die do worent, uñ ſtunt uf den touſſtein, uñ appellierte wider in uñ alle ſin getot an den ſtule zu Rome. Do wart ein murmeln uñ ein runen uber den legaten, uñ griszgrametent alle uber in, uũ woltent alle wider in ſin: do nam in der kunig uñ fuert in, do er ſicher was. Do er geſach die unſtumekeit dutſches volkes, do wünſchet er daz er zu Rome were; do half im der kunig, daz er gen Wormesze kam, un dannan gen

Cod. mon. fol.

ze wirtzburch. der gebot ein cõcilium dar chom

chunich Rudolf vñ vil furſten.

do vodert der cardinal den vierden tail aller der nützz, den die prelaten in den naehſten vier jaren niezzen ſolten. Dez erſchrachen die erzbiſchöf vñ piſchof vaſt. und getorften do wider niht gereden).

wan ainer de war piſchof ze Culients.
der was ein barfouzz geweſen vñ war burtich von tüingen der

ſtunt getürſtichlichen uf den heiligen taufſtain vñ appelliert für ſi alle.

Clofener S. 35.

Metze, uñ bleib do etwie lange. Darnoch, mit des hertzogen helfe von Lutringen, kam er in Luthringen zu der núwen ſtat; dannan ſtal er ſich heimelich, uñ fur wider heim, uñ lut do den biſchof von Toll fur den bobeſt. Der kam dar uñ verantwurte ſich getorſteclich vor dem bobeſt, uñ ſatte ſich wider den legaten zu kriegende. Do der legate geſach des biſchofes geturſtekeit, uñ unlange mit im gekrieget hette, do lies er die ſache ligen vor ſchame, uñ geſweig ir mit groſzen ſchanden. An den bischof von Kolle hette er kein vorderunge, wand er wüſte wol, daz er anders hette geworben, dan im der bobeſt bevolhen hette. Sus wart der ſeckelſnider geleſtert vor den cardinalen uñ vor dem bobeſt, uñ wart dem biſchof urloup geben, wider heim ze varende, mit groſzen eren. Etliche ſprechent: dem biſchof würde daz biſtum genomen, uñ wart wider in barfuſzen orden geſtoſzen.

* * *

4.

Verweilt hier Cloſener mit ſichtbarem Behagen bey der Erzählung, ſo enthält auch ſonſt die Repgauiſche Chronik der betreffenden Bemerkungen und Geſinnungsäußerungen ſo viele und eigenthümliche, daß ſchon deßhalb ſowie als älteſte deutſche Proſachronik ohne alle Frage der nach den vielen glücklich erreichbaren Handſchriften bereinigte Text (vielleicht des Gegenſatzes willen in niederdeutſchem Gewande) den Abdruck durch den literariſchen Verein von Stuttgart nicht minder als Cloſener verdienen dürfte.

Keiner wird die folgende Stelle nicht edel, großartig, eben ſo beredt und gelungen nennen: Von unſers herren geburt biz an die zît Conſtantîns wâren driu hundert vnde XI jâr: Daz was diu reine kintheit der heiligen kriſtenheit. wie ſi dar inne lebten, daz wellen wir kurzlichen ſagen und wellen ſin beginnen von unſerm herren Jeſu Criſto.

Cod. man. fol.

do von wart er mit ſchanden von dem piſtum verworfē vnd wider in parfüzzen orden geſtozzen.

* * *

Dô unſer herre Jeſus Criſt von menſchen bilde wolte born werden, dô brâhte er die minne, diu er ſelbe iſt, in die werlt. er wolte uns arme liute teilhafte machen des êwigen rîches. Wie wir daz gewinnen ſuln, daz hât er uns gelêret mit den worten, diu er ſprach: lernet von mir, wan ich bin ſanft und diemuetiges herzen. Wie ſenfte er ware, daz müigen wir merken, daz der himeliſche küinic wol in dirre werlte dem irdiſchen keiſer zins geben und ſinen junger Petrum geben hiez.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. December.

Nro. 259. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Strassburgische Chronik von Fritsche Closener.

(Schluß.)

Daz wir criften in dirre werlte niht gewiffers haben fullen denne den tôt und daz wir nâch werltlîchen êren niht ftreben fullen, daz bewîfet er dâ mite. Er warnet ouch fîn kriftenheit, waz noete fi lîden folle; als fi habent geliten driu hundert jâr von fîner gebürte unz an Constantînus zît. Er fprach alfô „ir werdet in hazze allen liuten umbe mînen namen; und an einer andern ftat fpricht er ouch, daz ein jegelîcher der iuch flehet, wânet gote dienft erbieten; und fpricht ouch mêr: niht fol wundern iuch, ob iuch diu werlt hazzet; wizzet daz fi mich ê gehazzet hât. Ze difen worten gap er in deheinen trôft in dirre werlte wan ein wênic urloubes: fô fi iuch jagen ûz einer ftat, fo vliehet in ein andere. Nu füle wir merken an dem himelifchen künege, an der engel herren und fchepfaere alles dinges, der erloupte finen rittern die vluht und was felbe gedultic unz in den tôt. Sus getân was fîn trôft ze dirre werlte; ze jener werlte al anders, dô er fprach: ir werdent faelec, fô iuch hazzent die liute und iuch fcheident und veritewîzent und iuren namen verwerfent als daz übel umbe den fun der meide. Vreuwet iuch unde erhoehet iuch ir gerehten, wan fehet iuwer lôn ift michel in dem himel.

In dem trôfte wâren die zwelfboten und die fich ze gote kêrten von ir prêdige und von den zeichen der zwelfboten; der was mêre danne V. tûfent, die alle ein herze und eine fêle hieten in der minne Jefu Crifti. Allez, daz fi heten, daz was gemein: under in was niemen arme; wan wie wênic fi haeten, des genuogte fi. Sehet, ir füeze gemeinfchaft zebrach Ananias und fîn wîp Saphyra mit ir eigenguote, daz fi verftâlen, dô fi ez an die gemeinfchaft gâben. daz wart in ze leide: fi fturben gâhes tôdes vor fant Peters viiezen, als man lift an der zwelfboten buoche. Sider wurden die zwelfboten von den Juden mit befemen geflagen und übel gehandelt. des wâren fi vil vrô und vreuten fich daz fi durch unfers herren namen pîn folten lîden, als dâ ift gefchriben. Die zwelfboten giengen vrôlichen von fcheidunge des concilii, wan fi fint gehabt wirdic ze lîden laft er in dem namen Jefu Crifti. Si vuoren prêdigen und tâten zeichen vil; fi liten hunger und durft und grôze arbeit, wan fi den lîp ze jungeft dar zuo tâten. In den arbeiten volgeten in die guoten pfaffen, die guoten ritter, die guoten vrouwen und andere guoten liute genuoge, der gemüete was mit gote in dem himel und der lîp ûf der erde. Si enruochten ouch, waz gefchaehe dem lîbe: fi enheten ouch dehein eigen in der werlte. fi enwâren ouch deheinen tac ficher ir lîbes. Si getorften ûf der erden niht offenbaere gefîn: die bâbefte und die bifchove kruchen under der erden, als fi gotes dieneft folten begên. Daz mac man ze Rôme noch wol fehen an der marterer gefchrift, die under der erden fîn.

die liten grôze nôt: man vienc ſi, man hienc ſi, man briet ſi, man ſôt ſi, man ſante ſi in daz ellende; ſi muoſen arbeiten, die arbeit ungewont wâren. Diz wâren die, die die werlt mit ir vrümekheit ûfhielten und der diu werlt niht wirdic was. Diz was der edel wîngarte, den unſer herre Jeſus Criſt ſelbe gewidemet hete mit ſînem bluote unde gedunget mit ſîner ſüezen lêre. Dar umbe habent gearbeit die zwelfboten und die heiligen martrer. Des wîngarten wuocher iſt wol gedigen an ſîner vrühte und arbeit, als noch die liute arbeitent, die in diſeme ellende nâch dem êwigen rîche arbeitende ſint. Diz ſint unſer veter, die den êwigen ſteic hin ze dem himel gevarn ſint; diz ſint die, dev lêre iſt über al die werlt komen; diz ſint die, der jârzît man êret mit lobe und geſanc über al die criſtenheit. Ez ſint in ir namen ouch gewîhet diu grôzen munſter und die ſchoenen kirchen. Wir geiſtlîche liute, diz geiſtlîche leben ſolte wir haben under ir namen.

Diu grôzen dörfer, vil hôhe bürge und lant und vil eigener liute von ir namen wir haben; dar zuo rîchen viſch, met und wîn und maneger hande riht. Wir haben ouch der ſchoenen kleider vil und stolzer kleider genuoc. Dar nâch wellen wir haben werltlîchen ruom und der valſchen loeter lop. Wir ſchinden und ſchreien witiben und weiſen, daz wir den herren und rihtaeren müegen geben. Wir haben in ouch unſchuldiclîche daz ir abe genomen dicke und abe geſaget: Diz iſt alſô getân: wir müezen vor der heilegen kirchen ſtân, ez werde danne widertân. Ich gedinge hin ze Criſte, der ungetouften marteraere niht vergezzen ſî, wan ſi ſint getoufet in ir eigen bluote. Die marteraere habent mêr verdienet mit ir grôzen gedult, den wir mit grôzem gedult. Si habent ouch in den drîn hundert jâren die zwelfboten von marteraeren und von bihtigaeren ein ſô getâne gruntveſte gewunnen und gebûwen ûf den vels Jeſu Criſti, daz diu kirche niht gevallen mac. Dô Conſtantîn kriſten wart, diu heilege kirche gewan grôze ſicherheit und grôzen vride; dô wart ouch als man liſet an der ſchuole hiſtorie: diu grôze ſicherheit macht die grôzen verlâzenheit. Die wiſen pfaffen bediuten ſî lêre durch ir hôhen muot: ſi machent maneger leie vorhte und daz ſi ſelbe ê tâten mit vorhte, daz tâten ſi ſider offenbâre. Ez weſte ouch niemen, wie er gelouben ſolte von den ungerehten lêraeren. In den ſelben zîten wâren ouch biſchove und pfaffen, die mit grôzer gedulte wâren wider die irraere unz an ir tôt und an die minne Jeſu Criſti. Diu nôt wart dô als grôz in der criſtenheit und under den Juden, als ſi ſider was under den heiden in dem unvride. Si was ouch mit ungelîcher wirdekheit ze unſerm herren Jeſu Criſto, der muoz uns durch ſînen heilegen tôt helfen ze dem rîche, daz er uns gewunnen hât mit ſîner gotelîchen gedulte. Amen.

Die Geſchichte der deutſchen Kaiſer im zwölften bis vierzehnten Jahrhunderte kann aus ſolchen zeitnahen Schilderungen in deutſcher Rede nur lebendige Veranſchaulichung gewinnen: die Zeit ſpricht in trauter Mutterſprache ſelber und gewiß iſt lehrreich, wo möglich das den Ereigniſſen unmittelbar oder doch nahe folgende Urtheil zu vernehmen. Die Kaiſerchronik des zwölften Jahrhunderts weiß von Kaiſer Heinrichs IV. Aufenthalte zu Kanoſſa gar nichts, ſondern läßt ihn drey Tage wie verloren ſeyn und auf das Gerücht hin hätten die Fürſten den Sohn zu Bonn erwählet. Die Zeit ſchien das Unerhörte nicht glauben zu können.

Mit der vürſten willen
Ein hervart vuor er (H. IV.) ze Pulle (Apulien).
dâ was er manigen tac.
eines ſites er dô phlac,
daz er gerne aleine
reit ſin birſeweide.
eines morgenes vruo
ſinen vianden quam er zuo:
dâ was er mit ſorgen
uuz an den vierden morgen.
die vürſten begunden in alle klagen:
ſi wânden in verlorn hân.

Daz maere in diutiſc lant kom
daz der keiſer waere verlorn.
die viurſten ſamenten ſich ze Bunne:
Heinrîchen den jungen
den lobeten ſi gemeinlîche:
ſi bevulhen im daz rîche,
daz es des gerihtes phlaege,
nu ſîn vater verlorn waere.
Dar nâch in lützeln ſtunden
der alte künec wart vunden.
er reit ze Rôme in dic ſtat
ze keiſere er gewîhet wart.
dô kârte er in diutiſc lant widere
und er quam in daz gebirge.
dâ hôrte er waerliche ſagen,
man ſolde in erſlahen.
mit micheln liſten er entran
mit vil unmanegen man.
Ze Regensburc der houbetſtat
ein grimmeger hof geſprochen wart.
dar quam der alte:
dem hulfen dô gemeine
Sahſen unde Bêheime
und andere, die im willic wâren.
Beiere unde Swâbe
die hulfen dem jungen
und alle, die in lobeten ze Bunne u. ſ. w.

Die Repgauiſche Chronik dagegen ſagt hiſtoriſch nackt „Dar nâch vuor der künic Heinrich ze Rôme und ſuochte des bâbeſtes genâde. daz was ſinen vienden leit En vant den bâbeſt ûf einem Caſtel: der künic ſtuont vor der porten drî tage wüllîn unde barvuoz, biz in der bâbeſt enphienc und in ûz dem banne lie. Er lobte ouch ſines lebens bezzerunc. Beyde Chroniken gehen übrigens von Geiſtlichen aus.

Die im 13. Jhd. vorgenommene Verjüngung und Fortſetzung der geannten Kaiſerchronik, die bis zu Friedrichs II. Tode (1250) reicht, ſchließt über ihn mit den Worten:

Die pfaffen wurden im gehaz.
ſine weſten ſelbe umbe waz,
wande er was ein vrum man.
dâ von er den haz gewan.
vil manegem hiute daz geſchiht,
den man in grôzen êren ſiht:
haz man demſelben treit.
ſîn êre iſt vil manegem leit.
der ſîn ſchaden nie gewan,
wie vil wol der hazzen kan.
Dem maere wil ich ende geben.
der keiſer niht mê ſolde leben.
daz rîche hete er viurwâr
aht unde vierzec jâr.
In Pulle verſchiet keiſer Friderîch.
Wê wenne wirt uns ſîn gelîch!

Unſere Repgauiſche Chronik (und aus ihr Closener S. 121 — 122) zählt die Vorwürfe auf, welche der Papſt dem Kaiſer machte, ehe und als er ihn bannte (auch daz er haete geret daz drî herren haeten al die werlt verirret — Moyſes die Juden, Jeſus die kriſten, Machmet die heiden). Die Münchener Handſchrift, welche unter Ludwig dem Bayer geſchrieben wurde, hat dieſe ganze Seite (66 b) durchgeſtrichen, wie der ſelige Docen (im N. liter. Anzeiger 1806, Nr. 19. Sp. 295) ſagt, „vermuthlich um dadurch anzuzeigen, daß ſie falſche Anſchuldigungen geweſen.“ Der Ebengenannte hat dort auch die Stellen der Münchener Handſchrift hervorgehoben, welche vom Wachsthum der Kirche unter Conſtantin dem Großen (der dem ſtuole ze Rôme ze einem grôzen valle wart), vom Tempelherrnorden, von den 11000 Jungfrauen (ob daz alſô ſî, daz lâze wir hinze gote) u.ſ.w. handeln. Es wäre wichtig, alle Handſchriften der Chronik in ſolchen Stellen zu vergleichen, um zu ſehen, ob der Fortſetzer der Münchener oder bayeriſchen Handſchrift ſolche derbe Stellen erſt unter Kaiſer Ludewig dem Bayern einfügte, was aber im Vergleich mit ähnlichen Stellen nicht wahrſcheinlich iſt.

Die Repgauiſche Chronik beruft ſich oder verweiſt mehrfach auf verſchiedene Quellen. So ſagt ſie vom römiſchen Reiche (wie ez herkomen ſi) Bl. 8 b. Swer viirbaz wizzen wil, der les Cronicam oder Lucanum oder den guoten Oroſium, von den Königen Roms (8 b) der leben vindet man in Cronicis; bey Alexander (von dem ſie auch weiß, daß von ſime here kômen

die Sahſen und die Swâbe, wie Otfried, die Kaiſerchronik, das Annolied ꝛc.): Der diſiu maere elliu wolte wizzen, der leſe den grôzen Alexander oder daz buoch der Macchabai. Bey Julians Tode (27 b) heißt es: Alſô ſtarp der verdamte man, des vreuten ſich die criſten alle. Daz vint man allez volleclîch geſchriben an ſant Blaſien leben. Unter Juſtinus (31 a) ſagt ſie von Theodorich: In den zîten liez der künic Dieterîch Symmachum ze Rôme ze tôde ſlahen, dar zuo Patricium und den guoten meiſter Boetium. Er tôte ouch den bâbeſt Johannem hungers in dem karkaere. Dar nâch ſtarp der künic Dieterîch gaehes tôdes. Dauz was Dieterich von Bern, Dietmâres ſun, von des geſlehte die Amelunge kômen. Swer nu welle wizzen von ſînem leben und von ſînem geſlehte und von ſînem urliuge, der leſe die hiſtori gottorum. Ez wirt noch von im manc gelogen maere geſeit. Er hiez ouch von Berne, wande er aller êreſt Berne gewan und dar ûz betwanc diu lant. ê wâren die gutten unſtaete von lande ze lande, wan ſi ſider Burgunde gewunnen, dâ ſi noch hiute tages ûf ſizzent (daher es 21 a auch heißt von Aurelianus: er überwant ouch die gutten, die nû ſint Burgundaere, mit grôzen êren). Von den Hunnen heißt es (28 b): Die Heunen, die dâ wânten daz niemen in der werlt mêr waere wan ſi, die volgten dem ſteige nâch, den diu hinde geloufen het über daz mos [ſ. Jornandes de reb. Getarum] und kômen in daz lant der Guten, die vor allez lant betwungen heten. Si betwungen ze jungeſt den keiſer von Rôme bî künec Etzels zîten. Dîz vint man allez ganzlîch geſchriben an der Heunen hiſtorie.“ Bey Gottfried von Bouillon (54 a) heißt es: Diz geſchach bî dem herzogen Gotvriden ze Jeruſalêm. dâ welle wir ein wênic von ſagen. Wer ez viir baz wizzen wil, der leſe daz buoch von der hervart (van der ſelven herevard S. 1349 bey Eccard).

Von dieſem erſten Kreuzzuge ſagt ſie ferner (54 b): Urbanus der bâbeſt machte dô ein concili ze Spanigen. dô liez er prêdigen daz kriuze. daz was daz êrſte kriuzeprêdigen, daz ie geſchach. Dô vuor ein grôz her ze Jeruſalêm mit einem prieſter Gotſchalch geheizen: die verdurben alle. Man ſagt ouch, daz der ſelbe bruoder Gotſchalch ein valſcher bruoder waere. Ez volget ouch ein grôz her einem münech, der was geheizen Peter. die vuoren unbeſcheidenlîch und fluogen alle Juden in allen ſteten, ſwâ ſies vunden. Dô vuor ouch der herzoge Gotevrit von Lutringen und ſîn bruoder Baltwîn, der grâfe Ruodolf von Flandern und der grâve Reimbot von Sant Ylien und der grôz herre Bohemunt von Sicilien und ſîn neve Tanchret und ein biſchof von welîſchen landen. Diz her was grôz von wîben und von mannen: der man lie den pfluoc ſtên ûf dem velde, der hirte daz vich, doz wîp lief mit der wiegen, der münich ûz dem klôſter; die nunnen vuoren ouch dâ mite. Si vuoren tumblîche: ſi vuorten mit in ein gans und wânten daz der heilige geiſt mit der gense viiere, und wanten dez der künec Karl erſtanden waere und mit in viiere und ſi beleite. Si teilten ouch diu lant, ê ſi ſie gewunnen. umbe ſô getân miſſehellunge tet got ſinen flac: ez muoſe erlûteret werden die helwe von dem korne. Die Diutſchen dûhte diſiu vart ein ſpot: ſi wolten niht varn durch den werren, der zwiſchen dem bâbeſt und dem keiſer was. Sider vuoren ſi, als die andern tâten, und wâgeten ir lîp durch got.

Von Kaiſer Friedrich I. und Herzog Heinrich dem Löwen heißt es (61 a): Der herzoge Heinrîch von Brûnswîge vuorte ouch dem keiſer viinf tûſent ritter über daz gebirge. dô er wider varn ſolte, der keiſer bat in belîben: er enwolte. Dô vielim der keiſer ze viizen daz er belibe. des mohte niht geſîn. Dô ſprach der herzoge truchſaeze „herre, iu iſt diu krône komen ûf den vuoz: ſi ſol iu ûf daz houbet komen.“ Daz überwant herzog Heinrîch wider den keiſer nimmer mêre.

H. F. Maßmann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. December.

Nro. 260. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Des Schwaebischen Ritters Georg von Ehingen Reisen nach der Ritterschaft. Stuttgart, gedruckt auf Kosten des literarischen Vereins. 1842. 28 u. VII. Seiten gr. 8.

Es freut uns, so unmittelbar nach obiger Anzeige, die schon abgeschlossen war, diese zweyte Leistung oder Lieferung des erst besprochenen Literärischen Vereins zu Stuttgart anzeigen und anreihen zu können: ein kleineres Büchelchen, aber von höchst anziehendem Inhalte. Kein Roman, sondern wirkliche „Reisen nach der Ritterschaft;“ um so anziehender und lesenswerther, als sie der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts angehören, in welchem sich die mittelalterliche Welt löste und in die Neuzeit umzugestalten begann. Zugleich erhalten wir die Nachrichten von jenen Fahrten oder Reisen des frommen d. i. tapfern schwäbischen Ritters von seiner eigenen Hand, besser geschrieben als die des noch viel späteren Götz von Berlichingen, denen die ziemlich gleichzeitigen des freylich viel gebildeteren Thomas Platter von Basel in der Form bey weitem vorzuziehen sind.

Die vor uns liegenden Schilderungen von den Ritterzügen des Georg von Ehingen wurden im J. 1600 zu Augsburg auf 19 Bl. Fol. bereits einmal gedruckt unter dem Titel „Itinerarium d. i. Historische Beschreibung wayland Herrn Georgen von Ehingen raisenn nach der Ritterschaft ꝛc.“; allein dieser Druck ist theils wie S. VI. richtig gesagt wird, höchst ungenau und lückenhaft, theils hat er sich so selten gemacht, daß ein neuer Abdruck eines so anziehenden, für den Einblick in das Stilleben wie laute Treiben eines Jahrhunderts so lehrreichen Büchelchens keiner Rechtfertigung bedarf.

Dasselbe beginnt mit Nachrichten über seines Verfassers Geschlecht. Sein Großvater war Burkhart von Ehingen mit dem Zopfe (um 1388) welcher anfangs für, später da man ihm vil schuldig ward, gegen Graf Eberhart den Greiner focht. „Darumb man in nant mit dem zopff, hett die ursach: er dient ainem hertzogen von Oesterrich im Oesterland, der hett ain ritterliche gesellschafft; daz war ain zopff, hette uff ain zeit ain schöne fraw abgeschnitten und im den geben; also macht er der selbigen schönen frawen zuo eren ain ritterliche geselschafft darausz.“ Im Kampfe erschlagen, hinterließ derselbe zwey Söhne: Wolf von Ehingen, der 1425 zu Wien starb und im Stephansmünster daselbst „eerlich begraben lijt“ und Rudolf von Ehingen, Marschall Kaiser Sigismunds und der Grafen von Zill: der ist her Jörgen von Ehingen vatter gesin. Von dieser seiner Verwandtschaft aber sagt unser Georg

(S. 2): Item in der zyt und darnach feind 5 edelman mit iren ellichen hauszfrawen zuo Entringen uff dem fchlofz by ainander gefeffen. die haben früntlich und fridlich mit ainander gelept und hundert kinder geboren. Item, her Hans von Halffingen, ritter und fraw N. von Nipenburg, gebaren 20 kinder. Item Ruodolff von Ehingen und fraw Angnesz, truchfeffin von Haimertingen, gebaren 19 kinder. Item Merk von Halffingen und fraw Urfla von Buobenhofen, gebaren 19 kinder. Item N. von Hailffingen und fro Kabin, gebaren 21 kinder. — Item N. von Gültlingen und fraw N. gebaren 21 kinder. — Item her Jörg von Ehingen, ritter, hatt unter difen 100 kindern fie alle überlept und ift am letzten under in allen abgeftorben." (S. 3.)

„Item difer Ruodolff von Ehingen ift gewefen gar ain kriftenlich, redlich und hochverftendig man. Er ift och von der perfchon gantz wolgeftalt und lidmeffig gewefen. Er hat och vil kirchen helffen bauwen, die ftifftungen und guotatten der eltern, wa die abgên wöllten, geüffet und wider herneuwert. Er hatt vil arbait gehapt, wa fich die comunen, die prelaten, graffen oder edelleüt gezwaiet haten, zuo vertragen; ift och gantz fchidlich gewefen: wa er fich ainer handlung underftand, fo bruht ersz gemeinlich zuo friden. Ufz den dingen allen ift er by feinen ziten virnem geacht worden und von aller erbarkait lieb gehapt."

In feinen alten Tagen theilte er fein groß Gut unter feine vier Söhne und an fromme Stiftungen, und gieng felbft in ein Karthäuferkloſter: Item als er nun in das Kartüffer kloſter zum Gietelftain kumen was (hette vorhin fein wonung beftellt und vir fich und ain diener fin aigen gemechlin, ftüblin und kemelin), alfo verfercket (fertigte) er die fier fün ab und gab inen gar guote vernünfftige underwyfung, wie fie fich gegen gott dem allmechtigen und gegen der werlt in allem irm thon und lon (Thun und Laſſen) halten follten. Item alfo belibe er bifz in feinen dot by den feligen vettern. Er afz nimmer kain flaifch, und mit groffem flysz ernft und andacht fo gieng er tag und nacht zuo kirchen zuo allen zeiten, die dann gefungen und gelefen wurden; und wie wol er dafz klaid des ordens nit antruog, fo verglycht er fich dannocht in allen dingen aim geiftlichem Karteufer ꝛc. (S. 5).

Rührend iſt die Schilderung ſeiner letzten Stunde (1467), zu der er ſeinen Sohn Georg, den er under allen virbindig (ausbündig) lieb hette, beſchied, welche mit den Worten ſchließt: Und fieng alſo an zuo ſterben, zündet ufz wie ein liecht. Nun hette er alſo geordnet, do der dahin kumen war, daſz der antritt oder ſchemel vor ſeinem bett war fein bar; darinn lag ain duoch, darin er geſchlagen und genet werden ſollt u. ſ. w.

Wir kommen zu Georg von Ehingen, der ſich nun ſelbſt einführt: „Ich Joerg von Ehingen ritter bin in meiner jugent geſchickt worden als ain knab an hoff gen Ynſpruck. Da zuo mal hielte hoff da ſelbſt ain junger fürſt von Oeſterrych, hertzog Sigmundt genant; hett ain küngin vón Schotland zuo ellichem gemahel. Alſo ward ich geordnet der küinigin zuo dienen. Als ich ain zeit ir gedient, ward ich gedachter küinigin virſchnider und diſchdiener. Und aber als ich auffwuochs zuo den manbaren jaren und meiner ſterkin befand, beduchte mich

mir bafs anzuoftend, zuo ainem arbätfamen fürften zuo kumen, mich in ritterlichen handlungen zuo gebruchen und alle ritterfpil zuo lernen, dann alfo in der ruow und wolluft zuo Ynfzpruck zu verligen.“

Und gieng nach Oeſterreich, wo er zuerſt Herzogs Albrecht zu Oeſterreich Kämmerer wurde (S. 9.), mit dieſem, der mit 500 Pferden in Prag einritt, zur Krönung des Königs Ladislaus zog. Zu dieſem Zuge richtet ihn der Vater mit den Worten aus „Lieber ſun, ich wil dich uff difen zug erlich und wol ufzrüſten, wie dan ainem ritterlichen man wol zimpt; und darump ſolt du dich in allen ritterlichen ſachen und ritterſpillen bruchen; und ſo man dann ritter ſchlahen und machen würde und ander deins gelychen und höher annemen, ſo ſolt dufz och annemen und mit dir wider zuo land bringen. Alſo ward ich mit aim gantzen harniſch und küriſz, och mit hengſten, pferden, knechten, klaidern und anderm, ritterlich und wol uzgeriſt“ (S. 9 — 10). Und Georg hielt hier tapfer zu den ritterlichen Uebungen: „darnach haben mir all vier in hohen zügen ein kampfſtechen gethon; das gieng iber die mafz hart zuo.“ (S. 10). Der rüſtige Vater trieb den Sohn ſtets von Neuem zu ritterlicher Thatkraft an: „Da berüfft er mich in ſin ſtüblin, dafz noch uff dem thor (zu Kilperg) ſtat, tette ain ſchöne lange red mit mir, wafz die ritterſchaft wer, wie ich mich och halten ſöllt, und ſchenket mir 400 gulden in die ritterſchafft, die er dan by im verdegt in aim beckittſten hette. Darbey rett er, dafz ſin will nit wer, dafz ich alſo nach diſer zyt die ritterſchafft in diſen landen in der ruow an der fürſten höff und in herbergen alſo da hinden niderſizen ſöllt, aber efz würde uf den künftigen frieling ain treffenlicher zug von den ſant Johanſern hern gen Rodifz geſchehen, ufz urſach dafz der grofz dürkiſch kaiſer underſteen wellt, ſich mit groſſer macht uff land und waſſer darfür mit ſim leger zuo ſchlahen, der mainung Rodifz zuo herobern. Zuo ſollicher raifz ſolt ich mich als ain newer ritter och rüſten und alſo ſchicken, uff den künfftigen frieling mit den Rodiffern hinein gen Rodifz zuo ziehen, und ſo dann die ſelbig raifz ain end nem (wo mir dan got der herr ſo vil lebens verlühe), ſo ſollt ich vir in zum hailigen grab kriſti und dem hailigen land ziehen; dann wiewol er all ſein tag ain groſſe begirde gehapt hette, die hailigen ſtett und land zuo ſuochen, dafz dann ſinthalb ufz vil groſſen, tapffern urſachen nie hette müegen geſin, wie er dann vor mehrmaln mir geſagt, ſo wer im doch ein fröd, dafz ich die ſelbigen hailigen land und ſtött ſuochen und dahin ziehen ſollt, dar zuo er mich dann uzrüſten wöllt nach ſeinem vermügen. Diſe rede nam ich alſo mit fröden von im an und gab im mein willen zuo erkennen, dafz ſelbs mein will und gemiet nit anders ſtönde, den der ritterſchafft mit allem ernſt nach zuo ziehen.“ (S. 11).

Die Reiſe (auch mancher Franzoſe und Spanier ſchloß ſich an) gieng über Venedig (S. 12) nach Rhodus, wo Georg von Ehingen einen Dorn von der Krone Chriſti empfieng, den er aber Vorſicht halber dort verließ, doch auf ſeiner Rückkehr nicht vergaß, ſondern ſeinem Vater heim brachte in ſin kapell, dar ab er ein ſunder groſze fröd hette (S. 14). Von Rhodus, wo er 11 Monate liegen bleiben mußte, gieng er über „Barutto, Tiro, Saffedo und Appolloſſo“ gen „Naſſareth, dannen gen Jeruſalem.“ — „Als ich nun die hailigen

ſtett geſuocht und den mertail durchgangen und 15 tag zuo Jeruſalem und darinn beliben war, ſtand mein gemüet witer zuo ſant Catherina und gen Baballonia zuo ziehen und gefellt mich zuo ettlichen kaufflüten und barfüſſermünchen. Och überkam ich gar ain erlichen walbruoder, der war ain geſchickt man und genant der Münch von Baſel (S. 13), der ihm aber, ehe ſie nach Zypern kamen, ſtarb und ward von der galeen ins mer geworfen. ab ſollichem tod ich gantz beſchwert ward. Gott well ſiner ſel gnaedig und barmherzig ſin (S. 14). Die Uebrigen kamen bis Damaskus, wo ſie ſich auslöſen mußten. Alſo ward unſer raiſz wendig, dann wir mochten vor den haiden und Araben nit verner kumen (S. 13). Weßhalb ſie über Alexandrien nach Zypern zogen und dort vom Könige Philippus wohl empfangen wurden. Darnach kehrte Georg von Ehingen über Venedig im J. 1454 zu ſeinem Vater heim, von dem er frölich und wol empfangen ward (S. 14).

Aber er, der auf Rhodus ehrlich gegen die Türken gefochten hatte (In den dingen begaben ſich manger handel uff waſſer und uff land, daſz wir uns mit dem krieg üebeten gegen den Türken: (S. 12), mochte daheim, obgleich an Herzog Albrechts von Oeſterreich Hofhaltung zu Rotenburg am Neckar als oberſter Kämmerer wohl gehalten („Sin gnaden ſchankt mir och die fürſtlich geſellſchaft des Salamanders S. 15) und munter in Turneyen, nicht lange ſtill liegen, ſondern beſchloß mit „Jörg von Ramſyden“ (der war uſz dem Saltzburger gebürg, da hett er ſine ſchloſz und gueter S. 15), da ſich in den zyten kain handlung oder kriegiſch uffrnor by kaynem küng oder fürſten haben mocht ... .ſo lang von aim rych in daz ander zu ziehen, biſz ſie zuo ernſtlichen groſſen ſachen und handlungen komen möchten (S. 15). Sie giengen zuerſt nach Frankreich. Von König Karls Hof aber zogen ſie bald weiter, denn esz war kain ſunderlich ritterlich üebung an ſeinem hoff, dann er war ain ernſtlicher küng von guotem alter“ (S. 17), nach Spanien, wo ſie gegen den heidenküng von Granaten (und Tunis S. 17) zu kämpfen hofften, welcher Zug aber wendig ward (S. 18), weßhalb ſie nach einigem Aufenthalte am Hofe zu Navarra nach Portugal giengen, um gegen den Heidenkönig von Fetz (S. 18) zu dienen. In Liſſabon waren ſie wegen dieſer Abſicht wohl empfangen: „Uns ward ſo vil ern (Ehren) erzögt und ſo vil fröd gemacht, als vor by kainem küng oder fürſten ie geſchach. Wir wurden och zuo vil malen in der küngin frawen zimer gefüert und gar ſchön däntz gehalten; och zuo dem waidwerk; der glichen mit ſpringen, ringen, werfen, fechten, rennen der pferd und genetten (türkiſchen Pferden), darzuo mit banketen: virwar eſz was guot da ſin!

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. December.

Nro. 261. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Des Schwaebischen Ritters Georg von Ehingen Reisen nach der Ritterschaft. Stuttgart, gedruckt auf Kosten des literarischen Vereins. 1842. 28 u. VII. Seiten gr. 8.

(Schluß.)

Der küng war genant Allfonsufz und war ain hüpscher wolgestalter fürst und der allerkristelichst, wertichst und gerechtiste küng, den ich ie erkent hab. Er hielt och ain küniglichen hoff, hette zwen markgraffen und vil graffen, herren und ritterschaft by im und über die mafz ain schön frawen zimer. Mir übten uns och deglichen mit allen ritterspillen zuo rosz und zuo fuosz, mit jottdiern (justieren, tjostieren) und mit battälla (früher Buhurten) in gantzen harnischen; darab dan der küng ain sunder grosz fröd und wolgefallen hett. Mein gesell war der sterkist man, den stain und die yssinbar zuo werffen, doch so die nit lycht, sunder schwer war, dan er war ein langer starker man, und mocht im kainer den schweren stain hinwerffen; aber mit ringen och zuo rosz und zuo fuosz. In den gantzen harnischen darin tette ich allen flysz, dann zuo den selbigen dingen war ich ettwas gebruchter, dann min gesell." (S. 19 — 20). Man erkennt hier leicht den Gegensatz zwischen dem Ritter vom Schwabenlande und den vom Tyrol, vom Gebirgslande. Wer gedenkt nicht an Herzog Christoph von Bayern und der Schweizer noch heutiges Steinstoßen? *)

Georg von Ehingen kämpfte wirklich in Afrika gegen den König von Fetz mit und schildert S. 21 — 23 den Kampf ausführlich und anschaulich. Er selbst that sich sehr hervor, ja man kann sagen: er entschied den Kampf auf ritterliche Weise. Einem ungeheuren Heere stand man mit 400 Pferden und 1000 zu Fuß gegenüber. Als esz nun wol uff den abend ward, kumend ettlich der unsern und sagten, esz wer ain mechtiger haid, der begerte ains kristen ritters, der sich

*) Man vergleiche „Ueber den Stein und die drey Nägel in der k. Residenz zu München" als Anhang zu des Referenten Schrift über „Die öffentliche Turnanstalt zu München." München, Lindauer. 1837. 8.

mit im schlahen söllte, glychen platz zwischen bäden huffen (Haufen). Also bat ich den kapitany, dasz er mir söllichesz zuo thon vergünden wöllt, dan ich war gar wol gerüst und gantz geregnig (gewandt) in ringharnisch; so hette ich och ain starken werlichen jennetten, der mir vom küng geschenkt ward. Dasz ward mir vom kapetany vergüntt. Also liesz unser kapetany den scharmitzern abblasen; die ruckten all zuo dem huffen. Da macht ich ain krütz mit meinem spiesz vir mich und rukt allgemach von unserm huffen gegen dem häden zuo tal. Da die haiden das hersahen, rucktend sie och zuo irem huffen. Also schickt unser kapitany ain trumpeter gegen der haiden huffen; der bliesz und gab zaichen. Also gar geschwind ruckt ain häden, uff ainem schönem barbarieschen pferd daher gen tal, der ebne zuo. Der Kampf war heiß, Jörg von Ehingen siegte: Also gab ich im erst ain rechten stich in sin angesicht und stach in uff die erden nider und trang also uff in und stach im den hals ab. Also stand ich uff, nam sin schwert und trat zuo meinem pferdt. Do stonden bäde pfärd by ainander: sie waren den gantzen tag fast gearbät (angestrengt) worden und waren gar zem (zahm). Do die häden sachen dasz ich gesigt, rugkten sie mit irem huffen hin weg. Aber die Portigalläsz und kristen ruckten ettlich herzuo, und huwen dem haiden sin haupt ab, namen sin spiesz und stackten esz daruff, zugen im sin harnisch ab, u. s. w. (S. 24). Jörg von Ehingen ward (auch vom Könige später) hochgeehrt „und geschah mir die allergröst er, der ich nit wert war. Got der allmechtig stritt uff die stund vür mich, dann in gröffer not kam ich nie. Der haid war ain treffenlich starker man: ich befand och wol, dasz sin sterkin die min wyt übertraff. Gott der her sy ewiglich gelopt.“ (S. 25).

Von hier zog Georg wieder nach Spanien und Granada, gegen die Araber von Tunis zu kämpfen (S. 26). Hier ward er im Kampfe vor einer kleinen Stadt mit einer stabschlingen (Schleuder) am Schienbein verwundet „und wie wol ich darnach wol gehailt, brach mir dasz schinbein, als ich gen Schwaben kam, wider uff, und behielt also bisz in min alter ain löchlin im schinbain und ain flusz (S. 27).

Darnach blieben die beyden Reise- und Kampfgenossen noch zwey Monate am königlichen Hofe; da geschah uns gar vil eren mit banketen, dantzen, jagen, rennen der jenneten und anderm (S. 27). Darnach nahmen sie Urlaub nach Portugal. Der küng gabe uns bäden fine orden gesellschafften, namlich die Ischpanisch: das ist ain halsband, brät und geschüebt, wie die grossen fischschiepen. Die ander das ist la banda de kastillia: das war ain roter scharlatrock und ain guldiner strich oder band, zwaier domen (Daumen) brät, iber die link achseln, vornen zwerche (quer) herab bisz zuo end des rock uff der rechten syten und von dem selbigen ort, unden am hindertail des rock zwerch wider heruff, bisz wider uff die link achsel. Die dritt orden gesellschafft ist die von Grannatten: ain granatepffel, der

uff kloben iſt mit aim ſtil und ettlichen blettern dar an. Er gab uns och 300 dockaten und jedem ain ſchönen jenneten. Alſo ſchieden wir erlich, loblich und nutzlich von diſem kriſtenlich künig Hainrichen, in dem jar als man zalt von der geburt unſers herren 1455 (S. 28). Auch der König von Frankreich gab ihm ſin orden geſelſchaft.

Mit dieſer Ordensſchilderung (man ahnt die neue Zeit, die uns unter Anderm in der Selbſtbeſchreibung des ſchleſiſchen Ritters Hans von Schweinichen ſchon ſo umgewandelt entgegentritt) ſchließt eigentlich Georg von Ehingen ſeine Selbſtbeſchreibung, die, an ſich wie geſagt, nicht groß, nur den Einen Wunſch zurückläßt, daß er nicht wie S. 12 von den Händeln, die ihnen auf der Fahrt von Venedig nach Rhodus begegneten, geſagt haben möchte, — daſz ich alleſz ump kürtze underlaſz“ oder S. 10 von Wien und Prag „nem alles zuo vil zuo ſchryben,“ und wie gern möchte man ihm zugelauſcht haben, wie er dem Herzog Albrecht zu Rothenburg erzählte von ſiner meervart (S. 15). —

Der äußerſt ſauber und richtig gedruckte Text dieſer Reiſen nach der Ritterſchaft iſt nicht nach dem Eingangs dieſer Anzeige genannten Drucke von 1600 wiederholt, ſondern einer Handſchrift der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart vom Ende des 15. Jahrhunderts entnommen. Der Bearbeiter oder Bereiniger des Textes, Herr Franz Pfeiffer aus Solothurn, ſpricht ſich im kurzen Vorworte bündig über die Grundſätze aus, die beym Abdrucke befolgt wurden und darauf hinaus gehen, die wild und wüſtgewordene Rechtſchreibung jener Zeit von ihren allzu üppigen Schößlingen zwar zu bereinigen, ihr dagegen Alles, was der Zeit im Allgemeinen oder der ſchwäbiſchen Mundart insbeſondere eigenthümlich zugehören dürfte, zu belaſſen. Die einzige Frage könnte hier noch aufgeworfen werden, ob Georg von Ehingen ſelber ſin oder ſein, ein oder ain, haiden oder häden geſchrieben habe: wir leſen hier beydes bunt durch einander, ja bald hädiſch (20. 25), und hädiniſch, bald haidenſch (21); eben ſo bald üeben bald ieben. Auch wäre Ausgleichung von Schreibungen wie jennetta, jenette, genette, eben ſo der Ortsnamen, wo bald Baballonia (13) bald Babilonia (14), bald Zezublia (17) und kurz darauf Zezillien, bald Feſſa (18), bald Weſſa (19) geſchrieben wird, wohl nicht unrathſam geweſen. Aber man hat darin wohl das Schwanken des ehrlichen Ritters ſelber zu erblicken, der mit manchem ſpaniſchen und welſchen Worte ſich ſchmückt neben recht friſchen deutſchen: ein zwingelhof (Citadelle) mitten in Afrika (S. 21) und Septa (Zeuta) klingt ſeltſam neben der ſpaniſchen udigentz (S. 18); ringe pferde (chevaux legers) neben dem regal baner (S. 27), welches Wort hätte getrennt und erklärt werden dürfen, ſo gut wie ſtabſchlinge (S. 27), oder verfercken (S. 5) und abgeferket (S. 18), eben ſo (S. 18) zum vinſtern ſtern d. i. Cap Finis terrae. Sonſt ſind die dem Texte untergefügten kurzen Erklärungen zweckmäßig und treffend, mit geeigneter Verweiſung auf Schmellers bayeriſches und auch Schmids ſchwäbiſches Wörter-

buch. Die S. 16 vorkommende Zusammenstellung „fackman oder trosser, der unser kläder fierte zeigt gut den allmähligen Begriffs-Uebergang des ersten Wortes zu dem von Räuber: die Troßbuben werden zu Nachzüglern und diese zu Merodeurs. Der Spanier kennt diesen Sacomano wie der Franzose (sacheman), und sacman machen, dem sacman rüefen hieß in Deutschland rauben, plündern. S. 19 ist solliem dicht neben söllichem wohl Druckfehler und S. 25, 1 dürfte und zu tilgen seyn. — Zum Schlusse sey folgende kleine Bemerkung erlaubt. Durch die Grimmische Sprachschule, wie schon durch den seeligen Docen, ist bekanntlich auf wissenschaftlichem Gebiete mehrfach bereits der Versuch mit Entfernung großer Anfangs-Buchstaben in den Hauptwörtern gemacht worden. Bey Ausgaben älterer deutscher Dicht- und Sprachwerke von J. und W. Grimm, K. Lachmann, M. Haupt, und anderen lag dieses nahe; eben so ist es in des Letztgenannten Zeitscheift für deutsches Alterthum. Andere sind natürlich der Weiterung gefolgt, namentlich H. Leo in Halle in seinen angelsächsischen und keltischen Schriften und vor einigen Jahren schon ein niedereheinisches juristisches Werk. Eben so Professor A. Schott in Stuttgard in seinen Deutschen in Piemont. Auf eine heitere Weise nun hat diese Neuerung denn auch auf dem Titel der von diesem Letztgenannten besorgten Closenerischen Chronik (aber nur hier) Platz gegriffen: hier heißt es gedruckt auf kosten des literarischen vereins, während Franz Pfeiffer dieses auf Kosten der langen Gewohnheit noch nicht gewagt hat, hier heißt es ehrsam gedruckt auf Kosten des literarischen Vereins, von dem wir nunmehr mit dem neuen Jahre schon die dritte versprochene Lieferung gewärtigen dürfen.

H. F. M.

Mit diesem Stücke wird das Inhalts-Verzeichniß des vierzehnten und fünfzehnten Bandes der Gelehrten Anzeigen ausgegeben.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß

der Gelehrten Anzeigen von 1842, Band XIV. und XV.

Die römische Ziffer verweist auf den Band, die arabische auf die Seite des Bandes.

Agassiz, L., *nomenclator zoologicus*. Fasc. I. Soloduri 1842. XV. 599.

— — Untersuchungen über die Gletscher. Solothurn 1841. XIV. 849.

Alberi, Eug., *Relazione* degli *ambasciatori* veneti al senato, edite da .... Serie I. II. III. Vol. 1. XV. 201.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. 1. Heft. 1840. XIV. 126.

— — — 2. Heft. XV. 207.

Aretin, C. M. Frhr. v., Bayerns auswärtige Verhältnisse seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts. 1. Bd. Passau 1839. XIV. 109.

— — — Geschichte des bayerischen Herzogs und Churfürsten Maximilian I. Passau 1842. XV. 809.

Basilii M. et S. Gregorii Nysseni contra feneratores orationes binae — ed. L. de *Sinner*. Paris 1841. XV. 465.

Basilii, M. S., oratio ad adolescentes quomodo possint ex gentilium libris fructum capere — ed. L. de *Sinner*. Paris 1842. XV. 465.

Bibliotheca Patrum ecclesiasticorum Latinorum selecta. Curante E. G. *Gersdorf*. Vol. I — IX. Lips. 1838 — 40. XV. 89.

— — — Ecclesiae catholicae, qui ante Orientis et Occidentis schisma floruerunt. Tom. I. Oxon. et Lond. 1833. XV. 89.

— — — de l'école des Chartes. Tom. I. II. Paris 1839 — 41. XV. 105.

Biondelli, B., Atlante *linguistico* d'Europa. Vol. I. XV. 65.

Bonaparte, Car. Luc., osservationi sullo stato della *Zoologia* in *Europa*. — Firenze 1842. XV. 1001.

Brandis, Carl Aug., Mittheilungen über Griechenland. Leipzig 1842. Thl. 1—3. XV. 905.

Braniß, Dr. Chr., Uebersicht des Entwicklungsganges der Philosophie in der alten und mittleren Zeit. Breslau 1842. XV. 681.

Brogniart et Malagoti, s. Extrait des Archives du *Muséum d'histoire naturelle*.

Buff, Dr. Heinr., Lehrbuch der Stöchiometrie. 2. Aufl. Nürnberg 1842. XV. 33.

Burdach, K. Fr., Blicke ins Leben. Bd. 1. Leipz. 1842. XV. 521.

Carus, Dr. C. G., Grundzüge einer Cranioſkopie. Stuttg. 1841. XIV. 529.

— — Carl Güſt., Zwölf Briefe über das Erdleben. Stuttg. 1841. XIV. 865.

Ciceronis, M. T., de finibus bonorum et malorum libri V. Recensuit.. D. Jo. Nicolaus *Madvigius*. Havniae, 1839. XIV. 417.

Cuvier, Georges, Histoire des sciences naturelles — professé an Collège de France — publiée par Madel. de *Saint-Agy*. P. I. II. Paris. XV. 593.

Dictionnaire universelle d'Histoire naturelle, dirigée par M. Charles d'*Orbigny*. Tom. I. Paris 1841. XIV. 521.

— — — des *Sciences naturelles*. Supplément. Paris 1840. Tom. I. XIV. 521.

Differenz der Schelling'ſchen und Hegel'ſchen Philoſophie. 1. Bd. Leipzig 1842. XV. 697.

Dirkſen, H. E., Vermiſchte Schriften. 1. Thl. Berlin 1841. XV. 673

Dönniges, Dr. W., Geſchichte des deutſchen Kaiſerthums im 14. Jahrhunderts. Erſte Abth. 1. Abſchn. Berlin 1841. XV. 217.

Doppler, Chriſt., über das farbige Licht der Doppelſterne. Leipzig 1842. XV. 893.

Dumont d'Urville ſ. *Voyage* au *Pole-Sud*.

Ehrenberg, C. H., das unſichtbar wirkende organiſche Leben. Berlin 1842. XV. 193.

El-Mas' údi's Historical Encyclopaedia, entitled „Meadows of gold and mines of gems," translated from the Arabic by Alois *Sprenger*. Vol. 1. London 1841. XIV. 585.

Erdl, Dr., Tafeln zur vergleichenden Anatomie des Schädels. München 1842. XIV. 559.

Erwerbung der Mark Brandenburg durch das Luxemburg'ſche Haus. Eine Denkſchrift zur Feyer des 24. März 1840. Berlin 1840. XV. 449.

Eſterl, P. Fr., Chronik des adelichen Benediktiner-Frauenſtifts Nonnberg zu Salzburg. Salzburg 1841. XIV. 501.

Euripidis Medea. Recognovit et in usum scholarum ed. August. *Witzschel*. Lips. 1841. XIV. 1593.

Extrait des Archives du Muséum d'histoire naturelle. Premier et second Mémoire sur les Kaolins ou Argiles à Porcelaine par M. M. Alex. *Brogniart* et *Malagati*. Paris 1841. XIV. 809.

Ficker, Franz, Aeſthetik oder Lehre vom Schönen. 2. Aufl. Wien 1840. XV. 713.

Flourens, P., Analyse raisonnée des travaux de Georges *Cuvier*, précédée de son éloge historique. Paris et Lips. XV. 577.

Forchhammer, P. W., Die Geburt der Athene. Kiel 1841. XIV. 806.

Fragmenta Comicorum Graecorum collegit Augustus *Meineke*. Vol. I — IV. Berol. 1839 — 1841. XV. 137.

Freſenius, Dr. C. Remig., Anleitung zur qualitativen chemiſchen Analyſe, oder die Lehre von den Operationen u. ſ. w. Mit einem Vorwort von Juſt. Liebig. 2. Aufl. 1842. XV. 953.

Georg von Ehingen, des ſchwäbischen Ritters G. v. E. *Reisen* nach der Ritterſchaft. Stuttg. 1842. XV. 1064.

Geppert, C. E., über den Urſprung der homeriſchen Geſänge. 2 Thle. Leipzig. 1840. XIV. 313.

Glocker, Dr. Ernst Friedr., Mineralogische Jahreshefte. Heft 6 und 7. Erste Hälfte. Nürnb. 1841. XIV. 202.

Göttling, Karl Wilh., Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zum Tode C. Cäsars. Halle 1840. XV. 225.

Gould, J., the birds of Australia. Part. III. u. IV. London 1841. XIV. 145.

— — monograph of the Macropodidae, or Family of *Kangaroos*. Part I. London 1841. XIV. 145.

Gray, George Rob., a list of the Genera of *Birds*. 2. edit. London 1841. XIV. 534.

Gregorii, S. Patris nostri Gr. theologi vulgo Nazianzeni — opera omnia — edidit D. A. B. *Caillau*. Tom. II. XV. 465.

Grey, George, Journals of two Expeditions of discovery in *North-West* and *Western Australia*, during the years 1837, 38, 39. II. Vol. Lond. 1841. XV. 177.

Grimm, Jacob, über zwey entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums. 1842. XIV. 729.

Günther, Dr. A. F., Beobachtungen über die Entwicklung des Gehörorgans. XV. 194.

Hammer-Purgstall, Geschichte der goldenen Horde in Kiptschak d. i. der Mongolen in Rußland. Pesth 1840. XV. 641.

Harris, Capt. Cornwallis, Portraits of the Game and *Wild Animals* of *Southern Africa*. Part I — III. Lond. 1840 — 1841. XIV. 257.

Hefner, Dr. Jos. v., das römische Bayern in antiquarischer Hinsicht, Münch. 1841. XIV. 489.

Historiae Russiae monimenta ed. *Turgenevis*. Tom. I. Petrop. 1841. XV. 841.

Historiae Ruthenicae scriptores exteri saeculi XVI, colleg. Adalb. de *Starczewsky*. Tom. I. II. 1842. XV. 841.

Hoefer, Ferd., éléments de *Chimie minérale*. Paris 1841. XIV. 217.

Horatius, G. H. Flaccus, die Episteln des —, übersetzt von Jos. Merkel. XIV. 441.

Hrdina, Joh. Nep., Geschichte der Wieliczkaer Saline, herausgeg. von Ludw. Em. Hrdina. Wien 1842. XV. 785.

Jahnius, Albert., animadversiones in *Basilii Magni* opera. Fasc. I. Bernae 1842. XV. 465.

Jahn, Otto, Pentheus und die Mänaden. Kiel 1841. XIV. 801.

Kieler, philologische Studien. Kiel 1841. XV. 145.

Kittel, M. B., Skizze der geognostischen Verhältnisse der Umgegend Aschaffenburgs. 1840. XV. 281.

Langenn, Dr. Friedr. Alb. v., Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen. Thl. 1 u. 2. XIV. 881.

Lehüerou, M. J. M., histoire des institutions *Merovingiens* et du Gouvernement Merovingien jusqu' à l'édit de 615. Paris 1842. XV. 663.

Leo, H., Rectitudines singularum personarum; nebst einer einleit. Abh. über Landansiedlung u. s. w. der Angelsachsen. Halle 1842. XV. 63.

Lersch, Dr. Laurenz, Centralmuseum rheinischer Inschriften. 3 Heften. Bonn 1839 — 1842. XIV. 489.

Lesson, R. P., nouveau Tableau du régne animal. *Mammifères*. Paris 1842. XV. 977.

Liebig, Just., die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie. Braunschweig 1842. XV. 601.

Lindner, Dr. Friedr. Ludw., Skythien und die Skythen des Herodot. Stuttg. 1841. XV. 711.

Lisch, G. C. F., Mekleuburgische Urkunden. Rostock und Schwerin, 1837 — 41. XIV. 937.

Lübker, Dr. Friedr., Commentar zu Horaz's Oden. Buch 1 — 3. Schleswig 1841. XV. 417.

Maine de Biran, oeuvres philosophiques, publiées par V. *Cousin*. Tom. 1—3. Paris 1841. XV. 497.

Märkische Forschungen. Herausgegeben von dem Vereine für Geschichte der Mark Brandenburg. Erst. Bd. Berlin 1841. XV. 449.

Matter, M., histoire de l'Ecole d'*Alexandrie*. 2. ed. Tom. I. Paris 1840. XV. 705.

Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Erster Bd. Zürich 1841. XIV. 777.

Morren, Charles, histoire litéraire et scientifique des *Tulipes*, *Jacinthes* etc. Brux. 1842. XV. 889.

Movers, Dr. F. C., die Phönizier. Untersuchungen über die Religion der Phönizier u. s. w. Erster Band. XIV. 602.

Müller, Dr. Hermann, der heilige Bonifacius auf der Salzburg. Würzburg 1841. XIV. 393.

— — K. O., Geschichte der griechischen Literatur bis auf Alexanders Zeitalter. Bd. 1. 2. Breslau 1841. XV. 897.

Oettinger, Dr. L., die Reihenfolge der Elemente. Freyburg 1841. XIV. 544.

Olshausen, Dr. Just., über den Ursprung des Alphabets und über die Vocalbezeichnung im alten Testament. Kiel 1841. XV. 489.

Oversigt overdet Kongelige danske Videnskabernes Selskabs *Forhandlinger* og dets Medlemmers arbeiter i Aaret 1841. XV. 849.

Pacini, Filippo, *nuovi organi* scoperti nel corpo umano. Pistoja 1840. XIV. 529.

Palacky, Franz, Geschichte von Böhmen. Bd. 2. Abth. 2. Prag 1842. XIV. 505.

Papencordt, Dr. Felix, Cola di Rienzo und seine Zeit. Hamburg 1841. XIV. 497.

Paulus, Inman., die moderne Philosophie und die Persönlichkeit Gottes. Stuttgart 1842. XV. 701.

Philostrati epistolae ed. Jo. Fr. *Boissonade*. Paris et Lips. 1842. XV. 753.

Platonis opera, recognov. Jo. Geo. *Baiterus*, Jo. Casp. *Orellius*, A. Guil. *Winkelmannus*. 1839—42. Turici. XV. 737.

Poggendorff, J. C., Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhalts in P. Annalen der Physik. Bd. LII. XIV. 231.
Bd. LXIII. — 879.
Bd. LIV. XV. 943.

Quetelet, observations des *phénomènes périodiques*. 1841. XV. 801.

Rapp, Dr. K. M., Versuch einer Physiologie der Sprache. Vierter Bd. Stuttg. 1841. XV. 57.

Ratisbonne, Th. de, histoire de H. *Bernard*. 2 Tom. Paris 2840. XV. 815.

Ratzeburg, J. T. C., die Waldverderben und ihre Feinde. Berlin 1841. XV. 285.

Raumer, Friedr. v., Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweyte Aufl. 6 Bde. Leipz. 1840. XIV. 905.
XV. 41.

Report of the tenth Meeting of the British Association for the Advancement of Science, held at *Glasgow* in August 1840. London 1841. XIV. 564.

Riemer, Dr. Friedrich Wilh., Mittheilungen über Göthe. Bd. 1. 2. Berlin 1841. XIV. 281.

Rudhart, Dr. G. Th., Aelteste Geschichte Bayerns und der in neuester Zeit zum Königreiche Bayern gehörigen Provinzen Schwaben, Rheinland und Franken. Hamburg 1841. XIV. 449.

Rudolf von Ems, der gute Gerhart. Herausg. von Dr. Moriz Haupt. XIV. 561.

Russegger, Jos., Reisen in Europa, Asien und Afrika mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreff. Länder. Bd. 1. XIV. 977.

Rousselot, M. Xavier, études sur la *philosophie dans le moyen-âge*. Premier parti. Paris 1840. XIV. 833.

Schlegel, H., Abhandlungen aus dem Gebiete der Zoologie und vergleichenden Anatomie. Leiden 1841. 1. Heft. XV. 198.

— — — Dr., die Vögel Europa, gezeichnet von Susemihl. Lief. 1 — 10. Stuttgart. XV. 585.

Schomburgk, R. H., Reisen in Guiana und am Orinoko während der Jahre 1835 — 1839. Herausgegeben von O. A. Schomburgk u. s. w Leipz. 1831. XIV. 153.

Schott, Dr. Albert, die deutschen Colonien in Piemont, ihr Land, ihre Mundart und Herkunft. Stuttgart 1842. XV. 73.

Senecae, L. Annaei, opera — ed. Carol. Rud. *Fickert.* Lips. 1842. XV. 929.

Smith, Hamilton, the natural history of *horses.* Edinb. 1841. XV. 985.

Stilling, Dr. B., und Dr. J. Wallach, Untersuchungen über den Bau des Nervensystems. XV. 196.

Strassburgische Chronik von Fritsche *Closener.* Stuttg. 1842. XV. 1015.

Struve, Ern. Aud., de *Eupolidis Maricante.* Kiliae 1841. XV. 169.

Sybel, Dr. Heinr. von, Geschichte des ersten Kreuzzuges. Düsseldorf 1841. XIV. 233.

Teuffel, Wilh. Sigmund, Charakteristik des Horaz. XV. 441.

Tiedemann, Fr., von den Duverney'schen, Bartholin'schen oder Cooper'schen Drüsen des Weibes. Heidelberg und Leipzig 1840. XIV. 529.

Todd, B., the Cyclopaedia of *Anatomy* and *Physiology.* Vol. II. Dia — Ins. London 1839 — 1841. XIV. 129.

Ulrici, Dr. Hermann, über Princip und Methode der Hegelschen Philosophie. Halle 1841. XIV. 265.

Verhandelingen over de Natuurlijke Geschiedenis der Nederlandsche Overzeesche Bezittingen .... *Zöologie.* Leiden 1840 — 1841. XIV. 545.

Verhandlungen der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft bey ihrer Versammlung zu Zürich. 26. Versamml. Zürich 1841. XV. 985.

Vincke, Ludw. v., der zweyte punische Krieg und der Kriegsplan der Karthager. Berlin 1841. XV. 129.

Visiani, Rob. de, *Flora dalmatica.* Tom I. 1842. XV. 1009.

Voyage an Pole Sud et dans l'Océanie sous le commandement de M. J. *Dumont d'Urville.* — Histoire du voyage par M. Dumont d'Urville. Tom. I. partie 1 u. 2. 1841. 1842. XIV. 993.

Vrolik, W., Recherches d'anatomie comparée sur le Chimpansé. Amsterdam 1842. XV. 569.

Wagner, R., Lehrbuch der physiologie für akademische Vorlesungen. Abh. 1 — 2. Leipzig 1839 — 1840. XIV. 529.

— — — Icones Zootomicae. Handatlas u. s. w. XIV. 529.

— — — physiologicae. 1839. XIV. 529.

Walpers, Guil. Ger., repertorium *Botanices* systematicae. Tom I. fasc. 1 — 3. Lips. 1842. XV. 969.

Weber, Beda, Tyrol und die Reformation. Inspruck 1841. XIV. 409.

Wilde, W. R., narrative of a voyage to Madeira, Teneriffe, and along the shores of the mediterranean. II. Vols. 1840. XIV. 9.

Wolf, Ferd., über die Lais, Sequenzen und Leiche. Beytrag zur Geschichte der rhythmischen Formen und Singweisen der Volkslieder. Heidelberg 1841. XV. 60.

Wycleffe, John, the last age of the church. Edited by James Henthorn *Todd.* Dublin 1841. XIV. 543.

Bulletin (Intelligenzblatt).

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Allgemeine Sitzung vom 16. Juny 1842. Vortrag des Vorstandes, Herrn Staatsrath Baron von Freyberg. XV. 289.

Oeffentliche Sitzung zur Feyer des Allerhöchsten Geburts- und Namensfestes Sr. Majestät des Königs, am 25. August 1842. Rede des stellvertretenden Vorstandes, Herrn Hofrath Thiersch. XV. 401.

Verzeichniß der seit dem 24. July 1841 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke. XV. 389.

Sitzungen der Classen;

Philosophisch-philologische Klasse:

am 24. April 1842:

Spengel, über die unter dem Namen des Aristoteles erhaltenen Schriften XIV. 49.

am 12. Februar 1842:

Schmeller, Erinnerung an Joseph von Scherer's literärische Bestrebungen. XIV. 641.

am 2. July:

Müller, M. J., über den Ursprung des Namens Pehlvi. XV. 361.

— — — über die arabischen Manuskripte, betreffend die drusische Religion, im Besitze Sr. Majestät des Königs. XV. 377.

Historische Klasse:

Sitzung am 20. November 1841:

Koch-Sternfeld, v., historische Erinnerungen auf einer Reise durch Oesterreich. XIV. 65.

am 19. Februar:

Höfler, über Werth und Inhalt der Chronik Salimbene d'Adami's von Parma. XIV. 673.

am 23. April:

Fink, v., zur Geschichte der ehemaligen städtischen Verfassung in der Oberpfalz. XIV. 1017.

am 25. Juny:

Fink, v., zur Geschichte der im Jahre 1599 erschienenen Landes-Ordnung in der Oberpfalz. XV. 309.

am 23. July:

Höfler, über den Kampf K. Heinrichs IV. mit Pabst Gregor VII. XV. 321.

am 20. August:

Fink, v., zur Entwicklungsgeschichte der städtischen Autonomie in der Oberpfalz mit Rücksicht auf ihren Untergang. XV. 353.

Mathematisch-physikalische Klasse:

Sitzung am 11. December 1841:

Martius, v., über die Vegetation der unächten und ächten Parasiten. XIV. 353.

am 8. Januar 1842:

Martius, v., Auszug aus einem Briefe von C. Wilh. Griffith in Serampore. XIV. 697.

am 5. Februar:

Lamont, Vorlage meteorologischer und magnetischer Instrumente. XIV. 699.

Buchner, über die Bitterstoffe im allgemeinen und insbesondere die der Cinchoneen. XIV. 705.

Martius, v., über kranke Kartoffeln von Frankenthal in der Pfalz XIV. 709.

— — — Auszug aus einem Briefe des Hrn. Capitäns W. H. Smith in Cardiff. XIV. 710.

am 12. März:

Ennemoser, über die Würde und den Standpunkt des Magnetismus. XIV. 713.

Steinheil, über einen von ihm construirten tragbaren kleinen Meridiankreis. XIV. 715.

Buchner, über die Angelika-Wurzel. XIV. 716.

Vogel jun., über das Verdauungsprincip Pepsin. XIV. 717.

am 9. April:

Buchner, über neue chemische Analysen der Salzsole und deren Mutterlauge von der Saline Rosenheim. XIV. 1035.

— — — über zwey neue Bereitungsmethoden des milchsauren Eisenoxyduls. XIV. 1034.

— — — über das Linin. — 1035.

am 13. May:

Steinheil, über seine Photometer zur Meßung der Lichtmenge der Gestirne. XV. 9.
— — — über Ruolz's Methode der Vergoldung mittels galvanischer Ströme. — —
— — — Teleskopspiegel, galvanoplastisch copirt und nachgebildet. — 10.
— — — Anwendung der Teleskopspiegel zu astronomischen Meß-Instrumenten. — 10.
Wagner, A., über die Artsrechte der antediluvianischen Höhlenbären. XV. 11.

am 10. Juny:

Kobell, v.; über einen Zinkspath von Nertschinsk. XV. 294.
— — — über einen Meerschaum von Theben in Griechenland. XV. 294.
— — — über die Krystallisation des Amoniakbrechweinsteins. — 296.
Lamont, mittlere magnetische Declination in München und ihre jährliche Abnahme. XV. 298.
— — Verbesserung der absoluten Intensitäts-Bestimmungen. — —
— — neue Einrichtung des Differential-Instrumentes. — 299.
— — neue Methode die absolute Inclination zu bestimmen. — 300:
Buchner jun., über das Weinsteinsaure Antimonoxyd-Ammoniak. — 301.

am 9. July:

Lamont, über die Sonnenfinsterniß vom 8. July. — 302.
Zuccarini, über eine monströse Feige. XV. 363.
Vogel jun., über Tension nnd Spannkraft der concentirten Schwefelsäure in getrockneter Luft. XV. 305.

am 13. August:

Steinheil, über seine Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß vom 8. July. XV. 761.
Kobell, v., Vorlage von 3 neuen galvanographischen Abdrücken. XV. 764.
Erdl, Aufbewahrung der Hühnerembryonen aus den frühesten Stadien. XV. 765.
— — über die Caries des menschlichen Zahns. XV. 771.
Lamont, Vorlage des ersten Hefts der Annalen für Meteorologie und Erd-magnetismus. XV. 783.

Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs im Jahre 1841, zweyte Hälfte July bis December 1841. XIV. 703.
— — — — — — — — im Jahre 1842, erste Hälfte Januar bis Juny. XV. 589.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

10331970

10331970

10331570

10331570